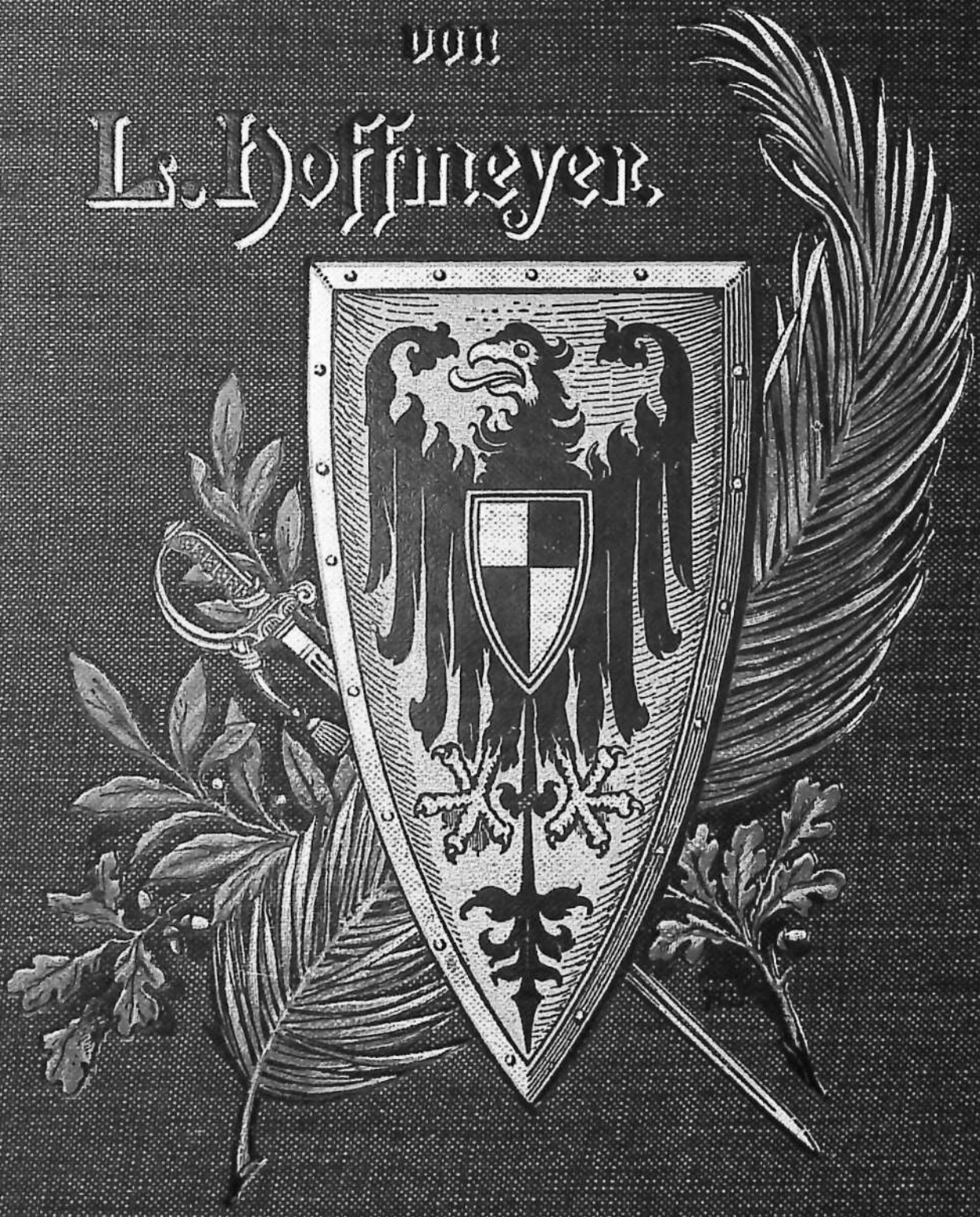
Unser Preußen

von

L. Hoffmeyer.



Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau



Ewiger Bund

https://www.ewigerbund.org



Vaterländischer Hilfsdienst

https://www.hilfsdienst.net/

Unser Preußen.

Die Entwickelung des Preußischen Staates unter der Herrschaft der Hohenzollern.

Von

L. Hoffmeyer.

Mit 167 Abbildungen, Skizzen u. Plänen
im Text sowie sieben farbigen Karten.

Dritte, verbesserte Auflage.

Ferdinand Hirt,
Königliche Universitäts- und Verlags-Buchhandlung.
Breslau.

Vom Fels zum Meer.

1. Hoch ragt empor auf felsenfestem Grund
Die Zollernburg in altersgrauen Tagen;
Sie schaut hinab und sieht in weiter Rund'
Die Ströme nordwärts ihre Schiffe tragen;
Sie ziehen hin mit Lasten reich und schwer
Vom Fels zum Meer.

2. Da wird's zu eng in seinem Felsenschloß
Dem Zollernaar, er lüftet seine Schwingen,
Und wo hinab mit Schiff und Kahn und Floß
Die Ströme munter durch die Täler springen,
Da fliegt er mit der Wolken dunklem Heer
Vom Fels zum Meer.

3. Und in den Marken zwischen Sumpf und Sand,
Wo tief in Wäldern rauschen mächt'ge Föhren,
Die Seen glänzen weit hinein ins Land,
Da ist der Aar gekürt zu hohen Ehren;
Das Zepter führt er, und er wirft den Speer
Vom Fels zum Meer.

4. Und weiter fort mit kräft'gem Flügelschlag
Schwingt sich der Aar, zu höh'rem Ziel zu steigen,
Am Balt'schen Meer erglänzt sein Ehrentag:
Die Fahnen vor der Majestät sich neigen;
Die Königskrone leuchtet hoch und hehr
Vom Fels zum Meer.

5. O Zollernaar, breit' deine Flügel aus,
Zu Schutz dem Volke und dem Vaterlande!
Dich schreckt nicht Sturm und wilder Wogen Graus;
Du schlägst der Feinde Schar in feste Bande;
Du bist des Deutschen Reiches Ehr' und Wehr
Vom Fels zum Meer.

Adolf Wachholdt.

Vorrede.

Die Geschichte des Königreichs Preußen, das, von der Natur wenig begünstigt, fast allein durch das Verdienst seiner Bewohner in der verspotteten Mark aus kleinen Anfängen zur Vormacht des Deutschen Reichs emporgewachsen ist und jetzt auf ein mehr als zweihundertjähriges Bestehen zurückblicken kann, ist nach dem Ausspruche König Friedrich Wilhelms IV. eine Geschichte ohnegleichen; kein Land kann sich eines ruhmvolleren Herrschergeschlechts rühmen, kein Volk hat aber auch größere Opfer an Gut und Blut dargebracht als das preußische. Daher gewährt das Studium der preußischen Geschichte einen besonderen Reiz. Sie lehrt — wie die Geschichte überhaupt — die Gegenwart verstehen; ihre Kenntnis ist deshalb unerläßlich für jeden, der mit Verständnis an der Lösung der Aufgaben des Staates mitwirken will, sie ist wünschenswert auch für die breiteren Schichten des Volkes. An größeren Werken über preußische Geschichte fehlt es ja nicht, und die Zahl der Leitfäden ist Legion; aber ein Werk, das wie „Unser Preußen“ für geringen Preis nicht nur eine lückenlose, lesbare Geschichte Preußens, sondern auch eine Fülle trefflicher Abbildungen bietet, gab es bisher noch nicht.

„Unser Preußen“ stellt nicht nur das äußere Wachstum des Preußischen Staates dar, sondern es sind auch die Entwickelung der wichtigsten staatlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen, wie der Landesverwaltung und Rechtspflege, des Heer- und Steuerwesens, der Schule und Kirche sowie die Lage der Bürger und Bauern eingehend berücksichtigt worden. Die einzelnen Abschnitte lassen sich mit Hilfe eines ausführlichen Registers leicht zu einem Gesamtbilde zusammenfassen. Das Buch ist für reifere Schüler der gebildeten Stände berechnet, kann aber seiner leichtverständlichen Sprache wegen auch von dem einfachsten Manne mit Nutzen gelesen werden, und da die preußische Geschichte zum Teil Kriegsgeschichte ist, also das Heer und seine Ruhmesthaten eingehende Berücksichtigung gefunden haben, so dürfte es auch dem Heere dienen können.

Daß bei der Abfassung des Buches die Arbeiten von Ranke, Droysen, Treitschke, Pierson, Berner u. a. gewissenhaft berücksichtigt worden sind, bedarf wohl keiner Versicherung.

Dem Herrn Verleger, der das Werk nicht nur mit Karten und reichem Bilderschmuck ausgestattet, sondern auch an der Gestaltung des Textes lebhaften Anteil genommen hat, sei auch an dieser Stelle mein herzlicher Dank ausgesprochen.

Möge „Unser Preußen" in Schule, Haus und Heer durch Verbreitung der Kenntnis vaterländischer Geschichte und durch Pflege wahrer Vaterlandsliebe reichen Segen stiften.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Zeitraum. Die Mark Brandenburg.

Seite

1. Die Vorzeit 1
2. Gründung und Erweiterung der Mark durch die Anhaltiner.
   1. Albrecht der Bär; 1134—1170 4
   2. Die übrigen anhaltinischen Markgrafen 7
3. Zerfall der Mark unter den Bayern und Luxemburgern 11
4. Die Neugründung durch Friedrich von Hohenzollern 15
5. Der innere Ausbau 22
6. Ältere Geschichte Preußens 35
7. Das äußere Wachstum der Mark unter Johann Sigismund; 1608—1619 43
8. Der Zerfall unter Kurfürst Georg Wilhelm; 1619—1640 45

Zweiter Zeitraum. Das Königreich Preußen.

1. Die Neugründung des Staates durch den Großen Kurfürsten; 1640—1688.
   1. Seine Jugend und ersten Regierungshandlungen 48
   2. Des Kurfürsten landesväterliche Fürsorge 53
   3. Erwerbung der Landeshoheit in Preußen 57
   4. Kampf gegen Franzosen, Schweden und Türken 62
   5. Spätere Werke des Friedens 69
2. Die Stiftung des Königtums durch Friedrich III. (I.); 1688—1713.
   1. Auswärtige Verhältnisse 76
   2. Sorge für des Landes Wohlfahrt 80
   3. Erwerbung der Königskrone 83
   4. Preußens Teilnahme am Spanischen Erbfolgekriege 86
   5. Die letzten Regierungsjahre des Königs 88
3. Die innere Festigung durch Friedrich Wilhelm I.; 1713—1740.
   1. Jugend und Regierungsantritt 89
   2. Die Landesverwaltung 90
   3. Auswärtige Verhältnisse 103
   4. Friedrich Wilhelms Lebensweise, Familie und Ende 106
4. Erhebung Preußens zur Großmacht durch Friedrich den Großen.
   1. Friedrichs Regierungsantritt und die beiden ersten Schlesischen Kriege; 1740—1745 110
   2. Der Siebenjährige Krieg; 1756—1763 118
      Das erste Kriegsjahr. 118. — Das Kriegsjahr 1757. 123. — Das Kriegsjahr 1758. 128. — Das Kriegsjahr 1759. 132. — Das Kriegsjahr 1760. 134. — Die letzten Kriegsjahre; 1761—1763. 137.
   3. Friedrich der Große als Landesvater 140
   4. Auswärtige Verhältnisse nach dem Siebenjährigen Kriege 153
   5. Friedrichs des Großen Lebensabend 155
5. Der Niedergang unter Friedrich Wilhelm II.; 1786—1797.
   1. Die inneren Verhältnisse 157
   2. Die auswärtigen Verhältnisse 160

Seite

6. Preußens Fall und Wiederaufrichtung unter Friedrich Wilhelm III.; 1797 bis 1840.
   1. Friedrich Wilhelm III. und Luise in den Tagen des Glücks 163
   2. Die auswärtigen Verhältnisse bis zum Kriege von 1806 167
   3. Die Schlacht bei Jena 169
   4. Der Feldzug von 1807; Friede 174
   5. Preußens Wiedergeburt 179
   6. Schwere Friedensjahre unter französischem Druck 185
      Preußen während der Kriege Napoleons gegen Spanien und gegen Österreich. 185. — Napoleons Krieg mit Rußland. 192.
   7. Der Befreiungskrieg von 1813 und 1814 196
      Die Erhebung des deutschen Volkes. 196. — Die Kämpfe vor der Schlacht bei Leipzig. 204. — Die Völkerschlacht bei Leipzig; 16., 18. und 19. Oktober 1813. 211. — Nach Paris. 214.
   8. Der Befreiungskrieg von 1815 221
   9. Friedrich Wilhelms III. spätere Regierung; 1815—1840 226
7. Die Erhebung Preußens zu einem Verfassungsstaate unter Friedrich Wilhelm IV.; 1840—1861.
   1. Bis zum Ausbruch der Revolution 237
   2. Die Revolution von 1848 239
   3. Auswärtige Verhältnisse 243
   4. Friedrich Wilhelms IV. Friedensarbeit 246

Dritter Zeitraum. Preußen als Vormacht des Deutschen Kaiserreichs.

1. Die Errichtung des Deutschen Reichs durch Kaiser Wilhelm den Großen; 1861—1888.
   1. Jugend und erste Regierungsjahre Wilhelms I. 255
   2. Der Krieg gegen Dänemark 264
   3. Der Deutsche Krieg von 1866 267
   4. Der Deutsch-französische Krieg von 1870 und 1871 281
      Ursache und Ausbruch desselben. 281. — Die Schlachten um Metz am 14., 16. und 18. August. 290. — Kämpfe gegen die französische Republik. 298. — Friede. 306. — Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums. 308. — Einiges aus der Reichsverfassung. 312.
   5. Kaiser Wilhelm der Große 312
      Auswärtige Verhältnisse. 312. — Die soziale Gesetzgebung. 314. — Kaiser Wilhelms Friedensarbeit für Preußen. 317. — Kaiser Wilhelms Lebensabend und Heimgang. 323.
2. Die innere Festigung durch Kaiser Friedrich III. und Kaiser Wilhelm II.
   1. Kaiser Friedrich III., vom 9. März bis 15. Juni 1888 328
   2. Kaiser Wilhelm II., seit 15. Juni 1888 333

Allmähliche Vergrößerung des brandenburgisch-preußischen Staates 353
Die brandenburgisch-preußischen Regenten aus dem Hause Hohenzollern . . 353
Stammtafel des hohenzollernschen Hauses 354
Verzeichnis der Abbildungen und Karten 356
Register 359

Erster Zeitraum.

Die Mark Brandenburg.

1. Die Vorzeit.



Das Kernland des preußischen Staates sind die Gebiete an der Havel und Spree. Die ältesten geschichtlich bekannten Bewohner dieses Landes waren die germanischen Semnonen, der edelste Zweig des suevischen Stammes, der nach Berichten des Römers Tacitus (um 100 n. Chr.) den ganzen Nordosten Deutschlands bewohnte und auch die Langobarden zwischen Elbe und Harz, die Rugen und Burgunder in Pommern sowie die Goten an der Warthe und Netze umfaßte. Zur Zeit der großen Völkerwanderung (um 400 n. Chr.) verließen die Semnonen ihre bisherigen Wohnsitze und wanderten nach Süden oder Westen. In die verlassenen Gegenden rückten von Osten her die Slaven ein, die sich allmählich von der Ostsee bis zum Adriatischen Meer, im Westen (um 600) bis zur Elbe, zur Saale, zum Böhmerwald und Inn ausbreiteten und sich in zahlreiche Stämme spalteten. Zwischen Bober und Saale ließen sich die Sorben, an der Havel und Peene die Lutizen und Wilzen und in Mecklenburg und Vorpommern die Obotriten nieder; von ihren westlichen Nachbarn, den Sachsen, wurden sie mit dem gemeinsamen Namen Wenden bezeichnet. Von den Deutschen unterschieden sie sich durch den gedrungenen Körper, die braungelbe Haut, die dunklen Augen, das schwarze, schlichte Haar sowie durch Religion und Sitte. Als höchste Gottheit verehrten die Slaven Belbog, den Gott des Himmels, des Lichts und des Feuers; als Urheber der Finsternis und alles Bösen betrachteten sie Czernybog. Neben diesen höchsten Göttern verehrten die Wenden noch einen Kriegsgott Radegast, einen Sonnengott Swantewit, sowie Triglaf, den dreiköpfigen Gott des Himmels, der Erde und der Unterwelt. Die in heldenhaftem Kampfe Gefallenen hatten nach ihrer Meinung im Jenseits die höchste Seligkeit zu erwarten. Die Priester standen in hohem Ansehen. Jede Gemeinde wählte sich einen Vorsteher (Zupan) und im Kriege einen Führer (Woiwod); aus ihnen bildete sich allmählich ein erblicher Adel, dessen Familienhäupter die Knäsen (Fürsten) waren. Die Frau nahm schon wegen der bei den Wenden herrschenden Vielweiberei eine niedrigere Stellung ein als bei den Deutschen, sie war die Sklavin des Mannes. Doch zeichneten sich die Wenden durch Ausdauer,

Genügsamkeit und Fleiß, Wahrheitsliebe und Gastfreundschaft aus. Sie wohnten in Dörfern und Städten, welche von hufeisenförmiger Befestigung mit nur einem Eingange umgeben waren. Der Name für solche Befestigung, Gard, findet sich noch in mehreren Städtenamen, so in Stargard und Belgard in Hinterpommern. Außer Ackerbau und Viehzucht trieben sie regen Handel. Mittelpunkt desselben war Julin (Wolin oder Vineta) mit trefflichem, vielbesuchtem Hafen, der 300 Schiffe bergen konnte. Nicht nur slavische, sondern auch deutsche, nordische und selbst oströmische Kaufleute erschienen dort, um gegen Erzeugnisse ihrer Heimat wendische Leinwand, preußischen Bernstein und russisches Pelzwerk einzutauschen. Nachdem diese reiche Handelsstadt 1175 von den Dänen ausgeplündert und fast zerstört worden war, vermochte sie sich nicht wieder zu erholen; ihr Handel zog sich mehr und mehr nach Stettin.

Etwa 200 Jahre lang bestand zwischen den Wenden und ihren westlichen Nachbarn, dem deutschen Stamme der Sachsen, der das Land zwischen Unterelbe und Rhein bewohnte, wohl ein friedliches Verhältnis; ja die Wilzen leisteten den Sachsen im Kampf gegen den Frankenkönig Karl den Großen Beistand, während die Obotriten mit den Franken verbündet waren. Nachdem Karl die Sachsen besiegt hatte, richtete er seine Waffen auch gegen die Wenden. Ein gegen die Sorben bestimmtes Heer wurde unterwegs von den Sachsen vernichtet; aber nach Bestrafung der Sachsen überschritt Karl 789 die Elbe und unterwarf mit Hilfe der Sachsen, ja selbst der Obotriten und Sorben die Wilzen. Zum Schutze gegen die Wenden errichtete Karl auf dem eroberten Boden starkbefestigte und wohlverteidigte Marken, die von einer stehenden Kriegsmannschaft unter dem Oberbefehl von Markgrafen verteidigt wurden. Aus den von diesen angelegten Befestigungen sind die Städte Halle und Magdeburg erwachsen.

Trotz wiederholter Empörungen der Wenden hielt Karl der Große seine Oberherrschaft über sie aufrecht; aber unter seinen schwachen Nachfolgern schüttelten sie nicht nur die fränkische Herrschaft ab, sondern drangen sogar erobernd über die Elbe vor, so daß ihre Westgrenze seitdem durch eine Linie bezeichnet wurde, welche von Kiel über Lüneburg an Stendal vorbei bis zur Elbe lief, dann diesen Fluß hinauf bis zur Saalemündung und endlich die Saale aufwärts sich hinzog. Aber inzwischen hatten die Sachsen sich dem Christentum zugewandt, auch erwachte nach der Neugründung des deutschen Reichs durch Heinrich I. (919—936) mehr und mehr das deutsche Volksbewußtsein, und der dadurch sich verschärfende Gegensatz zwischen Wenden und Deutschen führte zu einem jahrhundertlangen Kampfe, der von Geschlecht zu Geschlecht erbitterter wurde und endlich mit völliger Unterwerfung der Wenden endete. Anfangs übernahmen die Sachsen allein diesen Kampf; die in die heutige Altmark eingedrungenen Stämme wurden über die Elbe zurückgedrängt. Als Heinrich ein tüchtiges Kriegsheer gegen die Ungarn geschaffen hatte, führte er es zunächst gegen die Wenden, um es im Kampfe mit ihnen zum Krieg mit dem gefährlicheren Feinde tüchtig zu machen. Er wandte sich gegen die Heveller, die an beiden Seiten der Havel und an der unteren Spree wohnten, besiegte sie wiederholt und zwang ihre Hauptfestung Brennaburg (928) durch „Hunger, Eisen und Frost“ zur Unterwerfung. Während er selber dann

gegen die südlicher wohnenden wendischen Stämme zog, unterwarfen sächsische Grafen die Wenden nördlich von der Havel. So vernichtete Markgraf Bernhard 929 bei Lenzen ein Heer der Redarier, wobei 100000 Wenden umgekommen sein sollen. Heinrich selber unterwarf von dem Lande der Daleminzier aus, wo er die Feste Meißen gegründet hatte, die heutige Lausitz.

Heinrichs Sohn Otto der Große (936—973) führte den Kampf gegen die Wenden eifrig fort, die jede Bedrängnis des Königs benutzten, sich freizumachen. Er setzte an der Unterelbe Hermann Billing, an der mittleren Elbe Gero als Markgrafen ein; besonders der letztere lag in fast beständigem Kriege mit den Wenden. Er war ein erfahrener, aber harter Kriegsmann, doch gottesfürchtig im Sinne seiner Zeit und der Kirche ergeben. Noch gefahrvoller als der offene Kampf war die List und Treulosigkeit der Wenden. Einst machten sie einen Anschlag auf sein Leben; sie wollten sich freundlich zu ihm stellen und ihn, wenn er sich sicher dünke, überfallen. Doch er war listiger als sie: er lud dreißig ihrer Häuptlinge zur Tafel und ließ sie, als sie vom Weine berauscht waren, niedermachen. Diese Blutthat rief einen allgemeinen Aufstand der Wenden hervor; doch Gero warf jeden Widerstand zu Boden, und jetzt folgten einige Jahre der Ruhe. Als aber Otto gegen seinen eigenen Sohn Ludolf und seinen Schwiegersohn Konrad Krieg führen mußte, fielen nicht nur die Ungarn ins Reich ein, sondern auch die Wenden erhoben sich wieder. Sobald Otto die Ungarn 955 auf dem Lechfelde geschlagen hatte, eilte er über die Elbe und drang bis zur Rekenitz im heutigen Mecklenburg vor. Auch später mußte er seinem Markgrafen noch oft zur Hilfe eilen. Da er einsah, daß er mit Gewalt nie ein friedliches Verhältnis zwischen Slaven und Deutschen erzielen werde, so begann er eine umfassende Missionsthätigkeit unter den Wenden. Er errichtete die Bistümer Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Zeitz und Meißen, die er dem ebenfalls von ihm 968 ins Leben gerufenen Erzbistum Magdeburg unterordnete. Gero, der seine beiden Söhne und seinen Neffen früh verloren hatte, war endlich des blutigen Kriegshandwerks müde. Er wanderte als Pilger nach Rom, legte seine siegreichen Waffen am Grabe des heiligen Petrus nieder und schenkte sein ganzes Vermögen dem von ihm gestifteten Nonnenkloster und der von ihm errichteten Kirche zu Gernrode bei Quedlinburg, wo er auch (965) seine Ruhestätte gefunden hat.

Nach Geros Tode teilte Otto das eroberte Wendenland in drei Marken: in die Nordmark (später Altmark) vom Harz bis zur unteren Havel, die Lausitz oder Ostmark und die Mark Meißen und setzte über jede einen Grafen.

Aber die Wenden hatten die Taufe nur gezwungen angenommen und trugen die deutsche Fremdherrschaft nur mit verbissenem Groll. Daher erhoben sich (983) die Obotriten und Lutizen bei der Nachricht von einer Niederlage Ottos II. in Italien. Es gelang ihnen, die deutsche Herrschaft abzuschütteln; dann unterdrückten sie auch das Christentum in ihrem Lande wieder. Sie ermordeten die Geistlichen, plünderten und verwüsteten die Kirchen und drangen mit Feuer und Schwert über die Elbe vor. Zwar gelang es den Sachsen, sie zurückzutreiben; aber zwischen Elbe und Oder lebten die

Wenden wieder 150 Jahre lang als Heiden. Wiederholt fielen sie auch verheerend in das Sachsenland ein und vernichteten in den letzten Lebenstagen Heinrichs III. (1056) ein sächsisches Heer an der Havelmündung; nur mit Mühe vermochten die Markgrafen das linke Elbufer zu halten. Der Obotritenfürst Gottschalk, der als Gefangener in Deutschland das Christentum angenommen hatte und sich bemühte, seine Stammesgenossen auf friedlichem Wege zu bekehren, wurde während der Andacht in der Kirche zu Lenzen ermordet.

Schon hatten sich die Böhmen, Sorben, Ungarn, Polen und selbst die Russen dem Christentume zugewandt, als die Obotriten, Lutizen und Pommern noch am Heidentum festhielten. Als aber der Polenkönig die Pommern unterworfen hatte, rief er den Bischof Otto von Bamberg zur Bekehrung derselben auf, und der schon bejahrte Geistliche unternahm das mühe- und gefahrvolle, aber verheißungsreiche Amt. Er reiste in Begleitung mehrerer Geistlicher und unter polnischem Schutz von Gnesen aus zu den Pommern, gewann durch seine Predigt, durch sein würde- und glanzvolles Auftreten sowie durch reiche Geschenke in kurzer Zeit über 20000 Pommern für das Christentum und errichtete Kirchen in Pyritz, Stettin, Kammin und auf Wollin (1124 und 1125). Nach seiner Abreise wiegelten zwar die heidnischen Priester das Volk noch einmal gegen Polenherrschaft und Christentum auf; aber Bischof Otto brachte auf einer zweiten Missionsreise (1127) das Christentum in Pommern dauernd zur Herrschaft. König Friedrich Wilhelm III. hat dem verdienten Kirchenfürsten in Pyritz, wo er die erste christliche Gemeinde gegründet hat, ein Denkmal gesetzt. Wenige Jahre nach der Bekehrung der Pommern begann Albrecht der Bär dem Christentum und dem Deutschtum im heutigen Brandenburg eine dauernde Stätte zu bereiten.

2. Gründung und Erweiterung der Mark durch die Anhaltiner.

1. Albrecht der Bär; 1134—1170.

Graf Albrecht, wegen seiner Tapferkeit der Bär genannt, stammte aus dem Hause der Anhaltiner oder Askanier, das in Ballenstädt und Aschersleben begütert war. Seine Mutter war die Tochter des letzten Billingers, des Herzogs Magnus, ihre ältere Schwester die Großmutter Heinrichs des Löwen. Albrecht hoffte für seine Dienste, die er Kaiser Lothar geleistet hatte, auf die Herzogswürde in Sachsen; Lothar behielt diese zwar für sich, übertrug Albrecht aber die Nordmark. Sie umfaßte etwa die heutige Altmark und einen kleinen Landstrich zwischen Havelberg und der Elbe. Da die benachbarten Wenden damals in mehrere kleine Stämme gespalten waren, gelang es Albrecht, ihnen die Prignitz zu entreißen. Noch mehr gewann er auf friedlichem Wege dadurch, daß der alte Wendenfürst Pribislaw von Brandenburg zum Christentum übertrat und ihn zum Erben seines Reiches einsetzte. Seit dieser Zeit (1136) nannte Albrecht sich Markgraf von Brandenburg. Konrad III. übertrug ihm den neuen Besitz — die spätere Mittelmark — als ein erbliches, von dem Herzogtum Sachsen unabhängiges

Reichsfürstentum, und Friedrich Barbarossa verband mit demselben 1156 die Erzkämmererwürde, die bisher mit Schwaben, seinem eigenen Herzogtum, verknüpft gewesen war. Durch mehrere Kreuzzüge suchte Albrecht in Verbindung mit anderen deutschen Fürsten seine Macht zu erweitern. Den größten dieser Züge, etwa 60000 Mann, führte 1147 Heinrich der Löwe; aber er hatte keinen Erfolg, da die mit Gewalt bekehrten Wenden bald wieder abfielen. Als Albrecht (1156) kurze Zeit die Mark verließ, um Barbarossa zu huldigen, erhoben sich die Wenden unter einem Verwandten Pribislaws, Jaczo von Köpenick, wieder, wurden aber rasch besiegt und zur Taufe gezwungen.

An diesen Kampf knüpft sich die Sage von dem Schildhorn, einer Anhöhe an der Havel bei Spandau. Die Wenden — so wird erzählt — verloren beim Anblick des Kreuzes auf den Fahnen der Christen allen Mut und flohen; auch Jaczo wurde in die Flucht mit fortgerissen. Plötzlich wird ihm der Weg durch die Havel gesperrt; sein Pferd stutzt, und der Feind ist ihm auf den Fersen. Da ruft er laut: „Gott der Christen, wenn du mir jetzt hilfst, will ich dir fortan dienen!“ Am jenseitigen Ufer sieht er einen Vorsprung weit in den Fluß hineinragen; um denselben zu erreichen, stürzt er sich trotz seiner schweren Rüstung mit dem Roß in den Strom und erreicht wie durch ein Wunder das jenseitige Ufer. Dort sinkt er voll Dank gegen Gott auf die Kniee und hängt seinen Schild an einen Baum, zum Zeichen, daß er fortan nicht mehr gegen die Christen kämpfen wolle. Deshalb heißt jener Ort Schildhorn. Friedrich Wilhelm IV. hat dort eine Säule mit einem Schilde errichten lassen, der von einem Kreuze überragt wird.



Marmorstandbild Albrechts des Bären an der Siegesallee zu Berlin.

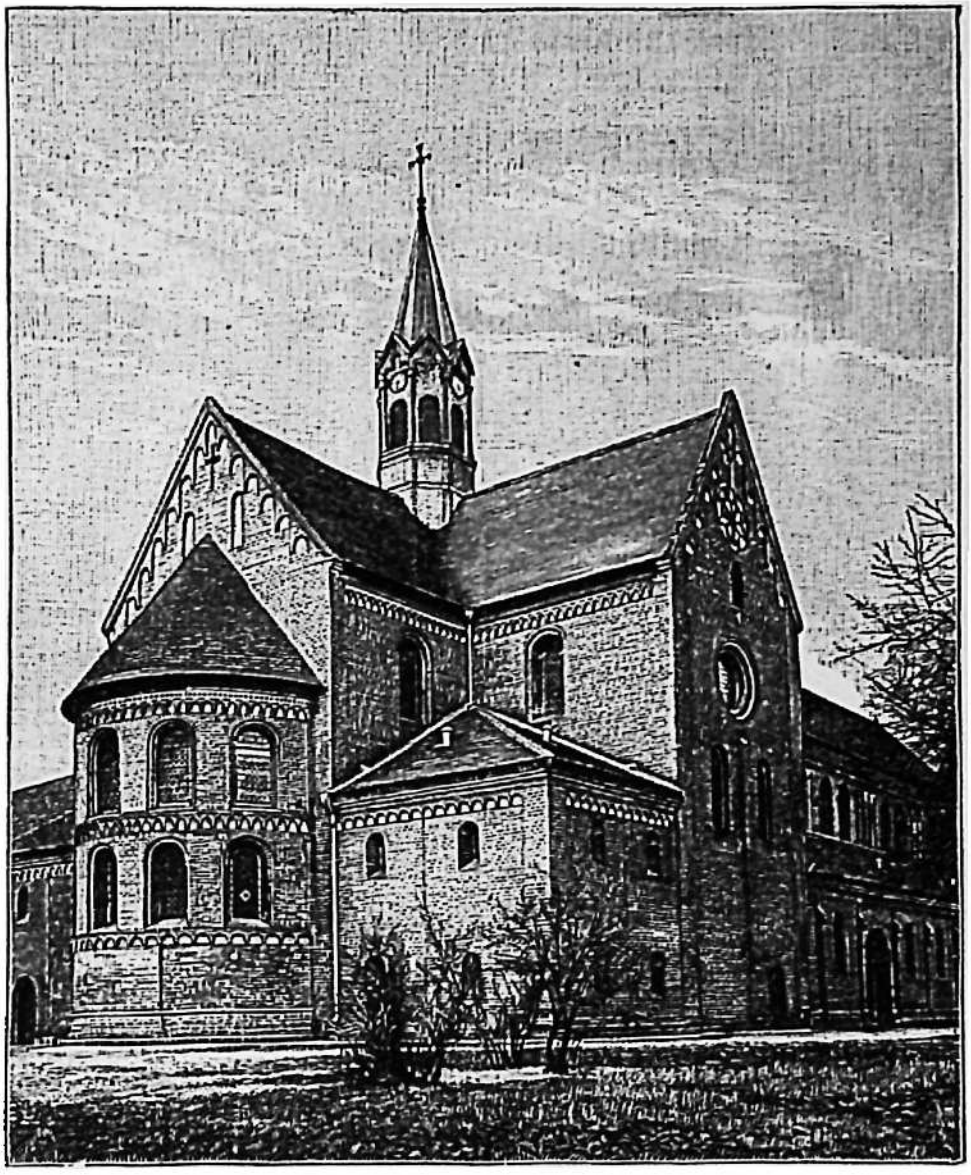
Nachdem Albrecht seine Macht befestigt und die zerstörten christlichen Kirchen wiederhergestellt hatte, unternahm er in Begleitung seiner Gemahlin eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande. Dort lernte er auch den Templer-

und den Johanniterorden kennen, und auf seine Bitte folgten ihm mehrere Ritter nach Brandenburg. Er wies ihnen Kirchen mit reichem Grundbesitz an, z. B. den Johannitern Werben, den Templern Müncheberg; an die letzteren erinnern noch die Namen Tempelhof und Templin. Auch Mönche ließen sich in der Mark nieder; in Jerichow entstand ein Prämonstratenserkloster, und die Bistümer Havelberg und Brandenburg traten wieder ins Leben. Um die durch Kriege und Auswanderung stark gelichtete Bevölkerung wieder zu vermehren, ließ Albrecht deutsche Adlige, Bürger und Bauern zur Ansiedelung einladen. Damit begann eine Rückwanderung der Deutschen, die in der Mark Brandenburg zu gänzlicher Wiederverdeutschung des Landes, in den weiter östlich liegenden Landschaften zu einem noch nicht beendeten Ringen zwischen deutscher und slavischer Art geführt hat. Einen Teil der eroberten Länder nahm Albrecht für sich, einen andern ließ er gegen Grundzins den Wenden; aber auch für seine Krieger und die Einwanderer blieb noch herrenloses Land genug. Die Adligen erhielten Rittergüter, die gewöhnlichen Krieger kleinere Grundstücke. Die Rittergutsbesitzer mußten dem Markgrafen, so oft er ihrer bedurfte, mit ihren Knechten zu Hilfe eilen. Die Angesehensten derselben waren die „Schloßgesessenen", am zahlreichsten die „Zaunjunker", deren Hof nur mit einem Zaun umgeben war. Auch wurden große Flächen Ödländereien, besonders sumpfige Niederungen, urbar gemacht, indem der Markgraf einem geschickten, unternehmenden Manne etwa 50 Hufen von je 30 Morgen oder 7,5 ha zur Anlegung eines Dorfes überließ. Einen Teil desselben durfte dieser als erbliches, steuerfreies Lehnsgut für sich nehmen, ein Teil wurde für die Kirche ausgesondert und das übrige unter Kolonisten verteilt, die dafür dem Markgrafen einen jährlichen Zins zu zahlen und Kriegsdienste zu leisten hatten, sonst aber frei waren. Der Unternehmer erhielt erblich das Schulzenamt des neuen Dorfes, führte den Vorsitz im Dorfgericht, dem außer ihm noch mehrere Gemeindeglieder als Schöffen angehörten, erhob die Abgaben und mußte den Kriegsdienst zu Pferde leisten; dafür erhielt er ein Drittel der gerichtlichen Strafgelder sowie des von den Kolonisten zu zahlenden Grundzinses und hatte das Recht, eine Mühle anzulegen. Mehrere Schulzen bildeten unter Vorsitz eines markgräflichen Vogts das Landgericht. Das ganze Land zerfiel in etwa 30 Vogteien. Der Vogt hatte an Stelle des Landesherrn dem Gericht vorzusitzen, den militärischen Oberbefehl und die Landesverwaltung zu führen; er mußte für die Sicherheit der Burgen sorgen, die Güter des Landesherrn verwalten und die Abgaben für ihn einziehen. Die meisten Einwanderer kamen aus Holland, Friesland, Westfalen und Flandern; an letztere erinnert noch der Name Fläming. Durch sie wurden in der Mark nicht nur wüstliegende Höfe wieder bebaut und neue angelegt, Sümpfe ausgetrocknet und Wälder gelichtet, sondern sie brachten auch manche Kunstfertigkeit und manches neue Gewerbe mit. So führten sie statt des wendischen Feldsteinbaus den Backsteinbau ein. Die Wenden lernten deutsche Sitte und Bildung schätzen und eigneten sich manches zu ihrem eigenen Vorteil an. Den wendischen Adel suchte Albrecht dadurch zu gewinnen, daß er ihn dem deutschen gleichstellte, so daß durch Wechselheiraten die wendischen und deutschen Adligen der Mark miteinander verschmolzen.

Manche Ansiedelungen entwickelten sich zu Städten; so sollen Tangermünde, Werben, Salzwedel, Osterburg und Stendal dem Bären ihren Ursprung verdanken.

2. Die übrigen anhaltinischen Markgrafen.

Die folgenden anhaltinischen oder askanischen Markgrafen setzten das Werk im Geiste ihres Stammvaters fort. Albrechts ältester Sohn



Klosterkirche zu Lehnin.

Otto I. († 1184) erbte die Markgrafschaft und erlangte beim Sturze Heinrichs des Löwen die Lehnshoheit über Pommern und Mecklenburg, was allerdings von den Fürsten dieser Länder bestritten wurde. Albrechts jüngster Sohn Bernhard erhielt sogar die Herzogswürde von Sachsen nebst dem Gebiete zwischen Elbe und Weser. Kurz vor seinem Tode gründete Otto das später so berühmt gewordene Cistercienserkloster Lehnin in der Zauche, südöstlich von Brandenburg, das er zugleich zum Erbbegräbnis seiner Familie bestimmte.

Otto II. († 1205) geriet in Streit mit dem Erzbischof von Magdeburg, weil er einen Kreuzzug gelobt, aber nicht ausgeführt hatte; deswegen gebannt, mußte er, um den grollenden Kirchenfürsten zu versöhnen, alle seine Allode oder Familiengüter in der Altmark und im westlichen Havelland vom Erzbischof als Lehen nehmen. Ihm folgte sein Bruder

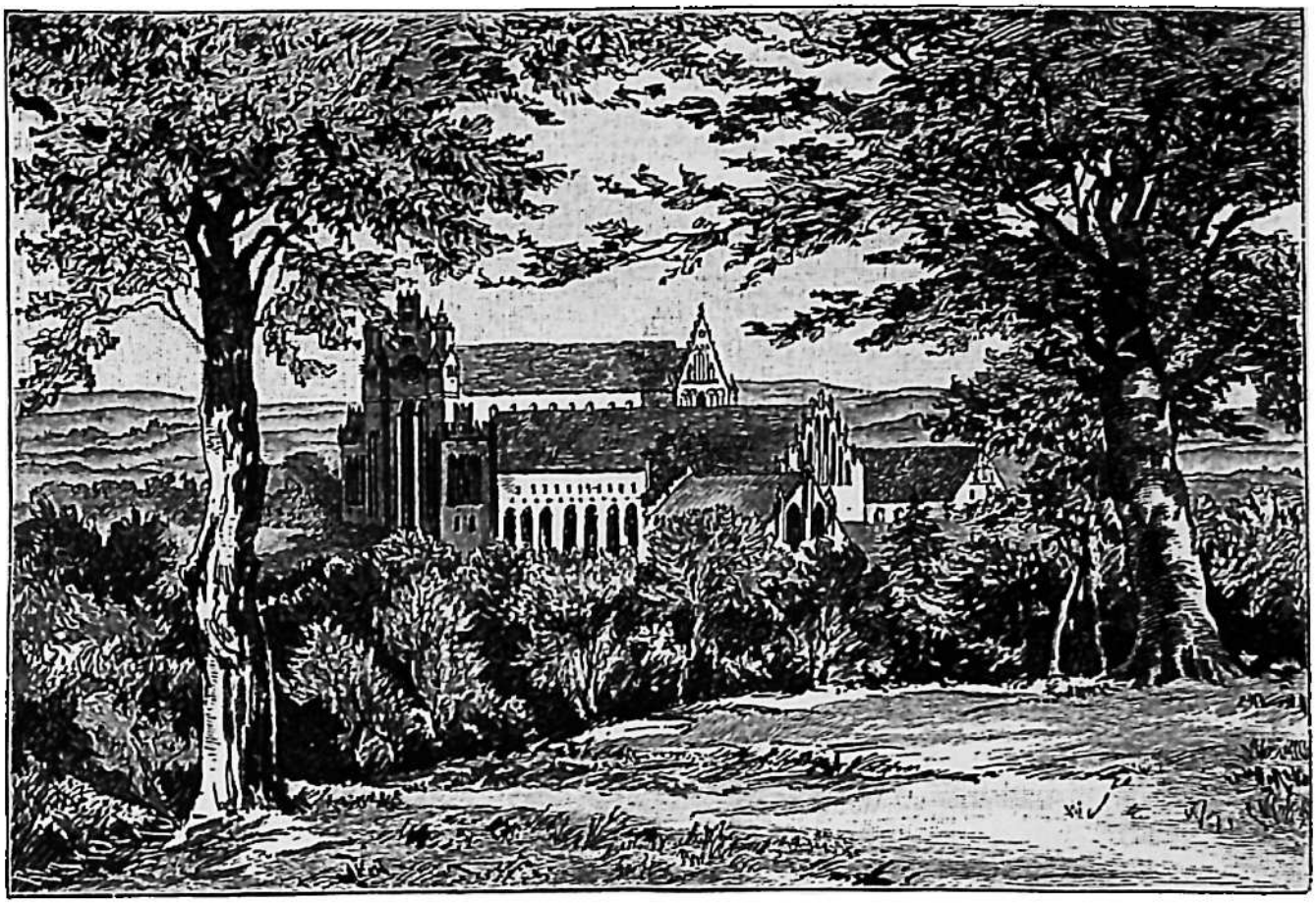
Albrecht II. († 1220). Er hat erfolgreiche Kämpfe mit den Dänen geführt, die sich an der pommerschen und mecklenburgischen Küste festsetzen wollten und Rügen bereits erobert hatten.

Johann I. († 1266) und **Otto III.** († 1267), Albrechts II. Söhne, sind ein seltenes Beispiel brüderlicher Eintracht: sie bekleideten gemeinschaftlich die markgräfliche Würde, und niemals ist ihre Einigkeit durch Neid oder Eifersucht gestört worden. Ritterlich und siegreich schlugen sie sich mit dem Erzbischof von Magdeburg, dem Markgrafen von Meißen und dem Herzoge von Pommern, der die Lehnshoheit Brandenburgs anerkennen, sowie die Uckermark und Stargard abtreten mußte. Sie nahmen den Wenden Barnim und Teltow ab; auch drangen sie über die Oder bis an die Warthe vor und sicherten das weite Gebiet, das den Namen Neumark erhielt, durch deutsche Ansiedler. In dem von Schlesien erworbenen Lande Lebus und Sternberg gründeten sie Frankfurt und Küstrin, und von dem Böhmenkönig Ottokar erhielten sie für eine Schuldforderung die Oberlausitz. Sie erhoben das deutsche Dorf Kölln am linken (1232) und das wendische Dorf Berlin am rechten Spreeufer (1242) zu deutschen Städten, die bald durch Handel emporblühten. Nicht weit von Eberswalde gründeten sie das Cistercienserkloster Chorin, dessen fleißige Mönche sich um die Bodenverbesserung der Mark hochverdient gemacht haben. Umfangreiche Überreste von Klostergebäuden im gotischen Stil sind noch vorhanden.

Nach dem Tode der beiden Brüder spaltete sich die markgräfliche Familie in zwei Linien; die ältere, von Johann abstammend, hatte ihren Sitz in Stendal, die jüngere, die Nachkommen Ottos, in Salzwedel. Aber alle hielten treu zusammen; der älteste war das Familienhaupt und Erzkämmerer und hatte seine Residenz in Brandenburg. Zunächst erbte diese Würde

Otto IV. mit dem Pfeil († 1309), der Sohn Ottos III., ein Freund der Wissenschaft und Kunst, der sich gern mit gelehrten Männern unterhielt und sich als Minnesänger berühmt gemacht hat, aber nicht minder als tapferer Krieger gefürchtet war. Obwohl ein frommer Mann, sagte er doch aus Ärger darüber, daß sein Bruder nicht zum Erzbischof von Magdeburg gewählt war, dem Erzbistum die Fehde an. Aber er wurde in der Schlacht bei Frohse (1278) geschlagen, gefangen genommen und dann im Triumph nach Magdeburg geführt, wo ihn der Erzbischof auf offenem Markte in einen Käfig sperrte. Gegen 4000 Mark (Pfund) Silber löste ihn seine Gemahlin wieder. Diese Summe erhielt sie, wie die Sage erzählt, von einem treuen Diener, Johann von Buch, der das Geld einst von dem Vater des Markgrafen für die Zeit der Not empfangen hatte. Als der befreite Markgraf sein Roß wieder bestiegen, fragte er: „Herr Bischof, bin ich los?“ — „Ja!“ — „Pah,“ rief Otto, „Ihr wißt doch wahrscheinlich nicht einen brandenburgischen Markgrafen zu schätzen! Auf ein Roß hättet Ihr mich setzen

sollen mit aufgerichteter Lanzenspitze und mich mit Gold und Silber bedecken lassen, so hättet Ihr mich recht geschätzt!“ Lachend sprengte er davon und erneuerte den Kampf. Bei der Belagerung von Staßfurt erhielt er einen Pfeil in den Schädel; das Eisen war so fest eingedrungen, daß man es nicht herausziehen konnte. Dadurch ließ sich aber der Markgraf in seiner gewohnten Beschäftigung durchaus nicht stören; zuletzt fiel es von selber heraus, und die Wunde heilte. Durch Kauf erwarb Otto die Mark Landsberg zwischen Mulde und Saale, Sangerhausen und die Niederlausitz. Otto IV. fand seine letzte Ruhestätte in Chorin.



Kloster Chorin.

Wie die Sage erzählt, waren 1280 auf dem „Markgrafenberge“ bei Rathenow neunzehn askanische Markgrafen versammelt, so daß man fürchtete, die Mark werde sie nicht alle standesgemäß ernähren können; inzwischen waren aber alle bis auf drei gestorben, so daß die ganze Mark unter Ottos Neffen Waldemar wieder vereinigt wurde.

Waldemar († 1319) war von ungestümer Thatkraft und nie verzagendem Mute, klug im Rat, dabei in seiner Hofhaltung prachtvoll wie ein König, so daß er alle anderen deutschen Fürsten seiner Zeit überstrahlte. Er erfaßte schon den später von den Hohenzollern ausgeführten Gedanken, die Mark zu einem großen Reiche zwischen dem skandinavischen Norden und dem deutschen Süden zu erweitern. Den Polen entriß er Pommerellen, das Land zwischen Persante und Weichsel mit der Hauptstadt Danzig; den östlichen Teil (Danzig)

überließ er dem Deutschen Orden, der Anspruch auf dies Gebiet hatte, den westlichen vereinigte er mit der Mark. Auch die übrigen Nachbarfürsten mußten die Schärfe seines Schwertes oft empfinden. Als der Dänenkönig und sein Lehnsmann, der Herzog von Rügen, Stralsund bedrängten, zog Waldemar dieser Stadt zu Hilfe; da vereinigten sich mit dem Dänenkönige die Könige von Schweden und Norwegen, von Polen und Ungarn, die Herzöge und Grafen von Mecklenburg, Lauenburg, Holstein, Meißen sowie der Erzbischof von Magdeburg und fielen mit dreifacher Übermacht in die Mark ein. Waldemar stellte sie in der Schlacht bei Gransee (nordöstlich von Ruppin, 1316). Zwar konnte er den Sieg nicht erringen; aber seine Feinde mußten ihm einen ehrenvollen Frieden (zu Templin, 1317) bewilligen, durch welchen ihm der ungeschmälerte Besitz seines ganzen Gebietes zugesichert wurde. Mitten in seinen großartigen Plänen raffte ihn der Tod 1319 in dem blühenden Alter von 28 Jahren dahin. Jetzt lebte nur noch ein männlicher Sproß aus Albrechts des Bären Geschlecht, ein minderjähriger Vetter Waldemars, Heinrich von Landsberg. Als auch er im nächsten Jahre starb, war das Haus Ballenstädt in der Mark erloschen.

Brandenburg war beim Tode Waldemars der größte und mächtigste Staat Norddeutschlands; denn er umfaßte die Altmark, Mittelmark mit Barnim und Teltow, die Prignitz, Uckermark, Lebus und Sternberg, die Neumark, Pommerellen und die Lausitz.

Deutsches Wesen war in diesen Gegenden überall zur Herrschaft gelangt; am längsten hielt sich noch die wendische Sprache, doch wurden die wendischen Ortsnamen allmählich deutsch. Die Markgrafen besaßen ihr Land zwar als Lehen vom Kaiser, aber sie hatten es ohne Widerspruch stets vererbt; sie waren in ihrem Lande unumschränkte Kriegsherren und oberste Gerichtsherren, Stellvertreter des Kaisers, der nie in die Mark kam. Ihre Hoheit übten sie durch Vögte aus, die in Burgen oder Städten inmitten einer größeren Landschaft wohnten. Die Einkünfte der Fürsten bestanden in den Erträgen ihrer Güter, in Grundzins, Gerichtsgefällen und Judenschutzzoll sowie in den Einnahmen von Wäldern, Bergwerken, Gewässern, Zöllen und dem Münzrecht. Weil diese Einkünfte aber zur Kriegführung und Hofhaltung selten ausreichten, verkauften die Fürsten oft Gerechtsame und Einkünfte, wodurch sie zwar auf einmal eine größere Summe erhielten, aber für die Zukunft ihre Einnahmen schmälerten. In Geldverlegenheiten, z. B. bei großen Kriegsunternehmungen, Gefangennahme eines Fürsten, Ausstattung von Töchtern, Beschickung des Reichstages, beriefen sie die Stände, d. i. die hohe Geistlichkeit, den Adel und die Abgeordneten der Städte, und ließen sich von ihnen eine sogenannte Bede (von „bitten") bewilligen. Seit 1280 wurde eine regelmäßige jährliche Steuer erhoben; aber trotzdem litten die Markgrafen noch oft an Geldmangel. Das Land war unter den Anhaltinern stetig aufgeblüht; selbst zu den für das innere Deutschland so verderblichen Zeiten des Faustrechts herrschte in Brandenburg eine strenge Rechtspflege. Die Markgrafen schafften die Gottesurteile ab; allmählich fand der Sachsenspiegel, der um 1220 von einem sächsischen Schöffen verfaßt worden war und das in Sachsen gebräuchliche Recht enthielt, auch in der Mark Eingang. Die Bauern

zahlten nur geringe Abgaben und waren persönlich frei. Die Städte blühten hauptsächlich durch den Zwischenhandel; gegen die Kunsterzeugnisse des Westens tauschten sie die Naturerzeugnisse des Ostens ein: Getreide, Talg, Honig, Wachs, Bernstein, Pelzwerk. Viele märkische Städte schlossen sich der Hansa an; sie bildeten darin mit den mecklenburgischen, pommerschen und schlesischen Städten zusammen das wendische Quartier, dessen Vorort das mächtige Lübeck war. Manche Städte erlangten weitgehende Rechte: die Selbstverwaltung und den Blutbann, d. i. das Recht der Todesstrafe. Die Gesamtheit dieser Rechte stellte man sinnbildlich durch einen Roland dar, den man neben dem Rathause errichtete.



Roland in Stendal.

3. Zerfall der Mark unter den Bayern und Luxemburgern.

Mit dem Aussterben der Askanier begann für Brandenburg eine trübe Zeit. Vier Jahre blieb es herrenlos, und von allen Seiten fielen die Nachbarfürsten darüber her, um Stücke des Landes an sich zu reißen: Mecklenburg nahm die Prignitz, Pommern die Uckermark, Böhmen die Oberlausitz. Der Kaiser konnte sich der Mark nicht annehmen; denn gerade damals stritten sich Ludwig IV. von Bayern und Friedrich von Österreich um die Kaiserkrone. Nachdem aber Ludwig seinen Gegner 1322 bei Mühldorf besiegt hatte, erklärte er die Mark für ein erledigtes Reichslehen und belehnte damit 1323 seinen Sohn Ludwig den Älteren, verwaltete sie indes während dessen Minderjährigkeit selber. Aber der Papst wollte Ludwig nicht als Kaiser anerkennen, sondern that ihn in den Bann, löste die Brandenburger von dem ihrem jungen Kurfürsten geleisteten Eide und rief die Polen und die Litauer in die Mark. Wie verheerende Meereswogen wälzten sich ihre wilden Scharen in die Neumark, Mord, Brand, Raub und Schändung überall hintragend; 150 Dörfer gingen samt ihren Kirchen und Klöstern in Flammen auf, und 6000 Menschen wurden als Sklaven von dannen geschleppt. Endlich ermannten sich die Ritter und Städter der Mark, vereinigten sich mit dem Heere des Markgrafen und trieben die Feinde aus dem Lande. Dann wandte sich die Wut der Märker gegen die Priester, welche es mit dem Papste hielten. In Berlin wurde der Propst aus Bernau erschlagen und die Leiche an der Stätte des Hochgerichts verbrannt, die Frankfurter verheerten das Gebiet des Bischofs von Lebus und hielten ihn selber ein Jahr lang in enger Haft; dafür belegte der Papst

beide Städte mit dem Interdikt, von dem sie sich erst nach Jahren mit hohen Summen loskauften. Die Berliner mußten außerdem in der Marienkirche einen Altar errichten, an welchem ein dazu angestellter Priester für die Seele des Erschlagenen Messe lesen sollte, und an dem Orte der Bluttat selber ein steinernes Kreuz mit einer ewigen Lampe aufstellen, das die Nachkommen noch lange an die Strafe der Kirche erinnerte.

Die Not der Mark nutzten die Nachbarn zu ihrem Vorteil aus. Ludwig vermochte nur wenige der verloren gegangenen Gebiete zurückzubringen; er mußte sogar auf die Lehnshoheit in Pommern verzichten und sich mit der Anwartschaft begnügen. Durch seine Ländergier zog er sich die offene Feindschaft der Luxemburger zu, die schon lange insgeheim gegen ihn gearbeitet hatten. Der Böhmenkönig Johann aus dem Hause Luxemburg hatte seinen Sohn Johann mit Margarete Maultasch, der reichen Erbin von Kärnten und Tirol, vermählt. Da die Ehe nicht glücklich war, trennte sie der Kaiser unter Nichtachtung der bestehenden Kirchengesetze auf Margaretes Wunsch und genehmigte die Verheiratung der Geschiedenen mit seinem eigenen Sohne Ludwig, dem Markgrafen von Brandenburg. Dafür traf ihn abermals der Bannstrahl des Papstes. Die Luxemburger verwüsteten die Mark und Tirol und bewirkten, daß Ludwig abgesetzt und Karl, der Sohn des Königs von Böhmen, als Karl IV. zum Kaiser gewählt wurde. Der Kampf war noch nicht entschieden, als Ludwig IV. plötzlich auf der Bärenjagd, vom Schlage getroffen, starb.

Markgraf Ludwig der Ältere hatte nach dem Tode seines Vaters einen schweren Stand. Die Liebe der Brandenburger wußte er nicht zu gewinnen: er war unfreundlich, verachtete die Mark und ihre Bewohner, hatte für ihre Klagen kein Ohr und kam fast nur zu ihnen, um Geld zu fordern. Zu Hofbeamten und Vögten nahm er fast nur Bayern oder Tiroler. Weite Strecken der Mark waren verwüstet, Raubwesen und Faustrecht im Schwange; dazu raffte (1348) eine entsetzliche Pest, der Schwarze Tod, Tausende von Menschen dahin. Voll Sehnsucht gedachten daher die Brandenburger der Zeit Waldemars. Plötzlich erscholl die Kunde durch das Land: „Waldemar ist wieder da!“ Beim Erzbischof von Magdeburg erschien nämlich 1348 ein alter Pilger und sagte: „Ich bin Markgraf Waldemar. Zur Buße für ein Vergehen bin ich nach Jerusalem gepilgert und jetzt zurückgekehrt, um mein armes Land zu erlösen.“ Der Erzbischof und viele andere Fürsten, namentlich die anhaltinischen, die er zu seinen Nachfolgern ernannte, erkannten ihn an; auch der Kaiser ließ ihn durch ein Fürstengericht für den echten Waldemar erklären, belehnte ihn mit der Mark und unterstützte ihn gegen Ludwig. Dafür trat sein Schützling die Lausitz an Böhmen ab. Auch das Volk fiel ihm fast überall zu; denn er glich dem geliebten Waldemar nach Gestalt und Sinnesart und verschenkte freigebig Rechte und Freiheiten. Doch blieben auch manche Städte wie Frankfurt, Spandau, Brietzen (daher seitdem Treuenbrietzen genannt), Bärwalde und Mittenwalde Ludwig treu. Als dieser und seine Anhänger aber in Günther von Schwarzburg einen Gegenkaiser aufstellten, hielt es Karl für geratener, sich die Kaiserkrone zu sichern, und schloß mit dem Markgrafen Ludwig einen Vertrag, in welchem er diesen als rechtmäßigen Herrn von Brandenburg anerkannte. Ein neues Fürstengericht erklärte Waldemar für

einen Betrüger, und Ludwig ward von neuem mit der Mark belehnt; doch zog er sich bald darauf nach Bayern zurück und übertrug die Mark seinen Brüdern Ludwig und Otto.

Ludwig II., der Römer genannt, weil er in Rom geboren war, ein thatkräftiger Mann, verdrängte den „falschen Waldemar", der sich nach Dessau zurückzog, wo er von den anhaltinischen Fürsten wie ein Fürst gehalten und demnächst in der Fürstengruft beigesetzt wurde. (Wahrscheinlich ist er ein Müller Namens Rehbock gewesen und vom Kaiser zu diesem Gaukelspiel verleitet worden.) Durch die Goldene Bulle wurden auch die Markgrafen von Brandenburg als Erzkämmerer zu Kurfürsten erhoben, nicht aber die Herzöge von Bayern, die deshalb sowohl mit dem Kaiser als auch mit ihren brandenburgischen Vettern in Zwist gerieten. Diese günstige Gelegenheit benutzte Karl IV. dazu, mit Ludwig und Otto von Brandenburg einen Vertrag zu schließen, durch welchen Brandenburg nach dem Aussterben seines Fürstenhauses an die Luxemburger fallen sollte. Nach Ludwigs Tode überließ **Otto der Faule** dem Kaiser gegen eine Geldentschädigung die Regierung in der Mark, und als er sich endlich, von andern Fürsten aufgestachelt, den Schlingen des Kaisers entziehen wollte, zwang ihn dieser durch ein starkes böhmisches Heer 1373 zu dem Vertrage von Fürstenwalde, in welchem Otto die Mark dem Sohne des Kaisers, dem jungen Könige Wenzel von Böhmen, förmlich abtrat.

Für den minderjährigen Wenzel führte der Kaiser selber die Regierung. Den Luxemburgern gehörte schon Böhmen, Mähren und Schlesien, die nun mit Brandenburg und der Lausitz vereinigt ein großes zusammenhängendes Reich bildeten. Ebenso väterlich, wie früher für seine alten Provinzen, sorgte Karl IV. jetzt auch für die neue. Solange er lebte, herrschte Ruhe und Friede in der Mark; den Raubrittern legte er das Handwerk, und mancher Burgherr wurde an den Bäumen der Landstraße aufgeknüpft. Um für die Hebung der Landwirtschaft eine sichere Grundlage zu gewinnen, ließ er ein noch jetzt vorhandenes „Landbuch der Mark" anlegen, in welchem alle Ortschaften der Mark, die in denselben wohnenden Besitzer, ihre Grundstücke, Einkünfte und Abgaben verzeichnet stehen. Zur Hebung des Handels sicherte und erleichterte er die Schiffahrt auf der Oder und Elbe; am liebsten weilte er, so oft er sich in der Mark aufhielt, in Tangermünde a. d. E., das er mit prächtigen Bauten — Schloß, Kirche, Rathaus — schmückte und zur Hauptstadt der Mark zu erheben gedachte. Aber mitten in seiner rastlosen, für Brandenburg so segensreichen Thätigkeit raffte ihn 1378 der Tod hinweg. Nach des Vaters Bestimmung sollte Wenzel Böhmen und Schlesien, der elfjährige Sigismund die Mark und der jüngste Sohn Johann die Neumark und die Lausitz erhalten.

Sigismund (1378—1415) war ein ritterlicher, aber leichtsinniger, verschwenderischer Fürst, der sich um die Mark nicht kümmern konnte oder mochte; während seiner ganzen Regierungszeit hat er sie nur einmal besucht. Meistens hielt er sich an dem Hofe des Königs von Ungarn und Polen auf, mit dessen ältester Tochter er sich (1387) vermählte, um die Krone von Ungarn zu erlangen. Die Mark ließ er von herzlosen Statthaltern verwalten, die für

ihn möglichst hohe Abgaben erheben mußten; denn er war fast immer in Geldverlegenheit. 1388 verpfändete er sogar die Mark an seinen Vetter Jost von Mähren mit Vorbehalt des Einlösungsrechts, von dem er aber nie Gebrauch machte, und als ihm durch den Tod seines Bruders Johann dessen Erbe zufiel, verkaufte er die Neumark (1402) an den Deutschen Orden.

Jost von Mähren benutzte die Mark ebenfalls nur, um sie auszusaugen, und kam nur ins Land, um Abgaben in Empfang zu nehmen, oder um Schlösser und Freiheiten an Adelige zu verpfänden. Schon die bayrischen Markgrafen hatten bei Anleihen Schlösser, Güter, Dörfer und Städte als Pfand hingegeben; Jost verpfändete sogar landesherrliche Gefälle, wie Gerichtssporteln, Zölle und Steuern, so daß für den Landesherrn kaum noch eine ordnungsmäßige Einnahme übrig blieb. Für Geld befreite er die Großen von den ordentlichen Gerichten und verkaufte sogar den Blutbann. Ohne die erforderlichen Geldmittel vermochte die Obrigkeit weder eine geordnete Verwaltung, noch eine strenge Rechtspflege durchzuführen. Daher suchte jeder sich selber Recht zu verschaffen, und die Fehden, oft ohne Grund oder gar in gewinnsüchtiger Absicht begonnen, nahmen kein Ende. Die Raubritter durften wieder ungestraft ihr schändliches Gewerbe treiben; alle Straßen des Landes waren unsicher, Handel und Wandel stockten. Gefürchtet waren besonders die Rochow Schulenburg, Alvensleben, Holzendorf, am meisten aber betrieben die Brüder Dietrich und Hans von Quitzow das Räuberhandwerk. Sie besaßen im Havellande viele Burgen, von denen aus sie das Land verheerten. Selbst der Erzbischof von Magdeburg, der Fürst von Anhalt und die Grafen von Ruppin raubten in der Mark im großen. Am meisten litten darunter die Bewohner des offenen Landes. Manches bis dahin wohlhabende Dorf verarmte und verödete und wurde eine Beute der benachbarten Adeligen; viele freie Bauern verloren damals ihren Wohlstand und ihre Freiheit. Mit der Erwerbung von Schulzengütern brachten die Adligen auch die niedere Gerichtsbarkeit an sich. Verarmte Bauern legten sich, ebenso wie die Raubritter, auf Wegelagerei. Besonders die reichen Warenzüge der Städter wurden trotz der sie begleitenden Reisigen oft genug eine Beute der „Schnapphähne" oder „Strauchdiebe". Kaum vermochten sich die Städter hinter ihren festen Mauern der Räuber zu erwehren; Rathenow wurde von ihnen ausgeplündert, Straußberg sogar zerstört. Vom Landesherrn war keine Hilfe zu erwarten. Als einer seiner Statthalter über die Elbe setzen wollte, raubten die Quitzow ihm sein Reisegepäck und erschlugen seine Begleiter. Einen anderen Statthalter, Johann von Mecklenburg, setzte Hans von Quitzow auf Plaue gefangen. Einige Städte erkauften sich durch Feste oder Geldgeschenke Verschonung. Die bedeutendste Stadt der Mark war schon damals Berlin-Kölln, die wegen ihrer günstigen Lage durch Handel reich geworden war und durch ihren Reichtum sich wichtige Vorrechte erworben hatte: sie hielt eine eigene bewaffnete Macht, besaß die höchste Gerichtsbarkeit, den Blutbann, und das Münzrecht; der Landesherr durfte ohne ihre Einwilligung keine Truppen in die Stadt bringen und ihr keine Steuern auferlegen. Um zunächst gegen äußere Feinde sicher zu sein, bot Berlin den Gebrüdern Quitzow ein Bündnis gegen Pommern an, das angenommen wurde. Mit Unterstützung

Berlins, Frankfurts und einiger anderer Städte warb Dietrich von Quitzow ein Heer und entriß den Pommern Straußberg und Bötzow wieder, behielt sie aber für sich; ja er nahm den Berlinern Köpenick weg und brachte ihnen eine Niederlage bei. Die Not war aufs höchste gestiegen, bei Menschen schien keine Hilfe mehr zu sein. Da kam die Nachricht, daß Jost gestorben sei (1411).

Von den Raubrittern wurde auch das Dorf Wilsnack nordwestlich von Havelberg verbrannt. In einer Vertiefung des steinernen Altars fand nachher der Geistliche drei mit roten Flecken bedeckte Hostien. „O Wunder!" rief er aus, „der Leib des Herrn hat in den Qualen Blut geschwitzt!" Das Wunder wurde von den Bischöfen zu Havelberg und Lebus beglaubigt, und bald strömten von allen Seiten Gläubige herbei. Das „heilige Blut" heilte allerlei Krankheiten und machte selbst Tote wieder lebendig. — Erst nach Einführung der Reformation wurde dem Unwesen ein Ende gemacht.



Burg Hohenzollern nach der Wiederherstellung.

4. Die Neugründung durch Friedrich von Hohenzollern.

Bald nach Josts Tode erschienen märkische Abgeordnete unter Führung von Kaspar Gans zu Putlitz in Ofen, um König Sigismund, dem die Mark jetzt als Erbteil wieder zugefallen war, zu bitten, er möge dem Elend der Mark ein Ende machen. Sie „erhoben ein klagendes Geschrei:

Wir sterben und verderben: hilf, Kaiser, komm herbei!
Von Elbe bis zur Oder Schlachtlärm und Kampf und Blut,
Zerbrochne Städtemauern, Dörfer voll Schutt und Glut;
Verbrechen ohne Strafe, die Unschuld ohne Schutz;
Denn wer im Bügel sitzet, beut dem Gesetze Trutz." (Wildenbruch.)

Da Sigismund als Kaiser und als König von Ungarn sich um die Mark nicht mehr bekümmern konnte, versprach er, ihr in dem Burggrafen Friedrich VI. aus dem Hause Hohenzollern einen tüchtigen Statthalter zu senden. Freudig leisteten die Abgeordneten diesem die Huldigung und kehrten hoffnungsvoll in die Heimat zurück.

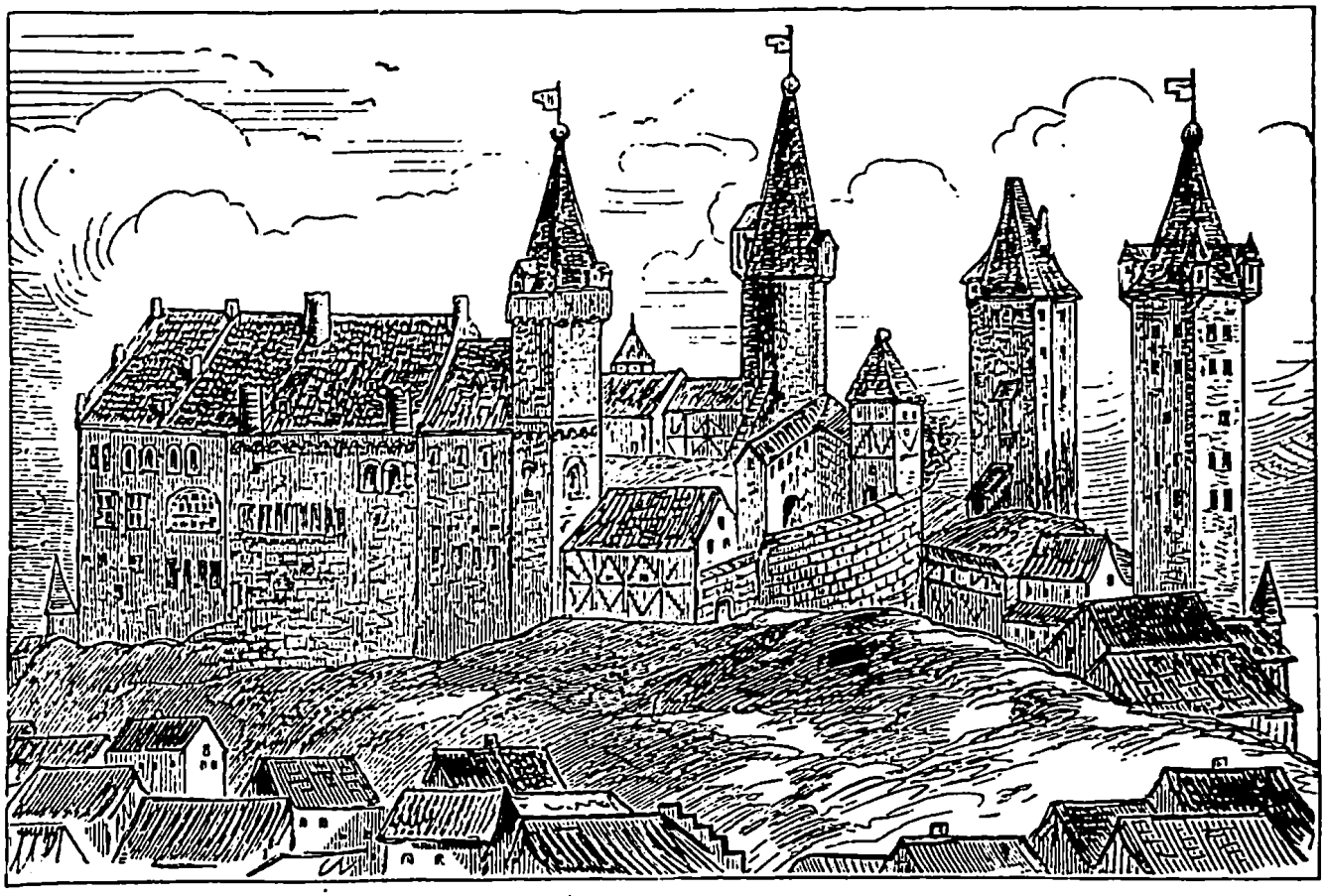
Die Stammburg der Hohenzollern liegt auf einem Vorberge der Rauhen Alp im Herzen Schwabens, nicht weit von dem Hohenstaufen. Die Grafen von Zollern treten zum erstenmal 1061 in der Geschichte auf; in diesem Jahre fielen zwei „de Zolorin“ in einer Schlacht. Die Zollern waren schon damals begütert und angesehen; ihre Ahnen waren die Burkhartinge, denen schon im zehnten Jahrhundert zwei Herzöge von Schwaben angehörten. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts erwarb Graf Friedrich III. von Zollern durch Vermählung mit der Erbtochter des Grafen Konrad III. von Raabs, Burggrafen von Nürnberg, reiche Besitzungen in Franken, und nach dem Tode seines Schwiegervaters erhielt er 1192 vom Kaiser auch die Würde eines Burggrafen von Nürnberg. Seine beiden Söhne teilten den Besitz: Konrad erhielt die fränkischen Besitzungen nebst dem Burggrafenamte, Friedrich die schwäbischen; jener wurde der Stammvater der preußischen Könige, von diesem stammt das hohenzollernsche Fürstenhaus ab. Der Burggraf stand in seinem Bezirk an Stelle des Kaisers, verwaltete dessen Güter und Einkünfte und war oberster Kriegsherr und Richter. Das kaiserliche Landgericht, dem er vorsaß, erstreckte sich über Franken, Schwaben und die Rheinlande. Da mit der Stärkung der Reichsmacht auch das Burggrafenamt an Bedeutung gewann, so hielten es die Burggrafen stets mit dem Kaiser. Nach dem Erlöschen des ihnen befreundeten hohenstaufischen Geschlechtes bewirkte es hauptsächlich Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, daß sein Jugendfreund Rudolf von Habsburg zum Könige gewählt wurde; er trug auch des Reiches Sturmfahne im Kampfe gegen Ottokar von Böhmen. Burggraf Friedrich IV. nahm in der Schlacht bei Mühldorf Friedrich den Schönen gefangen und sicherte dadurch Ludwig von Bayern die Krone. Aber nicht nur ihren Einfluß im Reich, sondern auch ihren Besitz — die Markgrafschaften Ansbach und Baireuth — wußten die Burggrafen durch Klugheit, Sparsamkeit sowie durch die reichen Einnahmen aus ihren Bergwerken stetig zu mehren, so daß Karl IV. sie 1363 in den Stand der Reichsfürsten erhob. Am Anfang des nächsten Jahrhunderts erwarben die Burggrafen von Nürnberg ein neues Besitztum, in welchem der Hohenzollernaar sich zu ungeahnter Höhe emporschwingen sollte.



Kurfürst Friedrich I.

„Gen Norden flog ein kühner Aar
Vom Felsennest, dem alten;
Nicht fürchtet er der Neider Schar,
Nicht feindliche Gewalten."

Kaiser Sigismund verdankte die Kaiserkrone sowie die ungarische Königskrone vor allem dem Burggrafen **Friedrich VI.**, der ihm auch sonst „in Reichs- und anderen Sachen die mannigfaltigsten Dienste und Werke" erwiesen, seine Heere geführt und ihm in der Türkenschlacht bei Nikopolis an der unteren Donau das Leben gerettet hatte; dafür wollte er sich jetzt dankbar erzeigen, indem er ihn zum Statthalter in der Mark ernannte, wobei er die Hoffnung aussprach, daß Friedrich „mit seiner eifrigen Sorge und Kraft die Mark wieder



Die Burg zu Nürnberg, am Beginn des 15. Jahrhunderts.

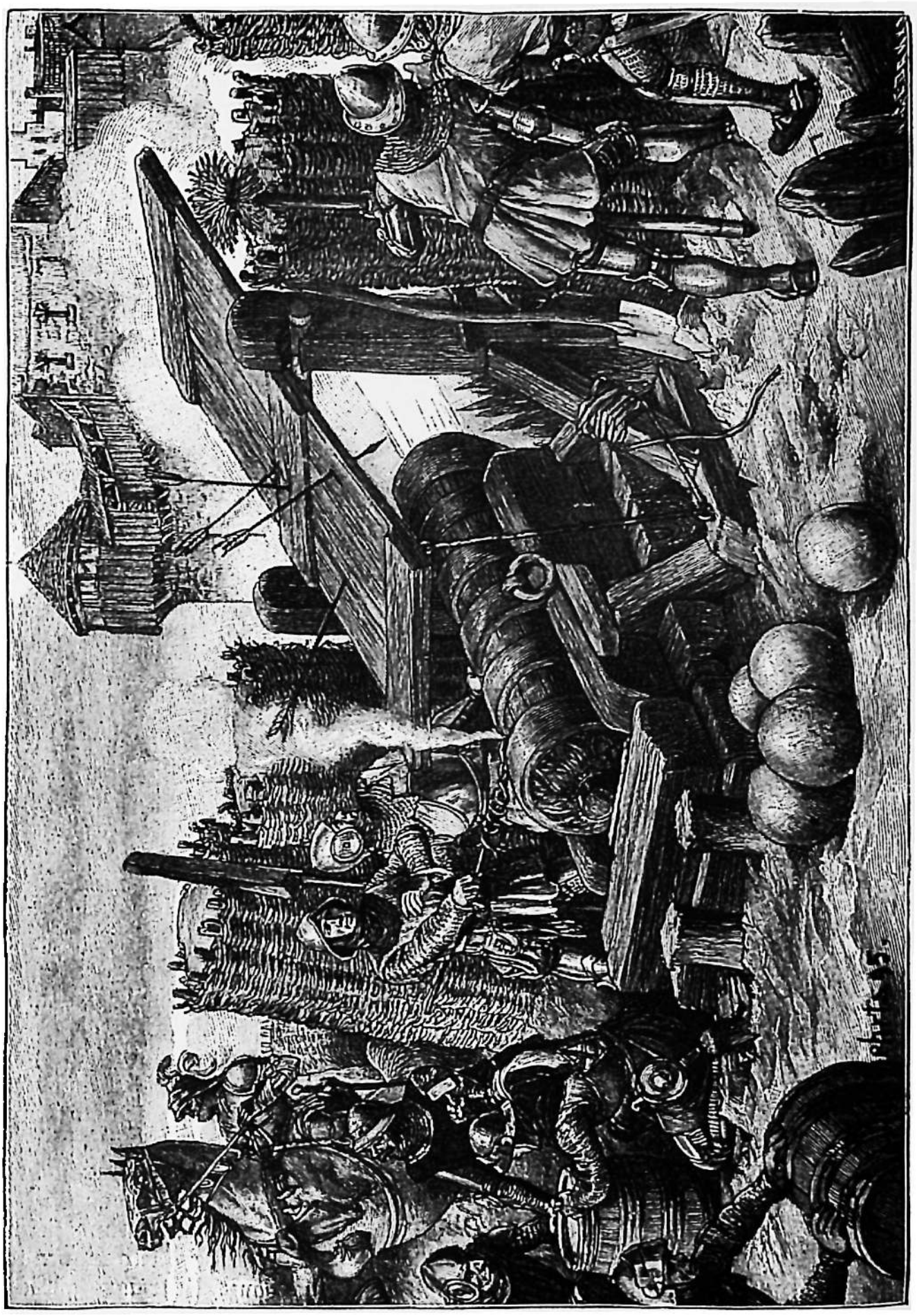
aufrichten werde". Nur die Kur eines jeglichen römischen Königs behielt er sich und seinen Erben vor. Damit aber Friedrich die Mark besser aus ihrer jammervollen Lage befreien möge, verschrieb Sigismund ihm, zugleich als Anerkennung für seine ihm geleisteten Dienste, 100000 ungarische Gulden (1 G. etwa $8\frac{1}{2}$ Mk.), welche ihm für den Fall versprochen wurden, daß ihm Sigismund oder dessen Erben die Mark wieder abfordern sollten. Diese Summe wurde später auf 400000 Gulden erhöht. Zugleich forderte der Kaiser alle Einwohner Brandenburgs auf, Friedrich in allen Stücken gehorsam und gewärtig zu sein und ihm zu huldigen.

Friedrich war ein Bild ritterlicher Schönheit, unerschrocken, voll Tapferkeit, dabei klug, besonnen und besaß eine glänzende Bildung; auch fehlte es

ihm nicht an äußeren Mitteln, sich Ansehen zu verschaffen. 1412 erschien er in der Mark und forderte die Stände zur Huldigung auf. Die Abgeordneten der Städte, zuerst Berlin, gehorchten, ebenso die Ritter der Lande Teltow, Lebus und Sternberg sowie die Bischöfe von Brandenburg und Lebus; die Ritter des Havellandes aber, Dietrich und Hans von Quitzow und viele andere, erschienen nicht. Sie wollten überhaupt keinen Herrn über sich haben und hofften, der Kaiser werde sich um sie nicht kümmern können, mit dem „Tand von Nürnberg" aber würden sie leicht fertig werden. „Und wenn es ein ganzes Jahr Burggrafen regnete," so prahlten sie, „sollten sie doch hier zu Lande nicht aufkommen." Gleichzeitig rüsteten sie im stillen. Auch Friedrich machte sich zum Kampfe bereit; er versuchte aber zuvor den Weg der Güte und brachte dadurch noch manchen vom Adel auf seine Seite. Da erstanden ihm neue Feinde in den Herzögen von Pommern, welche die Herausgabe der Uckermark verweigerten und sofort in Brandenburg einfielen. Friedrich konnte ihnen nur eine kleine Schar entgegenstellen und vermochte deshalb in dem Gefecht am Kremmer Damm (1412) den Sieg nicht zu erringen, so daß den ungehorsamen Rittern der Mut noch mehr wuchs. Auch als Sigismund ihnen mit der Reichsacht drohte, unterwarfen sie sich nur zum Schein; denn unter Friedrichs Augen plünderten und verbrannten sie magdeburgische Dörfer.

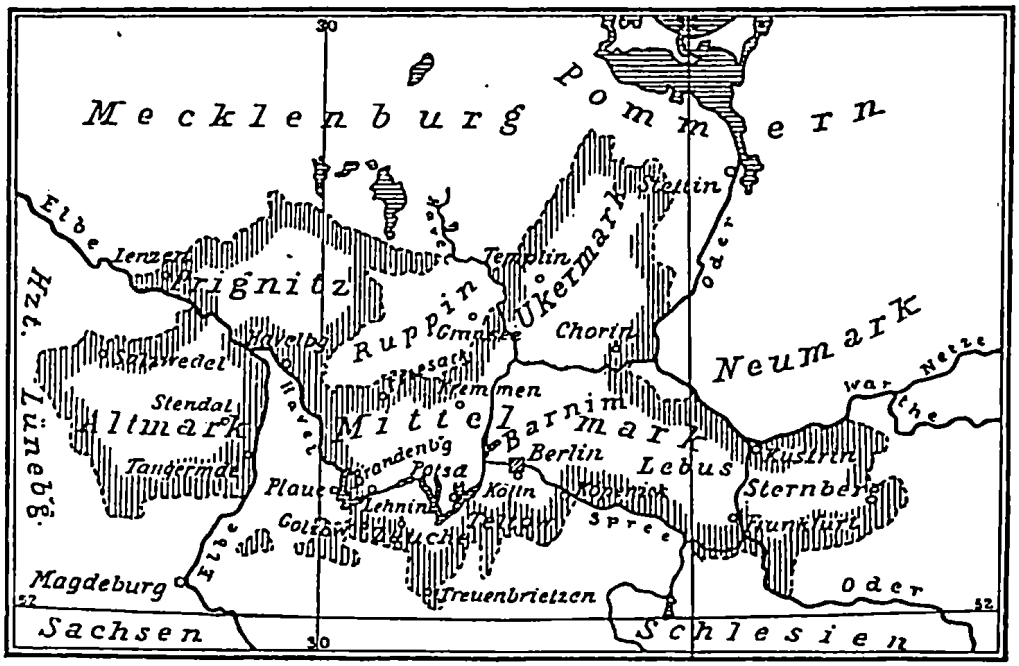
Zuletzt verlor der Markgraf die Geduld. Er schloß mit dem Erzbischof von Magdeburg und dem Kurfürsten von Sachsen ein Bündnis, lieh von dem Landgrafen von Thüringen ein schweres Geschütz, das der Sage nach von den Vorspannbauern „faule Grete" genannt wurde, weil es, wie alle schweren Geschütze damaliger Zeit, nicht auf Rädern ruhte, daher schwer fortzuschaffen war, und ließ sogar aus Kirchenglocken leichtere Donnerbüchsen gießen; auch führte ihm seine Gemahlin Elisabeth (die „schöne Else"), eine Tochter des Herzogs von Bayern, ein Ritterheer aus Franken zu. Darauf belagerte er gleichzeitig vier feste Burgen der Raubritter. Zuerst fiel Friesack, nordöstlich von Rathenow, nachdem der Burgherr Dietrich von Quitzow die Flucht ergriffen hatte — er ist elend umgekommen. Die stärkste Burg war Plaue am gleichnamigen See westlich von Brandenburg; aber auch ihre 4 m dicken Mauern hielten den starken Büchsen nicht stand, Hans von Quitzow geriet in Gefangenschaft. Schon vorher war Golzow an der Plaue südlich von Brandenburg gefallen; jetzt ergab sich auch Beuthen bei Potsdam, und dann unterwarf sich der ganze Adel des Havellandes. Friedrich ließ durch die einberufenen Landstände die Strafe festsetzen, welche die Friedensbrecher treffen sollte; sie war milde, den meisten erließ er sie bald in Gnaden. Ferner verkündete der Markgraf mit Zustimmung der Landstände einen Landfrieden, der jede Selbsthilfe untersagte; den Städten aber, die ihn kräftig unterstützt hatten, gewährte er manche Vergünstigungen. Hierauf übergab er die Statthalterschaft einstweilen seiner Gemahlin und eilte zum Kaiser auf das Konzil zu Konstanz.

Dort war Friedrich wieder des Kaisers rechte Hand. Als Papst Johann mit Hilfe Friedrichs von Österreich aus Konstanz entwich, um das Konzil zu sprengen, ward der Burggraf beauftragt, beide zurückzuführen, und er löste



Belagerung einer Quitzowschen Burg.

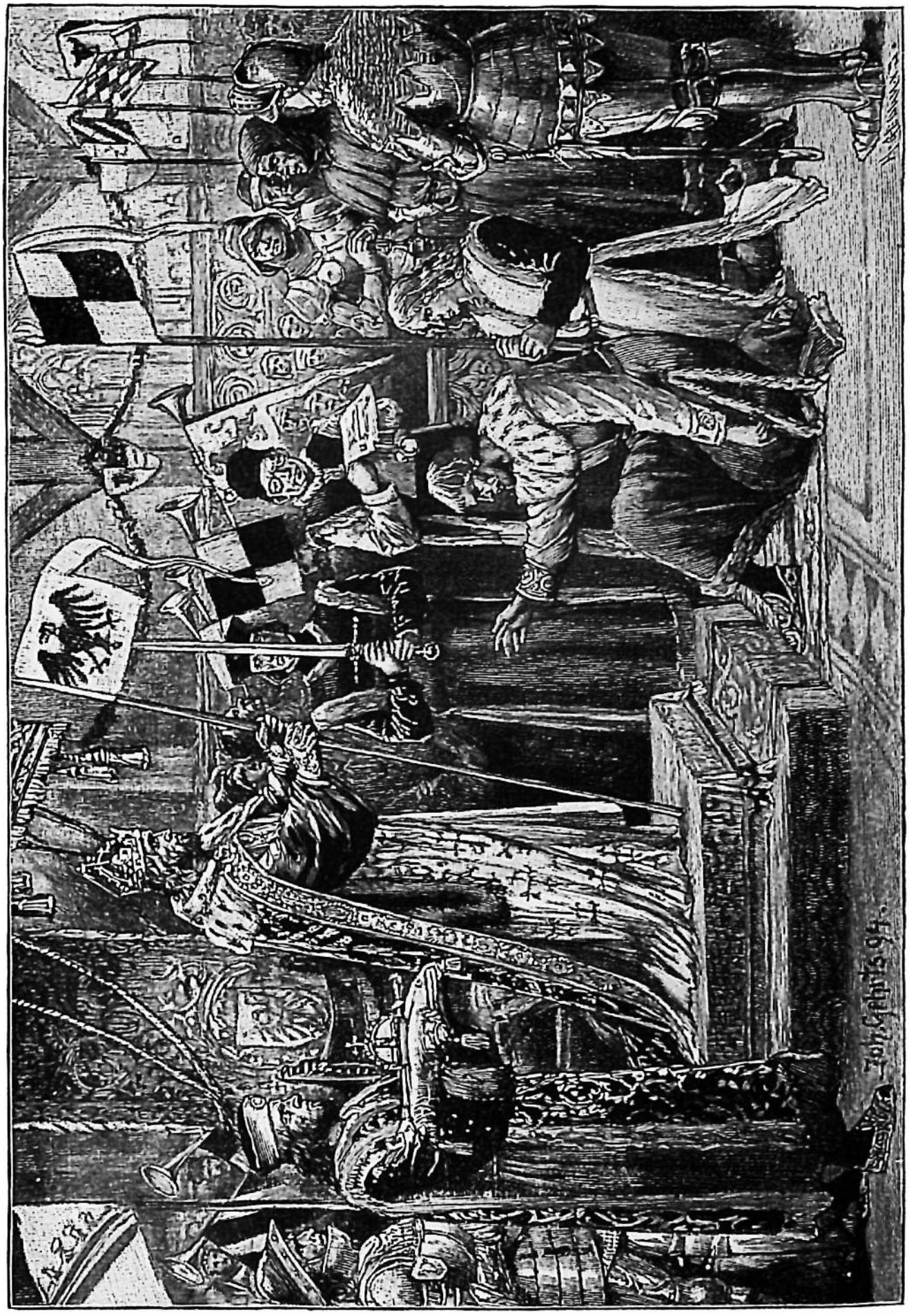
diese Aufgabe in kurzer Zeit. Um ihn hierfür sowie für die großen Verdienste, welche Friedrich sich um Brandenburg erworben hatte, zu belohnen, und um auch in Zukunft an ihm eine starke und treue Stütze zu haben, trat Sigismund ihm die Mark Brandenburg samt der Kurwürde und dem Erzkämmereramte 1415 erblich ab. In Begleitung einer kaiserlichen Gesandtschaft kehrte Friedrich als Kurfürst in die Mark zurück, ließ sich in Berlin von den Ständen als Landesherrn huldigen und gewährte ihnen ihre alten Freiheiten, Gewohnheiten und Rechte. Die seit zwei Jahren gefangen gehaltenen Ritter erhielten die Freiheit und ihre Schlösser zurück und huldigten ebenfalls ihrem neuen Landesherrn. Dann machte sich Friedrich wieder auf nach Konstanz, wo er am 18. April 1417 vom Kaiser mit größter Feierlichkeit und vielem Gepränge öffentlich mit Brandenburg belehnt wurde. Im folgenden Jahre ernannte Sigismund den Kur-



Die Mark beim Regierungsantritt Kurfürst Friedrichs I.

fürsten sogar zu seinem Statthalter in deutschen Landen „mit voller Befugnis zu thun und zu lassen" wie er selber.

Die Mark Brandenburg zählte damals nur 160000 Einwohner und umfaßte 1) die Altmark, 2) die Mittelmark, 3) die Prignitz, 4) das Land Sternberg, 5) einen Teil der Uckermark, deren größter Teil sich in den Händen der Pommern befand. Dazu war in den letzten hundert Jahren auch der größte Teil der landesherrlichen Güter, Rechte und Einkünfte in fremde Hände geraten, und Kurfürst Friedrich wurde noch durch Kämpfe mit den Nachbarn und im Reiche abgehalten, seine volle Kraft der Mark zuzuwenden: die Pommernherzöge waren darüber erbittert, daß Sigismund die Lehnshoheit Brandenburgs über Pommern anerkannte, und fielen deshalb in die Mark ein; aber Friedrich schlug sie bei Angermünde und behielt diese Stadt, vermochte indes nicht die ganze Uckermark zurückzugewinnen.



Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Mark Brandenburg. Konstanz 1417.

Inzwischen waren dem Lande in den Hussiten noch furchtbarere Feinde erstanden. Friedrich hatte den Kaiser vergebens vor zu großer Schärfe gegen die Schwärmer, die er dadurch nur erbitterte, gewarnt. Sigismund bot das Reichsheer gegen sie auf, vermochte aber nichts gegen sie auszurichten; deshalb wählten die Reichsstände Friedrich zum Feldhauptmann. In der Sebalduskirche zu Nürnberg wurde er feierlich zum Streite geweiht. Aber das Reichsheer war in schlechter Verfassung und erlitt von den wildbegeisterten Hussiten eine Niederlage nach der andern. Not und Elend brachten die schrecklichen Hussitenkriege über Böhmen und seine Nachbarländer. Auch die Mark wurde wiederholt mit Feuer und Schwert heimgesucht; 1432 gingen hundert märkische Dörfer, auch die Städte Lebus, Müncheberg, Straußberg und Altlandsberg in Flammen auf, nur Frankfurt und Bernau widerstanden. Endlich gelang es Friedrich, den Frieden zu vermitteln.

Schon früher hatte der Kurfürst den Kaiser dadurch erzürnt, daß er durch die Verlobung seines Sohnes Friedrich mit der Erbin Polens dies Land, auf welches auch Sigismund sein Augenmerk richtete, an Brandenburg zu bringen trachtete; durch Friedrichs Auftreten im Hussitenkriege wurden die früheren Freunde einander ganz entfremdet. Nicht nur versagte der Kaiser nach dem Aussterben der sächsischen Askanier das Herzogtum Sachsen-Wittenberg dem Hause Hohenzollern, obwohl Friedrichs Sohn Johann mit der Tochter des letzten Herzogs vermählt war, sondern er hob die Lehnshoheit über Pommern wieder auf und hemmte den Kurfürsten sogar, die Grenzgebiete, welche der Mark entrissen waren, wiederzuerobern. Dennoch wandte dieser bei der nächsten Kaiserwahl dem Schwiegersohne Sigismunds, Albrecht II., die Krone zu, obwohl viele ihn selber zum Kaiser ausersehen hatten. Durch die vielen Verdrießlichkeiten waren ihm die Marken verleidet; auch wurde ihm die Last der Geschäfte zu groß. Schon 1426 hatte der Kurfürst seinen ältesten Sohn Johann zum Statthalter der Mark ernannt und sich nach seiner schönen, fränkischen Heimat zurückgezogen; dort verbrachte er seinen Lebensabend. Als der Tod nahte, teilte er seinen Söhnen das Erbe. Der thatkräftige, willensstarke Friedrich empfing die Kurmark Brandenburg nebst der Erzkämmererwürde, Johann und Albrecht, der älteste und der dritte Sohn, erhielten Franken, Friedrich der Jüngere dagegen einige Anrechte auf die Altmark und die Prignitz, was aber für die Mark ohne Folgen blieb. Dann legte er seinen Söhnen noch die Verpflichtung auf, den Berlinern das Glockengut zu ersetzen, aus dem er in der Not Kanonen hatte gießen lassen. Friedrich I. starb 1440 und wurde nach seinem Befehle in dem Kloster Heilsbronn in Franken, zwischen Nürnberg und Ansbach, beigesetzt.

5. Der innere Ausbau.

Friedrich II. Eisenzahn (1440—1470) verdankt diesen Beinamen seiner zähen Ausdauer. Da weder die fränkischen Lande noch Reichsgeschäfte ihn abzogen, konnte er der Mark seine ganze Kraft zuwenden und teils durch Unterhandlung und Geld, teils mit dem Schwerte manches Verlorene zurückbringen. Auf friedlichem Wege erlangte er einen Vergleich, in welchem der

Erzbischof von Magdeburg auf die alte Lehnshoheit über die Mark verzichtete und ihm gegen einige altmärkische Dorfschaften die Grafschaft Stolberg-Wernigerode abtrat; 1455 kaufte er von dem Deutschen Orden die Neumark zurück (S. 14 u. 41) und rettete sie dadurch vor Entfremdung von Deutschland und vor Rückfall ins Slaventum. Von der Lausitz erhielt er nur einige Städte (Kottbus, Bärwalde 2c.) nebst der Anwartschaft auf Beeskow und Storkow wieder. Am wenigsten erreichte er Pommern gegenüber. Als die Linie Pommern-Stettin 1464 ausstarb, wollte er das Land auf Grund früherer Erbverträge in Besitz nehmen. Bei der Beerdigung des verstorbenen Herzogs warf der brandenburgisch gesinnte Bürgermeister von Stettin nach alter Sitte dem Verstorbenen Schild und Helm ins Grab nach, indem er sprach: „Da liegt unsere Herrschaft von Stettin!“ Ein Ritter aber holte beides wieder aus dem Grabe und sprach: „Nicht also! Wir haben noch erbliche, angestammte Herrschaft: die Herzöge von Pommern-Wolgast; denen gehört Helm und Schild.“ Vergebens widersprachen die Anhänger Brandenburgs, die Wolgaster erbten. Der Kurfürst griff zum Schwerte, aber ohne Erfolg.

Wie Friedrich I. mit Hilfe der Städte den märkischen Adel bändigte, so unterwarf Friedrich II. mit Hilfe des Adels die märkischen Städte. Diese hatten nämlich von den früheren Markgrafen sich so viele Freiheiten und Rechte erworben, daß sie fast selbständig waren. Das Haupt der märkischen Städte war die Schwesterstadt Berlin-Kölln, die schon Friedrich I. das Öffnungsrecht, d. i. das Recht, ohne Erlaubnis mit bewaffneten Scharen in ihre Thore einzuziehen, verweigert hatte. Als Friedrich II. nun, um den Sitz der Regierung in die Mitte der Mark zu verlegen, sich in Berlin eine Burg zu erbauen wünschte, wollten ihm die Bürger keinen Bauplatz einräumen. Um diese Zeit brach in Berlin, wie in vielen anderen deutschen Städten, ein Streit zwischen den Geschlechtern und den Zünften aus: diese verlangten Teilnahme am Stadtregiment, und es kam zum offenen Aufruhr gegen den Rat. Da erschien der von beiden Teilen um Entscheidung angegangene Kurfürst mit 600 Reitern vor der Stadt und wurde in der allgemeinen Bestürzung eingelassen. Damit war er Herr der Stadt. Die Berlin-Köllner mußten ihm die Schlüssel aller Stadtthore ausliefern und einen Platz an der Spree, mitten zwischen den beiden Städten, abtreten, damit er sich dort eine Burg erbaue. Die Bürger empörten sich zwar noch einmal und rissen die angefangenen Burgmauern nieder; aber Friedrich erzwang aufs neue den Gehorsam. Berlin-Kölln zahlte eine Geldstrafe und verlor seine bisherigen Gerechtsame, wie die niedere Gerichtsbarkeit und die freie Wahl seiner Beamten. Jetzt leisteten auch die anderen Städte Gehorsam. Als das Schloß in Berlin vollendet war, machte es der Kurfürst 1451 zum Sitz seiner Regierung; so ward Berlin die Hauptstadt Brandenburgs.

Wie der Kurfürst die kleinen Bürger gegen die übermächtigen Patrizier beschützte, so nahm er sich auch der Bauern an, indem er die Sonntagsarbeit verbot und den Gutsherren streng untersagte, den Bauern mehr Arbeiten und Lasten aufzulegen, als von alters her Gebrauch gewesen sei. Friedrich besaß nicht den umfassenden Blick und das freundliche, gewinnende Wesen

seines Vaters, aber neben einer starken Willenskraft maßvolle Besonnenheit; dreimal schlug er eine Königskrone aus, einmal die polnische und zweimal die böhmische, um sich nicht in unabsehbare Verwickelungen einzulassen. Meistens war er still, in sich gekehrt, leicht zur Schwermut geneigt; seine Frömmigkeit bethätigte er durch eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande, durch Stiftung eines Domes zu Kölln an der Spree und des Schwanenordens, dem nur Adlige angehörten, die sich zu einem untadeligen, christlichen Leben verpflichteten. Verstimmt durch den ungünstigen Ausgang des Kampfes mit Pommern sowie durch die von den Slaven drohende Gefahr und gebrochen durch den Tod seines letzten Sohnes, trat er die Marken 1470 seinem Bruder Albrecht ab und zog sich nach Franken zurück, wo er schon im folgenden Jahre starb. Er ward in Heilsbronn beigesetzt.

Albrecht Achilles (1470—1486) verdankt diesen Beinamen seiner Heldenkraft und ungestümen Tapferkeit. Niemals wurde er im Turnier besiegt. Auf einem einzigen Turniere streckte er, nur mit einem seidenen Hemde bekleidet und mit Schild und Schwert bewaffnet, siebzehn tapfere Gegner in den Sand. Noch lieber ritt er zum blutigen Ernst. Auf 100 Schlachtfeldern soll er gefochten haben, allein den Nürnbergern lieferte er in einem Jahre neun Treffen. Einmal bahnte er sich eine blutige Gasse mitten durch 800 Nürnberger, ergriff mit beiden Händen die Fahne der Feinde, und obgleich die Schwerthiebe von allen Seiten auf seinen Panzer und Helm niederregneten, ließ er nicht los, bis die Seinen ihn herausgehauen hatten. Bei der Belagerung einer Stadt war er der Erste auf der Mauer, sprang dann von derselben hinab mitten unter 500 Feinde und wehrte sich so lange, bis die Seinen ihn befreiten. Seine Burg war weit und breit berühmt; nirgends gab es so glänzende Feste wie dort, nirgends so tapfere Ritter und so schön geschmückte Frauen; die Edelknaben gingen in rotseidenen Kleidern, und selbst die Reitpferde waren mit rotem Samt bedeckt. So war Albrecht die Zierde des Ritterstandes und schon vor seiner Erhebung zum Kurfürsten das Haupt der deutschen Fürsten. Er überragte sie auch durch staatsmännischen Weitblick; denn er war der Meinung, daß man das kaiserliche Ansehen stärken müsse, und er handelte auch danach, so daß man ihm den damals unerhörten Vorwurf machte, er stelle das Wohl des Reiches höher als das seiner eigenen Länder. Jedenfalls fand der schwache Kaiser Friedrich III. (1439—1493) an ihm seinen stärksten



Albrecht Achilles.

Rückhalt. Er entschied deshalb auch in dem pommerschen Erbfolgestreit zu Gunsten Brandenburgs, und die pommerschen Herzöge beugten sich vorläufig, indem sie im Vertrage zu Prenzlau (1472) Brandenburgs Lehnshoheit anerkannten.

Aber die Pommern waren nicht gewillt, diesen Vertrag auch zu halten, und fanden in ihrem Widerstande Unterstützung bei den Märkern selber. Als Albrecht zum erstenmal nach Brandenburg kam, boten die Märker alles auf, um ihn geziemend zu empfangen. Nach alter Sitte beschenkten ihn die Bürger in Salzwedel mit Hafer, Fischen, Hammelkeulen und Bier; doch dies alles machte auf ihn einen nur ärmlichen Eindruck. Auch die Fluren der Mark wollten ihm nicht gefallen, wenn er an das schöne Franken dachte. An dem märkischen Adel vermißte er die feine höfische Sitte der Süddeutschen; gegen den Bürgerstand aber war er überhaupt eingenommen, wohl infolge der vielen erbitterten Kämpfe, welche er mit den Nürnbergern hatte führen müssen.

Als der Kurfürst nun, um die durch den Streit seines Vaters mit Pommern verursachten Schulden zu decken, für vier Jahre eine Abgabe von Bier und Wein forderte, widersetzten sich die Städte dieser indirekten Steuer, weil sie den Markgrafen von den Ständen unabhängig mache, und bewilligten ihm nur ein für allemal 100000 Gulden. Von dieser Summe sollte Albrecht für die Domänen ein Drittel selber zahlen; er verschaffte sich dieses Geld, indem er einige Waren mit einem geringen Zoll belegte. Obwohl mehrere Schiedsgerichte ihm das Recht hierzu ausdrücklich zuerkannten, erregte die Maßregel doch große Unzufriedenheit, besonders in den Städten; Havelberg verjagte die Zollbeamten, und man hörte sogar die Drohung, im Kriegsfalle werde man dem Kurfürsten keine Mannschaften stellen. Hierdurch waren diesem die Marken noch mehr verleidet; er übertrug daher die Verwaltung derselben seinem Sohne Johann und kehrte nach Franken zurück.

Johann hatte einen schweren Stand: die Einnahmen waren so gering, daß er trotz der größten Sparsamkeit nicht selten Mangel litt; dazu sollte er noch Kriege führen. Die Pommern fanden nämlich einen Bundesgenossen an dem Könige Matthias von Ungarn, der die Krone von Böhmen zu erlangen suchte, während Albrecht Achilles und der Kaiser seinen Gegenkönig unterstützten. Als nun um diese Zeit Albrechts Schwiegersohn, Herzog Heinrich von Glogau, starb und Albrecht vertragsgemäß dessen Land für seine verwitwete Tochter in Anspruch nahm, machte ein Verwandter des Verstorbenen, Hans von Sagan, ihr die Erbschaft streitig und fand die Hilfe des Ungarnkönigs und der Pommern. Kurprinz Johann geriet in große Bedrängnis; Hans von Sagan verbrannte schon die Vorstädte von Frankfurt. Da eilte 1478 Albrecht wieder aus Franken zur Hilfe herbei, berief einen Landtag nach Berlin, und alle Stände stellten willig die geforderten Mannschaften. Über 20000 Mann soll Albrecht zusammengebracht haben. Er zwang zunächst die Pommern zum Frieden, schlug dann das durch Ungarn verstärkte Heer des Hans von Sagan und wandte sich hierauf gegen König Matthias, der gleichzeitig von den Türken bedroht wurde und deshalb um Frieden bat. Die Tochter Albrechts wurde entschädigt, die Pommern erkannten abermals

die Lehnshoheit Brandenburgs an, Krossen, Züllichau, Bobersberg und Sommerfeld aber wurden 1482 an Brandenburg abgetreten. So hatte auch in dieser drohenden Gefahr des Kurfürsten Wahlspruch sich wieder bewährt:

In Gott's Gewalt Hab' ich's gestalt,
Er hat's gefügt, Daß mir's genügt.

Ein noch größeres Verdienst als durch diese Vergrößerung Brandenburgs erwarb sich Albrecht Achilles durch sein Hausgesetz (Dispositio Achillea 1473). Durch dasselbe bestimmte er seinem ältesten Sohne die Mark Brandenburg und zwei jüngeren die fränkischen Fürstentümer; zugleich setzte er fest, daß die Mark stets ungeteilt auf den nächsten männlichen Erben übergehen und das Burggrafenamt nur zwei regierende Herren, zu Ansbach und zu Baireuth, haben solle. Dadurch wurden die brandenburgischen Länder vor Zersplitterung bewahrt und die Kurfürsten gezwungen, ihren dauernden Wohnsitz in der Mark zu nehmen.

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte der alternde Kurfürst in Franken. Aber trotz großer Leibesschwäche begab er sich doch nach Frankfurt a. M., um an der Wahl des späteren Kaisers Maximilian teilzunehmen. Er mußte sich auf einem Sessel in die Kirche tragen lassen, in welcher die Wahl stattfand. Als der festliche Zug zurückkehrte, trug Albrecht, gleichfalls im Lehnstuhl sitzend, dem Kaiser das Scepter voran. Dann bereitete er sich auf den Tod vor und starb in Frankfurt während einer Andacht ebenso still und friedlich, als sein Leben voll Unruhe gewesen war. Der Kaiser und sämtliche Reichsfürsten gaben seiner Leiche das Geleit bis an den Main, auf welchem dieselbe nach Franken gefahren wurde, um in der Gruft der Ahnen zu Heilsbronn ihre Ruhestätte zu finden.

Johann Cicero (1486—1499) war seit seinem zwölften Jahre in der Mark gewesen und hatte daher die Märker genau kennen gelernt, wie diese ihn. Gerechtigkeit, Ordnungsliebe und Sparsamkeit waren hervorragende Tugenden des Kurfürsten. Als Statthalter der Mark hatte er so geringe Einnahmen, daß er acht Jahre lang, obwohl verlobt, wegen Geldmangels nicht heiraten konnte. Er selber klagte, daß er „gering mit Bettgewand, Laken, Polstern, Tischtüchern und Geld versehen" sei. Ihm bewilligten die Stände, wenn auch mit Widerstreben, die Biersteuer, welche sie seinem Vater versagt hatten, und als sich die altmärkischen Städte der Steuer widersetzten, wurden sie zum Gehorsam gezwungen. Er ging aber mit dem Gelde auch so sparsam um, daß er nicht nur die Herrschaft Zossen (südlich von Berlin) kaufen, sondern auch noch die Gründung einer Universität in Frankfurt a. O. in Angriff nehmen konnte. Der Kurfürst hatte viel Verständnis für die gerade damals wieder aufblühenden Wissenschaften, besonders für das Latein, wie schon sein Zuname andeutet; soll er doch auf einem Reichstage vier Stunden in fließendem Latein geredet haben. Dazu hatte Kaiser Maximilian auf dem Reichstage zu Worms (1495) den Wunsch geäußert, es möchte jeder Kurfürst in seinem Lande eine Universität haben. Auch war die allgemeine Bildung im übrigen Deutschland schon verbreiteter als in der Mark, hatten doch kleinere Nachbarländer bereits Universitäten, so Mecklenburg in Rostock seit 1419 und Pommern in Greifs-

wald seit 1456. Leider hinderte ein früher Tod den Kurfürsten an der Erfüllung seines Lieblingswunsches.

Johann Cicero war nicht ein so kriegerischer Fürst wie sein Vater, aber eifrig bemüht, die Lage seines Landes zu verbessern. Während der auswärtigen Kriege und während des Streites mit den Städten hatte sich das Fehde- und Raubwesen wieder hervorgewagt. Um zur Unterdrückung desselben von außen Ruhe zu haben, schloß er mit dem unruhigsten Nachbar, dem Pommernherzog, Frieden, ja er verzichtete sogar auf das von seinem Vater dem Gegner wieder aufgezwungene Lehnsverhältnis, indem er sich mit dem Erbrecht begnügte. Aber ihm ist die Unterdrückung des Raubwesens nicht gelungen. Er ist der erste hohenzollernsche Kurfürst gewesen, der die Sprache der Mark lernte, daselbst seinen dauernden Wohnsitz nahm und dort — im Kloster Lehnin — begraben ist. Später wurde ihm im Dom zu Berlin ein von dem berühmten Nürnberger Bildhauer Peter Vischer geschaffenes Denkmal errichtet.

Joachim I. Nestor (1499—1535) war beim Tode seines Vaters Johann Cicero erst fünfzehn Jahre alt, aber über seine Jahre hinaus entwickelt; die von seinem Oheim in Franken gewünschte Vormundschaft lehnte er ab. Gern beschäftigte er sich mit Geschichte, Mathematik, Astronomie, als Kind seiner Zeit allerdings auch mit Astrologie, der Kunst, aus den Sternen das Schicksal der Menschen zu erkennen, und war der lateinischen Rede so mächtig, daß die Fürsten auf den Reichstagen gewöhnlich ihn baten, die übliche Begrüßung des päpstlichen Gesandten in lateinischer Sprache zu übernehmen. Schon zur Zeit seines Vaters hatten viele Adlige teils aus Not, hervorgerufen durch Mißwachs und die Pest, teils aus Lust am Raufen und Plündern wieder das Wegelagern angefangen und hofften jetzt wohl, bei der Jugend des Kurfürsten straflos zu bleiben. Einzelne Geschlechter waren so sehr der Schrecken der Umgegend, daß Bauern und Städter vor Beginn einer Reise beteten: „Vor Köckeritze und Lüderitze, vor Krachten und vor Itzenplitze behüt' uns, lieber Herre Gott!" In der Köpenicker Heide geriet der Kurfürst selber mit den „Schnapphähnen" ins Handgemenge; deshalb griff er mit unerbittlicher Strenge ein. Einen adeligen Herrn seines Hofes, der einen Bürger nahe vor Berlin überfallen und ausgeplündert hatte, ließ er enthaupten. Da schwuren ihm die Genossen des Getöteten bittere Rache; einer derselben soll ihm an die Thür des Schlafgemachs geschrieben haben: „Jochimke, Jochimke, hüde dy, fangen



Joachim I. Nestor.

wy dy, so hangen wy dy!“ Aber der Kurfürst sandte bewaffnete Reiter durchs Land, ließ überall das Raubgesindel aufgreifen und siebzig derselben, darunter vierzig vom Adel, hinrichten. Auch veranlaßte er die Städter und Bauern, durch Landreiter die Straßen bewachen zu lassen. Als sich der Adel mit Klagen an des Kurfürsten Oheim in Ansbach wandte und dieser seinem Neffen darüber Vorstellungen machte, daß er adliges Blut vergossen habe, erwiderte Joachim: „Ich habe kein adliges Blut vergossen, sondern nur einige Schelme und Mörder nach Verdienst gestraft. Wären diese rechtschaffene Edelleute gewesen, sie hätten so etwas nicht gethan.“ Bald darauf wurde ein mecklenburgischer Raubritter auf brandenburgischem Gebiet gefangen und bot hohes Lösegeld; der Kurfürst aber antwortete: „Es geziemt sich nicht, daß ein Fürst die Gerechtigkeit feil habe.“ Er schützte am eifrigsten den Bürgerstand; soll er doch einst gesagt haben: „Der Adel ist der Kopf des Staatskörpers, der Bürgerstand das Herz, die Bauern sind die Füße.“ Aber auch die Bürger durften ihre Rechte nicht überschreiten. Als die Frankfurter einen Raubritter fingen und auf eigene Hand hinrichten ließen, bestrafte sie der Kurfürst durch Entziehung der Gerichtsbarkeit. Um Bürgern und Bauern jeden Vorwand zur Selbsthilfe zu nehmen, that der Kurfürst einen weiteren wichtigen Schritt in der Verbesserung der Rechtspflege durch Errichtung des Kammergerichts, das auch über Grafen, Ritter, fürstliche Räte, über alle, welche bisher keinem Gerichte unterworfen waren, richten und zugleich die letzte Entscheidung in den Urteilen der übrigen Gerichte treffen sollte. Es bestand aus zwölf Rechtsgelehrten, von denen vier von dem Kurfürsten, acht von den Ständen ernannt wurden, und trat jährlich dreimal in Berlin, einmal in Tangermünde zusammen. Der Kurfürst verlangte ausdrücklich, daß den armen Leuten unentgeltlich Recht gesprochen werden solle. Infolge dieser einheitlichen Gerichtsverfassung bildete sich auch ein einheitliches Recht aus; an die Stelle des Sachsenspiegels (S. 10) trat — wie auch im übrigen Deutschland — das römische Recht. Um Recht und Ordnung im städtischen Verkehr und diesen selber zu fördern, erließ der Kurfürst eine Städteordnung, durch welche gleiche Maße und Gewichte für das ganze Land eingeführt und die städtischen Obrigkeiten beauftragt wurden, streng darüber zu wachen, daß Schlächter und Bäcker gute und vollwichtige Ware lieferten. „Als gemeiner Landesfürst der Armen und der Reichen“ nahm er sich der Bauern an, indem er überall den Versuchen der Gutsherren, die freien Bauern zu Hörigen herabzudrücken oder sie auszubeuten, entschieden entgegentrat.

Nicht minder wichtig für die Hebung des Landes war die Gründung der Universität zu Frankfurt, die Joachim ebenso sehr aus eigener Neigung zu den Wissenschaften, als um das Andenken seines Vaters zu ehren, vollendete und 1506 feierlich einweihte. Um diese neuen Einrichtungen unterhalten und seinen glänzenden Hofhalt führen zu können, bedurfte er weit größerer Einnahmen, als sein Vater gehabt hatte. Die Städte wagten ihm gegenüber keinen Widerspruch mehr, so daß die einträgliche Bierziese wie auch der Hufenschoß (Grundsteuer) eine stehende Abgabe wurden. Trotz der in der Mark aufgerichteten „Leuchte der Wissenschaft“ stand der Aberglaube dort noch

in voller Blüte. Die blutige Hostie zu Wilsnack bewährte noch immer ihre alte Kraft; eine ebenso traurige Verirrung war die Verbrennung von 36 Juden, die angeklagt wurden und auf der Folter gestanden, mit geweihten Hostien allerlei Frevel getrieben, Christenkinder getötet und deren Blut zu Arzneimitteln verwandt zu haben (1510). Alle Juden wurden aus Brandenburg vertrieben. Im übrigen wurde der Friede im Innern wie nach außen unter Joachim nie gestört.

Durch Aussterben der Herren von Ruppin fiel (1524) diese Herrschaft als erledigtes Lehn an Brandenburg zurück. Den ererbten Streit mit Pommern um Brandenburgs Lehnshoheit endete Joachim 1529 durch den Vergleich zu Grimnitz, indem er auf die Lehnshoheit verzichtete, wogegen die pommerschen Herzöge Brandenburgs Erbrecht auf Pommern feierlich anerkannten. Diese erhielten ihre Belehnung hinfort unmittelbar vom Kaiser; aber die Kurfürsten von Brandenburg wurden durch Berührung der Lehnsfahne mitbelehnt. Auch noch andre Besitzungen und besonders ehrenvolle Stellungen erwarb das Haus Hohenzollern um diese Zeit, die später zum Teil auch für Brandenburg bedeutungsvoll werden sollten. Joachims Bruder Albrecht ward Erzbischof von Magdeburg, Bischof von Halberstadt, Erzbischof und Kurfürst von Mainz und erlangte die Kardinalswürde. Ihr Vetter Georg der Fromme von Ansbach kaufte das Fürstentum Jägerndorf in Oberschlesien, und dessen Bruder Albrecht ward Hochmeister des Deutschen Ordens und führte in Preußen, wie sein Bruder Georg in Franken, die Reformation ein.

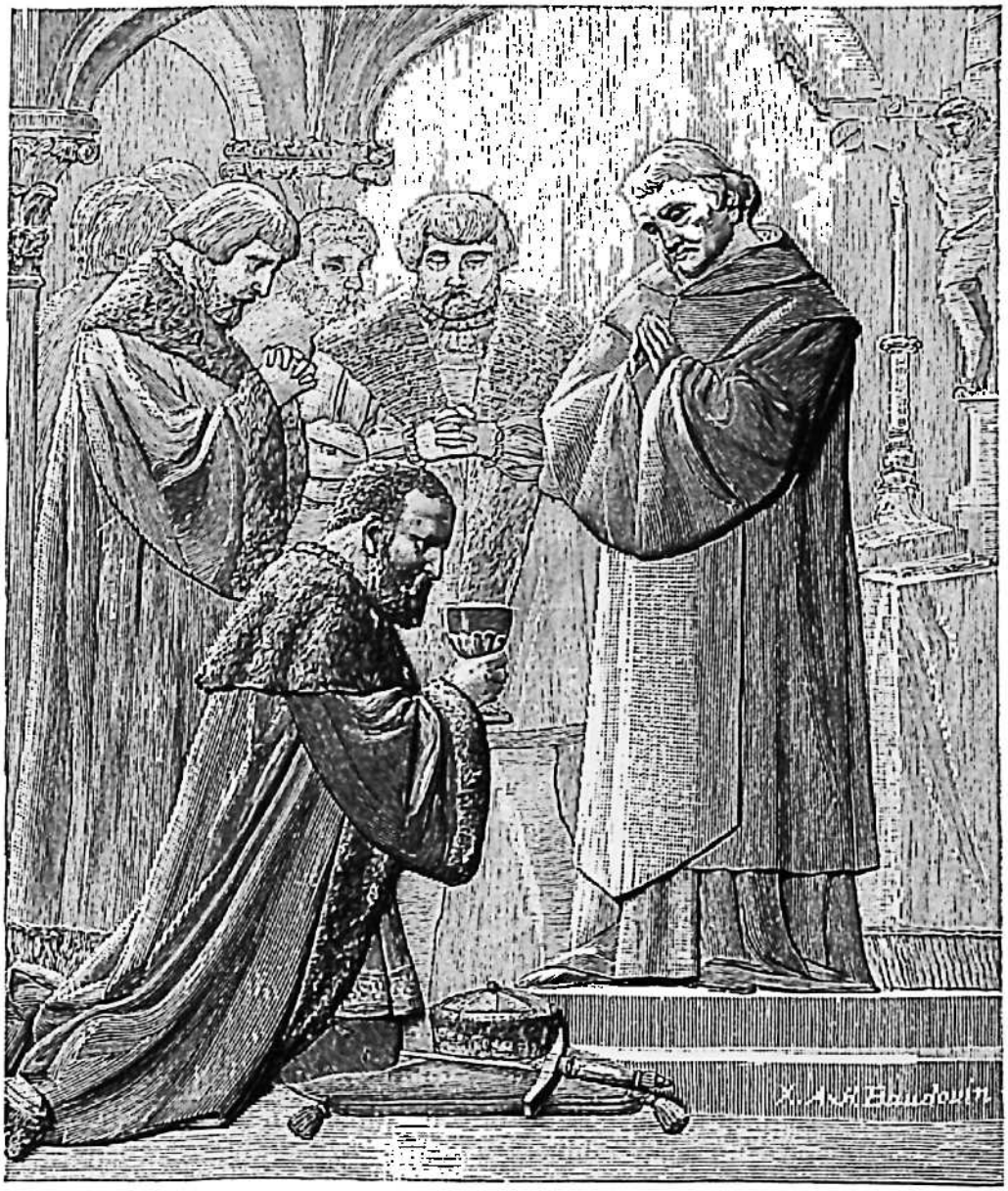
Joachim stellte sich der Reformation feindlich gegenüber. Zwar verkannte er nicht die in der römischen Kirche vorhandenen Mißbräuche; aber er, der so viel zur Unterdrückung des Faustrechts gethan hatte, sah die von einem Manne des Volks ausgehende Reformation als eine Auflehnung gegen die von Gott eingesetzte geistliche und weltliche Obrigkeit an und meinte, eine Besserung der Kirche müsse von den Konzilien ausgehen. Auch war er persönlich gegen Luther erbittert, weil dieser seinen Bruder, den Erzbischof von Magdeburg, der den Ablaßhandel in Deutschland gestattete, wiederholt scharf angegriffen hatte. Persönliche Unterredungen mit Luther bestärkten den Kurfürsten noch in seiner Ansicht; er ließ Bann und Acht, die über Luther verhängt waren, in der Mark verkündigen, verbot die Verbreitung der lutherischen Bibelübersetzung und unterschrieb mit das Wormser Edikt (1521), das Luther und sein Werk vernichten sollte. Seine Abneigung gegen die Reformation wuchs noch durch den Bauernkrieg und das ärgerliche Auftreten der Wiedertäufer, die er beide als Folgen der Reformation ansah; seine drohenden Reden auf dem Reichstage zu Augsburg veranlaßten die Evangelischen zur Bildung des Schmalkaldischen Bundes, und von dem zwischen Katholiken und Evangelischen abgeschlossenen Nürnberger Religionsfrieden sagte er: „Lieber will ich Land und Leute verlieren, sterben und verderben, als in diesen Frieden willigen.“ Dennoch konnte er nicht verhindern, daß sich die neue Lehre in seinem eigenen Lande unter Hohen und Geringen immer weiter ausbreitete; selbst des Kurfürsten Gemahlin Elisabeth war ihr von Herzen zugethan und ließ sich heimlich das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen. Als der Kurfürst dies erfuhr, drohte er ihr mit den härtesten

Strafen, selbst mit Einmauern, wofern sie nicht von ihrem Irrtume abließe. Deshalb floh sie zu ihrem Oheim, dem Kurfürsten Johann dem Beständigen von Sachsen, der ihr ein Schloß in der Nähe Wittenbergs anwies, wo sie, in regem Verkehr mit Luther, ungestört ihrem evangelischen Glauben leben durfte. Erst lange nach dem Tode ihres Gemahls, der vergeblich ihre Auslieferung verlangt hatte, kehrte sie (1545) nach Brandenburg zurück.

Joachim II. Hektor (1535—1571) mußte nach der Bestimmung seines Vaters seinem Bruder **Johann** die Neumark und Kottbus überlassen. Beide Brüder hatten eine sehr sorgfältige Erziehung empfangen; besonders erregte Joachims Bildung die Bewunderung seiner Zeitgenossen. Dabei war er wohlwollend und freigebig, ein Freund des Vergnügens und äußeren Glanzes. Johann von Küstrin dagegen war streng, genau und sehr sparsam. Als einst ein Rat am Wochentage in neumodischen seidenen Strümpfen vor ihm erschien, sagte Johann: „Ei, ei, Herr Rat, habe auch solche Dinger, trage sie aber nur sonntags.“ Im einfachen Rock und meistens zu Fuß war er fast immer unterwegs, sah alles selber nach, baute Landstraßen und Brücken, Wasserleitungen sowie die Festungen Küstrin und Peiz, kaufte noch zwei neue Herrschaften — Storkow und Beeskow — und hinterließ trotzdem etwa 14 Millionen Mark. Wegen seiner vielen wohlthätigen Einrichtungen nannte man ihn wohl Vater der Armen, wegen seiner Sparsamkeit Johann Ökonomus. In der Sorge für die Armen wetteiferte seine Gemahlin mit ihm; sie hat in Küstrin die erste Apotheke der Neumark errichtet, der sie die Verpflichtung auferlegte, den Armen Arzeneien unentgeltlich zu liefern.

Beiden Brüdern hatte der Vater vor seinem Abscheiden geboten, der katholischen Lehre treu zu bleiben, aber beide waren schon damals, wie ihre Mutter, evangelisch gesinnt. Johann führte mit Luthers Beirat die Reformation schon 1537 ein und trat dem Schmalkaldischen Bunde bei. Joachim zögerte noch. Die Verwandten seiner zweiten Gemahlin, Hedwig von Polen, waren streng katholisch; er aber hoffte, von Polen die Mitbelehnung im Herzogtum Preußen zu erlangen. Auch suchte er noch zwischen den beiden kirchlichen Parteien zu vermitteln und erwartete eine Beilegung der religiösen Streitigkeiten durch ein Konzil. Aber in der Mark „dürstete das Volk wunderbar nach der neuen Lehre“, die bei den Städtern schon weite Verbreitung gefunden hatte; auch viele Prediger und vor allem der Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow, waren ihr zugethan. Deshalb führte Joachim II. gleichfalls die Reformation in Brandenburg ein, indem er (1. Nov. 1539) in Spandau zuerst eine lutherische Predigt hörte und dann nebst seiner Familie, vielen Hof- und Staatsbeamten, Edelleuten und allen, welche sonst Verlangen danach trugen, das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt aus der Hand jenes Bischofs nahm. Zugleich erließ er eine Verordnung, in welcher er den Gemeinden anheimgab, ihren Gottesdienst gleichfalls nach evangelischer Weise einzurichten. Der größte Teil des Adels und die meisten Städte machten sogleich davon Gebrauch. Nur wenige hielten am alten Glauben fest. Viele Mönche der alsbald aufgehobenen Klöster gingen heimlich davon und nahmen an Klostergut, soviel sie vermochten; die, welche in denselben zurückblieben, erhielten dort ihren Unterhalt bis an ihr

Lebensende. Nach dem Vorbilde anderer evangelischer Landesfürsten betrachtete sich der Kurfürst als obersten Bischof der evangelischen Kirche seines Landes. Als solcher erließ er im folgenden Jahre eine neue Kirchenordnung, die unter Luthers und Melanchthons Beirat ausgearbeitet und von den Ständen gebilligt war. Dann ordnete er eine Kirchenvisitation an, ernannte einen



Joachim II. empfängt das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt.
(Relief von Encke am Denkmal Joachims II. in Spandau.)

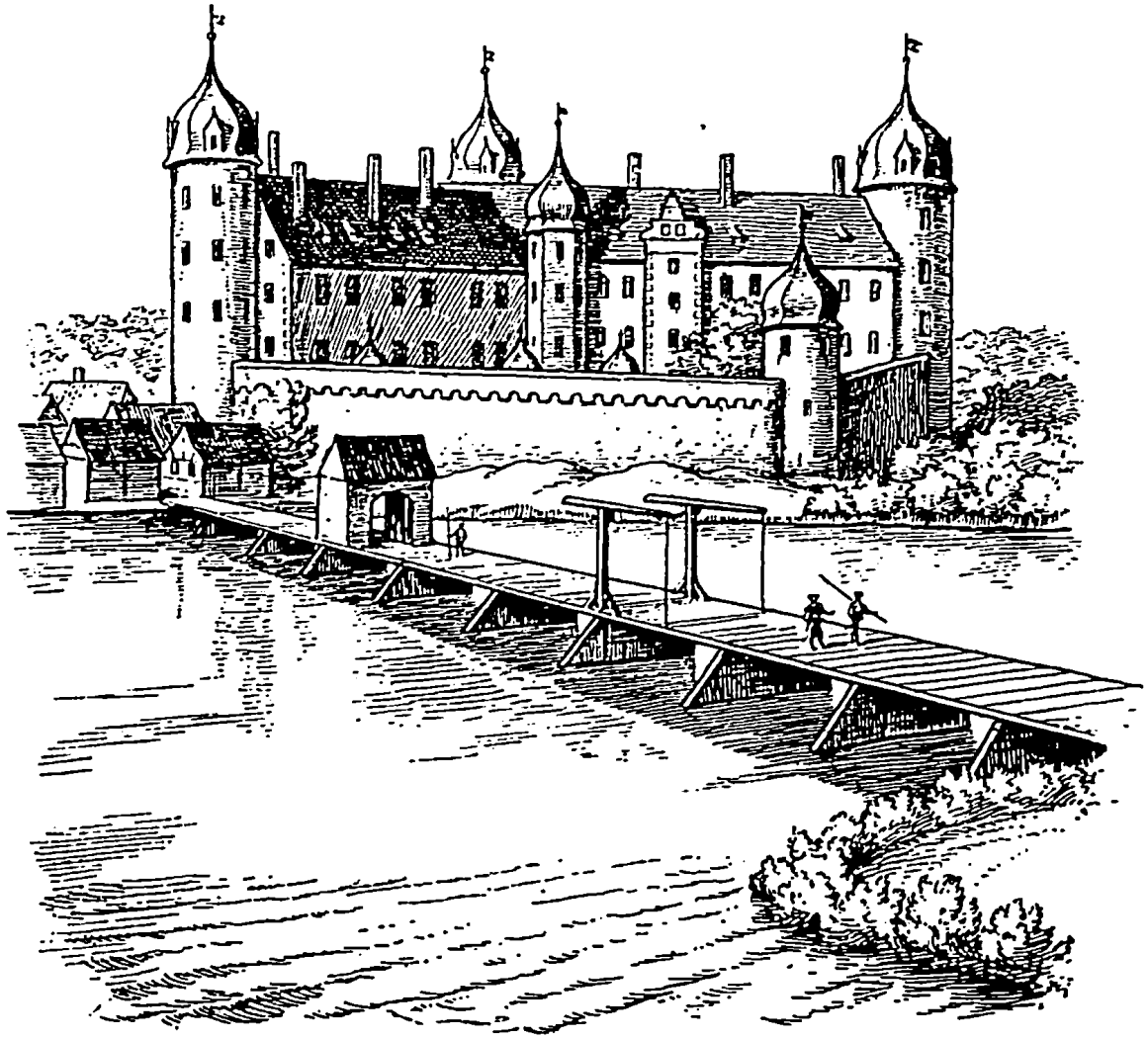
Generalsuperintendenten für die Mark und setzte ein Konsistorium ein. Da den Evangelischen an einer Verbreitung religiöser Erkenntnis unter dem Volke gelegen sein mußte, so hatte die Einführung der Reformation auch eine Vermehrung und Hebung der Schulen im Gefolge. Das Vermögen der Klöster und Stifter wurde meistens von dem Landesherrn eingezogen und zum Teil zur Unterstützung der Kirchen und Schulen verwandt. Auch im Erzstifte Magdeburg, wo nach dem Tode des Erzbischofs Albrecht zwei Söhne

Joachims II. zu Erzbischöfen gewählt wurden, führten die Hohenzollern die Reformation durch. Zwar vor thatkräftigem Eingreifen schrak Joachim noch zurück; dem Schmalkaldischen Bunde trat er nicht bei. Insofern entsprach er nicht seinem Beinamen Hektor, den er sich als Kronprinz in den Türkenkriegen erworben hatte. Doch als der Kurfürst von Sachsen nach seiner Niederlage bei Mühlberg 1547 von Kaiser Karl V. zum Tode verurteilt worden war, eilte Joachim sofort in Karls Lager und erwirkte die Zurücknahme des Todesurteils. Bald sollte die Zeit kommen, wo die evangelische Kirche an den brandenburgisch-preußischen Hohenzollern die kräftigsten Beschützer fand; andererseits ist Brandenburg durch den Protestantismus groß geworden.

Ebenso nicht durch Krieg, sondern auf dem Wege der Verhandlung hat Joachim II. den Grund zu zweien der wichtigsten Vergrößerungen des Staates gelegt, indem er die Anwartschaft auf Schlesien und Preußen erwarb. Er schloß 1537 mit dem Herzog Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau, der seine Länder vor einem katholischen Herrn bewahren wollte, eine Erbverbrüderung, nach welcher beim Aussterben des herzoglichen Hauses dessen Länder an Brandenburg, dagegen, wenn das Haus Hohenzollern-Brandenburg vor jenem erlöschen sollte, die „böhmischen Lehen", nämlich Kottbus, Krossen, Züllichau und einige andere Herrschaften, dem Hause Liegnitz zufallen sollten. Später bekräftigten beide Fürsten diesen Vertrag durch eine Doppelheirat zwischen ihren Kindern. König Ferdinand erklärte als König von Böhmen und Lehnsherr von Schlesien die Erbverbrüderung für ungültig, obgleich dem Herzog von Liegnitz vom Könige Wladislaus von Böhmen 1511 das Verfügungsrecht über alle seine Länder ausdrücklich zugestanden worden war, und erzwang von den Söhnen des Herzogs die Herausgabe der Urkunde; ja er versuchte dasselbe auch bei Joachim, jedoch ohne Erfolg. — Die zweite Vergrößerung wurde dadurch angebahnt, daß Joachim II., wenn auch durch große Geldopfer, vom Könige von Polen 1569 die Mitbelehnung in Preußen erlangte.

Der Kurfürst war ein großer Freund von glänzenden Ritterspielen, Tierhetzen, Jagden, Wettrennen und Volksspielen; aber er freute sich am meisten, wenn das Volk an denselben teilnahm, und mischte sich wohl selbst in das Spiel. Er ließ das Berliner Schloß umbauen, das Schloß zu Köpenick neu errichten und begann den Bau der Festung Spandau. Geschickte Maler, Bildhauer, Baumeister und Musiker halfen, den Glanz des kurfürstlichen Hofes zu erhöhen. Die Ausgaben des Kurfürsten überstiegen allerdings seine Einnahmen; deshalb mußte er die Stände wiederholt um Geldbewilligungen angehen. Die Stände übernahmen zwar die Landesschulden, ließen sich dafür aber die wichtigsten landesherrlichen Vorrechte abtreten: der Kurfürst durfte ohne ihre Einwilligung „keine wichtige Sache, daran der Lande Gedeih und Verderb gelegen", vornehmen, nicht einmal ein Bündnis schließen; sie überwachten ferner die Schuldenverwaltung und ließen durch eigene Beamte die Steuern einziehen und verwalten. Aber auch jetzt wollten die Einnahmen nie reichen; die Einführung indirekter Steuern, die der Kanzler Distelmeyer empfahl, scheiterte an dem Widerspruch der Städte. Die Juden wurden

wegen des zu zahlenden Schutzgeldes wieder in das Land aufgenommen; einer derselben, Lippold, der besonders findig war, des Kurfürsten Einnahmen zu vermehren, erlangte sogar die Würde eines kurfürstlichen Münzmeisters und wurde in wenigen Jahren aus einem armen ein steinreicher Mann. In der Mark herrschte überall Wohlstand, wovon die vielen Verordnungen des Kurfürsten gegen den Luxus zeugen. Namentlich blühten damals die Gewerbe. In Stendal allein gab es 800 Tuchmachermeister; auch Eisenwerke, Kupferhämmer und Papiermühlen fehlten der Mark nicht mehr.



Schloß Köpenick zur Zeit des Kurfürsten Joachim II.

Ende des Jahres 1570 empfing Joachim die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Bruders Johann. Von diesem Augenblicke an war der sonst so lebensfrohe Fürst wie umgewandelt; er beschäftigte sich nur noch mit den Gedanken an Gott, Tod und Ewigkeit und starb schon am 3. Januar 1571 im Schlosse Köpenick noch vor seinem Bruder, der ihm nach elf Tagen folgte. Da dieser keinen Sohn hinterließ, so wurden die Marken wieder vereinigt und sind seitdem nicht wieder getrennt worden.

Durch ein seltsames Ereignis wurde 1540 das Ende des Fehdewesens bezeichnet, seltsam deswegen, weil der Landfriedensbrecher nicht ein Fürst oder Ritter, sondern ein Kaufmann war. Weil der Kaufmann Kohlhase in Berlin von einem sächsischen

Edelmann Unbill erlitten, dafür aber von dessen Obrigkeit nicht Genugthuung erhalten hatte, schickte er dem Kurfürsten von Sachsen einen Fehdebrief, bewaffnete seine Knechte und fiel in sächsisches Gebiet ein. Mehrere Jahre trieb er sein Räuberwesen mit Glück, wegelagerte auch in Brandenburg und bot seinem eigenen Landesherrn Trotz, bis es endlich gelang, ihn zu ergreifen; er wurde 1540 in Berlin hingerichtet.

Johann Georg (1571—1597) war bei seinem Regierungsantritt 45 Jahre alt und hatte schon lange mit Ingrimm beobachtet, wie Schmeichler seines Vaters Gutmütigkeit in schnöder Weise mißbrauchten. Er entließ sofort sämtliche Räte seines Vaters mit Ausnahme des redlichen Kanzlers Distelmeyer und verhängte über die Schuldigen schwere Strafen. Der allgemein verhaßte Lippold wurde gerädert; alle übrigen Juden wurden aus dem Lande gejagt. Durch große Sparsamkeit gelang es dem Kurfürsten, die übernommenen Schulden zu tilgen. Gewerbe und Ackerbau wurden aufs neue durch Einwanderung von Niederländern gefördert, welche vor der Glaubenstyrannei Philipps II. ihre Heimat verließen. Um das Schulwesen machte sich der Kurfürst, der selber die Universität Frankfurt besucht hatte, verdient; er unterstützte diese Hochschule sehr freigebig und sorgte für eine bessere Vorbildung der Studierenden durch Errichtung eines Gymnasiums „Zum grauen Kloster" in Berlin. Sein Leibarzt Leonhard Thurneyßer, der allerdings auch alchimistische Studien trieb, wandte durch Anlegung einer Buchdruckerei und durch Pflege der Formschneidekunst der Mark erheblichen Gewinn zu. Die Verbindung zwischen Brandenburg und Preußen befestigte der Kurfürst dadurch, daß er seinen Enkel Johann Sigismund mit Anna, der ältesten Tochter des Herzogs Albrecht II. Friedrich von Preußen, vermählte.

Joachim Friedrich (1597—1608) hatte schon 23 Jahre das Erzbistum Magdeburg verwaltet, wobei er sich eine große Umsicht und Festigkeit in Verwaltungssachen sowie eine genaue Kenntnis der auswärtigen Staatsverhältnisse erworben hatte. Sein Vater hatte einem jüngeren Sohne die Neumark vermacht, Joachim Friedrich wollte das Testament nicht anerkennen und berief sich auf das Hausgesetz von Albrecht Achilles. Glücklicherweise trat sein Schwager, der hochbetagte und kinderlose Markgraf Georg Friedrich von Ansbach, das Haupt und der letzte Sproß der fränkischen Hohenzollernlinie, vermittelnd ein, und in dem Hausvertrage zu Gera (1598) wurde zunächst das Hausgesetz des Albrecht Achilles, also die Unteilbarkeit des Kurfürstentums und die Vererbung desselben nach dem Recht der Erstgeburt, abermals anerkannt und ferner bestimmt, daß zwei jüngere Brüder Joachim Friedrichs nach dem Tode Georg Friedrichs Ansbach und Baireuth erben sollten; der Kurfürst sollte von dem Erbe des Oheims nur das von Georg Friedrichs Vater angekaufte Jägerndorf in Oberschlesien erhalten. Joachim Friedrich gab dies Herzogtum später (1607) seinem Sohne Johann Georg; doch sollte es, falls dessen Linie ausstürbe, an Brandenburg zurückfallen. Damit die preußische Erbschaft unwidersprechlich an Brandenburg falle, heiratete der Kurfürst, als er Witwer wurde, die jüngere Tochter des Herzogs von Preußen, der keine Söhne hatte, und bewog durch reiche Geschenke den König und den Reichsrat von Polen, ihn zum Statthalter in Preußen und zum Vormund des gemütskranken Herzogs einzusetzen. Damit wuchs aber auch

die Arbeit des Kurfürsten. Auch die Staatsgeschäfte im eigenen Lande, das sich durch die erst jetzt vollständig eingezogenen Landesbistümer Brandenburg, Havelberg und Lebus vergrößert hatte, wurden von Jahr zu Jahr verwickelter. Deshalb setzte Joachim Friedrich (1605) ein „Geheimrats-Kollegium" ein, das die auswärtige Politik und die Finanzen verwaltete, für die Handels- und Verkehrsinteressen sowie für die Landesverteidigung sorgte. Es bildet den ersten Anfang zu dem preußischen Staatsministerium. Freilich wurden diese Reformen, die das Ansehen und den Einfluß der Stände hätten beseitigen können, wieder unterbrochen, so daß der Große Kurfürst später von vorn anfangen mußte. Um tüchtige Beamte zu erziehen, gründete der Kurfürst zu Joachimsthal bei dem Jagdschlosse Grimnitz in der Uckermark ein Gymnasium und stattete es mit Einkünften so reichlich aus, daß es 130 teils adelige, teils bürgerliche Schüler unentgeltlich erziehen konnte. — Ebenso segensreich wie der Kurfürst waltete auch seine erste Gemahlin Katharina, eine Tochter Johanns von Küstrin. Sparsam und wirtschaftlich wie ihr Vater, betrieb sie in der köllnischen Vorstadt eine Molkerei, deren Milch auf dem „Molkenmarkte" verkauft wurde. Den dabei erzielten Gewinn sowie ihre sonstigen Ersparnisse benutzte sie, die Not der Armen zu lindern; auch gründete sie die Schloßapotheke, die den Armen die Arzeneien unentgeltlich lieferte. Wie Vater und Mutter waltete das kurfürstliche Paar unter seinem Volke.

6. Ältere Geschichte Preußens.

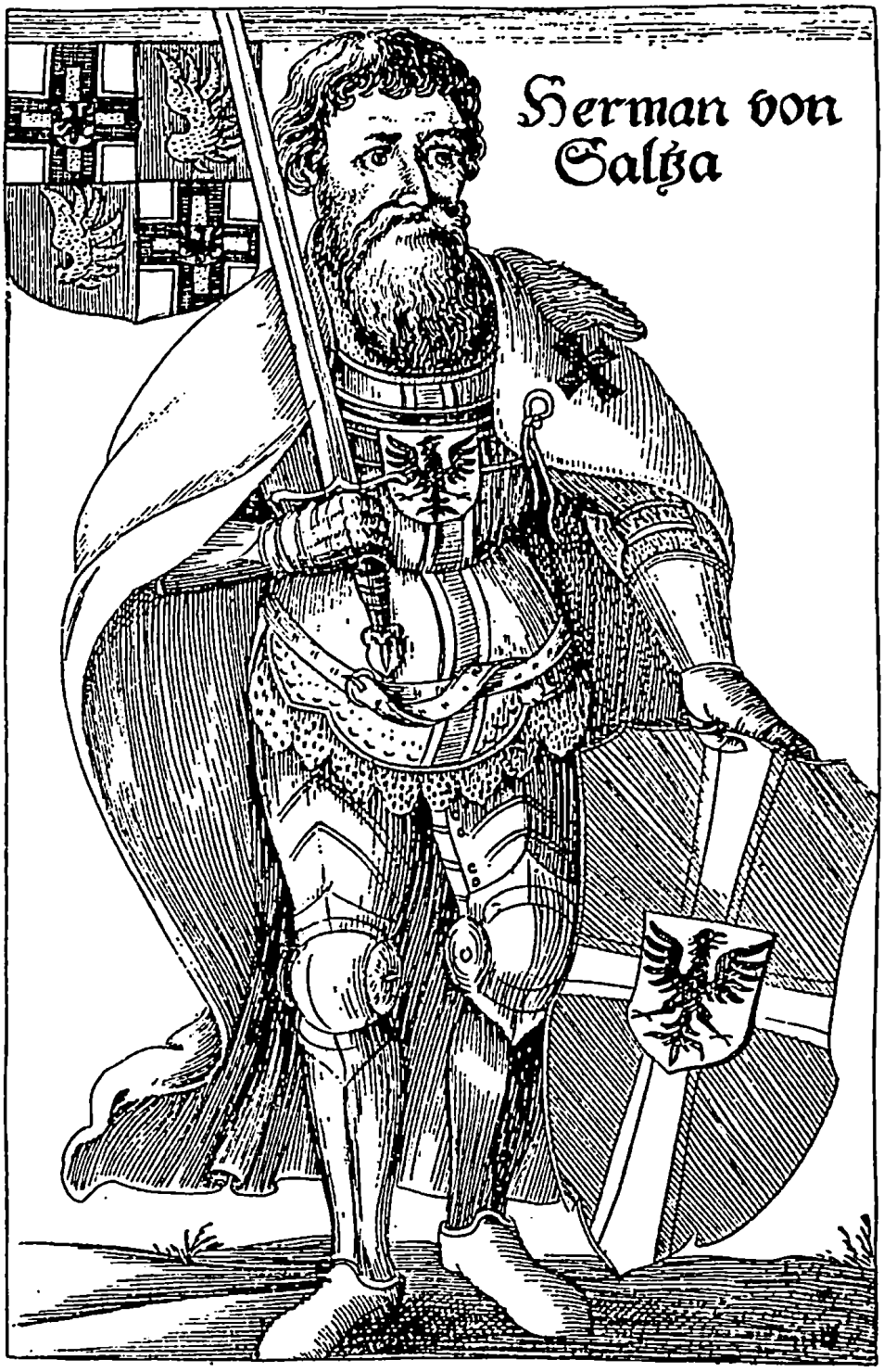
Das Land der heutigen Provinzen Ost- und Westpreußen mit seiner Bernsteinküste war schon den alten Phöniziern bekannt; aber in das Licht der Geschichte tritt es doch erst ums Jahr 1000 n. Chr. Die Römer nannten die Bewohner der baltischen Küste Ästier, d. i. Ostleute; später kam für sie der noch nicht genügend erklärte Name Prussen oder Preußen in Gebrauch, während jener Name auf das im heutigen Esthland wohnende Volk der Finnen übertragen wurde. Die Preußen gehören zu dem großen litauischen Stamm, der in Körpergestalt und Sitte vielfach an die alten Deutschen erinnert; die Küstenbevölkerung war mit normannischem Blute durchsetzt. Die Religion der Preußen war wie die aller Heiden Verehrung der Naturkräfte: Sonne, Mond, Sterne, Blitz, Donner, Bäume, Seen und viele Tiere waren ihnen heilig; doch beteten sie auch persönliche Götter in heiligen Hainen an. Als höchste Opfergabe galten Menschen und weiße Pferde. Die Preußen wohnten an den lichten Stellen der Wälder, an den Ufern der Seen und Flüsse auf einzelnen Höfen oder in offenen Dörfern; Städte gab es in ihrem Lande nicht. Sie bildeten auch nicht einen gemeinsamen Staat; die einzelnen Landschaften, wie Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland, standen unter Häuptlingen; dennoch hat das tapfere Volk, unterstützt durch die Sümpfe, Seen und Wälder des Landes, seine Freiheit und seine Religion lange siegreich verteidigt.

Den ersten Versuch, die Preußen zum Christentum zu bekehren, machte (997) Bischof Adalbert von Prag. Zuerst predigte er, durch den König

von Polen ermutigt, bei Danzig, dann im Samland, wo man ihn freundlich aufnahm; als er sich aber gegen die Götter der Preußen wandte, ward er verjagt. Auf der Rückfahrt zur Weichselmündung stieg er noch einmal ans Land und kam ohne sein Wissen in einen heiligen Hain; sofort stürzten die Eingeborenen herbei, und als er ihrer Aufforderung, den heiligen Ort zu verlassen, nicht folgte, stürmten sie auf ihn ein und durchbohrten ihn. Der König von Polen löste die Leiche aus und bereitete ihr in Gnesen die letzte Ruhestätte. Wenige Jahre später nahm ein sächsischer Edelmann, der vom Papst zum Erzbischof unter den östlichen Heiden geweihte Brun von Querfurt, das Werk Adalberts wieder auf; aber auch er wurde samt seinen Begleitern von den Preußen erschlagen (1009). Zweihundert Jahre später (1209) versuchte der Mönch Christian aus dem Kloster Oliva bei Danzig das Bekehrungswerk von neuem und gewann in kurzer Zeit eine beträchtliche Zahl heidnischer Preußen für das Christentum, so daß der Papst ihn schon zum Bischof von Preußen ernannte; sowie aber die Preußen merkten, daß ihnen mit der neuen Lehre auch die Herrschaft der Polen gebracht werde, überfielen sie die Getauften und die christlichen Sendboten, von denen nur wenige mit dem Leben davonkamen. Damit noch nicht zufrieden, verheerten sie auch noch das schon halb bekehrte Kulmer Land und das polnische Masovien, wo über 300 Kirchen und Kapellen in Asche sanken. Da bot Christian mit des Papstes Unterstützung einen Kreuzzug der Nachbarvölker gegen die Preußen auf; als die Kreuzfahrer aber wieder abzogen, ging das Gewonnene bald wieder verloren. Die Preußen fielen racheschnaubend in Pommern ein, verbrannten das Kloster Oliva und verheerten Masovien noch ärger als das erste Mal. Ein von dem Herzog von Masovien gegen sie gestifteter Ritterorden hatte ebensowenig Erfolg: in mörderischem Kampfe fielen alle Ritter bis auf fünf.

Da wandten sich Herzog Konrad von Masovien und Bischof Christian mit der Bitte um Hilfe an Hermann von Salza, den Hochmeister des Deutschen Ordens. Dieser Orden war 1190 auf dem dritten Kreuzzuge zur Pflege deutscher Verwundeter gestiftet und einige Jahre später nach dem Vorbilde des Johanniter- und des Templerordens als Ritterorden eingerichtet worden. Die Mitglieder zerfielen in Ritter, Geistliche und dienende Brüder; sie nahmen die Mönchsgelübde der Armut, der Ehelosigkeit und des strengsten Gehorsams gegen die Vorgesetzten auf sich, die Ritter verpflichteten sich außerdem zur Beschützung der Pilger und zur Bekämpfung der Ungläubigen. An der Spitze des Ordens stand der Großmeister. Weil der Ordensmeister Hermann von Salza Kaiser Friedrich II. auf seinem Kreuzzuge unterstützt hatte, wurde er in den Stand der deutschen Reichsfürsten erhoben und nannte sich seitdem Hochmeister. Er nahm den Ruf nach Preußen an und eröffnete dadurch seinem Orden statt des aussichtslosen Kampfes um das heilige Land eine erfolgreiche Aufgabe. Das Kulmer und Löbauer Land wurde dem Orden zur ersten Niederlassung angeboten, Kaiser und Papst aber versprachen ihm alles Land, das er erobern werde. Die erste kleine Kriegerschar führte der Landmeister Hermann Balk (1230) nach Preußen; es waren ihrer nur wenige, und niemals sind mehr denn 150 Ordensritter gleichzeitig ins Feld gezogen; aber sie waren auch nur die Feldherren, ihnen folgte ein ganzes

Heer Krieger und Ansiedler des deutschen Volkes. Denn kaum hatten sich die Ritter im südwestlichen Winkel Preußens festgesetzt und die Burgen Thorn und Kulm angelegt, so erschien auch schon ein Kreuzheer, und dem Kreuze



Nach M. C. Hartknoch, Alt- und Neues Preußen. Frankfurt und Leipzig, 1684.

und dem Schwerte folgte der Pflug. Aus vielen Kreuzfahrern wurden Ansiedler, die unter dem Schutze des Ordens das Land anbauten. Innerhalb eines Jahres hatten sich um die neu errichteten Burgen die Städte Kulm und Thorn erhoben. Eine schwere Zeit kam indes über die Ritter und Kolonisten, sobald das Kreuzheer wieder abgezogen war; nur mit äußerster

Anstrengung vermochten sie sich in Burgen, Blockhäusern, Sümpfen, auf Inseln und selbst auf Bäumen so lange zu halten, bis ein neues Kreuzheer ihrer Not ein Ende machte. Aber sie hielten aus und überstanden den Sturm.

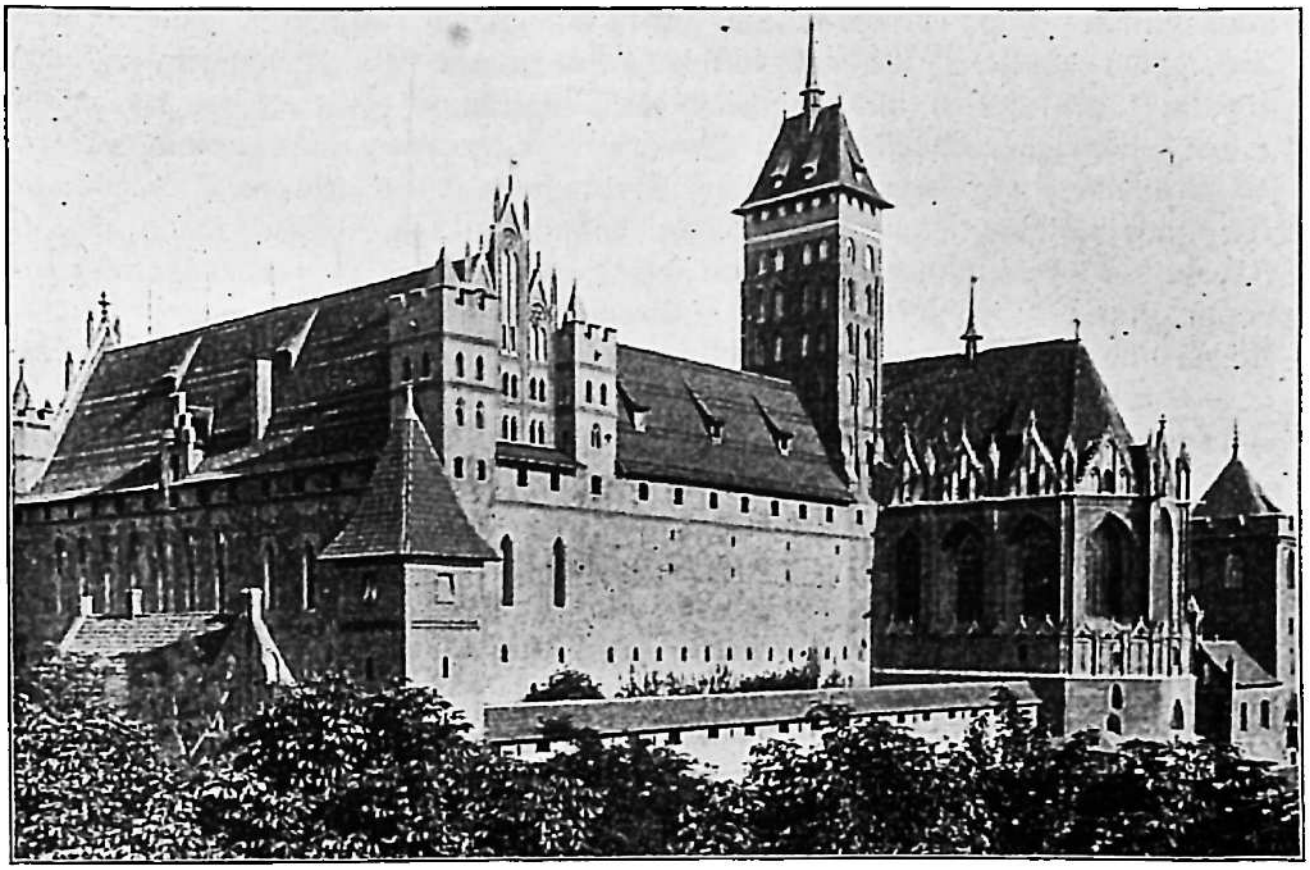
Und ob der Pole spöttisch höhnt,
Daß sie wie Vögel sind gewöhnt,
Die auf den Bäumen baun ihr Nest:
Baut ihr nur weiter still und fest!
Bald wird's den Feinden schrecklich klar,
Von welcher Art der Vogel war:
Der Vogel auf der Preußen-Eiche,
Er baut den Adlerhorst dem Reiche. (Felix Dahn.)

Vom Kulmer Lande aus drangen die Eroberer am rechten Weichselufer abwärts und zugleich nach Osten vor, immer Burgen bauend und Städte gründend, indem die Hansa ihnen von der Seeseite her zu Hilfe kam und um die Burg Elbing eine Stadt errichtete. Da fiel ihnen der neidische Pommernherzog in den Rücken, und die bereits unterworfenen Stämme erhoben sich; jahrelang mußten die Deutschen nun nach zwei Seiten sich wehren, sie behielten aber den Sieg. Mit Hilfe eines großen Kreuzheeres, welches König Ottokar von Böhmen heranführte, ward Samland bezwungen, und am Pregel erhob sich 1255 Burg und Stadt Königsberg, Ottokar zu Ehren so genannt. Als der Orden (1260) durch die Litauer eine große Niederlage erlitt, erhob sich ganz Preußen noch einmal zu einem letzten, verzweifelten Kampfe; wohl fielen Tausende unter dem Ordensbanner, aber sie wurden immer wieder durch neue Kreuzfahrer ersetzt, und 1283 war auch der letzte Aufstand unterdrückt. Viele der unterworfenen Preußen ließen sich taufen, die Mehrzahl aber wanderte nach Litauen aus, um der Fremdherrschaft und dem Christentum zu entgehen. In fünfzigjähriger Blutarbeit ward somit Preußen unterworfen.

Um die Zahl der deutschen Einwanderer noch zu vergrößern, gewährte der Orden ihnen durch die sogenannte „kulmische Handfeste" große Freiheiten: sie durften ihre Obrigkeiten selber wählen und brauchten dem Orden nur geringe Abgaben zu zahlen. Nun strömte die überschüssige Kraft, besonders aus Niedersachsen, herbei. Neue Dörfer wurden von den Unternehmern unter Gewährung derselben Vergünstigungen wie früher in Brandenburg angelegt. Niederländische und deutsche Einwanderer, welche mit dem Wasserbau vertraut waren, deichten die untere Weichsel und Nogat ein und verwandelten dadurch die bis dahin sumpfigen Gegenden in fruchtbares Marschland. Die aus Deutschland einwandernden Adeligen erhielten erblichen Grundbesitz, wofür sie Kriegsdienste leisten mußten. Auch die zahlreichen deutschen Städte erfreuten sich großer Freiheiten und blühten durch Handel und Gewerbe bald auf; mehrere, wie Danzig, Elbing, Braunsberg, Thorn, Kulm und Königsberg, traten frühzeitig in den Hansabund.*) Nachdem 1291 die letzte christliche Besitzung in Palästina, Akkon, an die Türken verloren gegangen war, gab der Deutsche Orden den Kampf um das heilige Land auf und widmete

*) Vgl. Die deutsche Hanse, ihre Geschichte und Bedeutung. Von Prof. Dr. Th. Lindner. Mit zahlreichen Abbild. u. Karte. 2. Aufl. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

sich ganz der Verwaltung und Erweiterung Preußens. Deshalb verlegte der Ordensmeister Siegfried von Feuchtwangen 1309 seinen Sitz nach Marienburg an der Nogat, wo für ihn des Ordens Haupthaus prachtvoll wie ein Königsschloß erbaut war. In demselben Jahre erwarb der Orden erst durch Kampf mit Waldemar dem Großen (S. 9), dann durch Vertrag die von den slavischen Kassuben bewohnten Gebiete zwischen der unteren Weichsel und der Persante, die seitdem den Namen Pommerellen führten. An der Spitze des Ordenslandes stand der Hochmeister. Seine höchsten Beamten und Ratgeber waren die Großgebietiger; jede Provinz, wie Preußen, Livland, wurde von einem Landmeister verwaltet. Ihm waren



Das Hochschloß der Marienburg von Südosten.

die Gebietiger untergeordnet, denen für ihre Provinz dieselben Verpflichtungen oblagen, wie den Großgebietigern für den ganzen Orden. Der Marschall befehligte das Ordensheer, der Spittler hatte die Aufsicht über die Spitäler, der Treßler (trésor = Schatz) hatte die Schatzkammern und der Trapirer (drap = Stoff, Tuch) die Kleidung und Waffen unter sich. Die Ordensritter waren über das ganze Land zerstreut und wohnten etwa je dreißig zusammen in Konventen, denen ein Komtur vorstand. Speise und Trank der Brüder waren sehr mäßig, oft kärglich; alle schliefen in einem Raume, ein Strohsack war ihr Lager, eine leichte Decke ihr Schutz im ungeheizten Zimmer, ihre Kleidung ein schwarzer Mantel und darüber ein weißer mit schwarzem Kreuz. Wohl dreimal mußten sie jede Nacht ihren Schlaf

unterbrechen, um zu gemeinsamem Gottesdienste zusammenzutreten, den Tag aber am Krankenbett oder im Sattel zubringen. Da der Orden stets kampfbereit sein mußte, vermittelte eine wohleingerichtete Post, die vollkommenste des Mittelalters, den Verkehr zwischen dem Ordensmeister und den Ordenshäusern.

Der blühende und mächtige Orden machte indes an der Grenze Preußens nicht Halt, sondern richtete nun sein Schwert gegen die weiter nach Osten wohnenden Heiden, zunächst gegen die Litauer, und wurde dabei noch häufig durch Kreuzfahrer unterstützt, die nicht nur aus Deutschland, sondern sogar aus Frankreich, England und den Niederlanden kamen. Mit den Waffen wurde die Insel Gotland, durch Kauf Esthland von den Dänen und die Neumark (1402) von dem Hause Luxemburg erworben, so daß der Ordensstaat damals von der Oder bis zur Düna reichte und etwa eine Million Einwohner zählte. Und wie blühte dieses Land! Nirgends gab es einen so zahlreichen, freien und wohlhabenden Mittelstand, nirgends waren die Abgaben niedriger, Bürger und Bauern sicherer vor inneren und äußeren Feinden sowie vor dem Druck eines bevorzugten Adels, als im Ordenslande. Die Handelsstädte, namentlich Danzig, das Haupt des Weichsellandes und der Vorort des „preußischen Quartiers" der Hansa, führten die reichen Erträge des Landes an Getreide, Wachs, Honig, Bernstein und Holz nach England und den Niederlanden und brachten gewerbliche Erzeugnisse sowie Wein und Salz zurück.

Der Kampf hatte die Kraft der Ritter gestählt; als aber Jagiello von Litauen, um die Hand der Königin von Polen zu gewinnen, zum Christentum übertrat und auch seine Litauer bewog, sich taufen zu lassen, fiel die Hauptaufgabe des Ordens, Kampf gegen die Ungläubigen, fort, und die Kreuzfahrer blieben aus. Die Ordensritter verfielen dem Müßiggang, dem Wohlleben; ihre Bedürfnisse wuchsen und mit ihnen die willkürlich auferlegten Steuern. Darüber murrten die Unterthanen; namentlich der Landadel und die reichen Städter wollten dem Orden nicht länger schweigend gehorchen, der sich fortwährend durch junge Adelige aus dem „Reich" ergänzte, die sich um das Land nicht das geringste Verdienst erworben hatten, sondern den Orden nur als eine bequeme Versorgungsanstalt betrachteten. Jene verlangten als „Landstände" Anteil an der Landesverwaltung, wie es in Deutschland Sitte war, und als der Orden dies hochfahrend zurückwies, traten sie zu Bündnissen zusammen, um den Orden zum Nachgeben zu zwingen. Am bekanntesten ist der von den westpreußischen Rittergutsbesitzern geschlossene „Eidechsenbund".

Auf diese Zwietracht bauend, fiel Jagiello mit einem großen Heere von Litauern und Polen, die schon längst das blühende Ordensland neidisch und gierig betrachtet hatten, sowie mit vielen fremden Söldnern ins Land ein. Auch der Orden bot alle seine Kräfte auf; aber bei Tannenberg (ö. v. Löbau) erlag er 1410 der Übermacht: der Hochmeister selber, Ulrich von Jungingen, fiel und mit ihm die meisten Gebietiger und Ordensbrüder. Die Polen verwüsteten alles Land; der Orden schien verloren. Da warf sich der Komtur Heinrich von Plauen mit dem Reste des Heeres in die Marienburg und verteidigte sie heldenmütig, bis die Polen abzogen. Zum Hochmeister gewählt, erlangte er einen Frieden, in welchem der Orden zwar große Geld-

opfer bringen, aber nur geringe Grenzgebiete abtreten mußte. Dann wies er den Brüdern das einzige Mittel, den Orden zu retten: Erneuerung der strengen Sittenzucht für die Ordensritter, Anteil an der Regierung für die Stände. Um das Land, das nun schwer besteuert werden mußte, zu besänftigen, bildete er aus Adeligen und Bürgern einen „Landesrat", dem er landständische Rechte verlieh. Hierdurch sowie durch das strenge Vorgehen Heinrichs gegen unwürdige Ordensmitglieder erbittert, setzte ihn das Ordenskapitel ab.

Nun ging es mit dem Orden rasch zu Ende; seine Zuchtlosigkeit und Willkürherrschaft wurden immer größer; in demselben Maße wuchs aber auch die Unzufriedenheit der Unterthanen. Ritterschaft und Städte schlossen zur Verteidigung ihrer Gerechtsame den „Preußischen Bund". Vergebens wandte sich der Hochmeister an den ohnmächtigen Kaiser Friedrich III. Zwar befahl dieser dem Bunde sich aufzulösen; der aber kehrte sich nicht daran, sondern erklärte dem Orden den Krieg und rief die Polen ins Land. Vom Kaiser im Stich gelassen, verlor der Orden ein Stück Landes nach dem andern; um Geld für Söldner zu erlangen, verpfändete er sogar die Neumark (1455) an Brandenburg. Als auch dieses nicht mehr reichte, verkauften die Söldner die Marienburg, und weinend verließ (1457) der Ordensmeister das glänzende Haupthaus für immer. In Ostpreußen waren viele Lehnsleute und Städte dem Orden treu geblieben, und so kämpfte ein Teil der preußischen Stände wider den andern. Durch den Verlust der Neumark und Westpreußens von Deutschland abgeschnitten, erhielt der Orden auch dorther keine Unterstützung mehr und mußte endlich 1466 in den schimpflichen Frieden zu Thorn willigen, in welchem er nur Ostpreußen als polnisches Lehen behauptete, Westpreußen, das Bistum Ermeland sowie Elbing und Thorn aber an Polen abtreten mußte. Dazu sollte künftig die Hälfte der Ordensritter Polen sein. Der Hauptsitz des Ordens ward nach Königsberg verlegt.

Preußen war stark verheert, und auf dem platten Lande nistete sich jetzt das Slaventum ein; in den wohlhabenden Städten dagegen hielt sich das deutsche Wesen, und namentlich Danzig erlangte als wichtigste polnische Hafenstadt erst unter Polen seine höchste Blüte. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ward es der wichtigste Hafenplatz des nordöstlichen Europa. Aus den weiten Gebieten von Polen, Galizien und Ungarn führte es besonders Holz und Korn aus und brachte Heringe, Salz und Kunsterzeugnisse dorthin. In einem Jahre sandte es 1100 Schiffe mit Korn nach Holland. Die Danziger Schiffswerfte lieferte Schiffe selbst bis nach Portugal.

Die Macht des Ordens war gebrochen; vergebens machte er den Versuch, wenigstens Ostpreußen von der polnischen Lehnshoheit zu befreien. Um mehr Teilnahme im Reich zu finden, wählte er seine Hochmeister aus berühmten und mächtigen deutschen Fürstenhäusern, zunächst Friedrich von Meißen aus dem Hause der Wettiner; aber vergebens bemühte dieser sich bei Kaiser und Papst um Hilfe. Nach seinem Tode stellte der Orden 1511 Albrecht von Brandenburg-Ansbach, den Schwestersohn des polnischen Königs, an seine Spitze. Als dieser von seinem Oheim den Verzicht auf die Lehnshoheit durch Güte nicht erlangen konnte, griff er zum Schwerte, doch ohne Erfolg. Dann eilte er nach Deutschland und klopfte überall um Hilfe an, aber umsonst.

Da rieten ihm Luther und Melanchthon, den Orden aufzuheben und Preußen in ein weltliches Herzogtum zu verwandeln. Preußen war schon durchweg lutherisch gesinnt, der Bischof von Samland und viele Ordensritter hingen bereits der neuen Lehre an; deshalb schloß Albrecht 1525 den Vertrag zu Krakau, in welchem er den König von Polen als Lehnsherrn, dieser ihn als erblichen Herzog in Preußen anerkannte. Darauf löste er unter Zustimmung der meisten Ordensbrüder den Orden auf, trat samt ihnen zur lutherischen Lehre über und verheiratete sich. Außerhalb Preußens bestand der Deutsche Orden weiter; der neugewählte Hochmeister nahm seinen Sitz in Mergentheim in Schwaben. Dem Beispiele Ostpreußens folgten auch Kurland und Livland; der Landmeister Kettler übergab das Land dem Könige von Polen und wurde von diesem mit Kurland als einem erblichen Herzogtum belehnt. Auch Westpreußen nahm bald die Reformation an, die ein Hebel des Deutschtums wurde. Unter ihrem belebenden Schein erwachte überall in den Ostseeprovinzen ein regeres Geistesleben; zur Stütze desselben gründete Albrecht 1543 die Universität Königsberg. In demselben Jahre starb der berühmte ostpreußische Gelehrte Nikolaus Kopernikus, Dompropst zu Frauenburg, der die Entdeckung machte, daß die Erde nicht still steht, sondern als Wandelstern die Sonne umkreist.



Denkmal Albrechts von Brandenburg am Schlosse zu Königsberg.

Doch auch als Herzog hatte Albrecht den Adeligen gegenüber, die ihre Macht nach oben wie nach unten auszudehnen strebten und an dem Könige von Polen meistens Rückhalt fanden, einen schweren Stand. Er starb 1568. Nach seinem Tode erklärten sie zwar seinen fünfzehnjährigen Sohn Albrecht II. Friedrich für mündig, schüchterten ihn aber so ein, daß er in eine Gemütskrankheit verfiel, deren

Keime er von seiner Mutter geerbt hatte. Dennoch verheiratete man ihn, und seine Gemahlin, die älteste Tochter des Herzogs von Kleve, gebar ihm mehrere Kinder. Von seinem Tiefsinn genas er nicht, so daß der herrschsüchtige Adel leichtes Spiel hatte, bis (1605) Joachim Friedrich von Brandenburg und (1609) Sigismund sich des Landes annahmen.

7. Das äußere Wachstum der Mark unter Johann Sigismund. 1608—1619.

Kurprinz Johann Sigismund befand sich eben auf der Reise nach Königsberg, als ihn die Nachricht von dem Tode seines Vaters Joachim Friedrich ereilte; er setzte dennoch die Reise nach Preußen fort, wo seine Gegenwart dringend erforderlich war, und erlangte trotz des ihm widerstrebenden preußischen Adels die Vormundschaft über seinen geisteskranken Schwiegervater und die Mitbelehnung in Preußen. Gleichzeitig starb auch der Herzog von Kleve; weil Johann Sigismund auf dessen Nachlaß Anspruch machte, wurde Brandenburg in eine gefährliche europäische Verwickelung hineingezogen.



Johann Sigismund.

Der Nachlaß des Herzogs Johann Wilhelm von Kleve umfaßte 1. das Herzogtum Kleve zu beiden Seiten des Rheins von Duisburg bis Emmerich; 2. in Westfalen die Grafschaften Mark an der mittlern Ruhr und Ravensberg am Teutoburger Walde; 3. die Herzogtümer Jülich links vom Rhein und Berg zwischen Ruhr und Lippe; 4. die Herrschaft Ravenstein an der Maas. Es waren alles Gebiete von berühmter geschichtlicher Vergangenheit, reich an Schätzen des Bodens und der Kunst. Am Unterrhein hatten jahrhundertelang die Römer geherrscht, bis während der Völkerwanderung auch auf dem linken Ufer germanisches Wesen zur Herrschaft gelangte. Beim Zerfall der Herzogtümer zur Zeit der Hohenstaufen lösten sich Mark und Ravensberg von Westfalen, die übrigen vier Landschaften von Lothringen ab; durch Erbschaft wurden 1521 alle sechs in der Hand des Herzogs von Kleve vereinigt. Kaiser Karl V. verlieh ihm (1546) das Recht, daß seine Länder beim Aussterben des herzoglichen Mannesstammes auch in weiblicher Linie vererben dürften. Daher behielt sich seine älteste Tochter Marie Eleonore bei ihrer Vermählung mit dem Herzog Albrecht II. Friedrich von Preußen ihre Erbansprüche an Kleve vor. Ihrer jüngeren Schwester Anna, die mit dem Grafen von Pfalz-Neuburg vermählt war, wurde die Erbfolge in Kleve für den Fall zugesichert, daß ihre ältere Schwester ohne Leibeserben sterben sollte. Ähnliche Ansprüche wurden auch der dritten und vierten Schwester zugestanden.

Sowie der Herzog von Kleve gestorben war, begann der Streit um sein Erbe. Kurfürst Johann Sigismund wollte im Namen seiner Gemahlin das ganze Land in Besitz nehmen. Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg glaubte noch größere Ansprüche zu haben, da seine Mutter noch lebe und

Marie Eleonore nur Töchter hinterlassen habe. Beide ließen an verschiedenen Orten des Landes ihre Wappen und die Besitzergreifungsurkunde anschlagen. Auch der Herzog von Sachsen machte alte Erbrechte geltend und drohte in Brandenburg einzufallen. Der Kaiser wollte das wichtige Land nicht einem evangelischen Fürsten überlassen; er gedachte es selber in Verwaltung zu nehmen und verbot deshalb die Besitznahme desselben, belehnte aber den Herzog von Sachsen mit Kleve. Der drohende Kampf konnte leicht einen ungeahnten Umfang annehmen und die Veranlassung zum Ausbruch eines schon lange drohenden Religionskrieges geben: soeben (1608) hatten evangelische deutsche Fürsten zu gegenseitigem Schutze die Union geschlossen, zu gleichem Zweck waren dann die katholischen Fürsten in der Liga zusammengetreten. Deshalb vereinigten sich der Kurfürst und der Pfalzgraf vorläufig in dem Vertrage zu Dortmund (1609): sie wollten das Land bis zur endgültigen Lösung gemeinsam regieren, beide aber sahen sich nach Hilfe um. Der Kaiser drohte den Kurfürsten zu ächten, die Spanier, die damals mit den Niederländern im Kampfe lagen, sollten die Rheinlande besetzen. Auch Heinrich IV. von Frankreich rüstete, um gemeinsam mit den Niederländern den Kampf gegen den Kaiser und die Spanier aufzunehmen. Seine Ermordung (1610) verschob zwar den Ausbruch des allgemeinen Kampfes; der klevische Streit aber verschärfte sich noch. Ein willkommenes Mittel der Versöhnung zwischen beiden Bewerbern schien eine Vermählung des jungen Pfalzgrafen mit der ältesten Tochter des Kurfürsten zu bieten; da Wolfgang Wilhelm aber als Mitgift ganz Kleve forderte, so kam es zwischen beiden Parteien zum vollständigen Bruch. Um die Unterstützung der Liga zu gewinnen, deren Oberhaupt Herzog Maximilian von Bayern war, heiratete der Pfalzgraf eine bayrische Prinzessin und trat zur katholischen Kirche über. Johann Sigismund war schon seit neun Jahren heimlich der reformierten Kirche zugethan; am Weihnachtstage 1613 bekannte er sich öffentlich zu ihr. Obwohl er erklärte, er sei nicht eitler Ehre oder zeitlichen Gewinnes halber, sondern aus voller Überzeugung übergetreten, rief dennoch dieser Schritt in Brandenburg große Erbitterung, in Berlin sogar einen Aufstand hervor, in welchem die Häuser der reformierten Prediger und Räte zerstört wurden; selbst das Schloß kam in Gefahr, und der Kurfürst mußte geloben, daß er niemand zum Übertritt drängen, auch keine reformierten Geistlichen anstellen

---

Zum Kleveschen Erbfolgestreit.

Wilhelm, Herzog von Kleve.			Sibylla, seine Schwester. Gem. Johann Friedrich von Sachsen.	
Johann Wilhelm, Herzog. † 1609.	Maria Eleonore. Gem. Albrecht II. Friedrich v. Preußen.		Anna. Gem. Philipp Ludw., Pfalzgraf v. Neuburg.	Zwei unvermählte Schwestern.
Anna. Gem. Kurfürst Johann Sigismund v. Brandenburg.	Leonora. Gem. Kurfürst Joachim Friedrich v. Brandenburg.	Magdalena. Gem. Kurfürst Joh. Georg v. Sachsen.	Wolfgang Wilhelm.	

wolle. Die Preußen beschwerten sich sogar beim Könige von Polen, der dieserhalb einen Landtag berief; der Kurfürst mußte zugestehen, daß in Preußen nur die katholische und die lutherische Religion geduldet werden sollten. So von seinem eigenen Volk im Stich gelassen, von den Holländern schlecht unterstützt, dagegen von den Spaniern am Rhein hart bedrängt, schloß der Kurfürst 1614 mit dem Pfalzgrafen den Vertrag zu Xanten, nach welchem Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg, dagegen Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein an Brandenburg fielen. — Beim Tode seines Schwiegervaters (1618) konnte der Kurfürst auch Ostpreußen als Erbteil seiner Gemahlin mit Brandenburg vereinigen. Dadurch hatte Brandenburg fern im Westen und im Osten, am Rhein und an der Memel wichtige Länder gewonnen, die den Anfang zu weiteren Erwerbungen bilden sollten.

8. Der Zerfall unter Kurfürst Georg Wilhelm.
1619—1640.

Georg Wilhelm folgte seinem Vater in einer schweren Zeit: hatte doch vor einem Jahre der Dreißigjährige Krieg begonnen! Spanier und Kaiserliche suchten Brandenburg die klevischen Länder zu entreißen, und die Belehnung und Huldigung in Preußen konnte der junge Kurfürst wieder nur mit großen Opfern erlangen. Auch für einen tüchtigen Fürsten wäre es schwer gewesen, Brandenburg in jener Zeit vor Zerrüttung zu bewahren; wieviel weniger vermochte es Georg Wilhelm, der nicht Festigkeit genug besaß, um sich zwischen den streitenden Parteien eine bestimmte Stellung zu wählen und mit Würde zu behaupten. Da er als Reformierter bei den lutherisch gesinnten Ständen noch weniger als seine Vorfahren auf thatkräftige Unterstützung rechnen konnte, so war es ihm auch schon aus diesem Grunde unmöglich, mit Nachdruck für die evangelische Sache einzutreten. Dazu wählte er den katholischen Grafen von Schwarzenberg zu seinem vornehmsten Ratgeber, der Brandenburg stets auf der Seite des Kaisers zu erhalten suchte. Die religiöse Spaltung trennte sogar die Glieder des kurfürstlichen Hauses. Die Kurfürstin-Witwe war lutherisch geblieben. In des Kurfürsten Abwesenheit ließ sie einen tüchtigen lutherischen Prediger aus Wittenberg kommen und in der Schloßkirche predigen; auch verlobte sie ohne Vorwissen des Kurfürsten ihre Tochter mit dem streng lutherischen Gustav Adolf von Schweden, und Georg Wilhelm hatte nicht den Mut, die Vermählung zu verhindern, obwohl er seine Einwilligung zu derselben versagte.

Vom Dreißigjährigen Kriege wollte der Kurfürst sich fern halten; doch fehlte ihm die Macht, sein Land vor Feinden zu schützen, weil die Stände ihm fast jede Beihilfe zur Anwerbung von Söldnern verweigerten. Daher achteten weder die evangelischen noch die katholischen Heere Brandenburgs Neutralität. Gleich bei Beginn des Krieges zog ein für den „Winterkönig“ angeworbenes englisches Hilfsheer, das zügellosesteGesindel, von der Elbe her durch die Mark. Als es sich Berlin näherte, griffen die Bürger zu den Waffen, weil sie fürchteten, dies Heer wolle der Kurfürst benutzen, um sie zum reformierten Bekenntnis zu zwingen. Aus Rücksicht auf den Kaiser versagte der

Kurfürst dem in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag besiegten Könige Friedrich V. von Böhmen, seinem Schwager, den längeren Aufenthalt in der Mark. Trotzdem ächtete der Kaiser den Markgrafen Johann von Jägerndorf (S. 34), der Friedrich V. unterstützt hatte, und gab dessen Land nicht dem erbberechtigten Kurfürsten, sondern behielt es für sich. Nicht einmal kleine feindliche Abteilungen vermochte der Kurfürst von dem Lande fernzuhalten. Eine Schar Kosaken, welche der König von Polen Tilly zu Hilfe schickte, zog unter schrecklichen Verwüstungen mitten durch die Mark. Desgleichen nahmen dänische Söldner ihren Weg nach Schlesien über Brandenburg, hausten dort wie Räuber und legten die Stadt Nauen in Asche. Altmark und Prignitz wurden von dem Söldnerführer Mansfeld schamlos ausgesogen; trotzdem bewilligten die Stände nur 3000 Mann auf drei Monate, womit nichts genützt war. Auf Mansfeld folgte Wallenstein, der es noch ärger trieb als jener. Gustav Adolf von Schweden rückte im Kriege mit Polen ohne Erlaubnis durch Preußen und eroberte Pillau; ein ihm entgegengesandtes brandenburgisches Heer von 2000 Mann streckte die Waffen. Die klevischen Länder waren teils von den Holländern, teils von den Spaniern besetzt. Hierdurch sowie durch das Auftreten der Dänen während ihres Durchzuges nach Schlesien verletzt, schloß sich Georg Wilhelm dem Kaiser an, um mit dessen Hilfe die Dänen zu vertreiben. Aber die neuen Freunde, Wallensteins Truppen, drückten das Land ärger denn zuvor und verlangten nicht nur Kost, sondern auch Sold. Wer sich weigerte, den rohen Soldaten Kleidung, Nahrung oder Geld zu geben, wurde erschlagen. Schon damals sah man niedergebrannte, ausgeplünderte oder verlassene Dörfer; selbst in den Städten standen bereits viele Häuser leer.

Durch das Restitutionsedikt von 1629, das die Reformierten vom Religionsfrieden ausschloß und alle seit dem Passauer Vertrage (1552) eingezogenen geistlichen Güter für die katholische Kirche zurückforderte, wurde auch Georg Wilhelm bedroht; denn nicht nur die Bistümer Brandenburg, Lebus und Havelberg, sondern auch das Erzbistum Magdeburg, wo sein Oheim Bistumsverwalter war, gehörten zu den einzuziehenden Gütern. Jetzt bedauerte er, aber zu spät, die evangelische Sache nicht besser unterstützt zu haben; dennoch schloß er sich dem Retter des Protestantismus, dem Schwedenkönig Gustav Adolf, aus Besorgnis für Pommern nicht an; vielmehr gingen Brandenburg und Sachsen mit mehreren anderen Fürsten in Leipzig einen Neutralitätsvertrag ein. Gustav Adolf besetzte Pommern, vertrieb die Kaiserlichen aus Brandenburg und eilte, um die von Tilly hart bedrängte wichtige Festung Magdeburg zu entsetzen. Damit seine Rückzugslinie nicht bedroht werde, zwang er den Kurfürsten, ihm Spandau einzuräumen; aber bevor die Schweden die Elbe erreichten, fiel Magdeburg (20. Mai 1631). Weder Alter noch Geschlecht wurde geschont; die mit Brennstoffen reichlich versehenen Häuser wurden — wohl von den Bürgern selber — in Brand gesteckt, und bald war die eben noch so volk- und gewerbreiche Stadt ein Aschenhaufen. Von 36000 Menschen kamen nur 10000 lebend davon; außer dem Dome und dem Liebfrauenkloster blieben nur wenige Häuser erhalten. Statt dem nach Sachsen zurückweichenden Tilly zu folgen, besetzte Gustav Adolf auch

Berlin, Brandenburg und Küstrin und zwang die brandenburgischen Stände, ihm monatlich 90000 Mark Hilfsgelder zu zahlen und dem Kurfürsten ein Heer von 5000 Mann zu bewilligen, das mit den Schweden vereint die Mark gänzlich vom Feinde säuberte. Tilly suchte unterdes durch furchtbare Verheerung Sachsens dessen Kurfürsten zu einem Bündnis mit dem Kaiser zu zwingen, trieb ihn aber dadurch zu einem Bunde mit Gustav Adolf, der herbeieilte, Tilly bei Breitenfeld unweit Leipzig (1631) vollständig besiegte und dann seinen Siegeszug durch Franken, Schwaben und Bayern hielt. Aber in der blutigen Schlacht bei Lützen (16. November 1632) bezahlte er den Sieg über Wallenstein mit seinem Leben. Vorläufig hielt Georg Wilhelm noch an dem Bündnis mit Schweden fest; nachdem jedoch Sachsen 1635 durch den Separatfrieden zu Prag die evangelische Sache im Stich gelassen hatte, schwankte er wieder, und Schwarzenberg bestimmte ihn leicht, sich dem Prager Frieden anzuschließen, wofür dem Kurfürsten Pommern zugesichert ward. Doch wurde dadurch die Lage Brandenburgs nicht gebessert. Nach seinem Siege bei Wittstock in der Prignitz (1636) folgte der schwedische General Banér den zurückweichenden Kaiserlichen durch die Mark, und die Brandenburger mußten jetzt für den Abfall ihres Fürsten von der evangelischen Sache schwer büßen. Zu dem namenlosen Elend, welches die unmenschlichen Soldaten anrichteten, gesellte sich noch die Pest; die Leichen blieben oft unbegraben liegen und dienten den umherstreifenden Hunden zum Fraße. Die Stadt Berlin wurde ebenfalls hart bedrängt und gebrandschatzt; der Kurfürst und der Hof flüchteten nach der Festung Peitz. Um diese Zeit (1637) starb Herzog Bogislaw von Pommern, aber die Schweden verweigerten die Herausgabe dieses Landes an Brandenburg. Georg Wilhelm warb mit Unterstützung des Kaisers ein Heer, das „dem Kaiser und an des Kaisers Statt dem Kurfürsten“ Gehorsam schwören mußte, und verdrängte die Schweden aus der Mark; Pommern aber hielten sie besetzt. Als sie im folgenden Jahre Verstärkung erhielten, mußten die Kaiserlichen wieder weichen, und ihr Rückzug brachte der Mark mehr Elend als je. Ihnen folgten dann die Schweden, die das noch raubten und zerstörten, was jene etwa übrig gelassen hatten. Die unglücklichen Einwohner irrten ohne Obdach, ohne Kleidung und Nahrung in den Wäldern umher, viele erlagen dem Hunger. Der Magistrat von Prenzlau schrieb: „Es ist eine große Teurung entstanden, daß die Leute nicht allein Hunde, Katzen, Äser auf den Gassen essen, sondern einander selbst anfallen, kochen, braten und verzehren.“ Ein schwedischer Offizier berichtete, zwischen Oder und Elbe sei alles so verwüstet, „daß daselbst weder Hunde und Katzen, geschweige denn Menschen und Pferde sich aufhalten können; durch solche Lande, welche der Feind wegen Hungers und Jammers hat verlassen müssen, kann ich mein Heer nicht führen.“ In dieser Not verließ der Kurfürst das unglückliche Land und begab sich nach Preußen, wo er 1640 starb. Brandenburg stand am Rande des Abgrundes.

Zweiter Zeitraum.

Das Königreich Preußen.

1. Die Neugründung des Staates durch den Großen Kurfürsten. 1640—1688.

„Man fraget nach dem Quelle des mächtig flutenden Stroms,
Man fragt nach dem Erbauer des riesenhaften Doms;
So höret, wer zum Baue den festen Grund gelegt,
In dessen Höh' und Tiefe sich Licht und Leben regt."
(K. Wagner.)

1. Seine Jugend und ersten Regierungshandlungen.

Friedrich Wilhelm, der einzige Sohn Georg Wilhelms, war 1620 auf dem Schlosse zu Berlin geboren. Schon seine Wiege war von Kriegslärm umgeben; der Sicherheit wegen mußte der Prinz einen Teil seiner Jugendjahre in der Festung Küstrin zubringen. Einen tiefen Eindruck machte es auf ihn, als er der Leiche Gustav Adolfs, den er erst vor einem Jahre in der Fülle der Gesundheit und Macht gesehen, das Geleit zur Ostseeküste gab. Auf der Rückreise blieb er an dem Hofe des Pommernherzogs Bogislaw in Stettin, damit er die Sitten des Landes, das nach Bogislaws Tode an Brandenburg fallen sollte, kennen lerne. Von edlen Männern still erzogen, aber durch den Ernst der Zeit über seine Jahre hinaus gereift, ward der Kurprinz 1634 nach Holland auf die Universität Leyden gesandt, und sein vierjähriger Aufenthalt daselbst sollte für sein ganzes Leben von entscheidender Bedeutung werden; denn nicht nur erweiterte er dort in fleißiger Arbeit seine Kenntnisse, sondern er fand auch für seine zukünftige Wirksamkeit als Landesvater und als Feldherr die besten Vorbilder. Schon siebzig Jahre leistete das kleine Holland dem damals noch großen und mächtigen spanischen Reiche erfolgreichen Widerstand, und Friedrich Wilhelm konnte sein Feldherrntalent in dem Feldlager Heinrichs von Oranien aufs beste entwickeln. Eine treffliche Flotte verschaffte dem Lande auch in den fernsten Erdteilen Achtung; es besaß Kolonien in Amerika, Asien und Afrika, große Handelsgesellschaften führten die Reichtümer aller dieser Länder nach Europa. Gewerbe, Acker- und Gartenbau standen in Blüte, während damals in Deutschland alles daniederlag; die berühmte Universität Leyden zog Jünglinge und Männer aus allen Ländern an. Zu den meisten

Staatseinrichtungen, welche Friedrich Wilhelm später traf, hat er in Holland die Anregung empfangen.

Aber auch die Willenskraft des Prinzen wurde im Kampfe gegen jugendliche Leidenschaft gestählt. Im Haag zogen ihn junge Edelleute und Fürstensöhne in ihr leichtfertiges Treiben. Eines Abends war er zu einem Mahle geladen, das bis in die Nacht währte. Als lose Dirnen in den Saal traten, erhob sich der Kurprinz, um sich zu entfernen. Seine Freunde umringten ihn und baten, er möge doch bleiben. Er aber erwiderte: „Ich weiß, was ich meinen Eltern, meinem Lande und meiner Ehre schuldig bin!“ — und ging. Gleich am folgenden Morgen verließ er den Haag und eilte in das Kriegslager zum Prinzen von Oranien, der eben Breda (n. ö. v. Antwerpen) belagerte. Als dieser den Grund seiner plötzlichen Entfernung aus dem Haag erfuhr, klopfte er ihm auf die Schulter und sprach: „Eure Flucht beweist mehr Heldenmut, als wenn ich Breda eroberte. Vetter, Ihr habt das gethan, Ihr werdet mehr thun; wer sich selbst besiegen kann, der ist zu großen Unternehmungen fähig.“ Der Kurprinz wäre gern noch länger in Holland geblieben; aber Schwarzenberg betrieb seine Rückberufung. Er hätte ihn gern die Rückreise über Wien nehmen lassen, wahrscheinlich, um ihn mit einer Kaisertochter zu verloben — hatte sich doch der Kaiser erboten, einen Teil der Reisekosten zu tragen! —, allein der Prinz kehrte (1638) auf dem Seewege über Hamburg zurück. Welchen Eindruck mußte der gereifte Prinz gewinnen, wenn er die verwüstete Mark mit dem blühenden Holland verglich, das er soeben verlassen hatte!

Eine traurige Erbschaft hinterließ Georg Wilhelm seinem noch nicht 21 Jahre alten Sohne. Die Mark war bis aufs Blut ausgesogen. Alle Geschäfte standen still; auf viele Meilen fand man weder Vieh noch Menschen. Pommern, die Lausitz und mehrere märkische Festungen waren von den Schweden, Kleve und Mark von den Holländern besetzt. Das einzige Land, welches dem Kurfürsten noch einige Mittel geboten hätte, Preußen, mußte als Lehen ihm erst übertragen werden. Alle Landesteile erwarteten Hilfe von dem Landesherrn, und doch wollte keiner für den andern etwas thun. Dem Kurfürsten aber fehlte fast jedes Hilfsmittel. Das von seinem Vater gegen Schweden gesammelte Heer war gleich nach dessen Abreise nach Preußen „zerschmolzen wie Schaum auf dem Wasser“; die noch vorhandenen Truppen waren auch dem Kaiser, als dem Bundesgenossen Georg Wilhelms, vereidigt, und ihre Fahnen zeigten auf der einen Seite das brandenburgische, auf der andern das kaiserliche Wappen. Aber die das Land schützen sollten, waren demselben nur zum Verderben: vor den kurfürstlichen Reitern war kein Stück Vieh, kein Mensch sicher. An eine geordnete Rechtspflege war nicht zu denken; man fand „im Lande nichts Gemeineres als Lamentieren über Ungerechtigkeit, Verderbtheit und Unbilligkeit der Richter und Beamten.“ Dabei mußte der Kurfürst sich überhaupt fürchten, einen entscheidenden Schritt zu thun. „Auf der einen Seite,“ so schrieb er, „hab' ich die Krone Schweden, auf der andern den Kaiser; ich sitze zwischen ihnen und erwarte, was sie mit mir anfangen, ob sie mir das Meinige lassen oder nehmen.“ Aber der Kurfürst zeigte sich trotz seiner Jugend der Lage gewachsen. Er besaß neben großer

Klugheit einen festen Willen und trat mit äußerster Behutsamkeit, aber — wo es sein mußte — auch mit der größten Verwegenheit auf. „Er glich einem Künstler, dem seine Aufgabe sich entwickelt, indem er sie löst“; mit welchem Geiste er sie aber erfaßte, zeigen seine eigenen Worte: „Ich will in meinem fürstlichen Regimente stets eingedenk bleiben, daß es nicht meine, sondern des Volkes Sache ist, die ich führe.“



Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

Um den Kaiser nicht argwöhnisch zu machen, entließ der Kurfürst den Grafen Schwarzenberg zunächst nicht, fragte ihn aber selten um Rat. Zum Glück erlöste ihn der Tod bald von diesem lästigen Ratgeber. Friedrich Wilhelm wollte vor allem Herr im eigenen Lande sein; deshalb befahl er, die Truppen, die ihm bislang nur mittels Handschlags verpflichtet waren, zu vereidigen. Nur der Kommandant von Küstrin, Konrad von Burgsdorf, folgte dem Befehle; die übrigen weigerten sich, da sie dem Kaiser vereidigt

seien, und wurden deshalb samt ihren Regimentern entlassen. Aus den treu gebliebenen Truppen bildete er statt der bisher üblichen Söldnerscharen ein kleines stehendes Heer von 3000 Mann — der erste Kern der heutigen preußischen Armee. Ausgebildete Soldaten wurden unter der Verpflichtung im Lande angesiedelt, sich auf Befehl des Kurfürsten zu stellen. Darauf schloß er mit Schweden einen Waffenstillstand, und als der Kaiser sich darüber



Kurfürstin Luise Henriette.

unwillig zeigte, erwiderte Friedrich Wilhelm, die Not seines Landes habe ihn dazu gezwungen, er bleibe dem Kaiser trotzdem ergeben. Allmählich vergrößerte er das Heer und vermochte dadurch nicht nur die Streifbanden und kleineren Abteilungen feindlicher Heere aus seinem Lande fernzuhalten, so daß es anfing aufzuatmen, sondern auch beim Friedensschluß mit größerem Nachdruck aufzutreten, als sein Vater je gekonnt hätte.

Große Schwierigkeiten bereiteten ihm die Verhandlungen wegen der

Belehnung mit Preußen. Die preußischen Stände schienen von dem reformierten Herrn nichts wissen zu wollen und bestritten ihm das Recht, vor seiner Belehnung Regierungshandlungen vorzunehmen und mit ihnen zu verhandeln. Dem Kurfürsten brannte der Boden unter den Füßen; denn seine Anwesenheit in der Mark war dringend erforderlich. Daher beschloß er, alles aufzubieten, um die Belehnung — wenn auch unter harten Bedingungen — bald zu erlangen. Die höchsten polnischen Würdenträger, selbst der König und die Königin, zeigten sich für Geld dem Kurfürsten geneigt. Die Königin suchte den jungen, ansehnlichen Fürsten, dessen Verbindung mit der Königin von Schweden die Katholiken damals fürchteten, auf ihre Seite zu ziehen, und der König ließ ihm eine Verlobung mit seiner Schwester nahe legen; aber der Kurfürst wich allen Anträgen geschickt aus und erhielt doch endlich die Belehnung. Von den ihm auferlegten Verpflichtungen war dem reformierten Fürsten gewiß die härteste, daß er im Herzogtum außer den Lutheranern keine von der römischen Kirche abweichende Konfession dulden dürfe.

Gustav Adolf hatte einst die Absicht gehabt, seine Tochter Christine, seine einzige Erbin, mit dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm zu vermählen, um durch die Verbindung von Schweden und Brandenburg im Norden ein großes evangelisches Reich zu gründen, das der katholischen habsburgischen Macht das Gleichgewicht halten könne; Friedrich Wilhelm schickte deshalb schon von Preußen aus eine Gesandtschaft nach Schweden, aber ohne Erfolg. Denn Christine war einer Verheiratung überhaupt abgeneigt; noch mehr aber traten die wenigen großen Familien Schwedens, welche damals unter dem Scheine der Monarchie die Herrschaft in Händen hatten, dem Wunsche des Kurfürsten entgegen, weil er reformiert war, und sie fürchteten, daß er ihnen ihre angemaßten Rechte entziehen werde. Friedrich Wilhelm wollte sich auch nicht so weit herablassen, um die Hand der Königin zu bitten, sondern verzichtete auf den Glanz der Königskrone. Bald nach seiner Rückkehr in die Mark ließ er um die Hand der schönen und frommen Luise Henriette, der Tochter jenes Heinrich von Oranien werben, der einst sein Lehrer in der Kriegskunst gewesen war; im Jahre 1646 fand im Haag die Vermählung statt.

Bisher hatten die schwedischen Abgeordneten bei den Friedensverhandlungen in Osnabrück einen Streit mit Brandenburg zu vermeiden gesucht; von jetzt ab aber traten sie mit ihren Forderungen rücksichtslos hervor. Sie beanspruchten ganz Pommern, und der Kaiser wollte es lieber ihnen als dem Kurfürsten überlassen. Wieviel Blut und Geld hatten die brandenburgischen Fürsten um dies Land geopfert, wie oft war ihnen die Erbfolge zugesichert! Auch jetzt wurde Brandenburgs Recht von niemand bezweifelt; aber die Schweden beriefen sich darauf, daß sie das Land erobert hätten, und weigerten sich, es herauszugeben. Nach langem Feilschen wurde endlich am 24. Oktober 1648 der zu Münster und Osnabrück beratene Westfälische Friede unterzeichnet. Pommern wurde geteilt; Brandenburg erhielt nur Hinterpommern, als Entschädigung für Vorpommern aber Magdeburg, Halberstadt, Minden und das Bistum Kammin. Mit dem Besitze

Vorpommerns hätte der Kurfürst erhalten, was er so sehnlichst wünschte: den Weg ins Meer, während er jetzt nur den unbedeutenden Hafen von Kolberg bekam. Von größerem Erfolge waren des Kurfürsten Bemühungen für seine Glaubensgenossen, die Reformierten, denen man nicht die gleiche Religionsfreiheit gewähren wollte wie den Lutheranern, die aber durch den Einfluß Friedrich Wilhelms mit diesen gleiches Recht erhielten. Allein es fehlte noch viel, daß der Kurfürst das ihm zugesprochene Gebiet hätte in ungestörten Besitz nehmen können. Magdeburg sollte ihm erst nach dem Tode des damaligen Bistumsverwesers zufallen, der erst 1680 starb; aber selbst Hinterpommern hielten die Schweden zunächst als Pfand für die ihnen zu zahlende Kriegsentschädigung, dann unter dem Vorwande besetzt, die Grenze müsse erst genau bestimmt werden. Als sie sich hierzu endlich herbeiließen, behielten sie auf dem rechten Oderufer noch einen bedeutenden Landstrich mit den Städten Gollnow, Kammin und Greifenhagen und räumten dann (1653) das übrige Land.

Brandenburg war jetzt nächst Österreich der mächtigste Staat Deutschlands mit einer ganz evangelischen Bevölkerung; aber seine Provinzen lagen weit zerstreut, ohne Zusammenhang und waren verschieden in Sitte und Verfassung. Friedrich Wilhelms Verdienst ist es, sie zu einem Staate verschmolzen zu haben. Der Westfälische Friede erleichterte dies; denn da er den einzelnen Landesfürsten volle Landeshoheit und selbst das Recht verlieh, untereinander und mit fremden Fürsten Bündnisse zu schließen, so konnte auch Friedrich Wilhelm sich jetzt freier bewegen. Während Österreich nach dem Verlust seiner Länder am Oberrhein auf den Osten verwiesen war, hatte Brandenburg, das bis 1609 ganz auf den Nordosten Deutschlands beschränkt war, jetzt auch in West- und in Mitteldeutschland wertvolle Gebiete, so daß seine Interessen mit denen von ganz Deutschland innig verwachsen waren, und wurde dadurch auf seinen Beruf hingewiesen, ein fester Halt zu werden, an dem das übrige Deutschland sich wieder sammeln und erheben konnte.

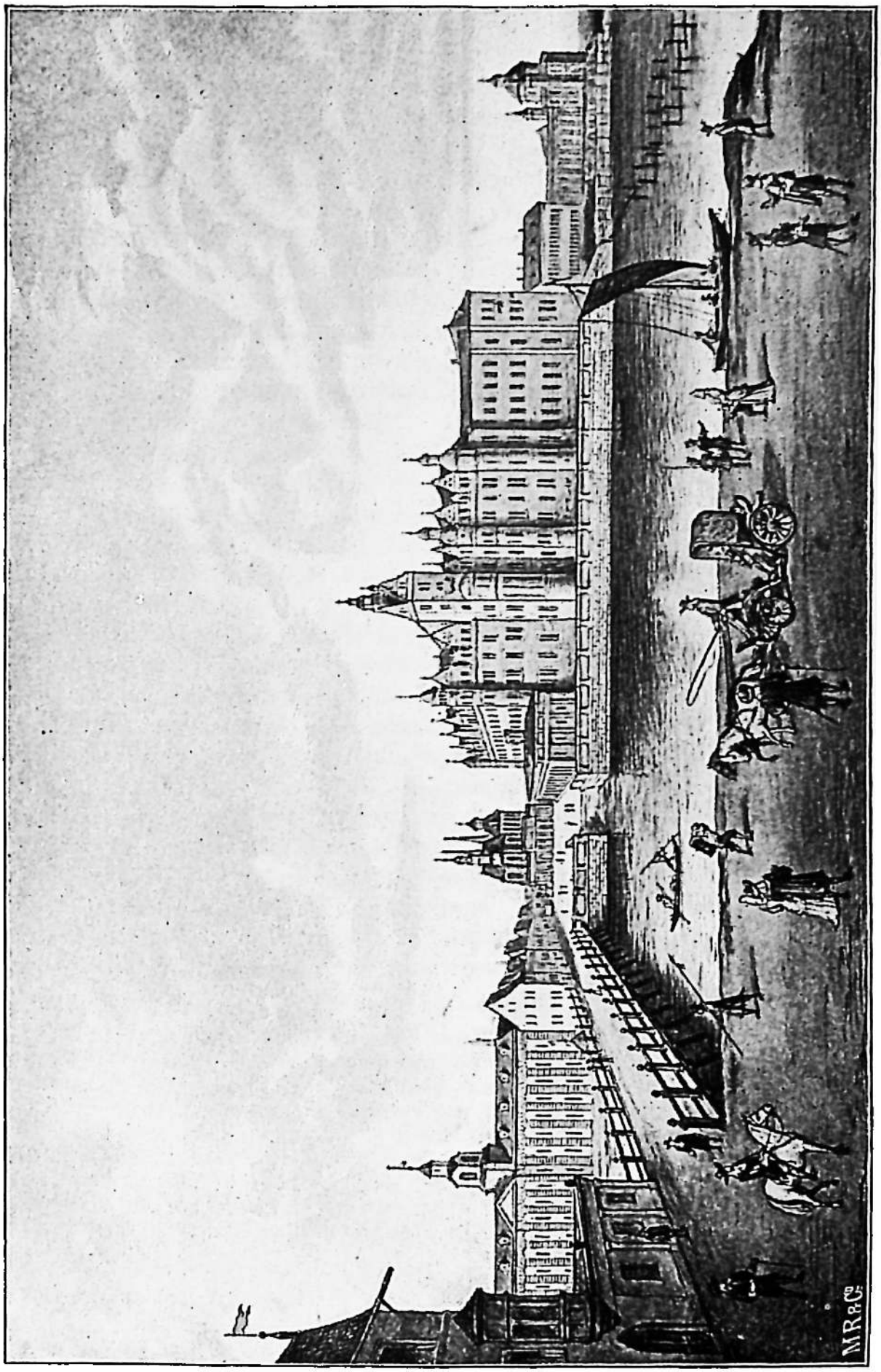
2. Des Kurfürsten landesväterliche Fürsorge.

Als Friedrich Wilhelm (1643) zum erstenmal als Kurfürst in die Mark kam, fand er sie in einem noch traurigeren Zustande, als er geglaubt hatte. Schon unterwegs waren ihm Auswanderer entgegengekommen, die ihre Heimat vor Hunger und Elend verlassen hatten. Von Preußen aus hatte er bereits einsichtsvolle Männer in die Mark gesandt, die ihm von dem Zustande derselben Bericht erstatten sollten; jetzt sah er das Elend mit eigenen Augen. Seine nächste Sorge wandte er dem Landbau zu. Er brachte gleich mehrere hundert Fuder Getreide zur Aussaat mit und lud Fremde zur Einwanderung nach Brandenburg ein. Denjenigen, welche sich auf den Domänen niederließen, gewährte er zu den verlassenen Hufen und Häusern auf sechs Jahre Befreiung von der Pacht und allen öffentlichen Lasten; Tausende, namentlich Evangelische, welche in ihrer Heimat der Glaubensfreiheit entbehrten, machten von diesem Anerbieten Gebrauch. Schwerer war den einheimischen Bauern zu helfen, denen es an Saatkorn und Geräten zur Bestellung des Ackers fehlte; denn der Kurfürst mußte, um seinen Hofhalt standesgemäß führen

zu können, trotz der größten Sparsamkeit selber Geld leihen. Aber als das Land nur erst wieder von den fremden Kriegerscharen befreit war, erwachte auch die Arbeitslust wieder. Den jüngeren Bauernsöhnen wies der Kurfürst wüst liegende Höfe an, und er gebot den Bauern, die mit Gebüsch bewachsenen Äcker wieder urbar zu machen und bei ihren Wohnungen Gärten anzulegen; kein Bauer sollte heiraten, der nicht vorher wenigstens sechs Obstbäume veredelt und sechs Waldbäume gepflanzt habe. Er ging seinen Unterthanen mit dem besten Beispiele voran. Er ließ an den Landstraßen Bäume pflanzen und beschäftigte sich in seinen Erholungsstunden gern mit Gartenbau: er beschnitt und veredelte Obstbäume und Rosen, fischte eigenhändig seinen Karpfenteich aus und hat den ersten Blumenkohl in der Mark gebaut. Hierbei wurde er von seiner edlen Gemahlin Luise Henriette aufs beste unterstützt. Auf ihre Bitte erhielt sie von ihrem Gemahle die Domäne Bötzow, auf der sie eine holländische Musterwirtschaft anlegte. Sie berief aus ihrer Heimat geschickte Gärtner und Landwirte und pflanzte die ersten Kartoffeln in der Mark; auch zog sie holländische Kolonisten unter günstigen Bedingungen herbei. Nach ihren eigenen Angaben wurde eine Milchwirtschaft, ein Park, ein Gemüse- und Blumengarten angelegt, sowie ein Landhaus gebaut, das ihr zu Ehren den Namen Oranienburg erhielt. Später hat auch das Dorf Bötzow, das sich allmählich erweiterte und Stadtgerechtsame erlangte, diesen Namen angenommen. Aber die Kurfürstin kümmerte sich nicht nur um Gartenbau und Viehzucht, sondern noch eifriger um Unterricht und Erziehung der Jugend, um Armen- und Krankenpflege; dafür hing aber auch das Volk mit ganzem Herzen an der lieben Landesmutter, und der Name „Luise“ ward sein Lieblingsname. Das von ihr in Oranienburg gestiftete Waisenhaus erhält ihr Andenken im Volke noch heute lebendig.

Ein anderes gutes Vorbild sollten die Domänen sein. Bisher wurden dieselben durch Amtsschreiber verwaltet, und die gewonnenen Erzeugnisse teils für den Haushalt des Landesherrn, teils zur Besoldung der Staatsdiener verwandt; an Gewinn war nicht zu denken, nicht selten mußte noch etwas hinzugekauft werden. Friedrich Wilhelm verließ diese Naturalwirtschaft und ging zur reinen Geldwirtschaft über, indem er seine Diener größtenteils auf ein bestimmtes Jahrgeld setzte und die Domänen verpachten ließ. Wüsteneien wurden jetzt in blühende Kornfelder, Sümpfe in lachende Wiesen umgeschaffen, wodurch die Einnahmen des Landesherrn vergrößert wurden.

Für die Hebung der Städte, für Handel und Gewerbe war der Kurfürst nicht weniger thätig. Er gewährte denen, welche sich an den verlassenen Stellen in der Stadt anbauten, das Bürgerrecht und erleichterte ihre Aufnahme in die Zünfte, zog geschickte Glasschleifer, Maler und Vergolder aus Böhmen ins Land, legte Glashütten, Glasschleifereien und Eisenhämmer an und unterstützte die Errichtung von Webereien. Der Zoll auf ausländische Waren wurde bedeutend erhöht, die Ausfuhr von Rohstoffen dagegen erschwert, die der Wolle verboten. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung errichtete der Kurfürst eine ostindische Handelsgesellschaft und unterhandelte mit den Dänen über Abtretung einer Kolonie an Brandenburg, damals allerdings noch ohne Erfolg. Dagegen vervollkommnete er das von



Ansicht von Berlin-Cölln zur Zeit des Großen Kurfürsten.

seinen Vorfahren eingerichtete Postwesen bedeutend. Neben der Botenpost bestand damals schon eine Reitpost zwischen Berlin und Königsberg; Friedrich Wilhelm richtete eine solche auch zwischen Berlin und Kleve ein sowie eine Fahrpost, welche westwärts bis Utrecht, ostwärts bis Königsberg fuhr und außer Briefen auch Personen beförderte. Die Post erleichterte nicht nur den Verkehr, sondern bildete auch ein Band, das die weit zerstreut liegenden brandenburgischen Gebiete verknüpfte. Das wichtigste Mittel zur Hebung des Binnenverkehrs war der Bau des Friedrich Wilhelms-Kanals bei Müllrose, der in einem Lauf von drei Meilen Oder und Spree verbindet. An der Ausführung dieses Unternehmens hatte der Kurfürst solche Freude, daß er in dem vollendeten Kanal öffentlich speiste, bevor er die Schleusen öffnen ließ. Auch sorgte der Kurfürst dafür, daß zur Erleichterung des Verkehrs Brücken und Wege ausgebessert und an den Straßen Wirtshäuser angelegt wurden. Die Einwohnerzahl Berlins hob sich unter ihm von etwa 6000 auf 20000.

Daneben vernachlässigte er die Sorge für die geistigen Bedürfnisse seiner Unterthanen keineswegs. Die halb verfallene Universität Frankfurt stattete er mit reichlichen Mitteln und Freiheiten aus und gründete auf Wunsch der klevischen Stände eine neue (reformierte) zu Duisburg. Er berief den berühmten Geschichtsschreiber Samuel von Pufendorf, der mit freier Benutzung aller Akten die Geschichte der kurfürstlichen Regierung schreiben sollte. Das Joachimsthalsche Gymnasium (S. 35) verlegte er nach Berlin, unterstützte das „Zum grauen Kloster" reichlicher als bisher und stiftete das Werdersche Gymnasium. Auch legte er den Grund zu der Königlichen Bibliothek und zu der Gemäldegalerie, setzte sogar schon eine Behörde zur Beaufsichtigung des Arzeneiwesens ein und gab (1659) die Genehmigung zur Errichtung der ersten Buchhandlung in Berlin.

Das Hauptaugenmerk aber richtete der Kurfürst stets auf das Heer; denn er wußte wohl, daß Brandenburg wegen seiner Lage leicht in Krieg verwickelt und nur durch eine tüchtige Armee sicher gestellt werden konnte. Er vergrößerte daher das Heer von Jahr zu Jahr; 1655 konnte er schon mit 26000 Mann und 72 Geschützen ins Feld ziehen. Friedrich Wilhelm führte auch als einer der ersten Fürsten in seinem Heere die Uniform ein.

Treffliche Gehilfen bei der Gründung und Führung des Heeres waren der General Otto v. Sparr, früher kaiserlicher Generalfeldzeugmeister, der sich besonders um das Geschützwesen verdient gemacht, aber auch die brandenburgischen Truppen oft geführt hat, und der Feldmarschall Georg Derfflinger. Dieser war von evangelischen Eltern in Österreich geboren, wegen religiöser Bedrückung mit ihnen nach Böhmen ausgewandert, hatte im böhmischen, dann im sächsischen und darauf bis 1648 im schwedischen Heere gedient. Nach dem Friedensschluß ließ er sich auf den Gütern seiner Gemahlin, der Schwester seines Waffengefährten, bei Küstrin nieder. Bei Beginn des schwedisch-polnischen Krieges trat er auf Wunsch des Kurfürsten als ältester Generalwachtmeister in brandenburgische Dienste und wurde der Schöpfer der brandenburgischen Reiterei.

Zur Erhaltung des Heeres sowie zur Hebung des Landes bedurfte Friedrich Wilhelm bedeutender Geldmittel; aber die Steuern waren in allen Landesteilen verschieden, mußten von den Ständen bewilligt werden und

wurden von diesen erhoben und verwaltet. Es bestand damals eine Grund- und eine Vermögenssteuer; doch waren die Adligen, Geistlichen und Schulzen steuerfrei. Auch die Städter, besonders die herrschenden Familien, wußten sich meistens zu befreien, so daß mancher Bauer ebensoviele Steuern zahlte als eine ganze Stadt. Dabei hatten die Stände ihre Gerechtsame nicht nur dem Landesherrn, sondern auch dem Volke gegenüber stets weiter ausgedehnt. In den Städten führten meistens wenige patrizische Familien das Regiment und bereicherten sich auf Kosten der ärmeren. Die Rittergutsbesitzer hatten vielfach die in den Kriegen verarmten Bauern „ausgekauft" oder wüste Flächen an sich gebracht und mit Hörigen besetzt; die ihnen zustehende niedere Gerichtsbarkeit (Patrimonialgerichtsbarkeit) mißbrauchten sie nicht selten zur Unterdrückung der Bauern. Aus dieser unfreien Lage konnte der Kurfürst die Bauern nicht befreien; aber die Steuerlast hat er den niederen Ständen erleichtert. Vor allem wollte er die Steuer gerechter verteilen, sie in eine regelmäßig fließende umwandeln und durch seine Beamten erheben und verwalten lassen. Als gerechteste Steuer betrachtete er die Accise, d. i. eine indirekte Abgabe von in- und ausländischen Waren, die also von jedem gezahlt werden mußte, der solche Waren kaufte. Der erste Versuch des Kurfürsten, die Accise einzuführen, scheiterte an dem Widerspruch der Stände; später führte er sie in einigen märkischen Städten ein, und da sie sich bewährte, nach und nach im ganzen Lande. Auch nahm der Kurfürst das Münzrecht, sowie den Alleinhandel (Monopol) mit Salz und Mühlsteinen für sich in Anspruch. Die Stände schrieen über Vergewaltigung, klagten über harten Druck und baten um Erleichterung der Militärlast; der Kurfürst ließ sich aber weder erweichen, noch einschüchtern, und die Verständigen mußten schließlich doch bekennen, daß er nur das Beste des Landes im Auge gehabt habe. Für sich selber brauchte er wenig; nur bei fürstlichen Besuchen oder auf Fürstenversammlungen ließ er es an Glanz nicht fehlen. So hat der Große Kurfürst die beiden Hauptstützen des brandenburgisch-preußischen Staates geschaffen: ein starkes Heer und sichere Staatseinnahmen.



Derfflinger.

3. Erwerbung der Landeshoheit in Preußen.

Gustav Adolfs Tochter, die Königin Christine von Schweden, legte 1654 die Regierung nieder; ihr Nachfolger wurde ihr Vetter Karl X. Gustav von Pfalz-Zweibrücken. Aber König Kasimir von Polen glaubte als Haupt der älteren Linie des Hauses Wasa nähere Ansprüche auf die Krone Schwedens zu haben als Karl X. Gustav und verweigerte ihm die Anerkennung. Karl,

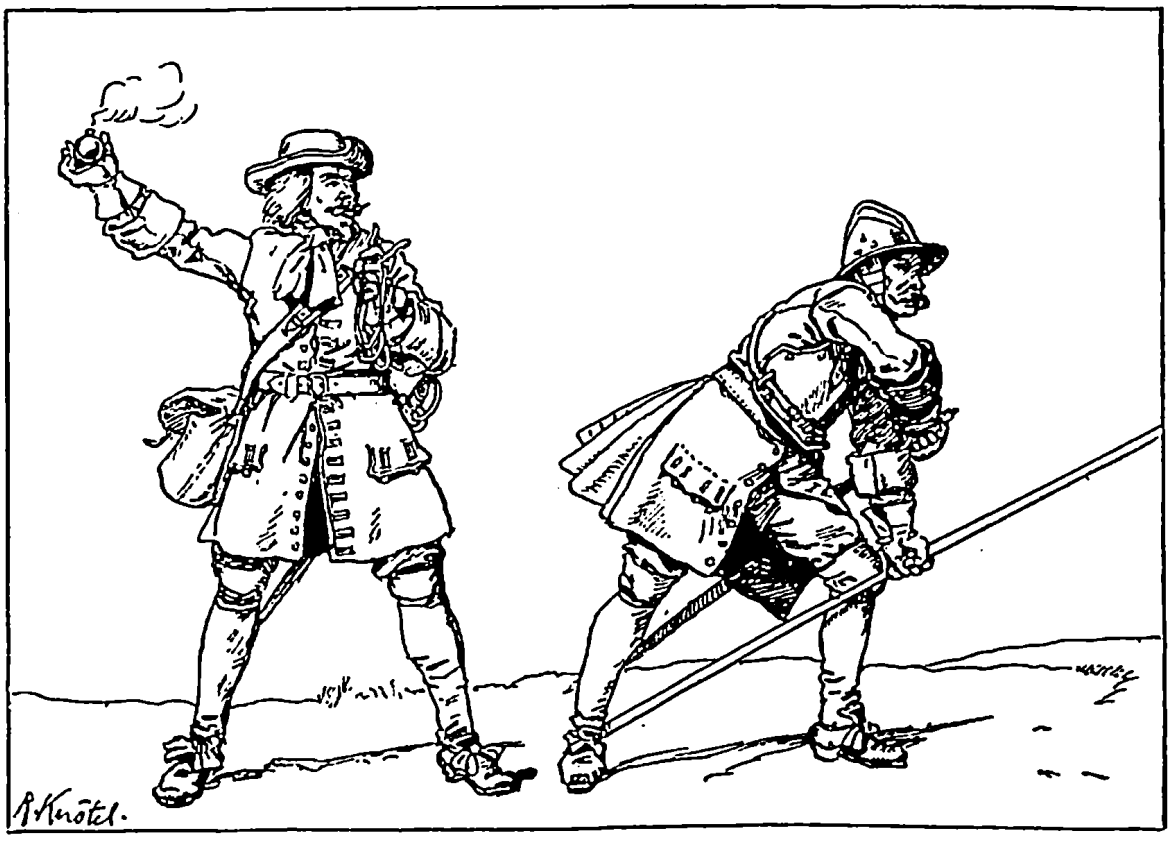
nach Kriegsruhm begierig, fiel deshalb mit seinen ebenso kriegslustigen als beutegierigen Schweden in Polen ein (1655). Kurfürst Friedrich Wilhelm saß zwischen beiden kriegführenden Mächten und konnte nicht neutral bleiben; doch ließ sich bei geschickter und starker Beteiligung vielleicht eine Milderung der Lehnsabhängigkeit erreichen, die der Kurfürst als ein hartes Joch empfinden mußte. Dem Lehnsvertrage zufolge durfte er in den Festungen Memel und Pillau nur solche Befehlshaber einsetzen, welche dem Könige von Polen gefielen, mußte polnischen Gesandten gestatten, sich über den Zustand der Festungswerke zu unterrichten, und dem Adel das Recht zugestehen, beim Könige von Polen Berufung einzulegen. Am härtesten war es für den Kurfürsten, daß er den Reformierten, seinen eigenen Glaubensgenossen, in Preußen weder öffentlichen Gottesdienst gestatten, noch Ämter übertragen durfte.

Zu Anfang des Krieges mußte Friedrich Wilhelm alles über sich ergehen lassen, was den übermütigen Gegnern beliebte. Weil seine Bitte um Schutz weder bei dem Kaiser, noch bei den Engländern, Holländern und Dänen Gehör fand, so schwieg er, als Karl Gustav mit seinem ganzen Heer durch Pommern zog und sechs Tage auf brandenburgischem Gebiete verweilte. Da der Schwedenkönig in Polen anfänglich geringen Widerstand fand, zwang er den Kurfürsten im Vertrage zu Königsberg, ihm Hilfe zu leisten und statt der polnischen die schwedische Lehnshoheit über Preußen anzuerkennen. Damit hatte der Kurfürst seine Lage verschlechtert und seine Lehnspflicht verletzt; aber er hatte nur der bitteren Notwendigkeit gehorcht und hoffte, bald von dieser ihm lästigen Fessel frei zu werden. Er suchte mit dem Könige von Polen zu unterhandeln; der aber nannte ihn einen Verräter, wollte ihm kaum verzeihen, „wenn sich der Kurfürst ihm auch zu Füßen würfe“. In Polen war nämlich ein großer Volksaufstand gegen die Schweden ausgebrochen; Johann Kasimir hatte seine Hauptstadt Warschau zurückerobert und erwartete an der Spitze von mehr als 40000 Mann in einer verschanzten Stellung das schwedisch-brandenburgische Heer. Die Schweden, so prahlte er jetzt, wolle er „den Tataren zum Frühstück vorsetzen“; dem Kurfürsten sandte er den Befehl, binnen drei Tagen ihm zur Hilfe zu ziehen, sonst wolle er ihn in einen Kerker sperren, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen solle. Demgegenüber lag es Karl daran, in dem Kurfürsten einen willigen Verbündeten zu haben; deshalb versprach er ihm im Vertrage zu Marienburg große Strecken des zu erobernden polnischen Gebiets, und vereint lieferten beide vom 28. bis 30. Juli 1656 den Polen die Schlacht bei Warschau. Karl führte den rechten Flügel, Friedrich Wilhelm den linken; unter diesem befehligten Sparr und Derfflinger. Mit dem Losungsworte „Mit Gott!“ stürmten die Brandenburger in die Schlacht. Drei Tage währte das Ringen; König und Kurfürst setzten sich der größten Gefahr aus, auch die Polen wehrten sich verzweifelt; zuletzt aber flohen sie in größter Verwirrung davon. Die Sieger zogen in Warschau ein. Das war die erste Waffenthat der brandenburgischen Armee!

Karl Gustav wollte den Feind weiter verfolgen; Friedrich Wilhelm aber wollte nicht Polen vernichten helfen, um ein übermächtiges Schweden zum Nachbarn und Herrn zu erhalten, sondern zog nach Preußen zurück, wo seine Gegenwart dringend nötig war. Denn ein polnisches Heer bedrohte Preußen;



Musketier. Offizier mit Sponton. Schalmeipfeifer.



Grenadier, die Handgranate werfend. Pikenier, den Feind erwartend.

Soldaten des Großen Kurfürsten.

Aus Höcker, Kadett und Feldmarschall. Der Große Kurfürst und seine Paladine. Mit vielen Bildern von C. Römer u. R. Knötel. 4. Aufl. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

holländische und dänische Schiffe erschienen in der Ostsee, die ein schwedisches Meer zu werden drohte; die Russen, die damals ganz von der Ostsee abgedrängt waren, fielen in Livland ein; dazu rüstete auch der Kaiser gegen Schweden. Die Polen sammelten sich wieder und eroberten Warschau abermals zurück; die Tataren verheerten Preußen und bedrohten sogar Berlin. Der Kurfürst wünschte daher, von dem gefährlichen, ihm aufgedrungenen Bündnis loszukommen, Karl Gustav aber bot alles auf, ihn festzuhalten, und erkannte ihn 1656 in dem Vertrage zu Labiau als unabhängigen Herzog von Preußen an. Als nun der Kaiser ein Heer in Schlesien einrücken ließ und die Dänen in das Herzogtum Bremen sowie in Holstein einfielen, mußte der Schwedenkönig Polen aufgeben und an die Weser eilen. Gegen den Kurfürsten war er längst mißtrauisch geworden, und auf seinem Durchzuge durch die Mark hauste er dort wie im Feindeslande. Friedrich Wilhelm war weder geneigt noch imstande, den Kampf gegen Schwedens Feinde im Osten allein auf sich zu nehmen, sondern stand schon in Unterhandlung mit den Polen, von denen die Neumark hart bedrängt wurde. Er verlangte die Anerkennung seiner Unabhängigkeit in Preußen; Johann Kasimir fürchtete die Überlegenheit der schwedisch-brandenburgischen Waffen, dazu trat der Kaiser für den Kurfürsten ein, dessen Stimme er für die nächste Kaiserwahl gewinnen wollte, und so kam es 1657 zu dem Vertrage zu Wehlau, in welchem auch Polen den Kurfürsten als unabhängigen Herzog von Preußen anerkannte. Inzwischen errang Karl Gustav Sieg auf Sieg, er vertrieb die Dänen aus dem Herzogtum Bremen, gewann im Fluge Holstein, Schleswig und Jütland, setzte über die gefrorenen Belte, rückte gegen Kopenhagen vor und gewährte den Dänen den Frieden nur gegen Abtretung mehrerer Gebiete. Dem Kurfürsten schwur er bittere Rache und begann sofort zu rüsten. Friedrich Wilhelm versuchte, auch andere deutsche Fürsten gegen die Schweden aufzurufen, um diese aus ihren deutschen Besitzungen zu verdrängen. In einer Denkschrift an die „Christlichen Deutschen" schrieb er: „Wir sind mit dem letzten Kriege schier Dienstknechte fremder Nationen geworden; was sind Rhein, Weser, Elbe, Oderstrom anders als fremder Nationen Gefangene? Was ist unsere Freiheit mehr, als daß andere damit spielen? Gedenke ein jeder, der kein schwedisches Brot essen will, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und sein einst vor allen Nationen berühmtes Vaterland nicht zu versündigen! Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" Vergebens! Mehrere deutsche Fürsten schlossen sich sogar Frankreich an; drei Kurfürsten wollten nach dem Tode Kaiser Ferdinands I. (1637—1657) den unter französischem Einfluß stehenden Kurfürsten von Bayern wählen, drei waren für die Wahl eines Habsburgers, die Stimme Friedrich Wilhelms gab den Ausschlag. Um seine Stimme zu gewinnen, schloß Österreich daher mit ihm ein Bündnis, und Ferdinands Sohn, Leopold I. (1658—1705), wurde gewählt.

Plötzlich fiel Karl Gustav wieder Dänemark an und belagerte Kopenhagen. Allein diese Stadt schlug alle Angriffe heldenmütig ab; Österreicher und Brandenburger rückten bis Jütland vor; das Kriegsglück schien die Schweden verlassen zu haben. Da nahmen sich ihrer die Holländer und

Franzosen an und drängten zum Frieden. Der plötzliche Tod Karl Gustavs erleichterte die Verhandlungen; schon nach wenigen Monaten wurde 1660 der Friede zu Oliva unterzeichnet. Dem Kurfürsten wurde die volle Landeshoheit in Preußen bestätigt; zwar war seine Hoffnung auf Vorpommern abermals gescheitert, aber sein Ansehen als Staatsmann und Feldherr verschaffte ihm fortan in allen europäischen Angelegenheiten bedeutsamen Einfluß, und in Preußen hatte er hinfort niemand über sich. Dazu war ein deutsches Land von slavischer Oberherrschaft befreit: die erste Wiedereroberung der vielen verlorenen deutschen Grenzländer.



Oliva bei Danzig.

Zunächst aber brachte die neue Erwerbung dem Kurfürsten nur neue, erbitterte Kämpfe. Die preußischen Stände hatten sich unter polnischer Herrschaft große Vorrechte erworben; der Adel beanspruchte fast gleiches Recht mit der Regierung, während er die Bauern aussog und unterdrückte. Die Stände sahen ihre Freiheit durch das stehende Heer bedroht und beschwerten sich, daß es nach dem Frieden von Oliva nicht entlassen, sondern vielmehr durch Steuern unterhalten werde, die von ihnen nicht bewilligt seien. Die von dem Kurfürsten mit Polen und Schweden geschlossenen Verträge erklärten sie für ungültig und drohten, den König von Polen, der sie im geheimen in ihrem Widerstande bestärkte, um Schutz anrufen zu wollen. Das reformierte Bekenntnis des Kurfürsten gab seinen Feinden eine willkommene Handhabe, die streng lutherischen Preußen gegen ihn aufzuhetzen. Die Seele des Widerstandes war der Königsberger Schöppenmeister Roth (Rode). Er reizte offen

das Volk zum Widerstande auf, eilte nach Warschau und bat den König von Polen um bewaffnetes Einschreiten. Da erschien der Kurfürst mit Truppen in Königsberg. Nachdem ein Versuch, Roth gefangen zu nehmen, an dem Widerstande der Bürger gescheitert war, ließ der Kurfürst die Bürger zu einer Besprechung auf das Rathaus laden, während dieser Zeit Roth in seiner Wohnung verhaften und im Schloß bewachen. Alles blieb ruhig. Roth wurde nach Peitz gebracht und blieb dort, weil er nicht um Verzeihung bitten wollte, trotz der Fürsprache seiner Mitbürger und des Königs von Polen bis zu seinem Tode in Haft. Nach Roths Entfernung unterwarfen sich allmählich die Stände. Der Kurfürst versprach, ohne ihre Bewilligung weder neue Steuern auflegen, noch Krieg anfangen zu wollen; doch mußten sie ihm das Recht der Landesverteidigung unter Beirat der Stände überlassen und gestatten, daß auch reformierte Beamte in der Verwaltung und Rechtspflege angestellt werden durften. Darauf leisteten ihm die Stände als ihrem souveränen Herzog die Huldigung (1663). Seitdem regierte der Kurfürst in Preußen unumschränkt und ließ die ständischen Vorrechte nur dann gelten, wenn sie dem Wohle des Landes nicht schadeten. Die hierüber Unzufriedenen fanden aufs neue einen Führer in dem Obersten von Kalckstein. Er war, wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt von Friedrich Wilhelm entlassen, in polnische Dienste getreten und prahlte, mit polnischen Truppen in Preußen einfallen und den Kurfürsten sowie dessen Kinder erschießen zu wollen. Bei einem Besuche in Königsberg fiel er den ihm auflauernden kurfürstlichen Reitern in die Hände. Er ward zum Tode verurteilt, aber begnadigt und auf sein Ehrenwort entlassen. Dessenungeachtet begann er seine Umtriebe sofort von neuem, hetzte offen die Polen auf und überhäufte den Kurfürsten mit Schmähungen. Trotzdem verweigerte Polen seine Auslieferung. Da ließ ihn der Kurfürst durch seinen Gesandten in Warschau festnehmen und in Memel enthaupten (1672). Damit war aller Widerstand der Stände gebrochen, und der Kurfürst regierte in Preußen sowie in Kleve, wo er kurz zuvor ebenfalls die übergroßen Vorrechte der Stände beschränkt hatte, ebenso unumschränkt wie in Brandenburg, zum Segen des gesamten Staates.

4. Kampf gegen Franzosen, Schweden und Türken.

Der gewissenlose und ruhmsüchtige französische König Ludwig XIV. benutzte die hilflose Lage seiner Nachbarn zu einer Reihe von Eroberungskriegen. In dem ersten, gegen die spanischen Niederlande gerichteten, traten ihm die Holländer entgegen, die mit England und Schweden gegen ihn einen Dreibund schlossen. Um nun an Holland Rache zu nehmen, brachte Ludwig (1672) durch Geld die Könige von England und Schweden auf seine Seite; selbst der Kaiser ließ sich durch Bestechung und den Einfluß der Jesuiten zu dem Versprechen herbei, die ketzerischen Holländer nicht unterstützen zu wollen; der Erzbischof von Köln und der Bischof von Münster traten offen auf Frankreichs Seite. Ludwig suchte auch den Kurfürsten von Brandenburg zu sich herüberzuziehen oder doch zu bewegen, neutral zu bleiben; dieser aber fühlte sich „durch Bande des Bluts, der Religion und der Freundschaft“ zu den Holländern hingezogen und verbündete sich mit ihnen. Statt aber ihnen un-

mittelbare Hilfe zu bringen, ließ er sich von dem kaiserlichen Feldherrn bewegen, mit ihm an den Oberrhein zu ziehen. Obwohl auch hierdurch ein französisches Heer von den Holländern abgezogen wurde, verweigerten diese dennoch die Zahlung der versprochenen Hilfsgelder. Da Friedrich Wilhelm sah, wie der Kaiser den Krieg nur zum Schein führte, wie Kleve verwüstet und Brandenburg von den Schweden bedroht wurde, und da er wußte, daß Holland schon längere Zeit mit Frankreich über den Frieden unterhandelte, schloß er 1673 mit Frankreich den Frieden zu Vossem (bei Brüssel), in welchem er außer einer Geldentschädigung seine verlorenen Gebiete zurückerhielt und versprach, den Feinden Frankreichs so lange keinen Beistand leisten zu wollen, als das deutsche Reich nicht angegriffen werde.

Als das deutsche Reich den Franzosen (1674) den Krieg erklärte, weil sie in Franken und Hessen eindrangen sowie die Pfalz besetzten, mußte auch Friedrich Wilhelm wieder das Schwert ziehen; aber er stellte nicht nur seine pflichtmäßige Truppenzahl, sondern schloß mit dem Kaiser, mit Holland und Spanien ein Schutz- und Trutzbündnis, in welchem er sich verpflichtete, gegen Hilfsgelder 16000 Mann zu stellen. Dabei wurde auch festgesetzt, daß keiner ohne den andern Frieden schließen dürfe. Auch in diesem Feldzuge richteten die Verbündeten durch Schuld des kaiserlichen Feldherrn nichts aus; der Kurfürst erhielt dem Vertrage entgegen nicht den Oberbefehl über das Heer, dem seine Truppen angehörten; trotz seiner wiederholten Aufforderung griff der kaiserliche Feldherr das nur halb so starke französische Heer nicht an. Zu diesem Ärger traf den Kurfürsten noch der Schmerz, daß er seinen hoffnungsvollen Sohn Karl Emil im Feldlager — wie er glaubte, an Gift — verlor. Auch die Holländer kämpften unglücklich, so daß der ganze Feldzug mißglückte. Dennoch wollte Ludwig sich den Großen Kurfürsten, seinen thätigsten Gegner, gern vom Halse schaffen und bewog deshalb die Schweden, Ende des Jahres 1674 von Vorpommern aus plündernd, sengend und brennend in Hinterpommern und die Neumark, in die Uckermark, Prignitz und ins Havelland einzufallen. Die Hannoveraner und Bayern waren mit Schweden verbündet, und die Polen, von Frankreich aufgestachelt, bereit, in Preußen einzufallen. Der Kurfürst hatte bei Schweinfurt in Franken Winterquartiere bezogen. Als er die Nachricht von dem Einfall der Schweden erhielt, rief er: „Die Schweden sind in die Mark eingefallen; auf die Art könnte ich ganz Pommern erhalten.“ Er beschloß sofort, den Kampf mit Schweden zu Wasser und zu Lande aufzunehmen, und eilte nach dem Haag, um Bundesgenossen zu werben. Holland, der Kaiser, Spanien und Dänemark erklärten zwar den Schweden den Krieg; aber Friedrich Wilhelm wußte wohl, daß er auf ihre Hilfe nicht viel rechnen dürfe. Er schloß einen Vertrag mit dem Holländer Benjamin Raule, der brandenburgische Kriegsschiffe ausrüsten mußte, und ließ Seesoldaten werben. Inzwischen hatten sich die gequälten Bauern der Marken schon hier und da erhoben und, mit Heugabeln und Sensen bewaffnet, zerstreute Haufen der Schweden erfolgreich überfallen. Eine ihrer Fahnen, die noch aufbewahrt wird, trägt die Inschrift:

„Wihr Bauern von geringem Guth
Dienen unsern gnädigen Kurfürsten und Herrn mit unsern Blut.“

Von seinen Verbündeten im Stich gelassen, eilte der Kurfürst mit einem nur kleinen Heere nach Magdeburg, das er aus Besorgnis vor einem schwedischen Überfall im Einverständnis mit dem Bistumsverweser schon seit 1666 militärisch besetzt hielt. Dort erfuhr er, daß die Schweden 20000 Mann stark unter dem berühmten Feldmarschall Karl Gustav Wrangel am rechten Havelufer standen und im Begriff waren, Magdeburg zu erobern. Er hatte außer der Reiterei nur 1200 Mann Fußvolk bei sich; dennoch beschloß er, den Feind, der die drei Havelpässe bei Brandenburg, Rathenow und Havelberg stark besetzt hatte, in der Mitte so rasch anzugreifen, daß ihm nicht Zeit bliebe, sich zu sammeln. Der Kurfürst gönnte seinen Truppen einen Tag Ruhe und ließ die Stadtthore schließen sowie die Elbfähre bewachen, damit die Nachricht von seiner Ankunft ihm nicht vorauslaufe; dann eilte er weiter, indem er das Fußvolk und Böte auf Wagen weiterschaffen ließ. Der strömende Regen erschwerte den Marsch. Am 15. Juni überfiel der Kurfürst Rathenow, das von sechs Schwadronen schwedischer Dragoner besetzt war; nach kurzem Kampfe wurde fast die ganze Mannschaft niedergehauen oder gefangen genommen. Damit hatte er sich wie ein Keil zwischen das schwedische Heer geschoben. Der linke Flügel desselben unter General Waldemar Wrangel, dem Bruder des Feldmarschalls, suchte sich nun eiligst aus den Sümpfen des havelländischen Luchs zurückzuziehen und über Nauen zu entkommen. Der Prinz von Homburg wurde mit 1500 Reitern dem Feinde nachgeschickt, hatte ihn bald erreicht und ließ wiederholt um Erlaubnis bitten, ihn angreifen zu dürfen, um ihn zum Stehen zu zwingen. Selbst Derfflinger widerriet; aber der Prinz war bereits in ein Gefecht verwickelt, deshalb sandte der Kurfürst ihm schleunigst Dragoner zu Hilfe und folgte mit den übrigen Truppen so schnell als möglich. Er hatte nur 5600 Reiter und 13 Geschütze — seine wenigen Fußtruppen hatten ihm nicht zu folgen vermocht —; das feindliche Heer aber zählte 4000 Reiter, 7000 Fußsoldaten und 38 Geschütze.

Ein nicht breiter Sandrücken, an beiden Seiten von weiten Mooren eingeengt, bildete bei Fehrbellin eine der wenigen brauchbaren Übergangsstellen über den Rhin. Zu seiner Linken bemerkte der Kurfürst einen von den Feinden nicht beachteten, teilweise mit Kiefern bewachsenen Höhenzug, den er sofort mit Kanonen besetzen ließ. Wrangel sah sich dadurch in der Flanke bedroht und bot alles auf, die Brandenburger zu vertreiben; hier entbrannte daher der hitzigste Kampf. Aber die Dragoner riefen: „Lieber lassen wir uns in Stücke hauen, als daß wir die Geschütze lassen!“ Der Kurfürst und der fast siebzigjährige Derfflinger stürzten sich in das dichteste Handgemenge. „Getrost, tapfere Brandenburger,“ rief der Fürst seinen Dragonern zu, „ich, euer Fürst und nunmehriger Kapitän, will siegen oder ritterlich mit euch sterben.“ Damit sprengt er den Seinen voran, Führer und Kämpfer zugleich. Bald ist er rings von Schweden umzingelt; doch die Seinen bemerken die Gefahr: neun Dragoner bahnen sich eine blutige Gasse und befreien ihren geliebten Landesherrn. Bald war der rechte Flügel der Schweden gebrochen und zog sich, von dem noch unbesiegten linken gedeckt, auf Fehrbellin zurück (18. Juni 1675). Fast der fünfte Mann der Schweden war gefallen; nur wenige waren zu Gefangenen gemacht. Doch es war dem Kurfürsten unmöglich, ohne Fußvolk



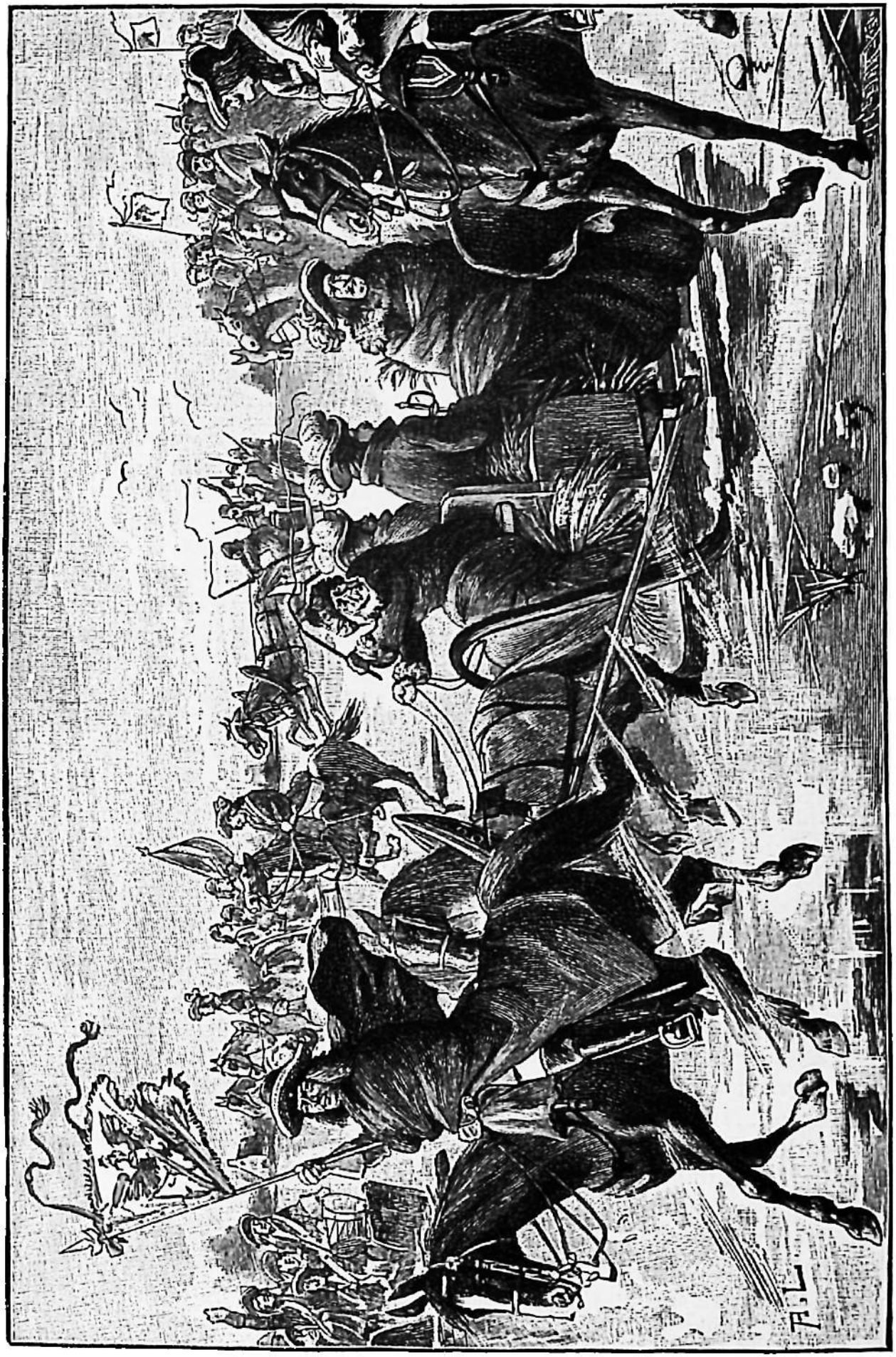
Der Große Kurfürst in der Schlacht bei Fehrbellin.

und mit den bis zur äußersten Erschöpfung angestrengten Menschen und Pferden gegen Fehrbellin noch etwas zu unternehmen. Am folgenden Morgen nahm er die Stadt ein; die Schweden flohen eiligst davon, auch der Feldmarschall Wrangel hatte inzwischen Havelberg verlassen und zog sich nach Norden zurück.

Unter den Gefallenen befand sich auch der Stallmeister des Kurfürsten, Emanuel von Froben. Den Obersten Hennigs (Henniges), eines Bauern Sohn aus der Mark, erhob der Kurfürst gleich auf dem Schlachtfelde für bewiesene Tapferkeit unter dem Namen von Treffenfeld in den Adelstand. Die Schlacht von Fehrbellin, die erste, welche die Brandenburger allein gewannen, ist eine der ruhmvollsten der ganzen brandenburgischen Geschichte; die Nachricht von derselben setzte Freund und Feind in Erstaunen, und damals zuerst wurde Friedrich Wilhelm (in einem elsässischen Volksliede) der Ehrenname „der Große" beigelegt.

Die Niederlage der Schweden hatte weitreichende Folgen. Ihre deutschen Bundesgenossen zogen sich zurück, der Reichskrieg gegen Schweden wurde erklärt, und Dänemark, gierig nach Schwedens deutschen Besitzungen Bremen und Verden, schloß mit dem Großen Kurfürsten ein Bündnis. Sobald das brandenburgische Fußvolk über Magdeburg nachgekommen war, brach der Kurfürst wieder auf und eroberte noch 1676 fast ganz Vorpommern, Ende 1677 nach harter Belagerung die Festung Stettin und 1678 mit Unterstützung der dänischen und einer kleinen brandenburgischen Flotte selbst Stralsund und Greifswald. Somit besaß Schweden in Pommern keinen Fuß breit Landes mehr. Der Kurfürst ging nach Westfalen, um seine dortigen Besitzungen gegen die anrückenden Franzosen zu decken; dort erhielt er die Nachricht, daß (November 1678) die Schweden von Livland aus mit 16000 Mann in Preußen eingefallen seien und der König von Polen die Absicht hege, sich mit ihnen zu vereinigen. Dazu waren viele in Preußen mit den Feinden in geheimer Verbindung. Dennoch verzagte der Kurfürst nicht. Sofort erteilte er seinen in Pommern stehenden Regimentern Befehl zum Aufbruch nach Preußen; er selber eilte, sobald seine heftigen Brustbeschwerden es ihm gestatteten, im Januar 1679 ihnen nach. Sowie die Schweden von der Annäherung des Kurfürsten Kunde erhielten, zogen sie sich zurück; um ihnen den Rückzug abzuschneiden, eilte der Kurfürst bei der grimmigsten Kälte mit 1200 eiligst zusammengebrachten Schlitten, auf denen er sein Fußvolk fortschaffen ließ, über das gefrorene Frische und Kurische Haff, traf aber nur noch Trümmer des schwedischen Heeres, die er dann durch General Schöning mit nur 1500 Reitern durch das öde, fast dorflose Land bis vor Riga verfolgen ließ. Infolge der eisigen Kälte — die Reiter mußten oft neben den Pferden herlaufen, um nicht zu erfrieren — und der heftigen Verfolgung der Brandenburger rettete sich von dem schwedischen Heere kaum der zehnte Teil. So hatte der Kurfürst in zwölf Wochen bei ungewöhnlicher Winterkälte einen Marsch von 100 Meilen gemacht, den Feind in zwei Tagen aus dem Lande gejagt, noch 40 Meilen in dessen eigenem Lande verfolgen lassen und dadurch fast die ganze feindliche Armee aufgerieben.

Schon in Königsberg erfuhr der Kurfürst, daß seine Verbündeten ohne ihn mit Ludwig XIV. in Nymwegen Frieden geschlossen hatten. Weder der Kaiser, noch die übrigen deutschen Fürsten wünschten eine Vergrößerung Brandenburgs;



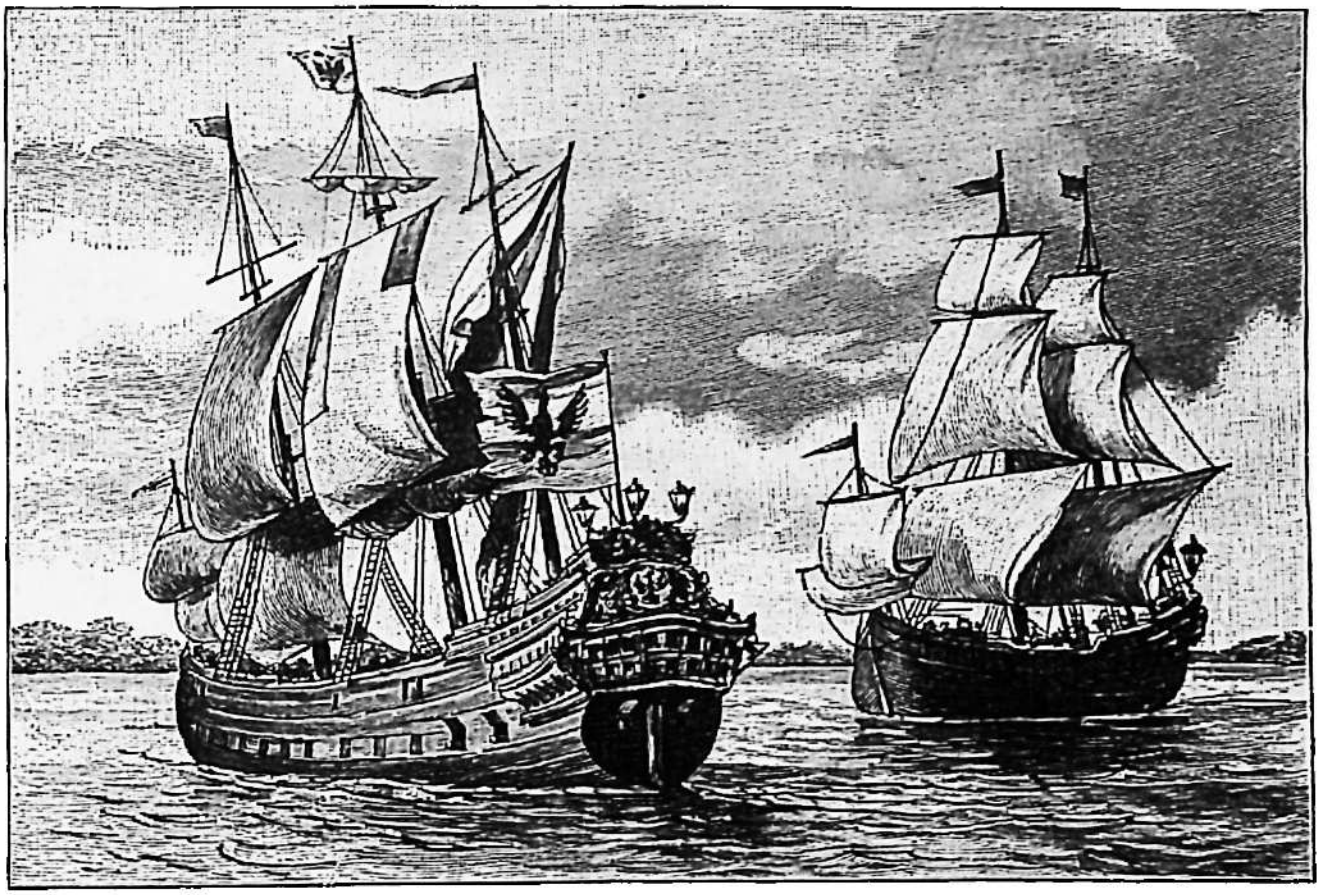
Der Große Kurfürst überschreitet das Kurische Haff.

offen sagte man in Wien, „es gefalle Kaiserlicher Majestät nicht, daß sich ein neues Vandalenreich an der Ostsee hervorthue". Deshalb wurde der Kurfürst treulos im Stich gelassen; allein aber vermochte er Ludwig XIV. nicht entgegenzutreten, der die Herausgabe aller schwedischen Besitzungen forderte und, um dies zu erzwingen, Kleve, Mark und Ravensberg besetzte und Minden belagerte. Trotz aller Anstrengungen, durch Fortsetzung des Kampfes und durch Unterhandlungen günstigere Bedingungen zu erlangen, mußte der Kurfürst 1679 in den Frieden von St. Germain (bei Paris) willigen, in welchem er den Schweden alles ihnen abgenommene Land bis auf einen kleinen Landstrich am rechten Oderufer zurückgab. Im Groll über diese Treulosigkeit und in vorahnendem Geiste ließ er eine Münze prägen, deren lateinische Inschrift in deutscher Übersetzung lautet: „Möchte dereinst aus meinen Gebeinen ein Rächer erstehen!"

Auch sonst hatte der Kurfürst Ursache, dem Kaiser zu zürnen. Schon 1642, beim Aussterben der hohenzollernschen Linie in Jägerndorf (S. 34), hätte dieses Fürstentum an Brandenburg fallen müssen, der Kaiser aber hatte es für sich genommen. 1675 war das Herzogshaus von Liegnitz, Brieg und Wohlau ausgestorben, und der Kaiser hatte auch dessen Besitzungen trotz des Erbvertrages von 1537 (S. 32) eingezogen. Von allen verlassen, dazu noch von der Rache Schwedens bedroht, näherte sich der Kurfürst, wenn auch mit innerem Widerstreben, Ludwig XIV., dem dadurch der Länderraub am Rhein erleichtert wurde. Er zog mitten im Frieden mehrere Landstriche und Städte (z. B. Saarlouis, Saarbrücken, Mömpelgard, Luxemburg) und über 500 Flecken, Dörfer, Schlösser und Mühlen, zuletzt auch die freie Reichsstadt Straßburg ein (1681) und behauptete seinen Raub. Das aus Not mit Ludwig XIV. geschlossene Bündnis löste der Kurfürst bald wieder; als der Kaiser durch die Türken in große Bedrängnis geriet, bot ihm Friedrich Wilhelm gegen Rückgabe von Jägerndorf und Gewährung von Glaubensfreiheit für die Evangelischen Österreich-Ungarns ein Hilfsheer an. Der Kaiser lehnte dies ab; die Türken belagerten Wien, der Kaiser flüchtete; die Bürger aber verteidigten sich unter dem entschlossenen Rüdiger von Starhemberg 60 Tage lang, bis ein deutsches Heer unter Karl von Lothringen und ein polnisches unter dem Könige Johann Sobieski der Stadt zu Hilfe eilte und das türkische Heer vor den Thoren Wiens besiegte (1683). Zur weiteren Bekämpfung der Türken nahm der Kaiser dann das Angebot des Kurfürsten unter folgenden Bedingungen an: der Kurfürst stellte dem Kaiser ein Hilfsheer von 8000 Mann und verzichtete auf Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, erhielt dafür den Kreis Schwiebus, sowie eine Schuldforderung auf Ostfriesland, wodurch Brandenburg die Aussicht auf den Pfandbesitz dieses Landes erwarb. Mit Hilfe der brandenburgischen Truppen, die unter den Generalen Schöning und Barfus mit allerseits bewunderter Tapferkeit fochten, setzte der Kaiser den Türkenkrieg erfolgreich fort. Die brandenburgischen „Feuermänner" thaten sich besonders bei der Zurückeroberung Ofens hervor, indem sie als die ersten die Mauer erstiegen und dadurch Ungarns Hauptstadt, die 150 Jahre in der Gewalt der Ungläubigen gewesen war, dem Kaiserhause zurückbrachten.

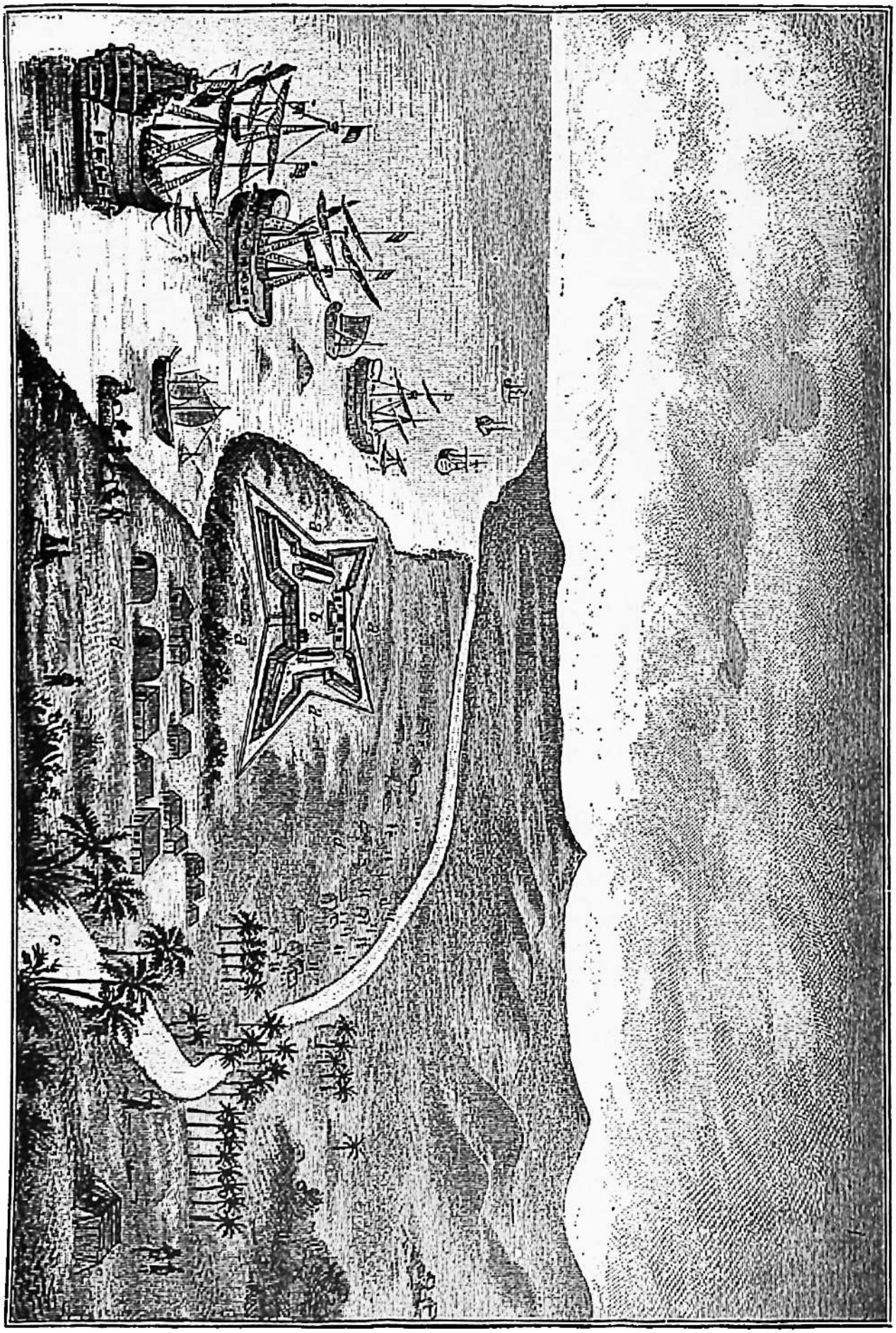
5. Spätere Werke des Friedens.

Friedrich Wilhelm hatte sich in Holland davon überzeugt, wie wichtig eine Handels- und Kriegsflotte für ein Land ist; deshalb strebte er seit dem Beginn seiner Regierung danach, sein Volk an dem Seehandel teilnehmen zu lassen. Schon 1647 gründete er eine überseeische Handelsgesellschaft, die sich aber bald wieder auflöste. Wie schmerzte es ihn, als er 1648 das für die Schiffahrt so günstig gelegene Stettin den Schweden lassen und 1679 es ihnen wieder abtreten mußte! Dadurch ließ er sich aber in seinem Vorhaben nicht irremachen. Bereits im Kampfe um Pommern (1676), besonders bei der Belagerung von Stettin, konnte er sich auf eine kleine Flotte stützen, die



Kriegsschiffe des Großen Kurfürsten.

er sich mit Hilfe des Holländers Raule geschaffen hatte (S. 63), und die 1681 schon 30 Schiffe zählte. Als die Spanier dem Kurfürsten versprochene Hilfsgelder nicht zahlen wollten, brachten brandenburgische Fregatten zwei spanische Schiffe nach Pillau, die für Rechnung des Kurfürsten verkauft wurden. Auf Raules Rat schloß der Kurfürst 1681 mit Negerhäuptlingen an der Küste von Guinea Verträge, in denen sie den Kurfürsten als ihren Herrn anerkannten, die Erlaubnis zur Erbauung einer Festung an ihrer Küste erteilten und gelobten, nur mit Brandenburgern Handel treiben zu wollen. Darauf errichtete der Kurfürst eine „Afrikanische Handelsgesellschaft“ und sandte 1682 den Major von der Gröben mit zwei Schiffen und einer Kompanie Soldaten ab, der an der Goldküste beim Vorgebirge der drei Spitzen die Festung



Großfriedrichshuld und Umgebung.

Nach einer im Kriegsarchiv des Großen Generalstabs aufgefundenen Skizze des Kapitäns von Schnitter, der den Ausbau des Forts leitete.



Der Große Kurfürst nimmt die Huldigung der Afrikaner entgegen.

Großfriedrichsburg und noch zwei andere feste Plätze anlegte und südlich vom Vorgebirge St. Blanko das Kastell Arguin erbaute. Ein glücklicher Zufall schien das Unternehmen noch begünstigen zu wollen. Bei einem Streite der Fürstin von Ostfriesland mit ihren Ständen wandten sich diese mit der Bitte um Schutz ihrer Rechte an den Kaiser, der den Großen Kurfürsten, den Bischof zu Münster und den Pfalzgrafen von Pfalz-Neuburg beauftragte, die Stände zu schützen. Infolgedessen besetzte der Kurfürst im Einverständnis mit den Ständen Emden mit seinem damals noch vorzüglichen Hafen, das nun der Standort der brandenburgischen Flotte und der Sitz der Afrikanischen Kompanie ward. Mit Staunen sahen die Berliner (1684) in ihrer Stadt eine Gesandtschaft von Negerhäuptlingen, die gekommen waren, dem Kurfürsten zu huldigen und ihm Erzeugnisse ihrer Heimat als Geschenke darzubringen. Bislang hatte der Kurfürst die Kriegsschiffe nach Bedürfnis von Raule gemietet; jetzt nahm er diesen ganz in seinen Dienst und kaufte ihm 9 Kriegsschiffe ab. Voll Neid blickten Franzosen, Engländer und Holländer auf den emporstrebenden Nebenbuhler; namentlich die letzteren legten der Handelsgesellschaft so viele Schwierigkeiten in den Weg, daß sie in Schulden geriet. Da setzte der Kurfürst den Handel auf eigene Kosten, wenn auch mit Verlust, fort. Seine Nachfolger haben dies Unternehmen als verfehlt aufgegeben, und lange hat's gewährt, bis das deutsche Volk dies Werk des Großen Kurfürsten wieder aufgenommen hat:

O Kurfürst Friedrich Wilhelm, zu Land und Meer ein Held,
Du hast den Weg gewiesen und uns das Ziel gestellt!
Die Berge haben Tannen, wir haben hohen Mut;
Auch uns gehört die große, wogende Meeresflut. (O. Fr. Gruppe.)

Friedrich Wilhelm war ein gläubiger evangelischer Christ. Das Gebet war ihm Bedürfnis; dem Herrn schrieb er alle seine Erfolge zu. Deus fortitudo mea, Gott meine Stärke, das war sein Wahlspruch. Als ihm die Krone Polens unter der Bedingung des Übertritts zur katholischen Kirche angeboten wurde, sagte er: „Meine Religion, darin ich meiner Seligkeit versichert bin, um einer Krone willen verlassen, werde ich in Ewigkeit nicht thun." Gegen Andersgläubige war er sehr duldsam; sein Staat war der erste in Europa, in welchem die Anhänger der verschiedensten Religionsgemeinschaften unbehelligt nebeneinander wohnen durften. Aber sie mußten untereinander Frieden halten. Den lutherischen und reformierten Geistlichen verbot er das gegenseitige Verketzern auf den Kanzeln und veranstaltete, um Lutheraner und Reformierte zu einer Kirche zu vereinigen, 1664 die Liebesgespräche zwischen Geistlichen beider Bekenntnisse, aber ohne Erfolg. Da verlangte er von den Geistlichen ein schriftliches Versprechen, daß sie obigem Befehle gegenseitiger Duldung nachkommen wollten; einige, die ihre Unterschrift verweigerten, wurden ihres Amtes entsetzt. Zu ihnen gehörte auch Paul Gerhardt, der bekannte Dichter herrlicher geistlicher Lieder, der zu Lübben im Spreewalde wieder eine Anstellung fand.

Als mächtigster evangelischer Fürst Deutschlands hielt es der Große Kurfürst für seine Pflicht, die Evangelischen auch in anderen Ländern zu schützen. Schon wiederholt hatte er für sie beim Kaiser und bei Ludwig XIV.

Fürsprache eingelegt. König Heinrich IV. von Frankreich hatte seinen reformierten Glaubensgenossen, den **Hugenotten**, durch das **Edikt von Nantes** 1598 Glaubensfreiheit gewährt. Sie bildeten nicht nur eine in sich festgeschlossene Kirche, sondern gleichsam einen besonderen Staat, der mit der Regierung mehrmals zur Verteidigung der Glaubensfreiheit Kriege führte und Verträge schloß. Ludwig XIV. sah ihre Unterwerfung als Vorbedingung für die Macht Frankreichs an; in seinem Lande sollte nur ein Wille und nur ein Glaube herrschen. Manche hochgestellte Männer ließen sich durch Ehren, ärmere durch Gold zum Übertritt zur katholischen Kirche bewegen; die übrigen suchte man durch Belästigung und Quälereien dazu zu zwingen. Das gefürchtetste Mittel waren die **Dragonaden**: den Reformierten wurden Soldaten, meistens Dragoner, ins Haus gelegt, die sich ungestraft alles erlauben durften. Trotz des Verbots der Auswanderung gelang es doch Tausenden zu entkommen; viele andere schwuren ihren Glauben ab. 1685 hob der König das **Edikt von Nantes** auf, weil in seinem Lande keine Reformierten mehr vorhanden seien. Sofort lud der Kurfürst die Hugenotten durch das **Potsdamer Edikt** ein, in seinen Staaten sich niederzulassen. Er versprach ihnen freie Reise, zollfreie Einfuhr ihrer Sachen, freie Wahl ihres Wohnortes und gleiche bürgerliche Rechte mit seinen bisherigen Unterthanen. Verlassene Häuser, geeignete Bauplätze, Ödländereien zum Urbarmachen, sowie Baumaterial sollten ihnen unentgeltlich überlassen, auch Geld zur Anlage von Fabriken und mehrjährige Befreiung von allen Lasten und Abgaben gewährt werden. Mit der größten Herzlichkeit empfing der Kurfürst die Ankömmlinge in Berlin; er ließ sie aufs beste bewirten und bei ihrer Niederlassung unterstützen. So gewann Brandenburg über 15000 fleißige und geschickte Einwohner, die namentlich das Gewerbe in den Marken hoben. An vielen Orten bildeten sich **französische Kolonien**, die größten in Berlin und Magdeburg. Die Seiden-, Hut-, Strumpf- und Samtmanufakturen sowie der Tabaksbau in der Uckermark wurden durch sie neu eingeführt, andere Gewerbe durch sie verbessert. Auch unter den brandenburgischen Offizieren, Beamten und Gelehrten fanden sich bald



Paul Gerhardt.



Empfangung der Kurfürsten durch den Großen Kurfürsten.

berühmte französische Namen. — Ebenso folgten mehrere hundert um ihres Glaubens willen vertriebene Waldenser, von denen sich trotz aller Verfolgung noch einige Gemeinden in den Alpenthälern gehalten hatten, einer Einladung des Kurfürsten und siedelten sich in der Altmark an, kehrten aber später, von Heimweh gequält, in ihre sonnige und bergige Heimat zurück. Aus Rücksicht auf seine evangelischen Glaubensgenossen in England wollte der Kurfürst auch den holländischen Statthalter Wilhelm III. von Oranien bei der Vertreibung seines katholischen Schwiegervaters, des Königs Jakob II. von England, unterstützen; er erlebte die Ausführung dieses wichtigen Unternehmens nicht mehr; wie sehr es ihm aber am Herzen lag, zeigen die beiden Losungsworte, welche er an den beiden letzten Tagen vor seinem Tode wählte: „London", „Amsterdam".

Die väterliche Fürsorge, welche Friedrich Wilhelm seinen Unterthanen widmete, sowie die verwickelten auswärtigen Verhältnisse erforderten unausgesetzte, angestrengte Arbeit. Alle wichtigen Sachen entschied der Kurfürst selber; auf Reisen und in den Feldzügen ließ er sich die Schriftstücke nachschicken, und unter den heftigsten Gichtschmerzen konnte er stundenlang sitzen, um sie mit seinen Räten durchzuarbeiten. Bei schwierigen Fragen zog er sich wohl, nachdem er die Ansicht seiner Räte gehört hatte, zurück, um in stillem Gebet oder im Gespräch mit seiner Gemahlin Luise Henriette die beste Entscheidung zu finden. Nach dem Tode seiner Gemahlin bekannte er, daß ihm nie etwas mißlungen sei, was er nach ihrem Rat begonnen habe. Oft soll er später vor ihrem Bilde gestanden und geklagt haben: „O Luise, wie sehr vermisse ich deinen Rat!" Die angenehmste Erholung gewährte ihm der Aufenthalt in seiner Familie, die Gesellschaft seiner frommen Gemahlin. Von den sechs Kindern, welche sie ihm geboren, starben drei in zartem Alter, Karl Emil und Ludwig als blühende Jünglinge, so daß nur der Kronprinz Friedrich den Vater überlebte. Ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Gemahlin vermählte sich der Kurfürst mit Dorothea, der Witwe des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg. Auch sie begleitete ihren Gemahl auf allen seinen Feldzügen und war ihm im Alter eine unermüdliche Pflegerin; die nach ihr benannte Dorotheenstadt in Berlin ist auf ihre Veranlassung gebaut worden. Aber sie wußte das Herz ihrer Stiefkinder und der Brandenburger nicht zu gewinnen. Besonders wurde es ihr verdacht, daß sie ihren Gemahl bewog, für seine Kinder aus zweiter Ehe durch ein Testament ebenso zu sorgen, wie er es früher für die nachgeborenen Söhne aus erster Ehe gethan hatte. Der Kurfürst vermachte nämlich seinen jüngern Söhnen, damit sie standesgemäß leben könnten und sich nicht etwa aus Geldverlegenheit zum Übertritt zur katholischen Kirche verleiten ließen, Minden, Ravensberg, Halberstadt und Lauenburg-Bütow, doch ohne Militärhoheit und Regierungsrechte, so daß die Einheit des Staates dadurch nicht zerrissen und den Söhnen nicht viel mehr als die jährlichen Einkünfte aus diesen Ländern überlassen wurde. Dies Testament sandte der Kurfürst an den Kaiser mit der Bitte um demnächstige Vollstreckung desselben; dieser aber benutzte es, dem Kurprinzen, der ohnehin für eine Verbindung Brandenburgs mit Österreich war, hinter dem Rücken des Kurfürsten gegen das Versprechen, es nicht ausführen zu wollen,

die schriftliche Verpflichtung abzulocken, daß er demnächst den Kreis Schwiebus wieder an Österreich abtreten wolle. Als der Kurfürst sein Ende nahe fühlte, übertrug er dem Kurprinzen die Regierung; die wichtigsten Grundzüge derselben hatte er ihm schon zwanzig Jahre zuvor in einer „Väterlichen Ermahnung", gleichsam seinem politischen Testamente, niedergeschrieben. Dann nahm er herzlichen Abschied von seiner Familie und den Räten und starb mit den Worten: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" (29. April 1688).

Der Große Kurfürst hat den zerrütteten und von Feinden besetzten brandenburgischen Staat befreit, zur Blüte und Macht erhoben, fast um die Hälfte vergrößert und das Heer neu geschaffen. Er hat die bis dahin ohne inneren und zum Teil auch ohne äußeren Zusammenhang zerstreuten Provinzen zu einem Staatswesen verschmolzen, die bisherige Abhängigkeit vom Hause Österreich gelöst. Deshalb ist er auch der eigentliche Begründer des preußischen Staates, und alle seine Nachfolger sind nur auf dem Wege fortgeschritten, den er zuerst einschlug.

2. Die Stiftung des Königtums durch Friedrich III. (I.) 1688—1713.

1. Auswärtige Verhältnisse.

Friedrich III., der dritte Sohn des Großen Kurfürsten, war gutmütig, wohlwollend und von aufrichtiger Frömmigkeit, besaß aber weder den kräftigen Körper, noch die feste Willenskraft seines Vaters. Ein hervorragender Zug seines Wesens war eine große Vorliebe für äußeren Glanz. Seine Erziehung leitete der kluge und ehrenwerte Eberhard von Danckelmann in trefflicher Weise; der Kurprinz hing ihm mit großer Liebe an und machte ihn als König zu seinem vornehmsten Ratgeber. Friedrich war in zweiter Ehe vermählt mit Sophie Charlotte, der Tochter des Herzogs und späteren Kurfürsten Ernst August von Hannover. Das Testament seines Vaters beschloß er nicht auszuführen, weil es gegen ältere brandenburgische Hausgesetze sowie gegen die Goldene Bulle verstieß, und weil sein Vater auf dem Sterbelager ihn allein zu seinem Nachfolger eingesetzt habe; seine Stiefmutter und Stiefbrüder ließen sich durch Jahrgelder, Güter und Ämter zum Verzicht auf ihre Ansprüche bewegen. Nur der älteste Stiefbruder, Markgraf Philipp, erhielt die Herrschaft Schwedt, wo er eine Nebenlinie des Hauses Brandenburg begründete, die 1788 erlosch. Damit war dem Kaiser eine für Brandenburg gefährliche Waffe entwunden; aber er hatte eine weit gefährlichere noch in Händen, den von dem Kurprinzen ausgestellten Revers. Endlich (1695) entschloß sich der Kurfürst, dem Drängen des Kaisers nachzugeben, um freie Hand zu haben; er gab den Kreis Schwiebus dem Kaiser zurück und erhielt außer einer Geldentschädigung von 300000 Mark die Anwartschaft auf Ostfriesland sowie auf einige fränkische Gebiete (Grafschaft Limburg). Dagegen weigerte er sich entschieden, auf Schlesien förmlich Verzicht zu leisten, indem er sprach: „Ich will mein Wort halten; aber unsere Rechte an Schlesien geltend zu machen, überlasse ich meinen Nachkommen, die ich bei diesen wider-

rechtlichen Umständen weder binden kann noch will." Die zum großen Teil evangelischen Einwohner des Kreises Schwiebus, die unter Brandenburg eine kurze Zeit der Ruhe genossen hatten, beklagten die Abtretung am meisten.

Fehlten Friedrich III. auch die Gaben eines großen Feldherrn, so war er doch persönlich tapfer und unerschrocken, suchte das Heer auch stetig zu vergrößern und zu bessern. Während seiner Regierung kämpften brandenburgische Truppen in Deutschland, Ungarn, Italien, Frankreich und den Niederlanden, überall mit gleicher Tapferkeit, aber fast immer nur für fremde Interessen. Sie unterstützten 1688 Wilhelm III. von Oranien (S. 75) bei der Erwerbung der englischen Krone. In demselben Jahre begann der ländergierige Ludwig XIV. einen neuen Raubkrieg. Als Grund zu demselben gab er die pfälzische Erbschaftssache und die Kölner Erzbischofswahl an. Als nämlich Kurfürst Karl aus dem Hause Pfalz-Simmern ohne männliche Erben starb, fiel die Pfalz nach deutschem Recht an die katholische Seitenlinie Pfalz-Neuburg. Ludwig aber beanspruchte bedeutende Teile der Pfalz für die Gemahlin seines Bruders, Elisabeth Charlotte, die eine Schwester des verstorbenen Kurfürsten war, aber bei ihrer Verheiratung ausdrücklich auf die Erbfolge verzichtet hatte. Ferner wünschte Ludwig XIV. den Bruder des Verräters von Straßburg, Wilhelm von Fürstenberg, zum Erzbischof von Köln gewählt zu sehen; alle deutschdenkenden Männer aber, auch der Kaiser und der Papst, waren gegen diesen französischen Söldling. Die Franzosen bedrohten Köln; aber die schnelle Besetzung dieser Stadt durch brandenburgische Truppen bewahrte sie vor dem Schicksale Straßburgs. Ludwig XIV. ließ jetzt die Pfalz und die Gegend am Mittelrhein in eine Wüste verwandeln. Heidelberg ging zum Teil in Flammen auf. Dann folgten die blühenden Städte und Dörfer an der Bergstraße. Die armen Einwohner, welche ihr Eigentum in Sicherheit bringen wollten, wurden erschlagen oder verjagt; Worms wurde bis auf den Dom in einen Aschenhaufen verwandelt; in Speyer verjagten die Mordbrenner die Einwohner, zündeten die ausgeplünderte Stadt und den Dom an und trieben mit den Gebeinen der alten deutschen Kaiser ihren Spott. Jetzt erst zog auch der Kaiser das Schwert. Brandenburgische Truppen schützten Holland sowie den Niederrhein und eroberten unter des Kurfürsten eigener Leitung Bonn zurück. Auch später setzte Friedrich den Krieg mit Eifer fort; aber er erntete dafür keinen Dank. Der Kaiser führte den Krieg nur lau; er sowie Wilhelm III. von Oranien, der dem Kurfürsten doch zu großem Dank verpflichtet war, wünschten ein Emporkommen Brandenburgs nicht. Der Friede zu Ryswick, der den Krieg 1697 beendete, wurde ohne Brandenburgs Mitwirkung geschlossen; die brandenburgischen Gesandten wurden zu den Friedensverhandlungen nicht einmal zugelassen. Nicht minder hat Friedrich dem Kaiser in den Türkenkriegen beigestanden. An allen bedeutenden Türkenschlachten dieser Zeit hatten Brandenburger ruhmvollen Anteil. Nach der Schlacht bei Zenta a. d. Theiß umarmte der kaiserliche Feldherr Prinz Eugen den brandenburgischen Befehlshaber mit den Worten: „Nächst Gott verdanke ich Euch und der Tapferkeit Eurer braven Truppen den Sieg." Aber alle in diesen Kriegen gebrachten Opfer hatten für Brandenburg keinen andern Gewinn als erhöhtes Ansehen.

Dieser geringe Erfolg erbitterte den Kurfürsten und verstimmte ihn gegen Danckelmann, der seit 1695 das höchste Staatsamt, das eines Oberpräsidenten, innehatte und die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Selbst für die häufigen Geldverlegenheiten des Hofes wollte man ihn verantwortlich





machen, obgleich gerade er nach Kräften zu sparen suchte. Den alten adeligen Familien des Landes war Danckelmann ein Emporkömmling; die Höflinge haßten ihn, weil er ihnen zu scharf auf die Finger sah, die Geheimräte, weil sie jetzt so geringen Einfluß besaßen. Sein schroffes Auftreten verletzte leicht; besonders empfand dies die Kurfürstin, die es ihm überdies nicht verzeihen

konnte, daß er ihrem Heimatlande Hannover so wenig freundlich entgegenkam. Selbst der Kurfürst sah sich von ihm mitunter fast wie ein Schüler behandelt. Sobald die Höflinge merkten, daß der Kurfürst sich zugänglich zeigte, ließen sie es an Verdächtigungen und Verleumdungen nicht fehlen. Danckelmann



Sophie Charlotte

erbat und erhielt seine Entlassung (1697); doch damit noch nicht genug, der verdiente Mann, dem man trotz aller Anstrengung kein Vergehen nachweisen konnte, wurde gefangen gesetzt und erhielt erst nach zehn Jahren einen Teil seiner Güter sowie seine Freiheit mit der Beschränkung zurück, daß er nur in Kottbus wohnen durfte.

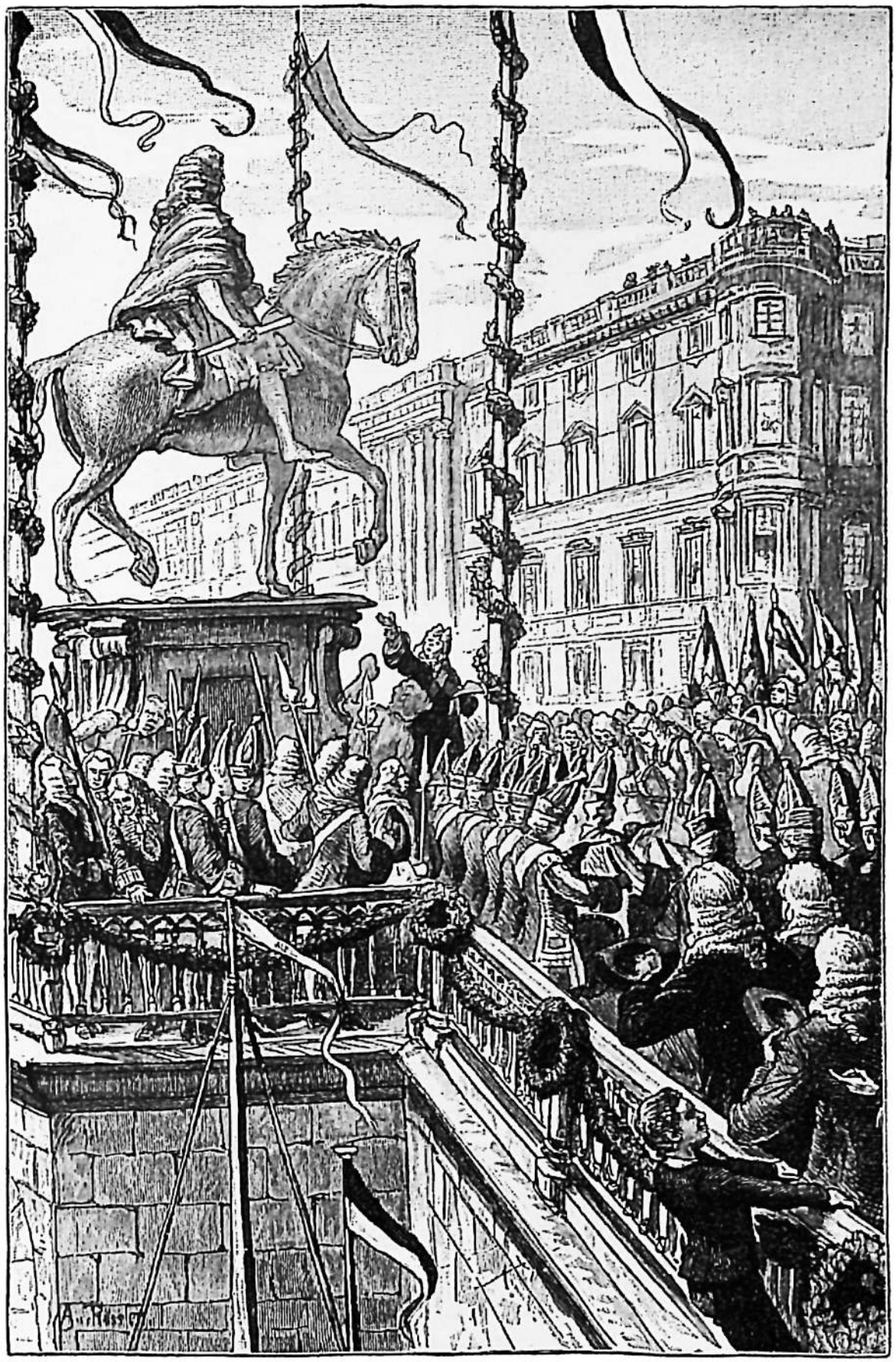
2. Sorge für des Landes Wohlfahrt.

Trotz der bedeutenden Ausgaben für das Heer verwandte Friedrich doch noch große Summen auf die Erbauung prächtiger Schlösser, die er mit reichem Bildwerk schmücken und aufs glänzendste einrichten ließ. Damals entstanden in Berlin die Prachtbauten Andreas Schlüters: das berühmte Reiterbild des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke, ein Teil des Schlosses, das von Nehring erbaute Zeughaus sowie das Schloß in Charlottenburg. Die Großen des Hofes wetteiferten miteinander in prächtigen Bauten. Die alte Doppelstadt Berlin-Kölln, die schon unter dem Großen Kurfürsten durch den Friedrichswerder und die Dorotheenstadt erweitert war, erhielt jetzt einen neuen Stadtteil, die Friedrichsstadt, und die später so prächtige Straße „Unter den Linden". Der große Aufwand des Hofes kam den heimischen Gewerben zu gute; die von Danckelmann trefflich verwaltete Post erleichterte den inländischen Verkehr. In der Pflege von Kunst und Wissenschaft wetteiferte mit dem Kurfürsten seine feingebildete, geistreiche Gemahlin Sophie Charlotte († 1705), eine Schülerin und Freundin des großen Gelehrten Leibniz, die in dem nach ihr benannten Lustschloß Charlottenburg die größten Künstler und Gelehrten um sich sammelte. Sie hat nach dem Urteil ihres großen Enkels „wahre und gesellschaftliche Feinheit und die Liebe zu Künsten und Wissenschaft nach Brandenburg gebracht". Durch ihren Einfluß ward in Berlin eine Akademie der Künste und nach Leibniz' Plane auch eine Akademie der Wissenschaften errichtet, deren Aufgabe in der Sammlung und Erweiterung wissenschaftlicher Kenntnisse und deren Verbreitung durch faßliche Schriften, in der Pflege der deutschen Sprache und der Herausgabe eines Kalenders bestand. Erst 1700 nahmen die protestantischen Länder den schon 1582 vom Papst Gregor XIII. verbesserten Kalender, den „neuen Stil", an. Einer freigebigen Unterstützung erfreute sich Pufendorf (S. 56), der die „Geschichte des Großen Kurfürsten" vollendete, das erste Geschichtswerk Deutschlands, das sich über die chronikartige Fürsten- und Familiengeschichte zu einer pragmatischen, wahrheitsgetreuen Darstellung erhob. Segensreich war auch die Errichtung eines Oberappellationsgerichts in Berlin, das seine Thätigkeit allmählich über alle Provinzen ausdehnte.

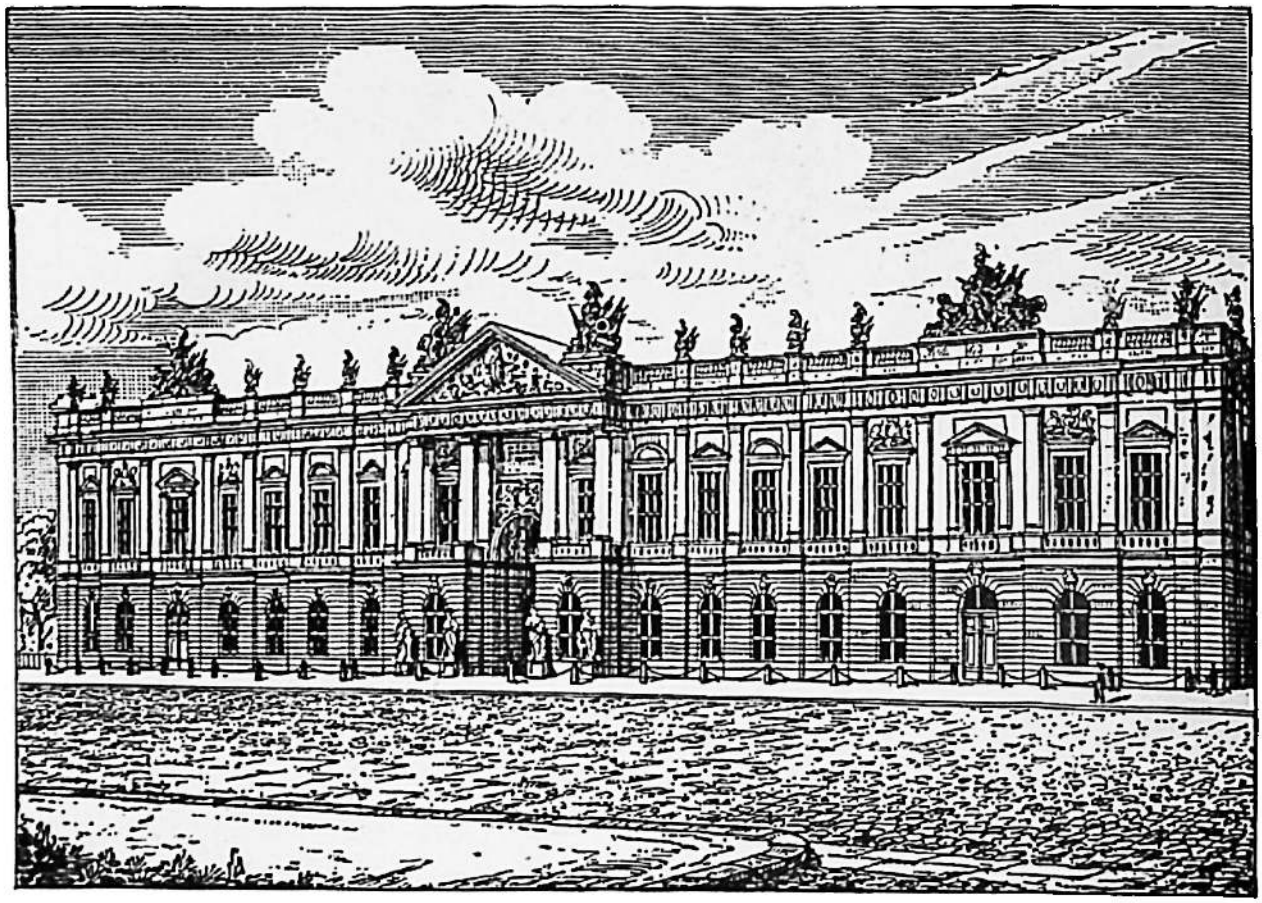


Gottfried Wilhelm Leibniz.

Auch für die evangelische Kirche ist Friedrichs Regierung von Segen gewesen. Er war, wie sein Vater, ebenfalls ein Beschützer seiner Glaubensgenossen, indem er viele Reformierte aus Frankreich und der Pfalz aufnahm. Gegenüber der Richtung, die auf Reinheit der Lehre größeres Gewicht legt



Enthüllung des Denkmals des Großen Kurfürsten.



Das Zeughaus zu Berlin.



„Unter den Linden" zu Berlin im Jahre 1691 (vom Lustgarten aus gesehen).

als auf Reinheit des Herzens und des Lebens, trat Phil. Jak. Spener, damals Oberhofprediger in Dresden, auf, indem er einen Glauben forderte, der in der Liebe thätig ist. Seine Anhänger nannte man Pietisten. Von seinen Gegnern, den Orthodoxen, verdrängt, ging er nach Berlin; ihm folgte bald Aug. Herm. Francke, der aus Leipzig weichen mußte und in Erfurt eine Predigerstelle annahm. Auch der Rechtslehrer Thomasius, der unermüdlich gegen Aberglauben, Hexenverfolgung und Folter eiferte und — damals etwas ganz Unerhörtes — sich bei seinen Vorträgen der deutschen Sprache bediente, wurde, weil er alles Übernatürliche, auch die Wunder leugnete, aus Leipzig vertrieben. Friedrich III. nahm ihn auf und beschloß, den schon von seinem Vater gehegten Plan, in Halle eine Universität zu gründen, jetzt auszuführen. Unter den Gelehrten, welche er außer Thomasius dorthin berief, befand sich auch Francke, der hier (seit 1692) eine großartige, segensreiche Thätigkeit entfaltete. 1698 legte er den Grund zu dem berühmten Hallescheu Waisenhause, das mit Unterstützung Friedrichs III. und anderer frommer Leute in drei Jahren fertig wurde; er errichtete eine Armenschule, Bürgerschule, ein Pädagogium, ein Seminar, eine Buchhandlung, Buchdruckerei und Apotheke. Der Freiherr von Canstein fügte noch eine Bibelanstalt zur Verbreitung billiger Bibeln unter die Armen hinzu. Das Hallesche Waisenhaus bildete bald auch Missionare aus, und in dem Pädagogium ist der Graf Zinzendorf, der Stifter der Herrnhuter Brüdergemeinde, erzogen.

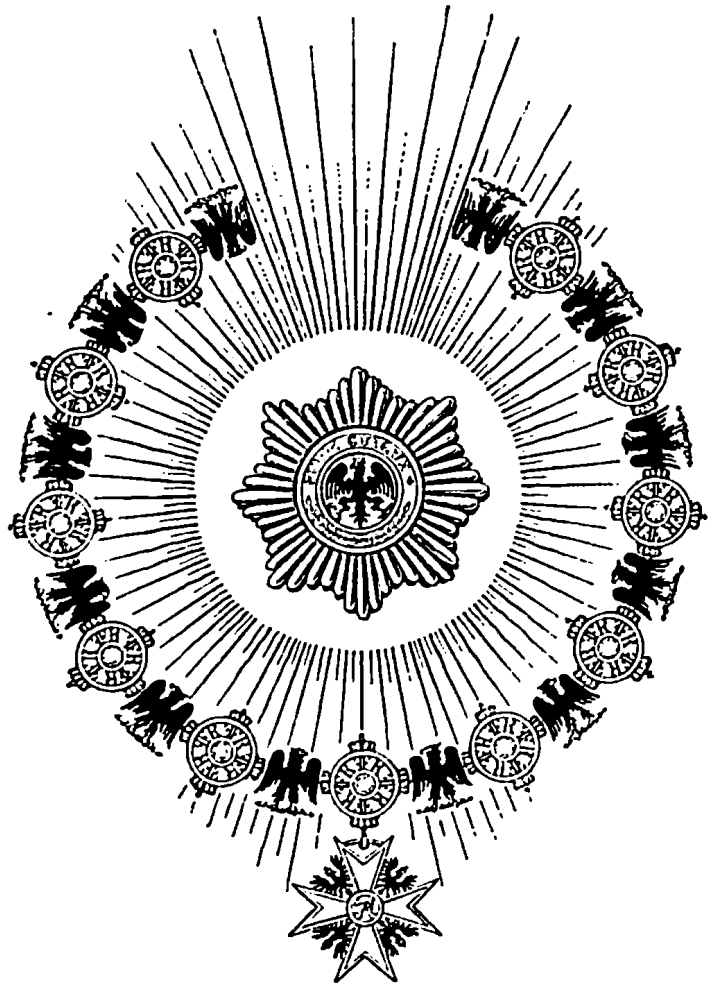


August Hermann Francke.

3. Erwerbung der Königskrone.

Der Große Kurfürst hinterließ seinem Sohne einen Staat, größer als das heutige Bayern, Württemberg und Baden zusammen, und ein starkes Kriegsheer, so daß zu einem Königreiche nur noch der Name fehlte. Diesen Namen seinem Lande zu erwerben, war Friedrichs eifrigstes Bestreben. Hierzu wurde er noch mehr gedrängt durch das damals an allen Höfen herrschende Streben nach Rang und äußerem Glanze, durch die Zurücksetzung, welche seine Gesandten in Ryswick erfahren hatten, und durch den von anderen Fürsten bereits errungenen Erfolg.

Wilhelm III. war König von England geworden, und nach dem Tode seiner Schwägerin Anna, die ihm in der Regierung gefolgt war, sollte das hannoversche Haus dort auf den Thron gelangen, denn der damalige Kurfürst von Hannover, Ernst August, hatte eine Tochter des Winterkönigs, also eine Enkelin Jakobs I., zur Gemahlin; sein Sohn bestieg 1714 als Georg I. den englischen Thron. Auch die Wettiner erfuhren eine Standeserhöhung. Nach Johann Sobieskis Tode (1697) erkaufte der Kurfürst August II., der Starke, von Sachsen durch ungeheure Geldsummen und durch seinen Übertritt zur römischen Kirche die Krone des polnischen Wahlkönigtums. Dies alles war für Friedrich III. ein Antrieb, ebenfalls nach der Königskrone zu streben, um so mehr, als die Gelegenheit jetzt günstig war. Der Kaiser bedurfte nämlich des Kurfürsten, da soeben der Nordische Krieg und der Spanische Erbfolgekrieg (S. 103 u. 86) ausgebrochen waren. Deshalb schloß er 1700 mit dem Kurfürsten den Kronvertrag, durch welchen er sich verpflichtete, den Kurfürsten von Brandenburg, falls sich derselbe wegen seines Herzogtums Preußen als König ausrufen und krönen lasse, für einen König in Preußen ehren, würdigen und erkennen, auch veranlassen zu wollen, daß solches von anderen Mächten geschehe. Der Kurfürst dagegen verzichtete auf die noch rückständigen Hilfsgelder und verpflichtete sich, dem Kaiser in dem bevorstehenden Kriege auf eigene Kosten ein Hilfsheer von 8000 Mann zu stellen und bei Wahlen und auf Reichstagen auf der Seite Österreichs zu stehen. Er wollte nur die Einwilligung des Kaisers haben, sich aber weder vom Kaiser, noch vom Papste zum Könige ernennen oder krönen lassen. Der König von Polen hatte ebenfalls schon seine Einwilligung gegeben.



Insignien des Schwarzen Adlerordens.

Sofort nach Abschluß des Vertrages brach der Hof nach Königsberg auf. Zwei Geistliche, ein reformierter und ein lutherischer, waren zu Bischöfen ernannt, um die Salbung zu vollziehen. Am 17. Januar 1701 ward der Schwarze Adlerorden, der höchste Orden Preußens, gestiftet, den der König mit seinem Wahlspruch „Suum cuique“, „Jedem das Seine“, versah, womit er anzeigen wollte, daß in Preußen jedem sein Recht widerfahren solle. Am 18. Januar wurde die Krönung mit großer Pracht



Friedrich I. setzt sich im Schlosse zu Königsberg die Krone auf.

Zeichnung nach einem Kupferstichwerke von Johann Georg Wolffgang, Hofkupferstecher König Friedrichs I., aus dem Jahre 1712.

Eine Anzahl demselben Werke entnommener authentischer Darstellungen von einzelnen Scenen der Krönungsfeier ist enthalten in der im gleichen Verlage erschienenen Festschrift: Preußen unter der Königskrone, Größere Ausgabe. (S. den Anzeigenanhang.)

vollzogen. Am Morgen setzte Friedrich in Gegenwart der hohen Staatsbeamten zunächst sich selber, dann seiner Gemahlin im Schlosse zu Königsberg die Krone auf; hierauf empfing das Königliche Paar die Huldigung und begab sich dann in die Schloßkirche, wo nach der Predigt die Salbung stattfand. Dann folgten die Krönungsmahlzeit für den Hof und die öffentlichen Belustigungen für das Volk. Zur dauernden Erinnerung an die Krönung stiftete der König in Königsberg ein Waisenhaus und in Berlin ein Armenhaus. Noch in demselben Jahre wurde die Königswürde von den meisten Staaten anerkannt; nur der Papst protestierte.

„Kein Papst und auch kein Kaiser gab ihm das Königsamt,
Von Gott, dem Herrn, alleine die Königskrone stammt."

Friedrich nannte sich jetzt Friedrich I., König in Preußen; der Titel beschränkte sich also zunächst auf das Herzogtum Preußen; aber die Krone wurde bald ein Ring, der sämtliche brandenburgische Staaten umschloß. Das Heer hieß das Königlich preußische und führte in seinen Fahnen den preußischen Adler; die Einwohner des Gesamtstaates gewöhnten sich schnell daran, sich nach dem Namen ihres Königs „Preußen" zu nennen. Durch diesen wichtigen Schritt hat Friedrich I. nach dem Urteil Friedrichs des Großen seinen Nachfolgern gleichsam die Mahnung hinterlassen: „Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müßt das Werk vollenden!" Nicht nur bei der Krönung, sondern auch bei seinen großartigen Bauten hatte der König, wie uns der Dichter erzählt, mehr die zukünftige als die damalige Größe des Staates im Auge.

„Den Vater stellt er auf ein Roß In Erz dort auf der Brücke;
Der schaut so stolz nach seinem Schloß, Kost't aber Gold's viel Stücke.
Ein Zeughaus baut er auch fürwahr, Daran in Stein viel Waffen.
Was soll das für die kleine Schar? 's ist traun ein eitel Schaffen!

Und gar wie für ein Kaisertum Will er ein Schloß erbauen.
Verschwenden ist kein großer Ruhm; Laßt, wo das endet, schauen!
Der König hört es wohl und spricht: Nicht mir, für die da kommen —
Ich hatte so ein Traumgesicht — Hab' ich das Maß genommen."

(O. F. Gruppe.)

4. Preußens Teilnahme am Spanischen Erbfolgekriege.

Im Jahre 1700 starb König Karl II. von Spanien, und nach seinem Testamente, dessen Rechtmäßigkeit aber bestritten wurde, mußte ihm Philipp V., ein Enkel Ludwigs XIV., folgen. Kaiser Leopold I. (1658—1705), der ebenso wie Ludwig XIV. Vetter und Schwager Karls II. und dazu wie dieser ein Habsburger war, wollte das reiche spanische Erbe seinem zweiten Sohne Karl zuwenden. Für Philipp traten Frankreich, Spanien und fast ganz Italien ein, auf des Kaisers Seite standen England, Holland, Portugal und das Deutsche Reich. Das kaiserliche Heer rückte im Frühjahre 1701 unter dem Prinzen Eugen von Savoyen in Italien ein, und damit begann der Spanische Erbfolgekrieg (1701—1713). Preußen stellte nicht nur,

wie es übernommen, 8000 Mann auf eigene Kosten, sondern auch noch 15000 gegen holländisch-englische Hilfsgelder; auf den Ausfall der wichtigsten Schlachten haben sie einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Ihr Führer war der junge Leopold von Anhalt-Dessau, ein Vetter des Königs: seine Mutter war eine Schwester der Kurfürstin Luise Henriette. Obwohl ohne höhere geistige Bildung und von rauher Außenseite, war er doch der geborene Feldherr und ein Liebling der Soldaten; denn er war zwar im Dienst unnachsichtlich streng, aber selber mit Leib und Seele Soldat, ertrug willig alle Beschwerden, besaß eine ungestüme Tapferkeit und eine unerschütterliche Kaltblütigkeit. Er hat drei preußischen Königen gedient und sich um die Vervollkommnung des preußischen Heeres unsterbliche Verdienste erworben (S. 91 u. 118).



Musketier. Offizier.

Typen aus dem Heere Friedrichs I.

Anfänglich war Ludwig XIV. im Vorteil; nachdem sich aber Prinz Eugen und der englische Oberfeldherr Marlborough vereinigt hatten, besiegten sie das feindliche Heer bei Höchstedt (unweit Donauwörth, 1704), hauptsächlich durch die heldenmütige Tapferkeit der Preußen, wie Prinz Eugen in einem Schreiben an König Friedrich willig anerkannte. Dasselbe Lob erwarben sich die Preußen unter Leopold von Dessau auf den Schlachtfeldern Oberitaliens. Als bei Cassano (1705) den Grenadieren eines Regiments beim Durchwaten eines Kanals das Pulver verdorben war, trieben

sie allein mit dem Seitengewehr französische Kavallerie in die Flucht. In dieser Schlacht hörten die preußischen Truppen zum erstenmal den Dessauer Marsch, dessen Töne ihnen seitdem oft im Kampfe erklungen sind. Nach dem Siege bei Turin, durch welchen Eugen die Franzosen zur Räumung Oberitaliens zwang, schrieb er nach Wien: „Der Fürst von Anhalt hat mit seinen Truppen abermals Wunder gewirkt; es ist kein Preis zu hoch, wodurch ich ihr Ausharren erkaufen kann.“ Auch an den blutigen, für die Franzosen verhängnisvollen Schlachten in den Niederlanden, bei Oudenarde a. d. Schelde (1708) und bei Malplaquet a. d. Sambre (1709), haben preußische Truppen mit Auszeichnung teilgenommen. Das Ende des Krieges erlebte Friedrich I. nicht mehr. An dem 1700 ausgebrochenen Nordischen Kriege (S. 103) beteiligte er sich nicht. Auf friedlichem Wege hat er aber den Staat doch vergrößert. Von August II., der zur Gewinnung der polnischen Krone viel Geld gebrauchte, kaufte Friedrich (1697) das Stift Quedlinburg, die Stadt Nordhausen und das Amt Petersberg bei Halle. Noch mehr hoffte er aus der „oranischen Erbschaft“ zu erhalten, da er der nächste männliche Verwandte des kinderlosen Wilhelm III. und nach dem Recht dessen Haupterbe war; der schlaue Oranier hatte ihn auch immer in dieser Hoffnung bestärkt, um ihn an sich zu fesseln, während er in seinem Testamente schon längst einen entfernteren Verwandten zum Haupterben eingesetzt hatte. Als er nun 1702 starb, entstand über sein Erbe ein langwieriger Streit; Friedrich aber griff rasch zu und besetzte die Herrschaft Lingen, sowie die Stadt und Grafschaft Mörs. Durch Kauf erwarb er (1707) Tecklenburg in Westfalen, und die Grafschaft Geyern in Franken vermachte ihm als dem Haupte der Evangelischen der letzte Besitzer derselben, um sie nicht in die Hände eines Katholiken kommen zu lassen.

5. Die letzten Regierungsjahre des Königs.

Die vielen Kriege, die Schloßbauten, die Pflege der Künste und Wissenschaften, der glanzvolle Hofhalt, besonders die prunkvollen Hoffeste — Bälle, Maskenfeste, Kahnfahrten und Jagden — kosteten viel, so daß die Einnahmen des Staates kaum die Hälfte seiner Ausgaben deckten; dazu wurden von den Räten des Königs noch große Summen veruntreut. Nach Danckelmanns Sturze besaß ein Herr v. Kolbe, ein eingewanderter Pfälzer, das Vertrauen Friedrichs, und er benutzte es, seine Habsucht zu befriedigen. Vom Kaiser wurde er unter dem Namen v. Wartenberg in den Reichsgrafenstand erhoben, und von seinem Herrn ließ er sich urkundlich versprechen, daß er wegen seiner Amtsführung niemals zur Rechenschaft gezogen werden solle. Nun betrogen er und seine Anhänger, unter denen namentlich v. Wartensleben und v. Wittgenstein zu nennen sind, noch schamloser. Seitdem es Wartenberg gelungen war, dem Kurfürsten zur Königskrone zu verhelfen, leitete er die äußeren wie die inneren Staatsverhältnisse und hatte die wichtigsten und einflußreichsten Staatsämter inne. Den Neigungen des Königs wußte er stets entgegenzukommen und die hohen Ausgaben der Hof- und Staatskasse durch harte Steuern zu decken; es wurden außer den bisherigen Steuern Schloßbau- und Gesandtengelder, eine Kron-, Perücken- und Kutsch-

wagensteuer erhoben. Selbst die Schweineborsten mußten an die Regierung abgeliefert werden, die sie verkaufte. Als auch diese Mittelchen sowie das Verschleudern von Domänen der Geldnot noch kein Ende machten, gab man sich sogar einem Betrüger in die Hände, der unter dem Versprechen, Gold machen zu wollen, dem Könige viel Geld ablockte, bis dieser ihn zuletzt hängen ließ. Der arglose König ahnte nichts von den Betrügereien Wartenbergs und seiner Helfershelfer. Dazu wurden in den Jahren 1709—1711 die preußischen Gebiete östlich von der Elbe von der aus Polen eingeschleppten Pest heimgesucht, wozu sich noch Mißwachs gesellte. Ostpreußen allein verlor 250000 Menschen, ein Drittel der Bevölkerung. Hilfeflehend wandten sich die Überlebenden an die Regierung; der König sagte die erbetene Hilfe zu; Wartenberg aber lehnte alle Gesuche schroff ab. Da öffnete Kronprinz Friedrich Wilhelm seinem Vater die Augen und bat um Einleitung einer Untersuchung, die dann ergab, daß in allen Akten Unordnung, in allen Kassen Unterschleife der ärgsten Art sich fanden. Wartenberg, Wartensleben und Wittgenstein — das dreifache Weh — wurden (1710) bestraft und entlassen, aber v. Wartenberg erhielt noch eine hohe Pension und durfte ungehindert sein unrechtmäßig erworbenes großes Vermögen mit ins Ausland nehmen. Dazu nahm der Nordische Krieg (S. 103) immermehr eine die preußischen Länder bedrohende Wendung, während die preußischen Truppen außer Landes und die Kassen leer waren. Russische und polnische Truppen marschierten mitten durch die Mark, nahe an Berlin vorbei. Noch mehr erschütterte die schon siechen Kräfte des Königs ein Vorgang in seiner Familie: seine dritte Gemahlin, Sophie Luise von Mecklenburg, verfiel in Schwermut, die dann in Wahnsinn überging. In diesem Zustande überraschte sie den schon kranken König eines Tages in seinem Zimmer. Er erschrak heftig; denn er glaubte „die weiße Frau" zu sehen, eine sagenhafte Erscheinung, die sich immer nahe vor einem Unglück im Hohenzollernhause zeigen soll. Infolgedessen verschlimmerte sich des Königs Krankheit, und schneller, als man erwartet, starb „der gütige Herr", wie ihn das Volk nannte (1713). Hat er den Staat auch nicht wesentlich vergrößert, so hat er doch durch die Erwerbung der Königskrone und durch seine großherzigen Bemühungen um Volksbildung einen bedeutenden Schritt vorwärts auf der Bahn zur Größe Preußens gethan.

5. Die innere Festigung durch Friedrich Wilhelm I.
1713—1740.

1. Jugend und Regierungsantritt.

Friedrich I. hinterließ nur ein Kind, den ihm von seiner Gemahlin Sophie Charlotte geborenen Prinzen Friedrich Wilhelm. Derselbe besaß weder die Vorliebe des Vaters für äußeren Glanz, noch den feinen Sinn der Mutter für Kunst und Wissenschaft, sondern schätzte nur das unmittelbar Nützliche. Urdeutsch in seiner ganzen derben Art und gründlichen Arbeit, haßte er die Franzosen und ihre Liederlichkeit; um sie den Berlinern zu verleiden, ließ er die Prügelknechte nach der neuesten französischen Mode kleiden.

Dennoch sprach er nur das Französische, die damalige Hofsprache, leicht und geläufig; die Muttersprache hörte er nur von niederen Leuten, weshalb er sie weder richtig zu schreiben noch zu sprechen vermochte. Im Reiten, Schießen und Fechten that er es allen Altersgenossen zuvor; am liebsten war er auf dem Exerzierplatze. Schon früh zeigte der Prinz Frömmigkeit, Ordnungsliebe und Sparsamkeit; in seinem noch erhaltenen Ausgabenbuche, „Rechnung über meine Dukaten", steht jeder ausgegebene Pfennig verzeichnet. Einst meinte er, das klügste Wort des ganzen Altertums sei ein Wort des Cyrus, nämlich: „Die sichersten Mittel, einem Lande ein dauerndes Glück zu bereiten, sind ein Heer auserwählter Krieger und eine gute Haushaltung." Der Prinz vermählte sich mit Sophie Dorothea, der Tochter des Kurfürsten von Hannover, der 1714 als Georg I. König von England wurde. Vor und nach seiner Vermählung nahm er in der Umgebung der beiden großen Feldherren Prinz Eugen und Marlborough an dem Spanischen Erbfolgekriege teil und war Zeuge der blutigen Schlacht bei Malplaquet.



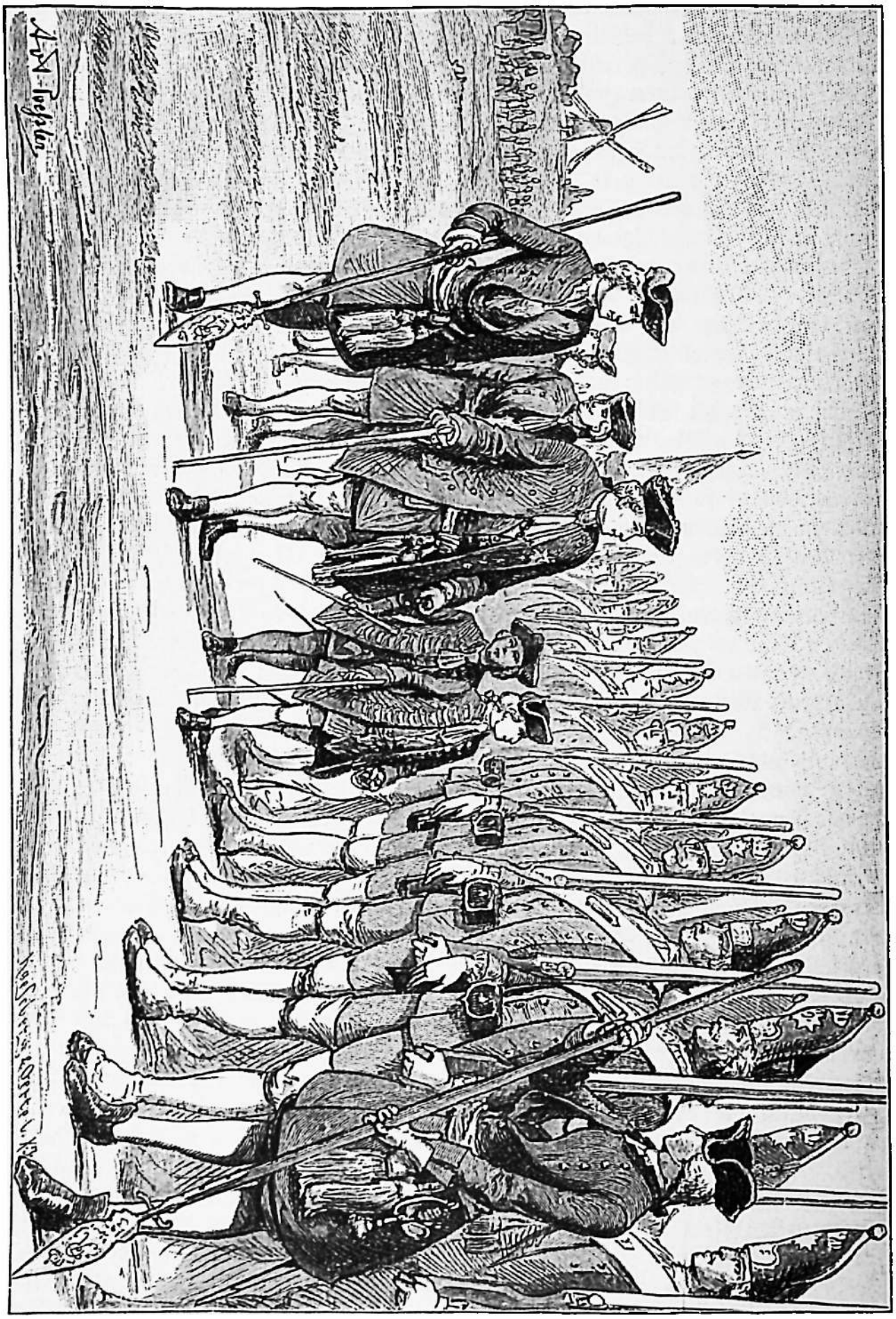
Friedrich Wilhelm I.

Gleich am Todestage seines Vaters ließ sich Friedrich Wilhelm I. das Verzeichnis der Hofbeamten und ihrer Gehälter vorlegen, strich dasselbe durch und sagte: „Hiermit sind alle entlassen; doch bis zur Beisetzung der Leiche des Königs bleibt alles im Dienst." Bei der Leichenfeier erschien der Hof noch einmal in dem bisherigen Gepränge; dann richtete der junge König seinen Hofhalt ganz einfach bürgerlich ein. Von den hundert Kammerherren behielt er nur einen, die übrigen, sowie alle Kammerjunker, Pagen, die Schweizergarde und die Hofkapelle wurden entlassen, die Gehälter der Hof- und Staatsbeamten auf ein Fünftel erniedrigt, über hundert Luxuspferde, viele feine Kutschen, Sänften, Möbel und die kostbaren Weine im Schloßkeller wurden verkauft, aus den silbernen Leuchtern und Geschirren der Jagdschlösser Münzen geprägt, diese Schlösser verpachtet. Der König gab dem verdienten Danckelmann seine volle Freiheit wieder und fragte ihn oft um Rat. Von allen Unterthanen forderte er rastlose Thätigkeit, Ordnung in den Geschäften, Ehrbarkeit und Mäßigkeit, und er war ihnen in allem ein Muster. Alles sah er, um alles kümmerte er sich. Eine neue Zeit brach an.

2. Die Landesverwaltung.

Friedrich Wilhelm wollte nach seinem eigenen Worte der Finanzminister und Feldmarschall des Königs von Preußen sein; die Mehrung des Heeres und der Staatseinnahmen, deren er für das Heer bedurfte, war auch seine Hauptsorge. Er wußte wohl, daß das damals noch kleine

und zerstückelte Preußen der Eifersucht neidischer Nachbarn gegenüber seine Selbständigkeit nur behaupten könne, wenn es seine Wehrkraft aufs höchste anspannte. Deshalb errichtete er schon im ersten Jahre seiner Regierung sieben neue Regimenter und vergrößerte das Heer nach und nach auf 83000 Mann; er führte auch als neue Truppe die Husaren ein, hob aber die Landmiliz auf. Zur Hebung der Pferdezucht richtete er das berühmte Landesgestüt zu Trakehnen in Ostpreußen ein. Alle Truppen waren gut bewaffnet und sauber gekleidet. Die bisherige Einrichtung, daß die Befehlshaber gegen Entschädigung für Beschaffung der Mannschaften sorgen mußten, wurde beibehalten; die Rekruten wurden im In- und Auslande angeworben. Später (1733) führte der König das Kantonsystem ein und stellte damit den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht auf. Jedem Regimente wurde ein Bezirk (Kanton) des Königreichs angewiesen, aus dem es seine Rekruten nehmen sollte; doch waren die gewerbetreibenden Bürger, die einzigen Söhne, sowie die Söhne der Beamten, Gelehrten und Reichen von der Dienstpflicht befreit. Die in die Stammrolle eingetragenen („enrollierten") Knaben und Jünglinge trugen eine rote Binde und einen Büschel an der Mütze und waren darauf so stolz, daß ein Lehrer einen Obersten bat, er möge ihn ebenfalls in die Stammrolle eintragen und als Korporal entlassen, weil er anders mit den eingetragenen „Bauernlümmels" nicht fertig werden könne. Etwa die Hälfte der Rekruten waren Landeskinder; die übrigen wurden außerhalb des Landes geworben. Die eingestellten Landeskinder blieben dienstpflichtig, solange sie diensttüchtig waren, wurden aber nach ihrer Ausbildung in Friedenszeiten fast das ganze Jahr beurlaubt. Die Offiziere nahm der König aus dem Adel des Landes; doch waren Bürgerliche nicht ausgeschlossen. Während in den übrigen europäischen Heeren die höheren Offiziersstellen verkauft oder an Günstlinge verschenkt, die unteren von den Befehlshabern besetzt wurden, ernannte Friedrich Wilhelm alle Offiziere selber, ließ aber keinen Unwürdigen zu. Alle Prinzen seines Hauses mußten Offizier werden, und er selber trug fast immer (seit 1725 stets) die Offiziersuniform. Dadurch gelang es ihm, bei den Offizieren ein lebhaftes Gefühl der Standesehre zu erwecken. Für eine bessere Vorbildung derselben sorgte er durch Errichtung des Kadettenkorps in Berlin, für die der Unteroffiziere durch Begründung des Militär-Waisenhauses in Potsdam. An militärischer Durchbildung übertraf das preußische Heer alle anderen Truppen Europas; der beste Gehilfe des Königs war hierbei der alte Dessauer. Er hat das Bajonett und den eisernen Ladestock, die Aufstellung in drei Gliedern und den Gleichschritt in die preußische Armee eingeführt. Seit jener Zeit zeichnet sich das preußische Heer durch die bekannte Genauigkeit in der Ausführung der Übungen aus, so daß in der ganzen Reihe nur ein Griff gesehen, nur ein Schuß gehört wird. Freilich glaubte man dies Ziel nur durch eine sehr strenge Zucht, durch Prügel und Spießrutenlaufen erreichen zu können. Zu den Handgriffen des schnellen Feuerns und der Wucht des Angriffs hielt der König die Leute für desto geeigneter, je größer sie waren, daher seine Vorliebe für „lange Kerls", aus denen er sich in Potsdam ein Leibregiment bildete. Für sie scheute der sonst so sparsame König kein Geld. Die Werber wandten List,



Gefangennahme unter Friedrich Wilhelm I.

Betrug und Gewalt an, um große Kerle in ihre Gewalt zu bekommen. Als die Universität Halle sich darüber beschwerte, daß der alte Dessauer einen Studenten auf offener Straße hatte aufheben und zum Soldaten machen lassen, erwiderte der König: „Sollen nicht räsonnieren, ist mein Unterthan." Magister Gottsched, der sich eines stattlichen Körpers erfreute, flüchtete vor den Werbern von Königsberg nach Leipzig. Das Leibregiment in Potsdam, das der König als Oberst selber kommandierte, bestand nur aus ungewöhnlich großen Leuten. August II. von Sachsen, der durch seine Größe berühmt war, vermochte dem Flügelmann mit ausgestrecktem Arm nur bis an die Nasenspitze zu reichen. Durch hohe Blechhauben wurden die Riesen noch um vier Handbreiten höher. Der König sorgte für seine „lieben blauen Kinder", wie er seine Gardisten meistens nannte, väterlich; dadurch milderte er bei manchem etwas das harte Los, von den Seinigen weggerissen und mit Gewalt einem verhaßten Leben unterworfen zu sein. Sie erhielten auskömmliche Löhnung, waren gut gekleidet und wohnten bei den Bürgern. Die Verheirateten bewohnten ein kleines Haus für sich und durften Handel treiben. Als der neuerbaute Petriturm kurz vor seiner Vollendung einstürzte, wurde die Meldung beim König mit den Worten eingeleitet: es habe sich ein großes Unglück ereignet. „Was denn?" — „Der Petriturm ist eingestürzt!" — „So," erwiderte der König gelassen, „ich dachte schon, der Flügelmann sei tot!" —*)

Friedrich Wilhelm I. hat auch der Verwaltung und den Finanzen Preußens die Ordnung und Gestalt gegeben, deren Grundformen sich bis auf unsere Tage erhalten und bewährt haben. Die gesamten Staatseinnahmen zerfielen damals in Kriegsgefälle, d. i. die Leistungen des Landes für die Unterhaltung des Heeres, und in Domänengefälle. Jede dieser beiden Staatseinnahmen wurde von einer besonderen Behörde verwaltet. Da diese Behörden oft miteinander in Streitigkeiten, ja in Prozeß gerieten, hob der König sie auf und setzte an ihre Stelle (1723) eine neue, das Generalober-finanz-, Kriegs- und Domänendirektorium, gewöhnlich kurzweg Generaldirektorium genannt, das sich unter dem Vorsitz des Königs in fünf Abteilungen unter je einem Minister gliederte und die gesamte innere Verwaltung umfassen sollte. Die „Instruktion" für diese neue Behörde hat der König ganz allein erdacht und ausgearbeitet; sie ist aber auch ein ruhmvolles Denkmal seiner großen Einsicht, gleich bewundernswert wegen ihrer Zweckmäßigkeit im ganzen, als auch wegen ihrer Klarheit und Sorgfalt, womit sie das Kleinste wie das Größte ordnet. Der ursprünglich von den Ständen eingesetzte Landrat, ein adliger Gutsbesitzer, wurde unter Friedrich Wilhelm zugleich Vertreter der Regierung, ohne doch das Vertrauen seiner Standesgenossen zu verlieren. Von allen Beamten forderte der König Pünktlichkeit, Pflichttreue, Genügsamkeit; auch unter ihnen herrschte eine militärische Zucht. Das Auge und die Faust des Königs waren überall. Den Potsdamer Post-

*) Der Leser sei hingewiesen auf die in dieser Zeit spielende Schrift Oskar Höckers: Zwei Riesen von der Garde. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des Zopfes und der Wachtparade. Mit vielen Abbildungen von Carl Römer. 8. Auflage. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

meister, der die mit der Nachtpost angekommenen Reisenden vergebens pochen und auf der Straße warten ließ, prügelte er eigenhändig aus dem Bett, jagte ihn aus dem Amt und bat die Reisenden um Entschuldigung, daß ein preußischer Beamter so pflichtvergessen sei. Wenn ein Minister ohne genügende Entschuldigung nicht pünktlich (im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr morgens) zu den Sitzungen erschien, zahlte er hundert Dukaten Strafe; wer zweimal ganz fehlte, wurde entlassen. Sie durften nicht eher auseinander gehen, als bis alle Sachen erledigt waren. War dies bis zwölf Uhr nicht möglich, so erhielten sie aus der Hofküche ein gutes Mittagessen. Besonders scharf beaufsichtigte der König das Rechnungswesen. Alle Ausgaben waren auf das knappste bemessen; ohne vorherige Bewilligung durfte nichts ausgegeben werden; es durfte weder Überschüsse noch Nachschüsse geben; alles mußte „auf Heller und Pfennig" stimmen. Die Oberrechnungskammer hatte die Aufgabe, die Rechnungen zu prüfen, und sie ist — wie die preußischen Rechnungsbeamten überhaupt — wegen ihrer Genauigkeit sprichwörtlich geworden.

Fast noch größeres Gewicht als auf eine gewissenhafte Verwaltung der Staatseinkünfte legte der König auf eine Vermehrung derselben. Die Steuerfreiheit, welche die Adligen bis dahin für sich und ihre Güter genossen hatten, hob er auf. Die Ritter- und Bauerngüter hatten bisher im Fall eines Krieges ein „Lehnpferd" liefern müssen; Friedrich Wilhelm wandelte diese Leistung in eine jährlich zu zahlende Geldsteuer von 120 Mark um und verlangte außerdem von den Bauern — auch von denen des Adels — den Hufenschoß und von dem ganzen platten Lande das Kavalleriegeld als Entgelt dafür, daß die Reiterei, deren Einquartierung und Verpflegung bis dahin dem Lande zur Last fiel, jetzt in die Städte verlegt wurde. Der Adel, besonders im Magdeburgischen und in Preußen, widersetzte sich zwar, jener beschwerte sich sogar beim Kaiser, dieser protestierte dagegen beim Könige selber; aber Friedrich Wilhelm setzte seinen Willen durch, zum Wohle des ganzen Landes. Die Städte mußten durch die Accise zu den Lasten des Staates beitragen. Diese Steuer war von allen die ergiebigste; sie wurde trotz heftigsten Widerspruchs auch in Kleve eingeführt. Um jedem Unterschleif vorzubeugen, befahl Friedrich Wilhelm, daß auch das Königliche Haus die Accise zahle. In die Rekrutenkasse mußte jeder, der ein Amt, eine Beförderung, einen Titel, eine Gnade oder Vollmacht erhielt, eine bestimmte Summe zahlen. Die meisten unteren Stellen wurden damals für Geld den Meistbietenden überlassen. Auch manche Strafgelder sowie die Abgaben der Juden für die Erlaubnis zur Heirat flossen in diese Kasse, deren Einnahmen der König hauptsächlich für seine „langen Kerle" verwandte. Aus den Domänengefällen, zu denen auch die Einkünfte von Salz, Zöllen, Stempeln, dem Berg-, Hütten- und Postwesen gehörten, wurden sämtliche Staatsausgaben mit Ausnahme derjenigen für das Heer bestritten.

Friedrich Wilhelm wollte aber nicht nur ernten, sondern sorgte dafür, daß seine Unterthanen auch zahlen konnten. Alljährlich besuchte er, wenn irgend möglich, jede Provinz. Da bot sich in den ersten Jahren seinem Auge manch trauriger Anblick dar. Fast überall war der Anbau des Landes

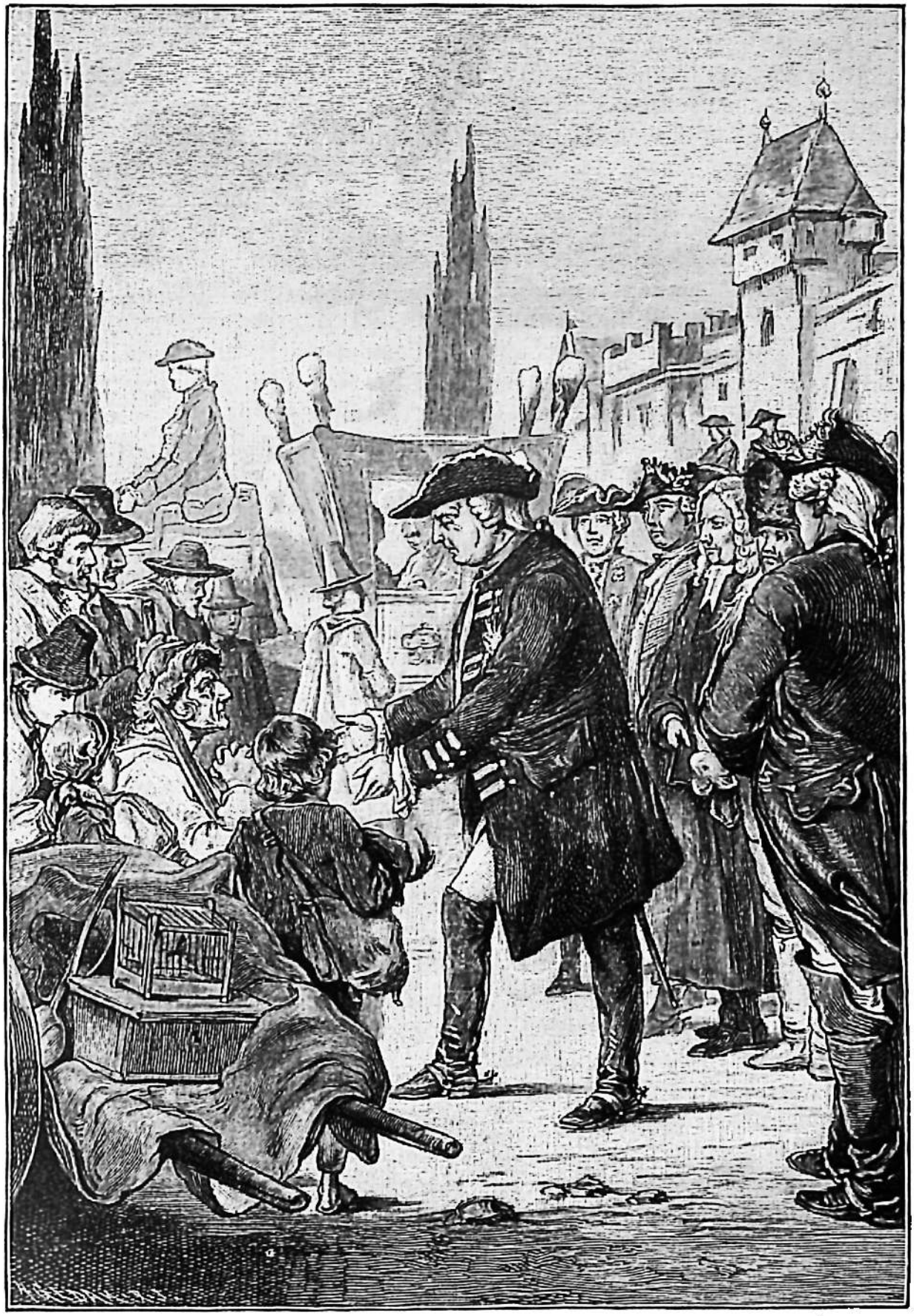
weit zurück; ganze Strecken, namentlich in Preußen und Litauen, lagen infolge der Pest und der Verheerungen des Nordischen Krieges (S. 103) völlig verödet; in Preußen wohnten auf 1 qkm nur zwölf Menschen. Das Landvolk war gänzlich verroht, lebte von der widerlichsten Nahrung, baute weder Obst noch Gemüse; der deutsche Pflug, Wind- und Wassermühlen waren verschwunden, die Wälder voller Wölfe. Auch der Adel war gänzlich verarmt; in den Städten fehlte es an Handwerkern, der Handel des Ostens lag völlig danieder; die einst so reichen Königsberger Kaufleute besaßen kein Schiff mehr. Dazu lastete auf dem Lande der harte Druck der ständischen Steuerverwaltung. In diesem Punkte griff der König zunächst ein, indem er eine nach der Ertragsfähigkeit des Bodens gewissenhaft festgesetzte Hufensteuer einführte. Viele Adlige erkannten die Notwendigkeit und Wohlthat dieser Maßregel auch an; als aber die ostpreußischen Stände dem Könige Schwierigkeiten machen wollten, schrieb er: „Ich stabiliere die Souverainité wie ein Rocher de Bronze.“ An diesem Bronzefelsen der staatlichen Souveränität zerschellten die angemaßten ständischen Vorrechte, aber der kleine Mann atmete auf.

Die größte Sorgfalt wendete der König den Domänen zu, die den Bauern als Muster dienen sollten. Er erklärte sie in hochherziger Weise sämtlich für Staatseigentum und bestimmte, daß sie weder geteilt, noch ein Stück von denselben veräußert werden dürfe; die in Erbpacht gegebenen Güter zog er wieder ein und verpachtete sie nur auf sechs Jahre. Die Pächter sollten genau beaufsichtigt werden, „ob in die Kuhställe fleißig Stroh eingestreut, ob neben den Misthaufen auch Mistpfützen angelegt und der Mist zu gehöriger Zeit aufs Feld gefahren würde“. Unablässig war der König bemüht, die Domänen durch Kauf oder Austrocknen von Sümpfen zu vergrößern, durch bessere Bewirtschaftung zu heben, und die Musterwirtschaft der Domänen wirkte vorteilhaft auf die Hebung der ganzen Landwirtschaft ein. In der Nähe von Friesack wurde das rhin- und havelländische Luch entwässert und daselbst eine Musterwirtschaft eingerichtet. Auch in den Warthebrüchen wurden einige Kolonien angelegt; als die Forstbeamten nachher klagten, daß infolgedessen das Wild, namentlich die wilden Schweine, dort sehr abgenommen hätte, schrieb der König auf den Rand der Beschwerde: „Besser Menschen als Schweine.“

Durch die Einführung des Hufenschosses war auch die Last des Bauern etwas erleichtert; dennoch war seine Lage noch traurig genug. Denn er war — namentlich in den früher slavischen Gebieten — seinem Gutsherrn fast leibeigen geworden, mußte ihm Hand- und Spanndienste leisten, so daß er auf seinem eigenen Acker nur morgens früh und abends spät oder wohl gar nur am Sonntag arbeiten konnte. Dabei durften er wie auch seine Kinder ohne Erlaubnis des Herrn weder fortziehen, noch ein Handwerk ergreifen oder eine Ehe schließen. Auch war sein Gutsherr sein Richter, der ihn durch Schläge zur Arbeit antreiben oder vom Hofe jagen durfte, falls er diesen anders verwerten wollte. Auf den königlichen Domänen standen die Bauern unter den oft harten königlichen Beamten. Schon Friedrich I. hatte vergeblich versucht, diese „Erbunterthänigkeit“ aufzuheben. Friedrich Wilhelm

erkannte die Gefahr, welche dem Staate durch das Abnehmen, ja Verkommen des Bauernstandes drohte. Zuerst schritt er gegen das „Bauernlegen", d. i. die Zusammenlegung des bäuerlichen Besitzes mit dem adligen Gute, ein und verlangte, daß die seit 1624 eingezogenen Bauerngüter wieder mit Bauern besetzt würden. Dann gebot er, kein Pächter oder Beamter solle sich unterstehen, die Unterthanen bei den Hofdiensten auf dem platten Lande mit Peitschen- oder Stockschlägen zu mißhandeln oder zur Arbeit anzutreiben. Jeder Übertreter ward das erstemal mit sechswöchigem Karrenschieben, das zweitemal mit dem Strange bestraft. Auch verordnete er, daß die Bauern in der Regel wöchentlich nur einen Tag Spanndienste leisten sollten. Ebenso schaffte er das von den Beamten oft mißbrauchte Vorspannrecht ab, indem er schrieb: „Ich will nicht, daß die Herren Beamten mit meiner Bauern Pferden spazieren fahren." Auf seinen Domänen — diese umfaßten mehr als ein Drittel des ganzen Grundbesitzes — hob er die Hörigkeit auf; zwar scheiterte sein Versuch, auch den übrigen Bauern die Freiheit zu geben, an dem Widerstande aller Beteiligten; aber es wurden doch in einzelnen Gegenden auch auf den Gütern der Edelleute die Hofdiensttage eingeschränkt, und ein königlicher Befehl untersagte es streng, die Bauern ohne rechtlichen Grund vom Gute zu jagen. Damit war der Anfang gemacht zu der Befreiung des Bauernstandes, der an der Hand des Königtums sich aufzurichten begann, aber durch den Unterricht zunächst für die Freiheit fähig gemacht werden mußte.

„Menschen halte ich für den größten Reichtum," schrieb der König einmal. Um Bauern und Handwerker ins Land zu ziehen, scheute er weder Mühe noch Kosten. Die nach Preußen eingewanderten erhielten außer den Ländereien freies Brennholz und neun Jahre Befreiung von allen Lasten und Abgaben, minder begüterte auch noch bares Geld zur Anschaffung von Vieh, Ackergeräten und Saatkorn. Aus Schwaben, der Pfalz, sowie den rheinischen und fränkischen Bistümern zogen Evangelische, um ihres Glaubens willen in der Heimat bedrängt, mehr und mehr nach Preußen; einwandernde Polen wurden zurückgewiesen. Bis 1728 waren 20000 Familien eingewandert, für deren Ansiedelung der König fünfzehn Millionen Mark aufwandte. Als um diese Zeit der Erzbischof von Salzburg von seinen evangelischen Unterthanen verlangte, sie sollten katholisch werden oder auswandern, wobei ihn sogar der Kaiser mit Militär unterstützte, nahm sich Friedrich Wilhelm der Bedrängten an und erklärte sie für preußische Unterthanen, so daß der Bischof ihnen gestatten mußte — was er anfänglich verweigert hatte —, ihre Kinder mitzunehmen und ihre Güter zu verkaufen. Preußische Gesandte nahmen sie an der Grenze Salzburgs in Empfang und geleiteten sie nach Preußen, wo sie überall wie Brüder aufgenommen wurden (1732). Sie wurden Unter den Linden in Berlin festlich bewirtet; der König war selber zugegen und rief ihnen wiederholt zu: „Ihr sollt es bei mir gut haben, Kinder." Zur Unterbringung der Salzburger gab er achtzehn Millionen Mark her; er ordnete nicht nur alles selber an, sondern überwachte auch die Ausführung bis ins kleinste. „Die Manufakturisten nach der Neumark, die Ackerleute nach Preußen!" so bestimmte er. Für etwa 6000 Kolonisten hatte er Fürsorge getroffen;



König Friedrich Wilhelm I. begrüßt die vertriebenen Salzburger.

als er hörte, daß ihrer viel mehr seien, schrieb er: „Sehr gut! Gottlob! Was thut Gott dem brandenburgischen Hause für Gnade! Denn dieses gewiß von Gott kommt!“ Im ganzen kamen 20000 Salzburger, von denen 15500 nach Preußen zogen und 12000 auf Staatskosten angesiedelt wurden. Den Gewerbetreibenden wurden in Gumbinnen, Darkehmen und anderen litauischen Städten auf Staatskosten Häuser erbaut; die Bauern erhielten Äcker, Häuser, Vieh, Geräte und Korn. Es empfing z. B. der Vollbauer außer Haus und Hof: vier Pferde, vier Ochsen, drei Kühe, Wagen, Pflug und Egge, Pferdegeschirr, eine Sense, sechzig Scheffel Roggen, achtzehn Scheffel Gerste, vierzig Scheffel Hafer und zwei Scheffel Erbsen zur Aussaat. So wurde Litauen in ein blühendes Land verwandelt; sechs Städte (Stallupönen, Darkehmen, Ragnit, Gumbinnen, Pillkallen und Schirwindt) wurden neu gegründet, sechs andere fast ganz wieder aufgebaut, 49 Domänengüter und 332 Dörfer neu angelegt, 60000 Hufen neu besiedelt. Als der Kronprinz, der spätere Friedrich der Große, 1739 als Stellvertreter des erkrankten Königs dies Land besuchte und mit Erstaunen wahrnahm, wie sein Vater eine fast menschenleere Wüste in eine blühende Provinz umgeschaffen hatte, erkannte er die großen Verdienste desselben. In Gumbinnen, inmitten seiner großartigen Schöpfungen, ist Friedrich Wilhelm mit Recht ein Denkmal gesetzt, dessen Sockel die Inschrift trägt: „Friedrich Wilhelm I., Litauens Wiederhersteller, Gumbinnens Gründer.“

Die Städte hatten nicht nur an den Folgen des Dreißigjährigen Krieges noch schwer zu tragen, sondern auch unter einer schlechten Verwaltung zu leiden. Wenige patrizische Familien hatten die städtischen Ämter in ihre Gewalt gebracht und suchten jeden anderen davon fern zu halten; durch Ausnutzung städtischer Gerechtsame, wie Jagd, Fischerei, Holzung und Weide, ja selbst durch grobe Unterschleife bereicherten sie sich. Um möglichst vielen diesen Vorteil zuzuwenden, errichteten sie immer neue Ämter; so hatte Berlin 1705 bei 55000 Einwohnern 75 Bürgermeister und Ratsherren. Trotzdem wurden die Geschäfte von Jahr zu Jahr verschleppt, die Rechnungen nicht abgenommen, die Rechtspflege, besonders die Straßen- und Feuerpolizei, mangelhaft verwaltet. Fast alle Städte waren tief verschuldet; Handel und Gewerbe stockte, selbst die Leinen- und Eisenindustrie in den westlichen Provinzen krankte. In Stendal lagen 1721 noch 365, in Salzwedel 191 wüste Stellen. Friedrich Wilhelm griff auch hier rücksichtslos ein. Er ließ durch strenge Untersuchung das Übel aufdecken, dann traf er Maßregeln zur Besserung. Die Städte wurden unter die Aufsicht der Provinzialverwaltung gestellt; die Zahl der Ratsmitglieder wurde auf das Notwendige beschränkt, neue Mitglieder ernannte der König auf Vorschlag des Rats, aber aus allen Ständen. Neben dem Rat wurde wieder ein Bürgerausschuß eingesetzt. Jährlich mußte ein städtischer Etat, d. i. ein Voranschlag über Einnahmen und Ausgaben, aufgesetzt und die Jahresrechnung genau geprüft werden. Die ständische Steuerverwaltung (S. 56) wurde aufgehoben und das gesamte Polizeiwesen neu geordnet. Weil der König zu den Soldaten das größte Vertrauen hatte, zwang er die Städte, viele ihrer Ämter mit Soldaten zu besetzen.

Um die Einwohnerzahl der Städte zu mehren, gewährte der König einwandernden Handwerkern Ersatz der Reisekosten, Steuer-Freijahre sowie

unentgeltliches Bürger- und Meisterrecht. Demjenigen, welcher eine wüste Stätte bebaute, schenkte er das Bauholz, $^1/_5$ bis $^1/_4$ der Baukosten und sechs bis acht Jahre Befreiung von allen Lasten. Infolgedessen wurden viele ganz oder teilweise zerstörte Städte, wie Krossen, Köslin, Stettin, Wittstock, Stendal, Iserlohn und Unna, neu und schöner wieder aufgebaut. Am meisten that Friedrich Wilhelm für Berlin, indem er wohlhabenden Beamten und Bürgern befahl, dort Häuser zu errichten. Auf Bittschriften um Erlaß des Baues schrieb er wohl: „Der Kerl hat Geld, soll bauen." Der neue Stadtteil, die Friedrichstadt (S. 80), wurde damals fertig, und die Einwohnerzahl Berlins hob sich unter seiner Regierung auf 100000. Des Königs Lieblingssitz war Potsdam, wo sein Leibregiment lag; in keiner anderen Stadt hat er so viel gebaut und so viele Bauten unterstützt wie dort. Die Einwohnerzahl stieg unter ihm von 2000 auf 20000.

Bisher hatte der Aufwand des Hofes dem Gewerbe mancherlei Nahrung gegeben; von jetzt ab sollte dies durch das Heer geschehen. Schon am Tage nach der feierlichen Beisetzung seines Vaters befahl Friedrich Wilhelm, den ganzen Bedarf für die Ausrüstung des Heeres im Lande zu kaufen. Da sah man erst, wie tief das heimische Gewerbe gesunken war: alle im Inlande gefertigten Waren waren schlechter und teurer, als die vom Auslande bezogenen; aber der König ließ sich nicht irre machen. Er erließ Handwerkerordnungen, um den abgestorbenen Zünften neues Leben einzuhauchen, Industrie- und Handelsvorschriften und setzte Fabrikinspektoren und Schaumeister ein, welche die genaue Ausführung derselben überwachen mußten. In Berlin errichtete er durch den Kaufmann Kraut das „Lagerhaus", eine große Wollspinnerei und Weberei. Er schenkte dem Unternehmer dazu ein Gebäude sowie große Geldsummen und unterstützte ihn durch verschiedene Verordnungen, ganz besonders aber durch Abnahme der Tuche. Sämtliche inländische Wolle mußte dem Lagerhause verkauft werden, und damit es das erforderliche Garn erhielt, sollten die auf den Straßen und Märkten sitzenden Hökerinnen und andere Händlerinnen „nicht Maulaffen feil halten, sondern Wolle und Flachs spinnen, stricken und nähen". Nach zwei Jahren konnten die Tücher des Lagerhauses nicht nur an Güte und Preis mit den fremden wetteifern, sondern gingen sogar schon ins Ausland, nach Schweden und Rußland. Noch größer war der Nutzen, daß so viele kleine Leute Berlins im Lagerhause Verdienst fanden und daß das Geld für die Bekleidung der Armee im Lande blieb. „Kein Geld außer Landes!" war nach des Königs Ansicht „der Stein der Weisen"; deshalb vermehrte er die Einfuhrverbote und duldete bei den Bürgern, Beamten, Offizieren und am Hofe keine fremdländischen Waren. Für den auswärtigen Handel bildete sich in Berlin eine Handelsgesellschaft, die einen einträglichen Handel mit Rußland betrieb und fünfzehn Jahre lang die Tuche für die Bekleidung der russischen Armee lieferte. Berlin zählte 1740 über 2000 Tuchmachermeister. Der Förderung des Handels diente auch die große Sorgfalt, welche der König auf die Land- und Wasserstraßen, die pünktliche Innehaltung der Postfahrten (S. 93) und die Einrichtung neuer Postlinien, besonders in Pommern und Preußen, verwandte. Dagegen erschienen dem auf das unmittelbar Nützliche gerichteten Sinne des Königs die von dem

Großen Kurfürsten in Westafrika angelegten Kolonien um so mehr wertlos, da sie, von seinem Vater nicht unterstützt, einen jährlichen Zuschuß erforderten und sich nur mit Mühe den Anfeindungen Hollands, Englands und Spaniens gegenüber behaupten konnten. Friedrich Wilhelm verkaufte sie deshalb an die Niederländer, die sie allerdings den treuen Negern erst mit Gewalt abnehmen mußten.

Die Rechtspflege litt damals nicht nur in den Städten (S. 57), sondern auch in den staatlichen Gerichtshöfen an der Unfähigkeit der Richter und der Unlauterkeit der Advokaten, an einer Weitschweifigkeit und Kostspieligkeit des Verfahrens sowie an einer großen Verschiedenheit und Unsicherheit der Gesetze. Deshalb beauftragte Friedrich Wilhelm gleich beim Antritt seiner Regierung einen seiner Geheimräte, einen Vorschlag zur Besserung der Rechtspflege auszuarbeiten. „Es ist mein Wille," schrieb er, „daß die Justiz in allen meinen Landen schnell, unparteiisch, mit reinen Händen, gleich für arm und reich, hoch und niedrig administriert werde." Als der Beamte seine Aufgabe aber nicht schnell genug löste, drohte ihm der König mit Strafen und schrieb: „Ich muß leider so streng sprechen, weil die schlimme Justiz gen Himmel schreit und, wenn ich es nicht remediere, ich selbst die Verantwortung auf mich lade." Bald nachher erschienen auch einige Erlasse zur „Ordnung und Besserung des Justizwesens". Der Gang der Prozesse ward beschleunigt, der Gebrauch der Folter eingeschränkt, die Hexenprozesse wurden verboten; aus dem Richter- und Advokatenstande wurden die unwürdigen Glieder entfernt, die Gerichtssporteln ermäßigt. Aber die Hoffnung, ein preußisches Landrecht zu schaffen, sollte dem Könige nicht erfüllt werden. Als er (1737) den berühmten Rechtsgelehrten Samuel v. Cocceji an die Spitze der Justizverwaltung stellte, beauftragte er ihn, auch dafür zu sorgen, daß ein beständiges und ewiges Landrecht verfertigt, das römische Recht aber abgeschafft werde. Die Arbeit wurde zwar aufgenommen, doch erst unter dem folgenden Könige beendet.

Friedrich Wilhelm wollte, daß jedem möglichst schnell, am liebsten gleich auf der Stelle sein Recht geschehe; deshalb griff er auch häufig in den Gang der Prozesse ein und entschied nach seiner Überzeugung. Auch verlangte er, daß alle Urteile über Vergehen und Verbrechen, die Leib und Leben, Ehre und Gut angingen, ihm zur Bestätigung vorgelegt würden. Er milderte diese Urteile nie, verschärfte sie meistens. Totschläger begnadigte er niemals. Hausdiebe, welche über 150 Mark gestohlen und durch Einbruch oder Einsteigen einen Diebstahl verübt hatten, wurden vor der Thür des Bestohlenen aufgehängt. Dabei richtete der König aber ohne Ansehen der Personen und ließ z. B. einen adligen Rat, der bei der Unterbringung der Salzburger Geld unterschlagen hatte, aufhängen. Die Rechtsanwälte mochte er nicht leiden, weil die nach seiner Meinung das Unrecht in Recht verdrehten. In Minden wohnte er einst einer Gerichtssitzung bei. Als der Rechtsanwalt der ersten Partei geendet hatte, rief der König: „Der Kerl hat recht!" Darauf redete der Rechtsanwalt der Gegenpartei so geschickt, daß der König mit den Worten: „Der Kerl hat auch recht!" aufsprang und ärgerlich den Saal verließ.

Alle Unordnung, Tagedieberei und liederliches Wesen waren dem König ein Greuel. Deshalb verbesserte er die Polizei, besonders in den Städten; in Berlin spielte er auch selber den Polizeimeister. Nichts entging seinen Augen, wenn er durch die Straßen wanderte oder fuhr: er achtete darauf, ob die Straßen sauber, ob Brunnen und Löschwerkzeuge in Ordnung waren; jeder wurde scharf gemustert und, falls etwas an ihm mißfiel, verhört oder vom Könige wohl gar eigenhändig gestraft. Deshalb gingen ihm alle, welche kein gutes Gewissen hatten, aus dem Wege. Als der König einst einen solchen Flüchtling fragte: „Warum läufst du davon?" erhielt er die Antwort: „Weil ich mich vor Ew. Majestät fürchte." Da rief der König zornig: „Ihr sollt mich nicht fürchten, lieben sollt ihr mich!" und dabei bleuete er dem Menschen den Rücken. Aber die Berliner gewöhnten sich an Ordnung und Reinlichkeit auf den Straßen, die von Müßiggängern und Bettlern allmählich gesäubert wurden. Taugenichtse wurden auf scharfkantige Esel gesetzt oder in spanischem Mantel an den Pranger gestellt, Trunkenbolde, leichtsinnige Bankerottmacher, Verschwender und liederliches Gesindel in die Zuchthäuser gesteckt. Gegen die Verfälschung von Wein, Bier und Tabak wurden strenge Gesetze erlassen und die Preise für Fleisch, Brot und Bier alljährlich festgesetzt, wodurch besonders der kleine Mann vor Überteuerung geschützt wurde. Aus demselben Grunde ließ der König auch in wohlfeilen Zeiten Getreide in großer Menge aufkaufen und in Zeiten der Teuerung den ärmeren Leuten zu billigem Preise wieder austeilen.

Schon 1717 führte Friedrich Wilhelm die allgemeine Schulpflicht in Preußen ein, indem er durch ein General-Edikt verordnete, „daß hinkünftig an denen Orten, wo Schulen seien, die Eltern bei nachdrücklicher Strafe gehalten sein sollen, ihre Kinder gen Zwey Dreyer wöchentliches Schulgeld von einem jeden Kinde im Winter täglich und im Sommer, wenn die Eltern die Kinder bei ihrer Wirtschaft benötigt sein, zum wenigsten ein- oder zweimal die Woche, damit sie dasjenige, was im Winter erlernt worden, nicht gänzlich vergessen mögen, in die Schule zu schicken". Doch in den meisten Dörfern gab es weder Lehrer noch Schulhäuser; auch Seminare für Volksschullehrer waren nicht vorhanden. Aber sehr viele Pfarrer Preußens waren Schüler Franckes und hatten in dessen Anstalten das Unterrichten gelernt. Sie waren also befähigt, „die Aufsicht über die Schulmeister in allen das Lehramt und Leben angehenden Fällen zu führen und die Weise, zu informieren, ihnen vorzuschreiben". Die Superintendenten und Pröpste wurden angewiesen, „sich der Präparation tüchtiger Schulmeister anzunehmen", und in Stettin (1735) sowie im Kloster Bergen bei Magdeburg begann man mit der Einrichtung eines Seminars. In den königlichen Dörfern stattete der König die neu zu errichtenden Schulstellen mit Grund und Boden aus; die Gutsherren aber hatten selten Lust, zu den kirchlichen auch noch Schullasten zu übernehmen. Als der König 1718 nach Ostpreußen kam, fand er „das Landvolk in einem höchst deplorablen Zustande in Ansehung alles Wissens und Thuns". Aber er ließ nicht nach. „Wenn ich baue," so schrieb er, „und verbessere das Land und mache keine Christen, so hilft mir alles nichts." Die Säumigen und Widerstrebenden zwang er, zur Unterstützung bedürftiger Gemeinden

stiftete er einen Schulfonds (mons pietatis) von 150000 Mark; in Berlin und Potsdam legte er großartige Waisenhäuser an und schenkte für die Schulen der Salzburger Vertriebenen 450000 Mark. Durch die Principia Regulativa von 1736 gab er Anweisung, wie die Mittel zum Bau und zur Einrichtung einer Schule, sowie zum Unterhalt des Lehrers aufzubringen seien. Allein in Ostpreußen wurden unter Friedrich Wilhelm (bis 1738) 1130 neue Schulen eingerichtet. Wenn es nur irgend die Zeit gestattete, besuchte er auf seinen vielen Reisen in den Dörfern, durch welche ihn sein Weg führte, auch die Schulen; ja er wußte um den Unterricht so gut Bescheid, daß er einst an der Tafel seinen Gästen auseinandersetzte, wie die Kinder nach neuer Methode das Lesen ohne Buchstabieren lernen könnten. Bei allen Regimentern mußten die Feldprediger Schule halten und dafür sorgen, daß die Rekruten im Lesen, Schreiben und im Christentum unterrichtet wurden.

Für Kunst und Wissenschaft hatte der König dagegen nur geringes Interesse. Von den Wissenschaften schätzte er nur die, welche für das praktische Leben von handgreiflichem Nutzen waren, die Theologie und die Medizin. Der Akademie übertrug er die Ausbildung der Militärärzte. An den Universitäten Halle, Frankfurt a. d. O. und Königsberg errichtete er neue Professuren für alle Zweige der Verwaltung, für Ingenieurwesen und Mechanik. Unter den Künsten stand die Malerei bei ihm einigermaßen in Ansehen; wenn er, von Gichtschmerzen geplagt, daheim sitzen mußte, versuchte er sich sogar selber in dieser Kunst, und manches von ihm gemalte Bild mit der Unterschrift „In tormentis pinxit F. W." (Unter Schmerzen gemalt) ist noch erhalten. Von den Künstlern ließ er fast nur Bildnisse seiner Familie und seiner „lieben blauen Kinder" anfertigen. Er hat auch viel gebaut, aber keine prunkvollen Schlösser, sondern Festungen, Kasernen, Schulen, Kirchen, Armen- und Krankenhäuser, alles dauerhaft und ohne Schmuck. Während er der Akademie nur einmal eine kleine Summe schenkte, stiftete er aus Mitleid mit den Kranken und Armen in Berlin ein großes Krankenhaus, die Charité.

Friedrich Wilhelm war dem Glauben seiner Kirche aufrichtig zugethan. Er besuchte regelmäßig den Gottesdienst und verlangte dasselbe von seiner Familie, seinen Beamten und Offizieren; auch für die Soldaten richtete er einen geordneten Gottesdienst ein und ließ unter sie, wie auch unter Arme, Erbauungsschriften verteilen. Alle Kopfhängerei und Zänkerei über Religion war ihm zuwider; Francke und andere werkthätige Geistliche waren Männer nach seinem Herzen. Er selbst hat werkthätiges Christentum bewiesen durch seine unermüdliche Arbeit für alle Stände und als Vorkämpfer des Evangeliums durch seine mutige und standhafte Beschützung seiner Glaubensbrüder. Auch er bemühte sich, aber vergebens, die beiden evangelischen Bekenntnisse zu vereinigen; er hielt die Gegensätze der beiden für Predigergezänk, duldete nicht das gegenseitige Verketzern und behandelte beide unparteiisch, gestattete seiner Gemahlin, lutherisch zu bleiben, und ließ seine Kinder von Geistlichen beider Bekenntnisse prüfen. Die katholischen Unterthanen ließ der König unbehelligt; doch wollte er die Jesuiten nicht im Lande haben. Wie er sich der lutherischen Salzburger annahm, legte er auch wiederholt beim Kaiser Fürsprache für dessen evangelische Unterthanen in Ungarn und Schlesien ein,

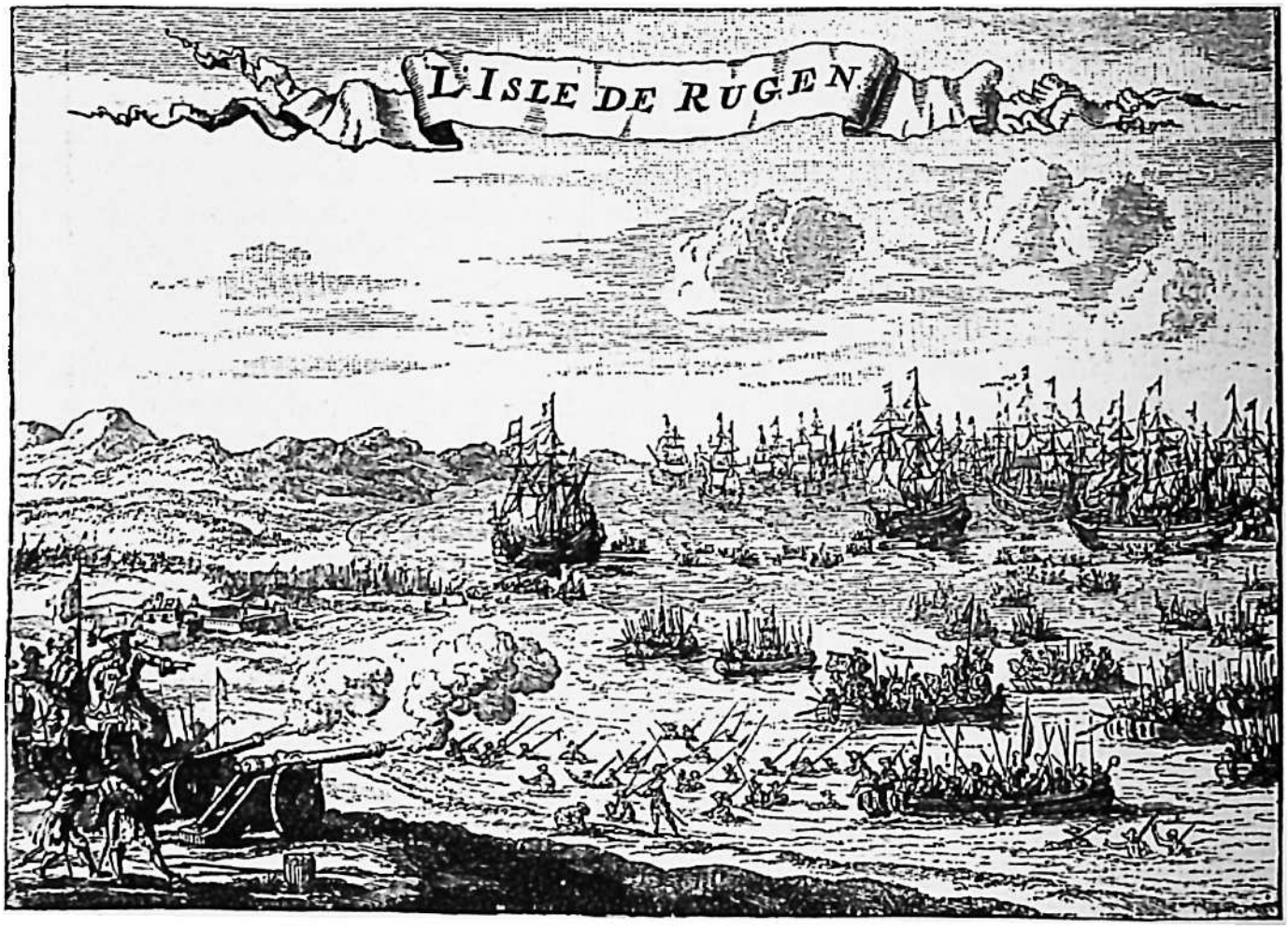
doch meistens ohne Erfolg. Am meisten schmerzte ihn das Blutbad, welches die Polen 1724 in Thorn unter den Evangelischen anrichteten. Diese Stadt war evangelisch, doch fand sich dort ein Jesuitenkloster. Als bei einer Prozession die Zöglinge desselben einige zuschauende Bürger gröblich mißhandelten, stürmten die erbitterten Bürger das Kloster und zerstörten einiges Hausgerät. Dafür mußten die Evangelischen nicht nur harte Geldbuße zahlen, sondern verloren auch die einzige ihnen noch gebliebene Kirche, und zehn der angesehensten evangelischen Bürger wurden mit dem Tode bestraft.

3. Auswärtige Verhältnisse.

Auf die auswärtigen Verhältnisse verstand sich Friedrich Wilhelm nicht so gut wie auf die inneren; er war zu offen und ehrlich, um zu heucheln, daher wurde er von den fremden Diplomaten leicht und oft hintergangen. Er selber sagte über die Beschäftigung mit der äußeren Politik: „Ich wollte, ich wäre dieser Teufelsgeschichten frei, weil sie mich von den Dingen abziehen, die mir nützlicher sind.“ Da ihm alle Ausländerei verhaßt war, hatte es der kaiserliche Gesandte, Graf Seckendorf, und der vom Kaiser bestochene General Grumbkow leicht, ihn fast immer auf habsburgischer Seite festzuhalten, um so mehr, da der Kaiser ihn stets mit der Aussicht auf Jülich und Berg lockte, das infolge des Kleveschen Erbvergleichs von 1666 nach dem Aussterben des Hauses Pfalz-Neuburg an Preußen fallen mußte. Beim Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms war der Spanische Erbfolgekrieg noch nicht beendet; im Frieden zu Utrecht erhielt Preußen trotz aller Opfer nur Obergeldern und zwar als Ersatz für die in Frankreich liegenden Teile der oranischen Erbschaft. Einen besseren Gewinn machte Friedrich Wilhelm im Nordischen Kriege (1700—1721). Nachdem der jugendliche Schwedenkönig seine Gegner, den Dänenkönig, Peter den Großen von Rußland und August den Starken von Polen und Sachsen, besiegt hatte, erlitt er bei Pultawa in der Ukraine eine schwere Niederlage und flüchtete nach der Türkei. Während er dort in fruchtlosem Trotz fünf Jahre vergeudete, fielen seine Feinde über sein Land her; zu ihnen gesellten sich jetzt auch noch Preußen und Hannover. Friedrich Wilhelm I. hatte nämlich 1713 mit Peter dem Großen und dessen Verbündeten den Vertrag zu Schwedt geschlossen, in welchem diese ihm gegen Ersatz der Kriegskosten das von ihnen eroberte Stettin in Verwahrung gaben. Als nun Karl XII. endlich aus der Türkei zurückkehrte, forderte er die wichtige Festung zurück; von einer Entschädigung für Friedrich Wilhelm wollte er aber nichts wissen. Da griffen auch die Preußen unter Führung Leopolds von Dessau zu den Waffen und eroberten im Bunde mit den Dänen Rügen und Stralsund; nur mit genauer Not entkam Karl nach Schweden. Im Frieden erhielt Hannover 1719 die Gebiete der früheren Bistümer Bremen und Verden, Preußen 1720 Stettin und alles Land zwischen Oder und Peene nebst den Inseln Usedom und Wollin, so daß es jetzt „einen Fuß am Meere hatte und am Commercio der Welt Anteil nehmen konnte“.

Pommern (po more d. i. am Meere), ursprünglich von der Recknitz bis zur Weichsel reichend, war wie Brandenburg einst von Wenden bewohnt und wurde durch die Predigt des Bischofs Otto von Bamberg (1124) und das Schwert Heinrichs des

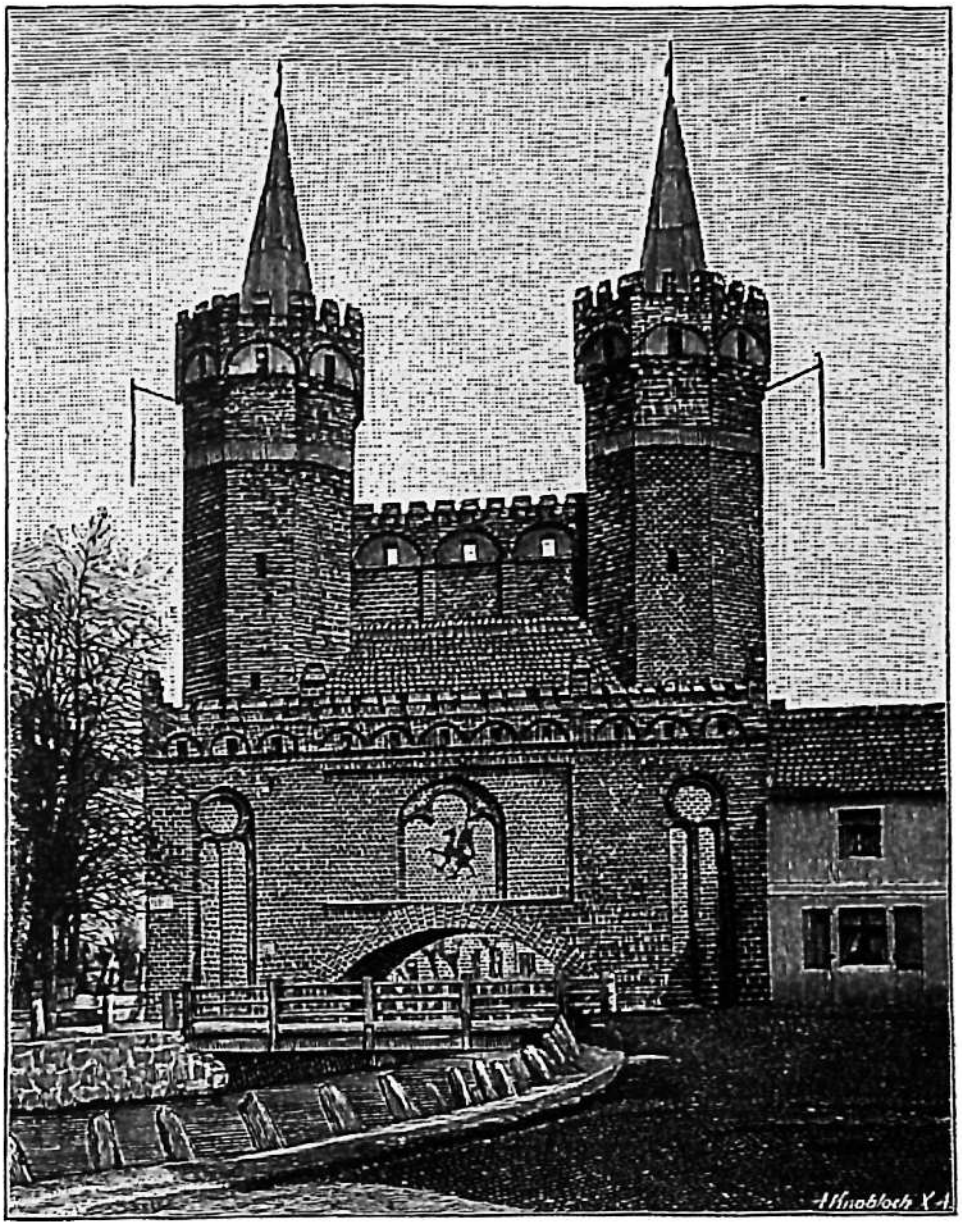
Löwen für das Christentum und das Deutschtum gewonnen. Das erste Bistum des Landes war Julin, das später nach Kammin verlegt wurde. Zahlreiche deutsche Ansiedler, meistens aus Niedersachsen, ließen sich im Lande nieder und besetzten es um so dichter, je näher es der Heimat lag; im Osten kämpft das Deutschtum noch heute mit dem Polentum. Die Deutschen fanden ihren besten Halt in den befestigten Städten, z. B. in Stettin, Stralsund, Stargard und Greifswald, die entweder von vornherein von Deutschen gegründet wurden oder doch ihr slavisches Gewand bald ablegten, und in den Klöstern, deren wichtigstes die Cisterzienser-Abtei Eldena bei Greifswald war. Die eingeborenen Fürsten ließen sich schon 1181 als deutsche Reichsfürsten in den Reichsverband aufnehmen. Die von Heinrich dem Löwen beanspruchte Lehnshoheit über Pommern erbten mit seinem Sturze die Askanier, nach ihnen die Hohen-



Einnahme von Rügen.

zollern; aber die zähen, kriegstüchtigen Pommern behaupteten im ganzen allen Angriffen der Nachbarn gegenüber ihre Selbständigkeit, und im Vertrage zu Grimnitz (1529) mußte Joachim I. sich mit dem Erbrecht begnügen (S. 29). Fast 200 Jahre war das herzogliche Haus in zwei Linien, Wolgast und Stettin, gespalten, bis Bogislaw X. (1478—1523) das ganze Land wieder vereinigte. Früh des Vaters beraubt und von seiner Mutter vernachlässigt, wurde er von einem Bauern erzogen. Er unterdrückte die Wegelagerei und das grausame Strandrecht und verschaffte den Gesetzen wieder Gehorsam. Der Reformation war er abgeneigt; um so rascher breitete sie sich nach seinem Tode unter der vorsichtigen Leitung Dr. Bugenhagens aus. Schon seit 1456 besaß das Land in Greifswald eine Universität. Bald nach Bogislaws Tode spaltete sich das Herzogshaus wieder in zwei Linien, die aber während des Dreißigjährigen Krieges beide ausstarben; doch vermochte der Große Kurfürst damals nur Hinterpommern zu gewinnen (S. 52).

Obwohl Preußen eine der besten Armeen der Welt besaß, hütete der König sich soviel wie möglich vor einem Kriege; aber kaum war der Nordische beendet, so drohte ein neuer, größerer. Kaiser Karl VI. hatte keinen Sohn und suchte deshalb durch ein Hausgesetz, die pragmatische Sanktion, seiner Tochter Maria Theresia die Nachfolge in allen österreichischen Ländern zu sichern. Spanien hatte er bereits gewonnen; denn es war eine Verlobung des Kronprinzen von Spanien mit Maria Theresia verabredet. Frankreich und England aber verbündeten sich gegen diese Machtverschiebung und suchten auch Preußen zu sich herüberzuziehen. Friedrich Wilhelms Gemahlin wünschte sehnlichst eine Vermählung ihrer beiden ältesten Kinder mit Kindern ihres Bruders (S. 90), und ihr gelang es jetzt, ihren Gemahl zu bewegen, 1725 in Herrenhausen bei Hannover mit England und Frankreich einen Vertrag zu gegenseitigem Schutz für den Fall eines Krieges zu schließen, wobei diese beiden versprachen, dahin wirken zu wollen, daß Jülich und Berg beim Aussterben der Linie Pfalz-Neuburg an Preußen käme. Die Anhänger der kaiserlichen Partei, Leopold von Dessau und Grumbkow, redeten dem König ein, daß das Herrenhäuser Bündnis auf einen Angriff berechnet sei, dessen Kosten er vornehmlich zu tragen haben werde. Dem kaiserlichen Gesandten Seckendorf fiel es dann nicht schwer, ihn wieder auf die Seite des Kaisers zu ziehen. Beide schlossen 1726 den Vertrag zu Wusterhausen, in welchem sie sich gegenseitig ihren Besitzstand gewährleisteten, wobei Friedrich Wilhelm die pragmatische



Das Mühlenthor in Stargard.

Sanktion anerkannte, während der Kaiser ihm versprach, ihm bei der Erwerbung von Berg helfen zu wollen, obwohl er dasselbe kurz zuvor auch dem Pfalzgrafen von Sulzbach versprochen hatte. Die Engländer und Franzosen schwuren Preußen Rache; Friedrich Wilhelm aber fürchtete sich nicht. „Kein Engländer und Franzose," sagte er, „soll über uns Deutsche gebieten, und meinen Kindern will ich Pistolen und Degen in die Wiege geben, daß sie die fremden Nationen aus Deutschland helfen abhalten. Wenn die Franzosen ein Dorf in Deutschland attaquierten, so müßte das ein Conjon von einem deutschen Fürsten sein, welcher nicht den letzten Blutstropfen daran wagte, sich dagegen zu setzen." Im Polnischen Erbfolgekriege, in welchem die Kaiser von Deutschland und von Rußland August III., dem Sohne des 1733 verstorbenen August II., des Starken, die polnische Krone sicherten, mußte Friedrich Wilhelm für den Kaiser auch noch das Schwert ziehen; aber trotzdem hinterging ihn dieser, indem er sogar mit Frankreich einen Vertrag schloß, wonach Jülich und Berg demnächst an Pfalz-Sulzbach fallen sollte. Entrüstet rief Friedrich Wilhelm aus: „Der Kaiser traktiert mich und alle Reichsfürsten wie Schubjaks, was ich gewiß nicht verdient habe," und, indem er auf den Kronprinzen zeigte: „Da steht einer, der mich rächen wird." Der Kaiser hatte selber den mit Preußen geschlossenen Vertrag gebrochen; Friedrich Wilhelm und sein Nachfolger hatten daher freie Hand.

4. Friedrich Wilhelms Lebensweise, Familie und Ende.

Da der König sich um alles kümmerte — selbst die Küchenrechnungen seines Haushaltes sah er durch —, so mußte er die Zeit aufs sorgfältigste ausnutzen. Im Sommer stand er um 4, im Winter um 5 Uhr auf, las seinen Morgensegen und ging an die Arbeit. Eine Stunde später traten seine Räte mit ihren Sekretären herein, öffneten die über Nacht eingegangenen Schreiben und lasen sie dem König vor, der dann bestimmte, was auf jedes derselben geantwortet werden sollte, oft auch wohl ein paar kurze Worte auf den Rand schrieb. Darauf arbeitete der König mit den Ministern und Generalen; um 10 Uhr ging er zur Parade und in den Marstall. Schlag 12 Uhr begann die Mittagsmahlzeit, bei der es einfache, aber kräftige Hausmannskost gab; nur bei fürstlichen Besuchen mußte der Küchenzettel reichhaltiger sein. Auf seinen Jagdausflügen speiste der König oft und mit Vorliebe an der einfachen Tafel des Landmanns. Nach aufgehobener Tafel machte er gern einen Spaziergang oder eine Spazierfahrt durch die Stadt, besah Neubauten, Straßenanlagen, Gärten und Felder, wobei er sich auch von dem einfachsten Manne sprechen ließ. Nach seiner Rückkehr erledigte er wieder Regierungsgeschäfte und begab sich dann am liebsten in das Tabakskollegium, eine kleine Gesellschaft von Generalen, Ministern, Räten, in der jede Förmlichkeit beiseite gesetzt war, die Unterhaltung bei einem Glase Bier und einer Pfeife Tabak sich in zwangloseſter Weise bewegte, aber auch der Scherz in seiner derbsten Art gestattet war. Den Abend widmete der König seiner Familie.

Friedrich Wilhelm war ein Muster ehelicher Treue; mit Strenge hielt er an seinem Hofe und in seinem Lande auf Zucht und gute Sitte; die unter



Der König. Der Kronprinz. Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.

Friedrich Wilhelm I. im Tabakskollegium.

dem Einflusse Ludwigs XIV. auch an deutschen Fürstenhöfen immer mehr überhand nehmende Sittenlosigkeit war ihm ein Greuel. Alle Sinnenlust mied er, den Besuch der Komödie hielt er für Sünde, und selbst das Jagdvergnügen, dem er sich gern hingab, verursachte ihm oft Gewissensbisse. Von Kunstgenüssen und Festlichkeiten anderer Höfe war bei Friedrich Wilhelm nicht die Rede; sein Haushalt war schlicht und knapp.

Mit besonderer Sorgfalt überwachte der König die Erziehung des Kronprinzen Friedrich (geb. 24. Jan. 1712). Seine erste Lehrerin wurde neben der fein gebildeten Königin die Frau von Roeoulle, die auch den König erzogen hatte; später erhielt er Duhan de Jandun, den Sohn eines französischen Emigranten, zum Erzieher und Lehrer, während die militärische Ausbildung von zwei Offizieren geleitet wurde. Fritz sollte ein frommer Christ, ein sparsamer Hausvater und ein tüchtiger Soldat werden, die Furcht Gottes und die Ehrfurcht vor den Eltern sich unverlierbar aneignen, von den Wissenschaften aber nur das Notwendigste lernen: deutsche und französische Sprache, aber nicht die lateinische, die ältere Geschichte nur oberflächlich, die neuere, namentlich die brandenburgische, die Mathematik, Ökonomie und die Artillerie aber aus dem Grunde. „Die Geschichte der Griechen und Römer," meinte der König, „muß wegbleiben, sie taugt gar nichts." Daneben suchte der König die Gesundheit Friedrichs durch Reiten, Fechten, Jagen und Exerzieren zu stärken und die Liebe für das Militär in ihm zu wecken. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn Friedrich in allen Stücken ihm nachgeartet wäre.

Der Kronprinz war aber ganz anders veranlagt als sein Vater: auf ihn schien etwas von dem Geiste seiner Großmutter, der für Kunst und Wissenschaft so empfänglichen Sophie Charlotte, vererbt zu sein. Gegen das nüchterne, strenge Wesen seines Vaters, die bürgerliche Einfachheit und die spartanische Zucht des Hofes empfand er Abneigung, die von seiner älteren Schwester Wilhelmine, auch wohl von der Königin selber genährt wurde. Weder das Drillen der Soldaten, noch die Jagd, die er ein rohes Vergnügen nannte, noch auch die Unterhaltung im Tabakskollegium gefielen ihm; viel lieber zog er den Soldatenrock, den er seinen Sterbekittel nannte, aus, legte französische Kleidung an und beschäftigte sich mit Büchern oder blies die Flöte. „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet," klagte der König; „er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben." Noch mehr schmerzte es den König, daß der Kronprinz auf unsittliche Abwege geriet und seinen Vater darüber zu täuschen suchte. Verschlimmert wurde die Mißstimmung des Königs durch die von der Königin so sehr gewünschte englische Heirat. Friedrich Wilhelm hatte anfänglich dagegen nichts einzuwenden, verlangte aber, daß die Politik dabei ganz aus dem Spiele bleiben solle, weil er fürchtete, Preußen werde durch die Vermählung seines zukünftigen Königs mit einer englischen Prinzessin zu sehr von England abhängig werden. Der Kaiserhof suchte diese Heirat zu hintertreiben. Überdies meinte der König, Friedrich sei für eine Eheschließung noch zu jung und unselbständig; deshalb lehnte er den englischen Antrag ab, die Königin aber und ihre beiden ältesten Kinder suchten hinter seinem Rücken die Verbindung mit dem englischen Hofe aufrecht zu erhalten. Das erbitterte den König. Auch wurde ihm hinter-

bracht, daß Friedrich sich über des Königs Regierung mißbilligend ausgesprochen habe, leichtsinnig Schulden mache und selbst die Grundlehren der Religion nicht anerkenne. Er war untröstlich und suchte durch verschärfte Strenge den Sohn auf den rechten Weg zurückzubringen, war aber in seinen Zornesausbrüchen oft maßlos, so daß er den bereits volljährigen Prinzen bei geringfügigem Anlaß beschimpfte und schlug. Dieser unwürdigen Behandlung beschloß Friedrich sich mit Hilfe seiner Vertrauten Keith und Katte durch die Flucht nach England zu entziehen. Als er 1730 seinen Vater auf einer Reise nach Süddeutschland begleiten mußte, versuchte er in der Nähe von Mannheim auf französisches Gebiet zu entkommen. Doch der Fluchtversuch mißlang. Friedrich wurde als Gefangener nach Küstrin gebracht, wo Katte wegen Hochverrats hingerichtet wurde, während Keith rechtzeitig entkommen war. Auch Friedrich wurde vor ein Kriegsgericht gestellt; doch dieses erklärte sich nicht für berechtigt, über den Kronprinzen zu urteilen. Als nun mehrere Fürsten für ihn um Gnade baten, ließ der König Gnade für Recht ergehen. Der Kronprinz wurde aus dem strengen Arrest entlassen, durfte in der Stadt frei umhergehen, mußte aber täglich sieben Stunden auf der Domänenkammer arbeiten und abends sich von dem Präsidenten der Kammer über Verwaltungssachen belehren lassen; er beschäftigte sich hauptsächlich mit Finanzwesen, Landwirtschaft und Handelslehre, entwarf Berichte und machte Anschläge über Verbesserung und Ausnutzung von Grund und Boden. So wurde das Jahr in Küstrin für ihn von großem Segen. Der König freute sich darüber, daß Friedrich seine Lehrzeit mit solchem Ernste ausnutzte, noch mehr aber darüber, daß er sich auch für geistlichen Zuspruch empfänglich zeigte. Deshalb beschloß er, ihn auf einer Reise nach Königsberg in Küstrin zu sehen. Er hielt ihm sein Unrecht in ernsten Worten vor; als dann Friedrich ihm weinend zu Füßen sank, erhielt er Verzeihung und die Erlaubnis, von jetzt an in Begleitung erfahrener Männer Ausflüge in die Umgegend von Küstrin zu unternehmen, um sich über Ackerbau, Viehzucht und Brauwesen zu unterrichten. Seine volle Freiheit erhielt er erst zurück, nachdem er sich nach schweren inneren Kämpfen bereit erklärt hatte, die ihm von seinem Vater unter dem Einflusse des Kaiserhofes bestimmte Braut, Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, eine Nichte der Kaiserin, zu heiraten. Er durfte nun nach Berlin zurückkehren, arbeitete im Generaldirektorium und wurde Oberst eines Regiments, das in Ruppin lag; dort lebte er sich zu des Vaters Freude ganz in das militärische Wesen ein. Nachdem er sich (1733) vermählt hatte, schenkte ihm der Vater das in der Nähe von Ruppin gelegene Schloß Rheinsberg, wo der Kronprinz mit seiner Gemahlin die schönsten Jahre seines Lebens verbrachte. Im Kreise einiger gleichgesinnter Freunde widmete er sich in der dienstfreien Zeit ganz den Wissenschaften, der Kunst und der heiteren Geselligkeit; er knüpfte mit dem Franzosen Voltaire einen Briefwechsel an und schrieb seinen „Antimacchiavell", in welchem er einen wahren Fürsten schildert und den später von ihm auch befolgten Grundsatz ausspricht: „Der Fürst soll der erste Diener des Staates sein."

Mit seinem Vater stand Friedrich jetzt in dem besten Einvernehmen; je mehr er sich mit der Staats- und Heereseinrichtung vertraut machte, desto

mehr lernte er dessen unsterbliche Verdienste um Preußen schätzen. Da traf ihn im Mai 1740 unerwartet die Nachricht von einer schweren Erkrankung seines Vaters. Friedrich Wilhelm war von sehr kräftigem Körperbau; aber bei seiner rastlosen Arbeit wurden seine Kräfte frühzeitig verzehrt. Gicht und Wassersucht quälten ihn; aber obschon todkrank, ließ er sich in einem Rollstuhle hinausfahren, um den Bau des Marstalles zu besichtigen; viel Volks umgab ihn; da traf der schleunigst herbeigeeilte Kronprinz ein und umarmte seinen Vater unter heftigem Schluchzen. Dankbaren Herzens rief der König: „Thut mir Gott nicht viele Gnade, daß er mir einen so würdigen Sohn zum Nachfolger gegeben hat!“ Noch einmal versammelte der König die königlichen Prinzen, die Minister und Generale, um in ihrer Gegenwart dem Kronprinzen die Regierung zu übergeben, segnete die Seinen und beobachtete durch Bewegung der einzelnen Glieder, wie weit der Tod schon von seinem Leibe Besitz genommen hatte. Mit dem Gebet: „Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben“ entschlief er. „Er starb,“ schrieb später Friedrich der Große, „mit der Festigkeit eines Philosophen und mit der Ergebung eines Christen. Er bewahrte eine wunderbare Geistesgegenwart bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, indem er seine Geschäfte leitete wie ein Staatsmann, die Fortschritte seiner Krankheit prüfte wie ein Naturforscher und über den Tod triumphierte wie ein Held. Diesem Fürsten verdankt Preußen die Gründung seines Heeres und damit sein ganzes Ansehen.“ Friedrich Wilhelm hinterließ seinem Nachfolger einen blühenden Staat von 2145 Quadratmeilen mit etwa $2^1/_2$ Millionen Einwohnern, ein schlagfertiges Heer von 83000 Mann und einen Staatsschatz von dreißig Millionen Mark; außerdem hatte er dreißig Millionen auf die Verbesserung des Landes verwandt. Mit Recht sagt man von Friedrich Wilhelm: „Er hat ein faules Volk fleißig, ein üppiges sparsam, einen verschuldeten Staat reich gemacht.“ Er ist „Preußens größter innerer König“.

4. Erhebung Preußens zur Großmacht durch Friedrich den Großen.

1. Friedrichs Regierungsantritt und die beiden ersten Schlesischen Kriege. 1740—1745.*)

Voller Spannung hatten die europäischen Höfe und das deutsche Volk dem Thronwechsel in Preußen entgegengesehen; aber fast alle wurden enttäuscht, am meisten diejenigen, welche erwartet hatten, Friedrich werde in Ruhe und Frieden ein goldenes Zeitalter der Kunst und Wissenschaft herauf-

*) Das Leben und die Zeit Friedrichs des Großen werden ausführlicher behandelt in folgenden Schriften Oskar Höckers: Friedrich der Große. Ein Lebensbild des Heldenkönigs, dem Vaterland und der deutschen Jugend gewidmet. 3. Auflage, ergänzt durch 2 Anhänge: Das Heer und die bedeutendsten Generale Friedrichs des Großen. — Husarenkönig und Kürassiergeneral. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des „Alten Fritz.“ 4. Auflage. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

führen; nur wenige wußten, daß er vor Begierde nach Kriegsruhm brannte. Seine ersten Maßnahmen zeugten allerdings von großer Menschenfreundlichkeit. Zu den Generalen sprach er: „Sie werden in mir einen Herrn finden, der die Armee nicht weniger liebt und pflegt als der verstorbene König. Gegen einige von Ihnen liegen Klagen vor über Härte, Übermut und Habsucht; stellen Sie dieselben ab. Ein guter Soldat muß ebensowohl menschlich und



Friedrich der Große. (Nach einem Gemälde von Chodowiecki.)

vernünftig sein als herzhaft und brav." Seinen Ministern sagte er: „Ich denke, das Interesse des Landes wird auch mein eigenes sein; sollten beide miteinander in Widerspruch geraten, so soll das Wohl des Landes stets den Vorzug haben." Da ein harter Winter Not und Hunger im Gefolge hatte, ließ Friedrich das von seinem Vater gesammelte Getreide zu billigem Preise an die Armen abgeben. Die Folter wurde abgeschafft, die Unabhängigkeit der Richter anerkannt, und die Presse erhielt größere Freiheit als bisher. Den wegen seines Freisinns von Friedrich Wilhelm I. aus Halle vertriebenen Professor Wolf rief Friedrich zurück, und dem Konsistorium, das wegen des

Fortbestehens katholischer Soldatenschulen Bedenken geäußert hatte, erwiderte er: „Die Religionen müssen alle tolerieret werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch thue; denn hier muß jeder nach seiner Façon selig werden.“ Die Riesengarde hob Friedrich auf, verteilte die langen Kerle auf die anderen Regimenter und vermehrte dafür das Heer bald um 20000 Mann. An der von seinem Vater eingerichteten Staatsverwaltung änderte er nichts, da er wußte, daß sie auf wohl überlegten Grundsätzen echter Staatsklugheit beruhte, und wenn er bei seiner Hofhaltung auch eine größere Pracht entfaltete und die Akademie reichlicher unterstützte als sein Vater, so war er dennoch sparsam. In den ersten Jahren seiner Regierung blieb ihm allerdings zu Werken des Friedens wenig Zeit; denn schon 1740 mußte er das Schwert ziehen, um die alten Ansprüche seines Hauses an Schlesien geltend zu machen.



Das Rathaus in Breslau.

Schlesien, ein fruchtbares Land mit reichen Mineralschätzen, wurde im 6. Jahrhundert ebenfalls von den Slaven und zwar von den Polen überschwemmt und bildete dann jahrhundertelang einen Teil des großen Polenreichs, das von Herzögen aus dem Hause des sagenhaften Bauern Piast beherrscht wurde. Um die Mitte des 10. Jahrhunderts wandte sich das Land dem Christentum zu und erhielt in Breslau sein erstes Bistum. Infolge von Erbstreitigkeiten löste sich 1163 Schlesien unter einem Zweige der Piasten von Polen ab. Ihre Herzöge erkannten bald, daß sie nur durch engen Anschluß an Deutschland ihre Selbständigkeit bewahren und das Wohl ihres Volkes am besten fördern könnten; deshalb nahmen sie deutsche Fürstentöchter zu Gemahlinnen und luden deutsche Ritter, Bürger, Bauern und Mönche zur Einwanderung ein. Diese folgten dem Rufe so zahlreich, daß in einem Jahrhundert in dem Lande links von der Oder das Slaventum überwunden wurde. Schon im 14. Jahrhundert war in Schlesien die deutsche Sprache die herrschende. Unter den Mönchen zeichneten sich wieder die Cistercienser aus, deren erstes und wichtigstes Kloster Leubus noch heute steht. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, der Zeit deutscher Ohnmacht, sträubten sich die polnischen Geistlichen gegen die deutsche Einwanderung, und die dadurch gehemmte Germanisierung Schlesiens ist noch heute nicht vollendet. Der Hauptschaden des Landes waren die fortwährenden Länderteilungen und die daraus entspringenden häufigen Verwandtenkriege; gab es doch zeitweise allein in

Niederschlesien zwölf selbständige Herrschaften! Der hervorragendste Held unter diesen Fürsten ist Heinrich II. von Breslau, der 1241 auf der Walstatt sich sowie sein Häuflein Reisige, Bürger und Bergknappen im Kampf mit den furchtbaren Mongolen opferte und dadurch Deutschland vor diesen wilden Horden bewahrte. Die Zersplitterung des Landes erleichterte es dem Könige Karl IV. von Böhmen, 1355 ganz Schlesien zu einem böhmischen Lehen herabzudrücken. Doch auch die böhmischen Könige vermochten dem Lande Ruhe und Frieden nicht zu geben; besonders schwer litt es in dem Hussitenkriege. Breslau stand unmittelbar unter der Krone Böhmen und entwickelte sich zu einem mächtigen deutschen Handelsplatz; sein prächtiges Rathaus im spätgotischen Stil sowie seine großen Kirchen wurden im 15. Jahrhundert vollendet. Mit Böhmen kam Schlesien dann 1526 an das Haus Habsburg und nahm früh die lutherische Lehre an; aber der Dreißigjährige Krieg vernichtete nicht nur das aufblühende kirchliche Leben, sondern jede Wohlfahrt und Bildung.

Friedrich lag an einem hitzigen Fieber danieder, als die wichtige Kunde eintraf, daß Kaiser Karl VI. (1740) gestorben sei. Diese Nachricht machte ihn gesund. „Ich habe dem Fieber den Laufpaß gegeben," schrieb er, „denn ich habe meine Maschine nötig." Er war sofort entschlossen, die sich voraussichtlich bietende günstige Gelegenheit auszunutzen, um die alten Ansprüche seines Hauses an Schlesien (S. 76) geltend zu machen. Kurfürst Karl Albert von Bayern erhob nämlich als Gemahl einer Tochter Josephs I. Erbansprüche auf sämtliche habsburgische Erbländer und stützte sich auf Frankreich. Friedrich erklärte Maria Theresia, er wolle die von seinem Vater anerkannte pragmatische Sanktion (S. 105) für die österreichischen Erblande ebenfalls anerkennen, aber nicht für Schlesien; zugleich begann er seine Rüstungen. Da Maria Theresia entgegen dem Rat ihrer verzagten Minister alle seine Anerbietungen zurückwies, so rückte er schon im Dezember 1740 in Schlesien ein und besetzte ohne Schwertstreich fast das ganze Land; nur Glogau, Neiße und Brieg leisteten Widerstand und wurden eingeschlossen. Damit begann der erste Schlesische Krieg (1740—1742). Die evangelische Bevölkerung Schlesiens begrüßte Friedrich als ihren Befreier von religiöser Bedrückung; auch die katholische beruhigte sich bald infolge der guten Mannszucht und des freundlichen Entgegenkommens der Preußen. Breslau war von altersher frei von österreichischer Besatzung; auch Friedrich ehrte vorläufig dies Vorrecht der Stadt, besuchte sie aber und wurde mit Jubel empfangen.

Noch einmal bot Friedrich die Hand zum Frieden; er wollte Maria Theresia gegen alle ihre Feinde unterstützen, ihrem Gemahl Franz, mit dem das Haus Lothringen den österreichisch-ungarischen Thron bestieg, bei der Kaiserwahl seine Stimme geben und zwei Millionen Gulden zahlen, wenn sie ihm sofort auch nur Niederschlesien abtreten wollte, erhielt aber eine ablehnende Antwort. Das Schwert mußte also entscheiden. Der alte Dessauer mußte sich zum Schutze der Mark gegen Sachsen und Hannover mit einem Heere in der Zauche aufstellen; der König selber eilte beim Beginn des Frühlings wieder nach Schlesien. Der Erbprinz Leopold von Dessau überrumpelte mittels eines kühnen Handstreichs die Festung Glogau; bald nachher rückte der österreichische Feldmarschall Neipperg von Mähren gegen Neiße heran. Friedrich eilte ihm entgegen und gewann (am 10. April 1741) bei Mollwitz (unweit Brieg) seine erste Schlacht.

Die Preußen waren durch Infanterie und Artillerie dem Gegner überlegen; die österreichische Kavallerie aber jagte die preußische des rechten Flügels in die Flucht und warf sich auf den linken Flügel. Vergebens versuchte der König, die Reiter, die ihn mit fortrissen, wieder in Ordnung zu bringen, wobei er sich der größten Gefahr aussetzte. Da bat ihn Feldmarschall Schwerin, er möge das Schlachtfeld verlassen, um sich dem Staate zu erhalten und Verstärkungen herbeizuholen. Mit schwerem Herzen gab der König den Bitten nach, Schwerin übernahm den Oberbefehl. Die preußische Infanterie stand wie eine Mauer. Vermöge des eisernen Ladestockes konnte sie fast dreimal so schnell schießen als die Österreicher — neunzig Schüsse zählten die Österreicher während der Zeit eines Vaterunsers —; ein fünfmaliger Angriff der österreichischen Reiterei wurde von ihr zurückgewiesen. Da nahm Schwerin sein ganzes Fußvolk zu einem entscheidenden Stoße zusammen; wie auf dem Paradeplatze, in schnurgeraden Linien, mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen gingen sie vor und warfen den Feind aus allen Stellungen. Der eiserne Ladestock und die eiserne Zucht des wegen seiner Drillkünste so oft verspotteten Königs Friedrich Wilhelm hatten sich herrlich bewährt.

Der Sieg der preußischen Waffen bei Mollwitz machte Österreichs Feinde mutig. Frankreich versprach dem Kurfürsten von Bayern Geld und Truppen zur Erlangung der Kaiserwürde und eines Teils der österreichischen Erbländer; Spanien, Sardinien und Sachsen, dessen Kurfürst August III. als Gemahl einer Tochter Josephs I. sich ebenfalls Hoffnung auf das habsburgische Erbe machte, traten dem Vertrage bei, während England und Holland, um das Gleichgewicht zwischen Frankreich und Österreich zu erhalten, Maria Theresia ihre Hilfe zusagten. Friedrich arbeitete unterdessen unablässig an der Verbesserung seines Heeres, besonders der Reiterei, zwang Brieg zur Ergebung, und da Maria Theresia sich immer noch nicht zu nennenswerten Zugeständnissen bequemen wollte, schloß er mit Frankreich den Vertrag zu Nymphenburg. Er versprach, Karl Albert als Kaiser und als König von Böhmen anzuerkennen. Vereint wollten die Verbündeten auf Wien vorgehen; Friedrich fiel in Mähren ein. Aber seine Bundesgenossen unterstützten ihn schlecht; das österreichische Heer, das Neipperg inzwischen wieder gesammelt und besonders durch Zulauf aus Ungarn verstärkt hatte, jagte die Bayern und Franzosen aus dem Lande, verwüstete Bayern und besetzte sogar München. Nur Friedrich schien dem habsburgischen Hause noch gefährlich zu sein, schweiften doch seine Husaren schon bis auf wenige Meilen vor Wien! Deshalb wurde Maria Theresia von ihren Bundesgenossen bestürmt, diesen gefährlichen Gegner zu befriedigen; sie aber wollte noch einmal das Glück der Waffen versuchen und sandte ihren Schwager, Karl von Lothringen, gegen ihn. Friedrich zog sich vor der Übermacht nach Böhmen zurück; aber zwischen Chotusitz und Czaslau besiegte er, wenn auch erst nach heißem Kampfe, das österreichische Heer (17. Mai 1742).

Unter Englands Vermittelung schloß Maria Theresia 1742 mit Friedrich den Frieden zu Breslau, in welchem sie Ober- und Niederschlesien samt der Grafschaft Glatz, ein Gebiet von 40000 Quadratkilometern mit 1200000 Einwohnern, an Preußen abtrat. (Troppau und Jägerndorf sowie das Land südlich der Oppa blieben bei Österreich.) Unter dem Jubel der Bevölkerung kehrte Friedrich nach Berlin zurück, bewundert zugleich als Feldherr wie als Staatsmann.

Bald nach der Eroberung Schlesiens vergrößerte Friedrich sein Land

ohne Blutvergießen. Schon der Große Kurfürst hatte Emden besetzt und Friedrich III. vom Kaiser die Anwartschaft auf Ostfriesland erhalten (S. 76); als nun das ostfriesische Fürstenhaus ausstarb, ließ Friedrich das Land unter Widerspruch Hannovers, aber unter Zustimmung des von ihm unterstützten Kaisers Karl VII. 1744 rasch besetzen.

Der Friede zu Breslau war für Frankreich und Bayern ein schwerer Schlag. Maria Theresia hatte noch England-Hannover und Sachsen-Polen als Bundesgenossen gewonnen; sie eroberte Bayern, drängte ihre Gegner über den Rhein und nahm den Kaiser in Frankfurt sogar gefangen. Friedrich zweifelte nicht, daß sie nach Beendigung des Bayrischen Erbfolgekrieges alles aufbieten werde, um Schlesien zurückzuerobern. Deshalb war er auf seiner Hut, übte unablässig sein Heer und vergrößerte es auf 140000 Mann. Dann schloß er insgeheim einen Vertrag mit Frankreich, sowie ein Schutz- und Trutzbündnis mit Karl VII., Kurpfalz und Hessen-Kassel, fiel 1744 rasch in Böhmen ein und eroberte Prag. Damit war der zweite Schlesische Krieg (1744 bis 1745) eröffnet. Aber die von Frankreich erwartete Hilfe blieb aus; das preußische Heer hatte unter der Feindseligkeit der böhmischen Bevölkerung sowie durch die Ungunst des Wetters und den Mangel an Lebensmitteln schwer zu leiden und wurde dazu noch von einem sächsischen und einem österreichischen Heere bedrängt. Mit schwerem Herzen entschloß sich daher der König trotz der Winterkälte zum Rückzuge nach Schlesien; der Feldzug war mißglückt, scharenweise liefen die preußischen Söldner davon. Maria Theresia forderte schon die Schlesier zum Abfall von Preußen auf. Im Januar 1745 starb Karl VII., und sein Sohn Max Joseph vertrug sich mit Maria Theresia dahin, daß er allen Ansprüchen auf das habsburgische Erbe entsagte und dafür Bayern zurückerhielt. Maria Theresia einigte sich bereits mit August III. von Sachsen und Polen darüber, wie sie sich mit preußischen Provinzen bereichern wollten.

Aber Friedrich verzagte nicht, obwohl er schon damals wegen Geldmangels silberne Geräte zu Münzen ausprägen lassen mußte. Er schrieb: „Es ist keiner unter uns, der sich nicht lieber das Rückgrat brechen ließe, als einen Fuß breit Landes abzutreten.“ Die Österreicher überschritten unter Karl von Lothringen das Riesengebirge in der Richtung auf Schweidnitz. Der König lagerte mit der Hauptmacht bei dem Kloster Kamenz, wo er eines Tages umherschwärmenden Kroaten fast in die Hände gefallen wäre; der Abt rettete ihn nur dadurch, daß er ihn im Mönchsgewand mit in die Kirche nahm. Um ein unter dem Markgrafen Karl von Schwedt in Oberschlesien stehendes, durch die Österreicher vom Hauptheer abgeschnittenes Korps an sich zu ziehen, sandte der König den Generalmajor von Zieten mit fünfhundert Husaren ab. Wegen der Ähnlichkeit ihrer Uniform mit der der Österreicher gelangten sie fast unangefochten in die Nähe des Markgrafen; als sie dort von einer Übermacht angegriffen wurden, kamen ihnen die Kameraden zu Hilfe, und wohlbehalten trafen der Markgraf und Zieten beim Könige ein. Jetzt ging dieser dem Feinde entgegen und bezog zwischen Striegau und Jauernik ein durch Höhen gedecktes Lager. Sorglos kamen die Österreicher und Sachsen aus den Gebirgspässen und lagerten sich zwischen

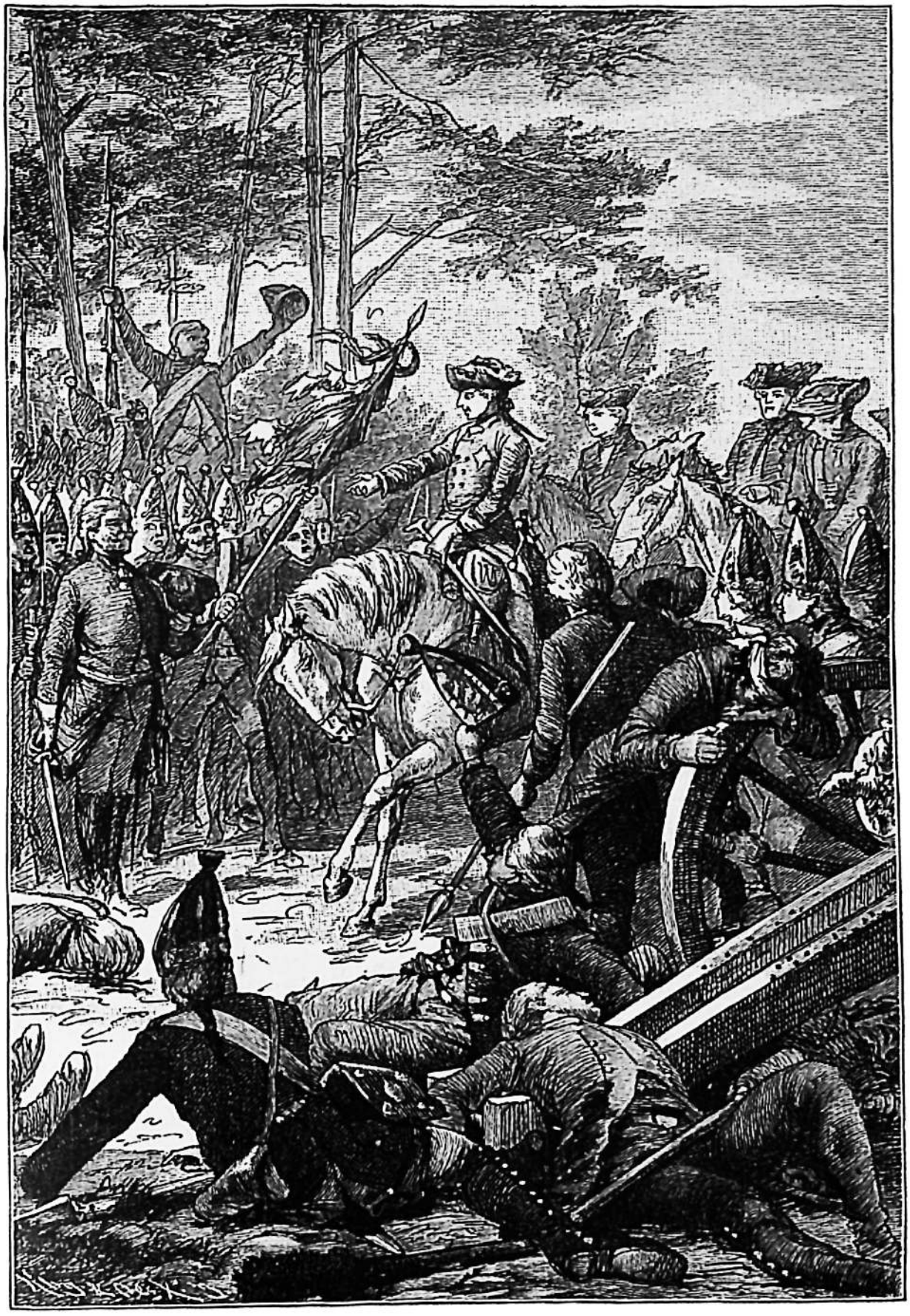
Hohenfriedberg und Striegau. „Jetzt habe ich sie," rief Friedrich, „wo ich sie haben wollte!" Sobald es dunkel war, führte er sein Heer in aller Stille bis nahe an die feindliche Stellung. Lautlos, ohne Wachtfeuer, verbrachten die Soldaten die wenigen Stunden bis zum Morgengrauen unterm Gewehr; um vier Uhr (4. Juni 1745) begann die Schlacht bei Hohenfriedberg. Alle preußischen Truppen thaten Wunder der Tapferkeit; aber der größte Ruhm gebührt doch dem Dragonerregiment Baireuth. In einer halben Stunde zersprengte es sechs Regimenter, machte 2500 zu Gefangenen, erbeutete 66 Fahnen und fünf Kanonen, „eine Kriegsthat, die nicht ihresgleichen hat". Soweit man den Donner der Geschütze vernahm, beteten die Evangelischen um den Sieg der preußischen Waffen. Die Tapferkeit seiner Truppen erkannte der König durch das Wort an: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einer solchen Armee." Die Österreicher waren schnell übers Gebirge nach Böhmen zurückgekehrt.



Silberne Medaille zur Erinnerung an die Schlacht bei Hohenfriedberg.

Dem Dragonerregiment Baireuth hatte der König kurz vor dem Kriege bei einer Musterung den Vorwurf gemacht, daß die meisten Leute betrunken seien. Nachdem der Befehlshaber desselben, Oberst von Schwerin, wiederholt, aber vergeblich versucht hatte, es gegen diesen ungerechten Vorwurf zu verteidigen, rief er: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich noch einmal den Degen ziehe!" Bei Beginn des zweiten Schlesischen Krieges erklärte er dem Könige, daß er wegen seines Gelübdes nicht mitziehen könnte. „Dann kommandiere Er mit der Reitpeitsche!" erwiderte der König. Schwerin gehorchte. Als seine Leute nach ihrer herrlichen Waffenthat bei Hohenfriedberg mit den erbeuteten 66 Fahnen an dem Könige vorüberzogen, riefen sie ihm zu: „Na, wat seggt he nu tau siene Süpers?" Der König entblößte sein Haupt und verneigte sich.

Maria Theresia wollte auch jetzt noch nichts von einem Frieden wissen, um so weniger, als ihr Gemahl bald darauf als Franz I. (1745—1765) zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Friedrich war den Österreichern nach Böhmen gefolgt; aber Mangel an Lebensmitteln zwang ihn bald zur Rückkehr. Als ihn aber Karl von Lothringen mit einem größeren Heere überfallen wollte, kam Friedrich ihm zuvor, errang bei Soor unweit Trautenau einen neuen Sieg und führte seine Truppen nach Schlesien zurück. Die Feinde hielten ihn für so geschwächt, daß zwei österreichische Heere in die Marken einzudringen suchten; aber Friedrich schob sein Heer zwischen die beiden feindlichen Heeressäulen und zwang sie durch das Gefecht bei Katholisch-



Nach der Schlacht bei Hohenfriedberg.

Hennersdorf in der Lausitz zur Umkehr. Der alte Fürst von Dessau rückte ebenfalls gegen die Sachsen vor, die in der Nähe von Dresden auf den steilen, mit Eis und Schnee bedeckten Höhen bei Kesselsdorf eine fast uneinnehmbare Stellung innehatten. Vor Beginn des Kampfes stellte er sich vor die Front und betete mit emporgehobenen Händen: „Lieber Herrgott! Hilf mir heute streiten; willst du aber mir nicht helfen, so hilf wenigstens dem Hundsfott von Feinde nicht, sondern halte dich neutral und sieh zu, wie's kommt.“ Unter einem Hagel der feindlichen Geschosse erkletterten die preußischen Bataillone die steilen, schlüpfrigen Anhöhen und vertrieben den Feind (15. Dezember). Es war die letzte Schlacht des alten Dessauer († 1747); er hat fünfzig Jahre im preußischen Heere gedient und seine Truppen stets zum Siege geführt. Mit ihm dienten vier seiner Söhne unter Friedrich. Für den Sieg bei Kesselsdorf ehrte ihn der König dadurch, daß er ihn vor dem ganzen Heere umarmte. Schon zwei Tage nach diesem Siege zogen die Preußen in Dresden ein; damit war der Widerstand der Feinde gebrochen. Der Friede zu Dresden (25. Dezember 1745) bestätigte den Breslauer Frieden; außerdem erkannte Friedrich Franz I. als Kaiser an, und Sachsen zahlte an Preußen drei Millionen Mark Kriegskosten.



Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.

2. Der Siebenjährige Krieg. 1756—1763.

Das erste Kriegsjahr.

Friedrich, den man schon damals den Großen nannte, wandte seine Sorgfalt vor allem Schlesien zu. Den Evangelischen gewährte er Glaubensfreiheit, ohne aber die Katholiken im mindesten zu behelligen. Die Verwaltung wurde derjenigen in den alten Provinzen entsprechend eingerichtet; Adel und Geistlichkeit mußten auf die bisher genossene Steuerfreiheit verzichten. Bald hob sich durch des Königs Fürsorge der Ackerbau; Webereien und Spinnereien entstanden.

Aber je mehr Schlesien aufblühte, desto größer wurde auch der Schmerz Maria Theresias über den Verlust des schönen Landes. Schon 1746 hatte sie mit Elisabeth von Rußland ein Bündnis geschlossen, in welchem diese sich verpflichtete, die Rückgabe Schlesiens an Österreich erkämpfen zu helfen, sobald Friedrich Rußland oder Polen angreifen werde. Seit Beendigung des Österreichischen Erbfolgekrieges suchte sie Bundesgenossen zu einem Angriffskriege und wurde dabei von ihrem Minister, dem Fürsten Kaunitz, und dem sächsischen Minister Grafen Brühl, die Friedrich aus persönlichen Gründen haßten, aufs eifrigste unterstützt. Jener als Nachkomme einer ostfriesischen

Fürstentochter grollte Friedrich wegen der Einverleibung Ostfrieslands, auf das er Erbansprüche erhob, dieser, der Günstling und allmächtige Minister Augusts III., bereicherte sich auf Kosten des Staates, fühlte sich aber von Friedrich verletzt, der über ihn geschrieben hatte: „Er ist feige, falsch und ein Verräter. Kein Mensch des Jahrhunderts hat eine so große Sammlung von Porzellan, Uhren, Kleidern und Stiefeln wie er.“ Auch unter den regierenden Fürsten hatte Friedrich wenige Freunde: die einen beneideten ihn wegen seiner Erfolge, die anderen fühlten sich durch seine uneigennützige, landesväterliche Fürsorge beschämt; diese fürchteten seine geistige Überlegenheit und seinen Ehrgeiz, jene haßten ihn wegen seiner oft bissigen, aber stets treffenden Bemerkungen über sie, oder wegen seiner freisinnigen Grundsätze, besonders auf religiösem Gebiete. Am leichtesten gewann Maria Theresia die sittenlose Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Friedrich ebenfalls haßte und Ostpreußen zu gewinnen hoffte; aber am meisten lag ihr an einem Bündnis mit Frankreich. 1756 lief das Bündnis ab, welches Friedrich bei Beginn des Bayrischen Erbfolgekrieges mit Frankreich geschlossen hatte; Maria Theresia bot nun alles auf, um die Erneuerung desselben zu verhindern. Die stolze Kaiserin, die sittenreine Frau, ließ sich sogar herbei, der Buhlerin Ludwigs XV., der Marquise von Pompadour, Geschenke zu machen und andere Artigkeiten zu erweisen, während Friedrich seinem Gesandten in Paris verbot, die Pompadour zu besuchen. Im Jahre 1755 brachen zwischen Engländern und Franzosen Feindseligkeiten in Nordamerika und zur See aus. Georg II. (1727—1760) suchte vor allem sein Heimatland Hannover vor einem französischen Überfall zu bewahren und wandte sich deshalb an seinen Neffen Friedrich. Dieser war von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet und nahm deshalb die dargebotene Hand um so lieber an, als England auch schon mit Rußland ein Bündnis geschlossen hatte. Dadurch wurde es Maria Theresia leicht, Frankreich auf ihre Seite zu ziehen, und so wurden die beiden großen Mächte, welche seit 300 Jahren Feinde gewesen waren, Bundesgenossen. Durch Frankreich wurde auch Schweden gewonnen; ebenso schloß sich Kaiserin Elisabeth dem Bündnis an, nachdem sie aus Haß gegen Friedrich ihre Verbindung mit England wieder gelöst hatte. August III. von Sachsen und Polen förderte, ebenso wie sein Minister Brühl, die Verschwörung gegen Friedrich, wollte derselben aber zu seiner Sicherheit erst nach Eröffnung des Krieges beitreten. So war halb Europa gegen Preußen verbündet, das wieder auf den Umfang und den Rang eines Kurfürstentums herabgedrückt werden sollte.

Friedrich war durch Verräter bei der sächsischen Kanzlei und bei der österreichischen Gesandtschaft in Berlin von allem unterrichtet; da er nun wußte, daß Österreichs und Rußlands Rüstungen noch unvollendet waren, beschloß er, seinen Feinden zuvorzukommen. Außer England-Hannover standen auf seiner Seite Braunschweig, Hessen-Kassel und Gotha, deren Truppen England in Sold genommen hatte; am meisten aber vertraute er auf sein eigenes Heer, das er in den Friedensjahren auf 150000 Mann erhöht und unablässig geübt hatte. Auf Englands Wunsch fragte er in Wien noch einmal über den Zweck der Rüstungen an, erhielt aber zunächst eine ausweichende,



Feuerndes Peloton. (Dreigliedrige Stellung.)



Musketier. Füsilier. 1. Bat. Garde. Musket.-Korporal. Reit. Feldjäger.

Typen aus dem Heere Friedrichs des Großen.



Bosniak. Husar im Mantel. Husar zur Revue. Husarentrompeter, feldmäßig.



Regimentsartillerie auf dem Marsche.

Grenadiere. Stückknecht. Regimentsartilleristen. Zimmerleute.

Typen aus dem Heere Friedrichs des Großen.

dann eine hochfahrende Antwort. Sofort zog er das Schwert. Damit hatte Maria Theresia erreicht, daß Friedrich in den Augen der Welt als Angreifer dastand; er aber schrieb: „Wer in solchem Falle seinem Gegner zuvorkommt, der begeht allerdings die erste Feindseligkeit; aber er ist nicht der Angreifer."

Friedrich ließ durch Schwerin Schlesien schützen, während er selber in Sachsen blieb, das er wegen seiner geographischen Lage, besonders wegen des Zuganges nach Böhmen nicht unbesetzt lassen konnte. Er überschritt deshalb (29. August 1756) mit 70000 Mann die sächsische Grenze. König August floh mit Brühl auf den festen Königstein, die sächsischen Truppen, etwa 17000 Mann, zogen sich in ein verschanztes Lager bei Pirna zurück, wo es Friedrich, der inzwischen das ganze Land besetzte und unter seine Verwaltung nahm, hart bedrängte. Zum Entsatze der eingeschlossenen Sachsen rückte der österreichische Feldmarschall Graf Brown heran; da ließ Friedrich den größten Teil seines Heeres bei Pirna zurück, zog mit dem kleineren Brown nach Böhmen entgegen, traf ihn (1. Oktober) bei Lobositz a. d. Elbe und errang den Sieg. Brown zog auf dem rechten Elbufer unverfolgt weiter nach Sachsen, in der Hoffnung, die Sachsen würden sich zu ihm durchschlagen; diese versuchten auch einen Durchbruch, aber ohne Erfolg. Von Hunger, Nässe und Kälte geschwächt, blieb ihnen weiter nichts übrig, als die Waffen zu strecken (16. Oktober). Friedrich ließ den sächsischen Soldaten, welche seit 72 Stunden nichts genossen hatten, sofort Brot austeilen. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlassen, die Mannschaften in das preußische Heer gesteckt; sie liefen aber bei nächster Gelegenheit größtenteils davon. König August nebst seinem Hofstaat ging mit Friedrichs Erlaubnis nach Warschau; die Königin blieb mit zwei Prinzen in Dresden, und obwohl Friedrich sie mit der größten Artigkeit behandelte, unterhielt sie doch einen geheimen Briefwechsel mit seinen Feinden, der ihm großen Schaden brachte.

Die preußischen Truppen bezogen in Sachsen Winterquartiere; das Hauptquartier war in Dresden. Dort lebte der König in gewohnter Weise, sorgte väterlich für sein Land und Heer, das er noch durch Aushebung sächsischer Rekruten verstärkte, und erquickte sich in seinen Mußestunden an Kunst und Wissenschaft. Von Friedrichs königlicher Gesinnung zeugt die geheime Weisung, welche er seinem Minister, dem Grafen Finckenstein, zugehen ließ: „Im Falle, daß ich getötet werde, sollen die Angelegenheiten ohne die geringste Änderung ihren Lauf behalten. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen genommen zu werden, so verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man im allergeringsten darauf achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen ich, ebenso wie die Minister und die Generale mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder Lösegeld, noch eine Provinz anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vorteile benutze, ganz so, als hätte ich niemals existiert." — Kaiser Franz erließ ein Abmahnungsschreiben, worin er Friedrich aufforderte, von seiner „Empörung" abzustehen, und dessen Offiziere, ihren König zu verlassen, natürlich beides ohne Erfolg. Der deutsche Reichstag beschloß die Reichsexekution gegen den „Friedensstörer", und der Kaiser lud den „Kurfürsten zu Brandenburg" unter Bedrohung mit der Acht zur Verantwortung vor den Reichstag. Da zeigte Friedrich durch den Abdruck der Akten des geheimen sächsischen Staatsarchivs, dessen er sich bemächtigt hatte, daß sein Angriff nur aus Notwehr erfolgt sei.

Das Kriegsjahr 1757.

Von beiden Seiten wurde während des Winters aufs eifrigste gerüstet; Frankreich und Österreich schlossen einen förmlichen Teilungsvertrag: dem „Markgrafen von Brandenburg“ wollte man großmütig die Mark und Hinterpommern lassen, die übrigen preußischen Gebiete sollten an Frankreich, Österreich, Rußland, Schweden und Sachsen verteilt werden. Friedrich konnte den mehr als 400000 Mann seiner Gegner kaum die Hälfte entgegenstellen. Aber sein Heer war voller Begeisterung, er besaß ein vorzügliches Offizierkorps, gebildet aus dem Adel seines Landes, und gegenüber dem vielköpfigen Oberbefehl der Gegner hielt er die ganze Kriegsleitung allein in der Hand. Das beste Mittel der Verteidigung sah er darin, den Feinden zuvorzukommen, sie anzugreifen und ihre Vereinigung zu verhüten. Die entlegenen Provinzen — Ostpreußen, Ostfriesland und Kleve — vermochte er nicht zu schützen; das englische Hilfsheer sollte Hannover decken, gegen die Schweden und Russen sandte er nur kleine Abteilungen, 14000 Mann, er selber übernahm die Verteidigung Sachsens, Schlesiens und der Mark.



Schwerin.

Schon im April brach Friedrich mit vier Heersäulen in Böhmen ein; die Österreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen verschanzten sich auf den Höhen bei Prag, wohin die Preußen erst über sumpfige Wiesen gelangen konnten. Trotzdem beschloß Friedrich den sofortigen Angriff (6. Mai). Die Streitkräfte betrugen auf jeder Seite etwa 60000 Mann. Reihenweise wurde die preußische Infanterie von den österreichischen Feuerschlünden niedergestreckt; schon wankten einzelne Bataillone. Da ergriff der 73jährige Feldmarschall Schwerin die Fahne mit den Worten: „Heran, meine Kinder!“ und führte sie vorwärts; doch alsbald sank der Held tot zu Boden. Fast alle preußischen Generale sprangen vom Pferde und führten ihre Truppen mit dem Degen in der Hand. Endlich durchbrach Friedrich den Feind, und nun wurden die Höhen erstiegen. Aber teuer war der Sieg erkauft worden! An 10000 Preußen bedeckten das Schlachtfeld; am meisten aber schmerzte den König der Tod Schwerins. Voll Schmerz schrieb er: „Schwerin allein war mehr wert als 10000 Mann.“ Doch die Österreicher hatten noch mehr verloren; auch Feldmarschall Brown starb schon nach wenigen Wochen an den bei Prag empfangenen Wunden.

Das geschlagene österreichische Heer hatte sich nach Prag geworfen, und Friedrich schloß die weit ausgedehnte, feste Stadt ein; zu einer wirksamen Belagerung fehlte es ihm an Geschütz, und bevor dies herbeigeschafft werden konnte, rückte Feldmarschall Graf Daun zum Entsatz heran. Er hatte

sich um die Neugestaltung des österreichischen Heeres große Verdienste erworben und war ganz der geeignete Mann, Österreich gegen Friedrich zu verteidigen. Da das Kaiserreich mit seinen reichen Hilfsmitteln und vielen Verbündeten den Krieg länger aushalten konnte als Preußen, suchte Daun denselben in die Länge zu ziehen. Vorsichtig wählte er stets unangreifbare Stellungen, ließ sich durch nichts hervorlocken, setzte nichts aufs Spiel, gab sich aber auch nie eine Blöße. Friedrich eilte mit einem Teile seines Heeres Daun entgegen, der sich auf den Höhen bei Kollin links der oberen Elbe verschanzte. Voll Siegeszuversicht griffen die Preußen das österreichische Heer mit solchem Erfolge an, daß Daun schon an einen Rückzug dachte; aber durch verschiedene Mißgriffe — die Reiterei unterstützte die Infanterie nicht genügend, und diese selbst hatte keine Reserve mehr, weil ein Teil derselben voreilig angegriffen hatte — geriet die Schlacht ins Stocken, die Österreicher drangen wieder vor. Vergebens bemühte sich der König, seine Truppen wieder zum Stehen zu bringen; die überlegene österreichische Artillerie und der Ungestüm der sächsischen Kavallerie vollendeten seine Niederlage. Fast die Hälfte seines Heeres lag auf dem Schlachtfelde (18. Juni).

Während Friedrich gehofft hatte, nach erfochtenem Siege Prag zur Übergabe zu zwingen, rasch auf Wien vorzudringen und die Kaiserin zum Frieden zu bewegen, mußte er jetzt auf Rettung seines Heeres bedacht sein. Mit Thränen in den Augen sah er, auf einer Brunnenröhre sitzend und Figuren in den Sand malend, die Reste seiner vor kurzem noch so stolzen Garde an sich vorüberziehen. Da bot ihm ein Dragoner einen frischen Trunk, indem er sagte: „Trinken Ew. Majestät und lassen Sie Bataille Bataille sein! Nur gut, daß Sie noch leben; unser Herrgott giebt uns schon einen Sieg wieder.“ Seine Feinde jubelten; Maria Theresia belohnte ihr Heer mit reichlichen Geschenken und stiftete zum Andenken an diesen ersten Sieg über den verhaßten Emporkömmling den Theresienorden. Durch diese Niederlage wurde Friedrich in die Verteidigung gedrängt. Dazu traf ihn noch wenige Tage nach der Schlacht die Nachricht von dem Tode seiner geliebten Mutter. Doch Friedrich gewann seine Fassung bald wieder. Die Einschließung Prags hob er auf und führte den kleineren Teil seines Heeres nach Sachsen; mit dem größeren sollte sein Bruder August Wilhelm das nördliche Böhmen halten. Dieser ließ sich aber hinausdrängen und erlitt auf dem Rückzuge nach der Lausitz beträchtliche Verluste. Der König machte ihm dieserhalb vor den versammelten Generalen heftige Vorwürfe; der Prinz legte sofort den Oberbefehl nieder und starb schon nach einem Jahre. Die Verbindung mit Schlesien war jetzt abgeschnitten, der Weg nach Berlin stand dem Feinde offen. Wirklich überfiel der kaiserliche General Hadik im Oktober Preußens Hauptstadt, zog aber nach Erpressung einer Kriegssteuer bald wieder ab.

Nun rückten die Russen mit 100000 Mann in Ostpreußen ein, alles vor sich her verwüstend. Der greise Feldmarschall Lewald griff sie mit seiner geringen Macht bei Großjägerndorf (zwischen Wehlau und Insterburg) an, wurde aber geschlagen (30. August). Die Russen zogen indes bald zurück, da man den Tod der Kaiserin Elisabeth erwartete. Lewald konnte sich nun gegen die Schweden wenden, die ohne große Mühe aus Pommern

vertrieben wurden. Unterdessen war Daun in Schlesien eingefallen, und die Franzosen überschritten mit zwei Armeen den Rhein. Die eine derselben unter dem Marschall d'Estrées verwüstete die preußischen Besitzungen am Rhein und in Westfalen und drang gegen die Weser vor. Ihr gegenüber stand das englisch-hannoversche Heer unter dem unfähigen Herzog von Cumberland, dem zweiten Sohne des Königs Georg II. von England. Er verteidigte weder den Teutoburger Wald, noch die Porta, sondern setzte sich erst rechts von der Weser, nahe der Festung Hameln bei dem Dorfe Hastenbeck fest. Nach einem anfänglichen Verluste befahl er vorzeitig den Rückzug und überließ den erstaunten Franzosen das Schlachtfeld. Das hannoversche Ministerium, das im Auftrag des in England thronenden Königs das Kurfürstentum regierte, überlieferte durch einen schimpflichen Vertrag den Franzosen das ganze Land, und der Herzog von Cumberland hatte sich, ohne weiteren Widerstand zu wagen, zwischen Weser und Elbe so in die Enge treiben lassen, daß er in der Übereinkunft im Kloster Zeven nordöstlich von Bremen sein Heer aufzulösen versprach. Friedrichs ganze rechte Flanke war damit entblößt, Norddeutschland bis zur Elbe den Franzosen preisgegeben, die es nun in aller Ruhe aussogen.



Seydlitz.

Ein zweites französisches Heer unter Soubise hatte sich inzwischen mit deutschen Reichstruppen vereinigt. Die Franzosen plünderten so entsetzlich, daß einer ihrer Offiziere schrieb: „Hundert Meilen in der Runde ist das Land verheert, als sei Feuer vom Himmel gefallen", und daß selbst in den gegen Preußen verbündeten Ländern die Prediger um den Sieg der preußischen Waffen beteten. Trotz seiner großen Übermacht zog sich das gegen Leipzig vordringende französisch-deutsche Heer vor den anrückenden Preußen zurück. Friedrich besetzte Erfurt, und Seydlitz, der mit 1500 Reitern die Vorhut bildete, jagte den Franzosen, die 8000 Mann stark in Gotha eingerückt waren, einen solchen Schrecken ein, daß Soubise ohne Widerstand die Stadt räumte und die Offiziere sogar ihr Gepäck im Stich ließen. Friedrich konnte dem zurückweichenden verbündeten Heere nicht weiter folgen, sondern ging nach Leipzig zurück. Was er gehofft hatte, geschah; das feindliche Heer rückte nach, wenn auch zögernd. Das deutsche Reichsheer, das von den vielen deutschen Ländern und Ländchen, Reichsstädten und Klöstern zusammengebracht

war, bestand zum großen Teil aus dem verworfensten Gesindel, das man hatte einfangen können, war ohne Übung, schlecht gekleidet und mangelhaft verpflegt. Viele der Besseren weigerten sich auch, mit den Franzosen gegen die Preußen zu kämpfen, liefen davon oder gingen zu den Preußen über. Von 32000 für das Reichsheer bestimmten Truppen blieben nur 400 beisammen. Etwa 10000 Reichstruppen unter dem Prinzen von Hildburghausen vereinigten sich mit 33000 Franzosen unter Soubise; Friedrich griff sie am 5. November mit nur 21000 Mann bei Roßbach südlich von Merseburg an. Vormittags verhielt er sich ganz ruhig, ließ aber den Feind vom Schlosse in Roßbach aus genau beobachten; er setzte sich mit seinen Offizieren zur Tafel und ließ auch seine Truppen erst zu Mittag essen. Die Franzosen hielten dies für Verzweiflung und schickten sich an, ihn samt seinem Heere gefangen zu nehmen. Erst gegen drei Uhr gab der König den Befehl, die Zelte abzubrechen und in Schlachtordnung zu treten. Im Nu war dies geschehen. Da ging das kleine Heer zum Angriff vor, Seydlitz mit der Reiterei voran. Sowie er an den Feind kam, gab er das Zeichen zum Angriff, indem er seine kurze Pfeife in die Luft schleuderte. Wie ein Wetter brauste die Reiterei unter Seydlitz in den Feind und sprengte ihn wie Spreu auseinander; in einer Viertelstunde war auch die feindliche Infanterie geworfen. „Unser Glück war," schrieb der Prinz von Hildburghausen an den Kaiser, „daß es Nacht wurde, sonst wäre nichts davongekommen." Soubise beklagte sich später, der König habe ihm gar keine Zeit gelassen, „seine sehr guten Dispositionen auszuführen". Als ein preußischer Husar einen Franzosen gefangen nehmen wollte, eilte diesem ein Österreicher zu Hilfe. „Bruder Deutscher," sprach der Preuße, „laß mir den Franzosen"! — „Na, so nimm ihn hin!" rief jener und sprengte davon. Von dem preußischen Heere war nicht die Hälfte zum Schlagen gekommen. Diese Züchtigung der hochmütigen Franzosen erfreute alle Deutschen; in einem Volksliede aus damaliger Zeit heißt es:

„Und wenn der große Friedrich kommt und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen."

Aber das schwierigste Werk dieses Jahres hatte der König noch vor sich; es galt, Schlesien wieder vom Feinde zu befreien. Vor dem überlegenen österreichischen Heere war das von Friedrich in Böhmen zurückgelassene Heer unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern, dem Schwager des Königs, nach Schlesien zurückgewichen; in einer unglücklichen Schlacht bei Moys unweit Görlitz war General Winterfeldt, ein Liebling des Königs, gefallen. Die Österreicher hatten die wichtige Festung Schweidnitz erobert, den Herzog von Bevern bei Breslau geschlagen und tags darauf gefangen genommen; gleich darauf fiel auch die Hauptstadt der Provinz in ihre Hände. Maria Theresia ordnete in allen Kirchen Dankgebete an und nahm die Beamten Schlesiens in Eid und Pflicht. Da eilte Friedrich mit 14000 Mann herbei, und Zieten führte ihm die Reste des schlesischen Heeres, etwa 18000 Mann, zu. Durch freundlichen Zuspruch und gute Verpflegung wußte der König den Mut der geschlagenen Truppen wieder zu beleben, so daß sie bald vor Begierde brannten, die erlittene Scharte wieder auszuwetzen und es den Siegern

von Roßbach gleichzuthun. Friedrich mußte alles aufbieten, um den Feind noch vor Einbruch des Winters aus Schlesien zu vertreiben. Aber ein gefährliches Wagstück war es; denn das dreifach überlegene österreichische Heer stand in einer festen Stellung in der Nähe von Breslau. Vor dem Abmarsche zum Schlachtfelde richtete Friedrich — entgegen seiner sonstigen Gewohnheit — an seine höheren Offiziere eine ergreifende Ansprache. Er schilderte ihnen die Gefahr, in welcher das Vaterland schwebte, und wie es nur von ihrer Tapferkeit Rettung erwarten könne. Dann sprach er: „Ich werde gegen alle Regeln der Kriegskunst die dreimal so starke österreichische Armee angreifen. Wir müssen den Feind schlagen, oder uns vor seinen Batterien begraben lassen. Wer sich fürchtet, kann sofort ohne den geringsten Vorwurf seinen Abschied erhalten." Aber niemand meldete sich. „Das müßte ja ein infamer Hundsfott sein!" rief Major von Billerbeck. Die Offiziere bereiteten die gemeinen Soldaten auf den verhängnisvollen Tag vor, und im ganzen Lager herrschte eine ernste, aber siegesgewisse Stimmung. Unter dem Gesange des Liedes: „Gieb, daß ich thu' mit Fleiß" rückte das preußische Heer am Morgen des 5. Dezember in die Schlacht bei Leuthen. Dann riet dem kaiserlichen Oberfeldherrn Karl von Lothringen, seine feste Stellung nicht zu verlassen; dieser aber und die meisten anderen Generale hielten es für entehrend, mit einer solchen Übermacht der „Berliner Wachparade" gegenüber sich noch zu verschanzen. Sie zogen also dem Könige entgegen; als Friedrich dies bemerkte, rief er aus: „Der Fuchs ist aus dem Loch, nun will ich seinen Übermut auch bestrafen."



Winterfeldt.

Die Österreicher hatten sich in einer langen dünnen Linie aufgestellt, deren Schlüssel Leuthen war. Friedrich traf die feindliche Vorhut des rechten Flügels und warf sie zurück. Daher glaubte Prinz Karl, seinem rechten Flügel gelte der Angriff, und sandte alle verfügbaren Regimenter, selbst die Reserve dorthin. Der König aber ließ dort nur einige Regimenter zurück, marschierte mit dem übrigen Heer nach Süden und stellte es hinter Hügeln in Schlachtordnung auf. Als Daun diesen Abmarsch bemerkte, sagte er zu dem Prinzen: „Die Leute ziehen ab, lassen wir sie!" Friedrich ließ um ein Uhr — er war mit seinem Heere seit fünf Uhr auf dem Marsche — in schiefer Schlachtordnung oder Sprossenstellung zum Angriff auf den linken feindlichen Flügel vorgehen; das Heer war in vielen kleinen Abteilungen so aufgestellt, daß der rechte Flügelmann der zweiten und jeder folgenden Abteilung etwa hinter dem linken der vorhergehenden marschierte. Der König richtete also

seinen Angriff mit immer frischen Truppen auf einen Punkt und hinderte seine Reserve an vorzeitigem Eingreifen. Bald begann der angegriffene Flügel zu wanken; er erhielt zwar Hilfe vom rechten Flügel, aber die Regimenter kamen teils zu spät, teils vereinzelt an und wurden geworfen. Nach etwa zwei Stunden stand die österreichische Schlachtreihe nördlich, die preußische südlich von Leuthen, das hart umstritten wurde; aber mit Beginn der Dämmerung ergriff das österreichische Heer die Flucht. Die Österreicher hatten 21000 Mann verloren, mehr als die Hälfte derselben war gefangen. Doch auch von den Preußen war der fünfte Mann geblieben. Als am Abend das siegreiche Heer auf dem blutgetränkten Felde lagert, stimmt ein Grenadier das Lied an: „Nun danket alle Gott!" Die Feldmusik fällt ein,

„Und stärker noch und lauter noch, es schwillt der Strom zum Meer,
Am Ende wie aus einem Mund singt rings das ganze Heer;
Im Echo donnernd wiederhallt's das aufgeweckte Thal:
Wie hundert Orgeln braust hinan zum Himmel der Choral." (H. Besser.)

Das preußische Volk aber sang:

„Es lebe durch des Höchsten Gnade der König, der uns retten kann,
So schlägt er mit der Wachtparade noch einmal 90000 Mann!"

Napoleon I. nannte die Schlacht bei Leuthen „ein Meisterstück von Bewegungen, Manövern und Entschlossenheit" Friedrichs des Großen; dieser aber wußte wohl und erkannte gern an, was er seinen braven Truppen verdankte: noch auf dem Schlachtfelde ernannte er den Prinzen Moritz von Dessau zum Feldmarschall. Am Abend kam der König mit einigen Bataillonen nach Lissa, das voll von Österreichern lag; er begab sich mit nur wenigen Begleitern aufs Schloß, wo er viele feindliche Offiziere traf, so daß seine Freiheit gefährdet war. Aber voll Geistesgegenwart rief er den Erstaunten zu: „Guten Abend, meine Herren! Sie haben mich hier wohl nicht vermutet; kann man hier auch noch unterkommen?" Durch diesen sicheren Ton irregeleitet, verneigten sich die Offiziere; bald darauf kam das Gefolge des Königs und nahm sie gefangen. — In den nächsten Tagen schon kapitulierten Liegnitz und Breslau, Schweidnitz wurde eingeschlossen. Mit Ausnahme dieser Festung war ganz Schlesien zu Ende des Jahres wieder in Friedrichs Händen. Von dem österreichischen Heere, das etwa 90000 Mann stark nach Schlesien gezogen war, kehrte nicht die Hälfte nach Böhmen zurück. Karl von Lothringen legte den Oberbefehl nieder.

Das Kriegsjahr 1758.

Kaum hatte Friedrich im Januar seine Truppen in Winterquartiere gelegt, als er die Nachricht erhielt, daß die Russen unter Fermor in Königsberg eingerückt seien und die Ostpreußen gezwungen hätten, der Kaiserin von Rußland zu huldigen. Bessere Nachrichten kamen von dem westlichen Kriegsschauplatze. Der große englische Minister Pitt war ein begeisterter Verehrer Friedrichs; er zeigte im englischen Parlamente, daß der König von Preußen Englands bester Bundesgenosse im Kampfe gegen Frankreich sei, daß „Amerika in Deutschland erobert werden müsse", und er wußte es durchzusetzen, daß Georg II. den schimpflichen Vertrag zu Zeven nicht bestätigte, sondern mit Friedrich von neuem einen Vertrag schloß, wonach England ihm Hilfsgelder zahlte und außerdem das englisch-hannoversche Heer unterhielt. Dieses wurde verstärkt; zugleich erbat sich Georg II. für dasselbe von Friedrich einen anderen Feldherrn, der ihnen beiden nahe verwandt war, Herzog Ferdinand von Braunschweig, einen Bruder der Gemahlin Friedrichs. Ihm war nur die Aufgabe gestellt, Hannover zu decken; aber er



Friedrich der Große in Lissa. „Bon soir, Messieurs!“

leistete mehr. Schon im Februar überfiel er die Franzosen in ihren Winterquartieren, die von Goslar bis an die Ems sich ausdehnten. Ohne ernsten Widerstand zu leisten, zogen sich die Franzosen unter großen Verlusten über den Rhein zurück; dort schlug Ferdinand sie bei Krefeld. Westfalen, Niedersachsen und Hessen bis zur Lahn waren nun vor den Franzosen sicher. Ein großer Anteil an Ferdinands Verdiensten gebührt seinem Privatsekretär Philipp Westfalen, einem Manne von angeborenem Feldherrngeschick, der aber aus seiner bescheidenen Stellung nicht hervortreten wollte.

Der König hatte im April Schweidnitz zurückerobert und war dann in Mähren eingefallen, um Olmütz zu belagern. Aber er vermochte mit seinen geringen Mitteln diese starke Festung nicht zu nehmen, und die österreichische Armee unter Daun und Loudon fand Zeit, das preußische Lager fast ganz zu umstellen und die Zufuhr aus Oberschlesien abzuschneiden. Als es Loudon gelang, einen von Neiße kommenden großen Zug mit Zufuhr wegzunehmen, mußte Friedrich die Belagerung aufheben. Ohne Schießbedarf und Lebensmittel sollte er sich jetzt durch einen an Zahl weit überlegenen Feind schlagen, der alle Pässe nach Oberschlesien besetzt hatte. Da änderte der König plötzlich seinen Marsch und zog nach Böhmen. Dadurch gewann er einen Vorsprung und wußte auch, als Daun und Loudon ihn einholten, durch geschickte Anordnungen über Königgrätz nach Landshut zu entkommen; alle Wagen, Geschütze, selbst die Kranken und Verwundeten brachte er wohlbehalten heim — auch ein Meisterstück der Kriegskunst.



Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Inzwischen waren die Russen durch Westpreußen herangezogen und in die Neumark eingefallen, wo sie wie einst die wildesten Horden der Völkerwanderung hausten; sie verbrannten eine große Anzahl Dörfer und selbst die Stadt Küstrin, während die Festung standhielt. Voll Ingrimm eilte Friedrich aus Schlesien herbei. Die Thränen traten ihm in die Augen, als er die Verwüstung gewahrte, und er wies sofort 600000 Mark zur Verteilung an die Unglücklichen an; dann befahl er seinen Truppen, den Russen keinen Pardon zu geben, und griff Fermor, der sein Heer nördlich von der Warthemündung bei Zorndorf aufgestellt hatte, an (25. August). Doch

so leicht, wie Friedrich wohl gehofft hatte, ward der Sieg nicht errungen; anfänglich wichen einige preußische Bataillone sogar zurück, so daß selbst Seydlitz meinte: „Die Bataille geht verloren!“ Aber Oberst v. Wackenitz, Befehlshaber der Garde du Corps, rief: „Ich gebe keine Bataille verloren, bevor die Garde attaquierte: ich attaquiere!“ Wie ein Sturmwind warf er sich mit seinen Reitern auf die Russen, Seydlitz, obschon blutend, hinter ihm her! So trieben sie die russische Kavallerie und dann auch die Infanterie des rechten russischen Flügels zurück, und als auf dem anderen Flügel die Russen siegreich vordrangen, eilte die preußische Kavallerie auch dorthin und warf die russische auf ihr eigenes Fußvolk. Doch die Russen waren noch leichter zu besiegen als zu vertreiben; sie standen wie die Mauern und mußten reihenweise niedergemacht werden. Erst die Nacht und die vollständige Erschöpfung der Preußen machte dem Kampfe ein Ende. Fermor zog sich langsam durch Hinterpommern nach Polen zurück; Friedrich konnte ihm nicht folgen, weil ihn sein Bruder Heinrich um Hilfe anrief.



Prinz Heinrich von Preußen.

Prinz Heinrich besaß zwar nicht den kühnen Wagemut seines königlichen Bruders, aber große Umsicht und Besonnenheit und hatte daher die ihm gestellte Aufgabe, Sachsen gegen einen überlegenen Feind zu decken, während des ganzen Sommers glücklich gelöst; jetzt aber bedrohten ihn Daun und ein neues Reichsheer von vorn und im Rücken. Friedrich eilte ihm deshalb zu Hilfe. Sofort wich Daun zurück und ließ sich auch nicht zur Schlacht verlocken, folgte aber dem Könige in stets unangreifbaren Stellungen. Da bezog Friedrich in zu großem Vertrauen auf Dauns ängstliche Vorsicht bei Hochkirch unweit Bautzen in sehr gefährdeter Stellung, ganz nahe dem doppelt überlegenen Feinde, ein offenes Lager — für die Österreicher eine beschämende Herausforderung. Der König wollte hier nur zwei Tage stehen bleiben, um eine Brotzufuhr abzuwarten; da wurde er in der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober von Daun überfallen.

Um fünf Uhr morgens wurden die schlaftrunkenen Preußen von ihren eigenen Kanonen, die den Österreichern bereits in die Hände gefallen waren, geweckt. In der Finsternis halfen Mut und Tapferkeit nichts, aber die unübertreffliche Mannszucht rettete das Heer; in der allgemeinen Verwirrung war jeder auf sich selber angewiesen. Mann kämpfte gegen Mann, in der Dunkelheit fiel mancher von Freundeshand. Feldmarschall von Keith machte einen fünfmaligen Angriff, um die große Batterie inmitten des Lagers zurückzuerobern, bis er fiel. Major von Langen hielt mit seinem

Bataillon stundenlang den Kirchhof gegen eine siebenfache Übermacht. Aber trotz der heldenmütigen Tapferkeit mußten die Preußen das brennende Dorf Hochkirch räumen; in größter Ordnung zogen sie ab und stellten sich in Schlachtordnung. Daun hütete sich wohl, mit dem gereizten Löwen am hellen Tage den Gang zu wagen; er verschanzte sich und ließ den ambrosianischen Lobgesang anstimmen. Der Papst schenkte ihm für diesen Sieg einen geweihten Hut und Degen. Und in der That hatte das preußische Heer einen schweren Verlust erlitten: es hatte 9000 Mann an Toten und Verwundeten sowie 101 Kanonen verloren; Prinz Franz von Braunschweig und Feldmarschall Keith waren gefallen, Moritz von Dessau schwer verwundet. († 1760.)

Doch die Früchte dieses Sieges sollte Daun nicht ernten. Friedrich umging ihn durch Gewaltmärsche in weitem Bogen, ließ seinen Bruder Heinrich gegen ihn zurück und gelangte glücklich nach Schlesien. Sofort hoben die Österreicher die Belagerung von Neiße auf und räumten Schlesien. Friedrich eilte nach Sachsen zurück, und Daun zog nach Böhmen. So endete das Jahr 1758 für Friedrich doch günstig: Schlesien und Sachsen waren in seinen Händen, die Schweden waren nach Pommern zurückgedrängt, und die Russen hatten sich nach vergeblicher Belagerung Kolbergs nach Polen begeben.



Keith.

Das Kriegsjahr 1759.

Wieder wurde auf beiden Seiten aufs eifrigste gerüstet. Friedrichs Feinde brachten wieder ein fast doppelt so großes Heer zusammen als er; noch schlimmer war, daß es ihm an tüchtigen Offizieren und alten Soldaten fehlte. Von den neu ausgehobenen Rekruten war nur ein Drittel aus seinen Staaten. Da die englischen Hilfsgelder und die Steuern der preußischen Provinzen den für den Feldzug erforderlichen Geldbedarf nicht deckten, so sah sich der König genötigt, den von ihm besetzten Ländern, namentlich Sachsen, hohe Kriegsschatzungen aufzulegen und, als auch diese noch nicht reichten, große Summen bei den Münzpächtern zu erheben, die sich dafür durch Ausprägung immer schlechterer Münzen — nach dem Münzjuden Ephraim Ephraimiten genannt — entschädigen durften. Bisher hatte Friedrich den Feldzug stets mit einem Angriff begonnen; bei dem mangelhaften Zustande seines jetzigen Heeres beschloß er aber, vorläufig den Krieg verteidigungsweise zu führen.

Den Feldzug eröffnete auch diesmal Ferdinand von Braunschweig. Er wollte den Franzosen das während des Winters von ihnen besetzte Frankfurt a. M. wieder entreißen, wurde aber in der Nähe der Stadt bei Bergen zurück-

geschlagen und wich, als hätte er seine frühere Siegeszuversicht verloren, vor dem nachrückenden Feinde bis Osnabrück zurück, so daß selbst Minden verloren ging. Dann rückte er aber wieder vor und trug am 1. August in der Schlacht bei Minden über die Franzosen einen glänzenden Sieg davon; dadurch bewahrte er Westfalen und Niedersachsen für dieses Jahr vor der ihnen zugedachten Verwüstung.

Friedrich hatte bisher mit Erfolg eine Vereinigung der Österreicher und Russen verhindert. Als nun ein starkes russisches Heer unter Soltikow durch Polen heranzog, sandte er ihm General Wedel mit unbeschränktem Oberbefehl entgegen. Aber dieser wegen seiner ungestümen Tapferkeit beim Könige sehr beliebte Führer bewies sich als einen wenig einsichtsvollen Oberfeldherrn. Er griff das fast dreimal so starke russische Heer in fester Stellung bei Kay unweit Züllichau an, wurde aber unter schwerem Verluste zurückgeschlagen. Sofort zog ein österreichisches Heer unter Loudon durch die Lausitz, und die von Friedrich so lange gefürchtete Vereinigung der beiden feindlichen Heere kam nun doch zustande. Das verbündete Heer, 80000 Mann stark, verschanzte sich am rechten Oderufer bei Frankfurt. Der König gab Sachsen bis auf Dresden preis, übertrug seinem Bruder Heinrich die Wacht in Schlesien und eilte mit dem Kerne seines Heeres (etwa 50000 Mann) nach der Neumark. Unterwegs brachte ihm ein Offizier Ferdinands von Braunschweig die Nachricht von dem glänzenden Siege bei Minden; Friedrich behielt ihn bei sich in der Hoffnung, ihn bald mit einer Siegesnachricht zurücksenden zu können. Er setzte über die Oder und griff den Feind am 12. August bei Kunersdorf an, erlitt aber die furchtbarste Niederlage seines ganzen Lebens.

Um zwei Uhr morgens brach der König mit seinem Heere auf, um den Feind, der die Höhen bei Kunersdorf, den Mühlberg und den südlich davon gelegenen Spitzberg, besetzt hatte, im Osten zu umgehen. Aber in dem Walde östlich von Kunersdorf stieß er unvermutet auf Teiche und sumpfige Wiesen, die ihn zwangen, einen Umweg zu machen. Erst nach neunstündigem Marsche kam der eine preußische Flügel an den Feind. Trotz ihrer Ermüdung jagten die Truppen in zehn Minuten den ganzen östlichen Flügel vom Mühlenberge und eroberten 70 Kanonen; aber zur Verfolgung fehlte ihnen die noch nicht eingetroffene Kavallerie und Artillerie. Die Russen sammelten sich im Kuhgrunde, und Loudon zog ihnen zu Hilfe. Um auch diesen Grund und den dahinter liegenden, mit Kanonen besetzten Spitzberg zu erobern, befahl Friedrich einen allgemeinen Angriff. Da erlahmte die Kraft seiner durch den langen Marsch und den mehrstündigen Kampf in der Sonnenglut ermüdeten Truppen. Bei diesem Angriff fiel an der Spitze seiner Grenadiere auch der Major Ewald von Kleist, der begeisterte Sänger des „Frühlings“. Auch die preußische Reiterei mußte dem russischen Kartätschenhagel weichen, Seydlitz ward schwer verwundet. Immer neue Scharen führte der König herbei, aber alles war vergebens. Zwei Pferde wurden ihm unterm Leibe erschossen, er selber ward verwundet. „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?“ rief er voller Verzweiflung. In der Verwirrung verloren ihn seine Begleiter aus den Augen; wie betäubt stand er einsam auf einem kleinen Hügel, und nur mit Mühe gelang es dem Rittmeister von Prittwitz, ihn aus dem Gewühl zu entfernen und vor der Gefangenschaft zu bewahren. Der König verbrachte die folgende Nacht in einer elenden, ausgeplünderten Fährhütte; er selber lag auf Stroh, seine Adjutanten auf bloßer Erde. In seiner Verzweiflung schrieb er dem Minister Grafen Finckenstein: „Alles ist verloren! Retten Sie die königliche Familie! Ich bin mit meinen Hilfsmitteln zu Ende. Den Untergang des Vaterlandes überlebe ich nicht! Adieu für immer!“

Dem Feinde stand der Weg nach Berlin offen; aber so schlimm, wie Friedrich gefürchtet hatte, waren die Folgen der Schlacht nicht. Schnell sammelte er die Trümmer seines Heeres. „Ich will mich töten lassen," schrieb er, „um meine Hauptstadt zu retten. Wenn ich mehr als ein Leben hätte, ich würde es für mein Vaterland opfern." Doch die Feinde rückten nicht vor. Soltikow schrieb an seine Kaiserin: „Noch ein solcher Sieg, und ich werde allein mit dem Stabe in der Hand die Botschaft nach Petersburg bringen müssen." Deshalb lehnte er auch den Angriff auf Berlin, den Daun und Loudon wünschten, ab und zog nach Niederschlesien; die Österreicher folgten. Friedrich hatte Zeit gewonnen, sein Heer wieder zu sammeln und zu verstärken. Obwohl an der Gicht leidend, so daß er sich in einer Sänfte tragen lassen mußte, folgte er dem Feinde, hielt ihn durch meisterhafte Züge in Schach, bis Soltikow nach Polen, Loudon nach Mähren zog. So war die drohende Gefahr beschworen, und Friedrich konnte nun nach Sachsen eilen, wo seine Sache ebenfalls schlecht stand.

Unter dem Eindruck der Niederlage bei Kunersdorf hatte Friedrich dem Befehlshaber von Dresden, Grafen Schmettau, gestattet, die von Österreichern und Reichstruppen hart bedrängte Stadt nach Wegführung der Vorräte und der Kriegskasse gegen ehrenvollen Abzug der Besatzung zu räumen. Graf Schmettau hatte dies gethan; aber der König, dessen Lage sich inzwischen günstiger gestaltet hatte, war darüber sehr ungehalten und beschloß, diese wichtige Stadt zurückzuerobern. Daun zog zur Deckung derselben herbei. Um ihn zum Rückzuge aus Sachsen zu zwingen, schickte Friedrich ihm General Fink mit 13500 Mann in den Rücken. Vergebens machte Fink Vorstellungen gegen ein so gefährliches Unternehmen: er wurde bei Maxen umzingelt und mußte die Waffen strecken. Friedrich war von diesem unerwarteten und in der preußischen Armee bis dahin unerhörten Vorfall aufs heftigste erschüttert; die Feinde jubelten über den „Finkenfang". Dresden mit seiner Umgebung konnte der König jetzt nicht wieder erobern; vergebens bezog er Dauns Heere gegenüber bei strenger Winterkälte ein Lager: er hat Dresden nie wieder zurückgewonnen. So endete das Jahr 1759, für Friedrich das an Mißerfolgen reichste des ganzen Krieges; dennoch hatte er noch Schlesien und die größere Hälfte Sachsens in Händen.

Das Kriegsjahr 1760.

Voll Besorgnis sah Friedrich dem neuen Feldzuge entgegen. Seine Feinde stellten gegen 300000 Mann auf; er konnte mit äußerster Kraftanstrengung nur 90000 zusammenbringen, und diese waren zum größten Teil aus aller Herren Ländern durch List oder Gewalt zum Soldaten gepreßt worden, blutjunge Kadetten mußten zu Offizieren ernannt werden. Der König mußte sich daher auf die Verteidigung beschränken. Er selber wollte Sachsen gegen Daun decken; Fouqué sollte Schlesien schützen, und Prinz Heinrich in der Lausitz sich bereit halten, gegen die Russen zu marschieren oder Sachsen Hilfe zu bringen. Loudon eröffnete den Feldzug durch einen Einfall in Schlesien. Auf Friedrichs Befehl rückte Fouqué dem dreifach überlegenen Feinde entgegen, wurde aber bei Landshut nach sechsstündigem, ver-

zweifeltem Kampfe überwältigt und gefangen genommen. Nur ein kleiner Teil des Heeres rettete sich, der Feldherr selber entging dem Tode unter den Säbelhieben der Feinde nur durch die aufopferungsvolle Treue seines Reitknechts. Nun fiel Glatz, und Loudon belagerte Breslau.

Friedrich hatte unterdes vergeblich versucht, Daun zu einer Schlacht zu bewegen und Dresden zurückzuerobern; als er erfuhr, daß auch die Russen nach Schlesien zogen, brach er gleichfalls dorthin auf: vorauf zog Daun, bemüht, vor Friedrich Schlesien zu erreichen und sich mit Loudon und Soltikow zu vereinigen; dem König folgte ein anderes österreichisches Heer unter Lacy. Zwar gelangte Friedrich trotzdem unangefochten nach Schlesien; aber bei Jauer vereinigten sich sämtliche österreichischen Truppen, nicht weit von ihnen standen die Russen und zwischen beiden Heeren bei Liegnitz das kleine preußische Heer. „Der Sack ist offen," jubelten die Österreicher, „jetzt muß er hinein!" Aber Friedrich verstand ihnen doch „ein Loch hineinzuschneiden". In der Nacht zum 15. August sollte er, wie einst bei Hochkirch, überfallen werden. Doch Friedrich war gewarnt. Er verließ nachts sein Lager, setzte über das Schwarzwasser, das sich unterhalb Liegnitz in die Katzbach ergießt, und stellte sein Heer nahe demjenigen Loudons in Schlachtordnung auf, während Zieten zurückblieb, um Daun am Überschreiten des Schwarzwassers zu hindern. Die Soldaten lagerten in der sternhellen Nacht mit dem Gewehr im Arm, die Offiziere wandelten auf und ab. Und der König?

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich als Zelt
Und um sich her die Nacht." (Gleim.)

Mit dem Morgengrauen brach der Feind auf. Loudon war erstaunt, so bald schon auf die Preußen zu stoßen, die ihn mit mörderischem Feuer empfingen. Er nahm aber die Schlacht in der Hoffnung auf, daß Daun und Lacy ihm bald zu Hilfe eilen würden; doch diese wurden von Zieten so lange festgehalten, bis der König den doppelt so starken Feind nach zweistündigem Kampfe geschlagen hatte. Hierbei hatte sich das Regiment Bernburg besonders ausgezeichnet, das der König während der Belagerung Dresdens wegen geringer Leistungen mit dem Verlust der Borten und des Seitengewehrs bestraft hatte. Nach erfochtenem Siege traten alte Soldaten dieses Regiments an den König heran, umfaßten seine Kniee und baten um Rückgabe der Ehrenzeichen. Gerührt erwiderte der König: „Ja, Kinder, alles soll vergeben und vergessen sein; aber den heutigen Tag werde ich euch nicht vergessen."

Der Sieg bei Liegnitz gab den Preußen wieder frischen Mut; die Russen räumten Schlesien, und die Österreicher wagten einen ferneren Angriff nicht. Um diese Zeit schlug auch Kolberg einen russischen Angriff von der Land- und Seeseite glücklich ab; besser glückte den Feinden ein Anschlag auf Berlin. Ein russisches Heer unter Tottleben und ein österreichisches unter Lacy fielen in die Mark ein. Anfänglich wehrte sich die kleine Besatzung der unbefestigten Hauptstadt, mußte sich aber vor der Übermacht zurückziehen. Berlin ergab sich dem General Tottleben, einem edelmütigen Sieger; er

hielt gute Mannszucht und sicherte den Einwohnern Eigentum und Leben sowie Befreiung von Einquartierung zu, doch mußten sie eine Kriegssteuer zahlen. Diese billigen Bedingungen erlangte die Stadt durch Vermittelung des Großkaufmanns Gotzkowsky, der durch große persönliche Geldopfer auch öffentliche Anstalten, wie das Lagerhaus, rettete. Nicht so schonend wie die Russen verfuhren die Österreicher und besonders die Sachsen, die das königliche Schloß zu Charlottenburg ausplünderten und verwüsteten. Aber auf die Nachricht: „Der König kommt!“ stoben die Feinde auseinander, die Russen nach Polen, Lacy wandte sich nach Sachsen. Dorthin zog auch Daun, fest entschlossen, dies wichtige Land zu behaupten.

Sobald Friedrich auf seinem Marsche nach der Mark erfahren hatte, daß Berlin bereits befreit sei, wandte er sich ebenfalls nach der Elbe, um Sachsen, seine beste Vorratskammer, vor Anbruch des Winters zurückzuerobern. Nachdem Daun Lacy an sich gezogen hatte, verschanzte er sich auf den Höhen nordwestlich von Torgau bei Süptitz mit 63000 Mann und 360 Kanonen. Friedrich hatte nur 44000 Mann und 130 Geschütze; dennoch beschloß er den Angriff, weil er mußte.

Er überschritt nördlich von Torgau die Elbe und zog westlich an dem österreichischen Lager vorbei, um Daun hervorzulocken, aber vergebens. Da teilte er am 3. November sein ohnehin schon kleines Heer. Er ließ Zieten mit dem kleineren rechten Flügel im Süden der Süptitzer Berge stehen, während er selber mit dem linken Flügel durch den Torgauer Wald zurückmarschierte, um den Feind in der Front anzugreifen. Mit der Infanterie kaum am Waldesrande angelangt, hörte er Kanonendonner, und in der Meinung, Zieten sei schon im Gefecht, griff er ohne Reiterei und Geschütz sofort an. Aber reihenweise wurden die Truppen von einem Geschützfeuer, wie man es bis dahin noch nicht gehört hatte, dahingestreckt; auch die später eintreffende Artillerie und Kavallerie vermochte nichts auszurichten. Der König war im dichtesten Kampfgewühl; drei Pferde wurden ihm unterm Leibe getötet, eine Kugel traf ihn auf die Brust, so daß er ohnmächtig vom Pferde fiel. Kaum war er wieder zu sich gekommen, als er ausrief: „An meinem Leben liegt mir heute nichts; laßt uns unsere Pflicht thun, und wehe dem, der sie nicht thut!“ Doch mußte er den Oberbefehl abgeben. Die Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende. Daun glaubte den Sieg sicher in den Händen zu haben und fertigte Eilboten nach Wien und Warschau ab; allein er hatte zu früh triumphiert. Zieten hatte stundenlang auf den Befehl zum Angriff gewartet; endlich um vier Uhr wagte er, die Süptitzer Höhen zu stürmen. Gleichzeitig griffen noch einmal einige Truppen des linken preußischen Flügels an, und nach ununterbrochenem Ringen war um halb zehn Uhr der Sieg der preußischen Waffen entschieden. Unter dem Schutze der Nacht setzte Daun über die Elbe. Friedrich verbrachte die Nacht in einer Kirche, da alle anderen Häuser mit Verwundeten überfüllt waren; mitten in der Nacht brachte ihm Zieten die frohe Botschaft von dem erfochtenen Siege, und der König war darüber so erfreut, daß er den Sieger voll Dank in seine Arme schloß.

Die Schlacht hatte auf beiden Seiten große Opfer gefordert; dennoch brachte sie den ersehnten Frieden nicht. Maria Theresias Hoffnung auf den endlichen Sieg war durch den wenige Tage vor der Schlacht erfolgten Tod Georgs II. aufs neue belebt worden, da sie hoffen durfte, daß Georg III. den Vertrag mit Friedrich nicht erneuern werde. Friedrichs Lage wurde mit jedem Jahre bedenklicher; die Kräfte seiner Erbländer und der von ihm besetzten Staaten waren erschöpft. Auch im übrigen Deutschland sah es schlimm genug aus: Bürger und Bauern verarmten; in Mitteldeutschland waren Getreide,

Rindvieh und Pferde kaum noch zu finden, und dennoch lagen mit Bewilligung des Kaisers gegen 100000 Franzosen bei deutschen Bauern und Bürgern im Quartier.

Die letzten Kriegsjahre; 1761—1763.

Den Winter 1760/61 verlebte Friedrich in Leipzig, wo er auch Gellert kennen lernte. In dem neuen Feldzuge sollte Ferdinand von Braunschweig wie bisher die Franzosen in Schach halten, Prinz Heinrich Sachsen gegen Daun und das Reichsheer verteidigen; Friedrich eilte wieder nach Schlesien, um eine Vereinigung der Russen mit den Österreichern unter Loudon zu verhüten. Als sie doch zustande kam, bezog er 1761 bei Bunzelwitz unweit Schweidnitz ein festes Lager, in welchem er drei Wochen lang dem weit überlegenen Feinde Trotz bot. Seine ganze Armee brachte jede Nacht unter dem Gewehre zu. Als dann Mangel an Nahrungsmitteln die Russen zum Abzuge zwang, bedrohte Loudon Schweidnitz; um ihn von dieser Festung abzuziehen, verließ Friedrich sein Lager. Aber Loudon folgte ihm nicht, sondern nahm das mangelhaft befestigte und schlecht verteidigte Schweidnitz mit Sturm. Bald nachher fiel Kolberg in die Hände der Russen; diese bezogen nun in Hinterpommern, die Österreicher in Schlesien Winterquartiere. So ungünstig hatte für Friedrich noch kein Jahr geendet; außer der Hälfte Sachsens war nun auch ein Teil von Pommern und von Schlesien verloren, dazu war Pitt aus dem Ministerium entlassen worden, und Georg III. hatte den Vertrag mit Friedrich gekündigt, so daß seitdem die englischen Hilfsgelder ausblieben.



Zieten.

Fast wäre der König durch Verrat des schlesischen Barons von Warkotsch, der dem König manche Wohlthaten verdankte, in die Hände der Österreicher gefallen. Er hatte sein Hauptquartier in Woiselwitz bei Strehlen, nur wenige Mann seiner Leibwache waren bei ihm. Das teilte der benachbarte Gutsbesitzer von Warkotsch durch Vermittelung eines katholischen Pfarrers einem in der Nähe stehenden Kroatenhauptmann mit. Schon war die Nacht für den Überfall bestimmt; aber der Jäger des Barons, der den Briefwechsel vermittelte, schöpfte Verdacht und brachte den letzten Brief dem lutherischen Ortspfarrer, der ihn damit zum Könige sandte. Dadurch wurde der König gerettet. Warkotsch flüchtete nach Wien, wo er von einem Gnadengehalt Maria Theresias lebte; sein Jäger erhielt von Friedrich eine einträgliche Försterstelle.

Trotz aller Gefahr und Bedrängnis verlor der König den Mut nicht. „Läßt

man mir nur meine Regimenter," pflegte er zu sagen, „so gebe ich nichts verloren." Gerade um diese Zeit führte er eine von ihm erfundene Truppe, die reitende Artillerie, in sein Heer ein, was seine Feinde aus Geldmangel ihm nicht nachmachen konnten. Auch das englisch-hannoversche Heer unter Ferdinand von Braunschweig führte bis Ende 1762 den Krieg gegen die Franzosen fort. Großen Trost und immer neue Hoffnung schöpfte der König aus der Opferfreudigkeit seines Volkes. Die Stände der Marken rüsteten freiwillig auf ihre Kosten Landmilizen und berittene Jäger aus, die bei der Verteidigung der Landesfestungen und im kleinen Kriege gegen die Schweden und Russen treffliche Dienste leisteten. Alte Edelleute, die schon seit Jahren auf ihren Gütern zurückgezogen lebten, nahmen die Schwerter wieder von der Wand und traten als Offiziere bei diesen Milizen ein. Die pommerschen Seeleute vereinigten sich, um mit ihrer kleinen Flotte die Odermündung gegen die Schweden zu halten. Sechs Jahre lang empfingen die Beamten keinen Gehalt, thaten aber ruhig ihren Dienst, als verstünde sich das von selber. Während Ostpreußen von den Russen besetzt war, sammelten die dortigen Beamten Geld und Getreide für ihren König; verkleidet und mit Lebensgefahr brachten sie es durch die russischen Heere. Ein siebzigjähriger Schäfer im Halberstädtischen, der schon sechs Söhne bei der Fahne hatte, gab dem Werbehauptmann seinen siebenten Sohn, weil er hörte, daß es dem Könige „auf dem Nagel brenne". Als die Franzosen das Ravensbergische besetzten, fanden sich dort fünfzig Bauerburschen ein, welche die preußischen Fahnen verlassen hatten, weil sie meinten, sie brauchten dem Könige jetzt nicht mehr zu dienen. Aber die Bauern schlossen sie von jedem Verkehr aus, die Kirche versagte ihnen Beichte und Abendmahl und das elterliche Haus die Aufnahme. Den Fahnenflüchtigen blieb nichts anderes übrig, als zu den Regimentern zurückzukehren. — Aus der Grafschaft Mark machten sich wiederholt Bürger- und Bauersöhne auf in das preußische Lager. Als sie zum erstenmal vor Friedrich erschienen, fragte er sie: „Was wollt ihr?" — „Dienen." — „Wer hat euch hergeschickt?" — „Unsere Väter." — „Wie viele sind unterwegs entlaufen?" — „Niemand! Könnten wir das, dann wären wir ja nicht gekommen." — Des Königs Auge glänzte vor Freude. „Seid mir willkommen, brave Markaner," rief er aus; „auf euch kann ich bauen."

Der König teilte mit seinen Soldaten alle Gefahren und Entbehrungen. Einst hatte ein Pandur schon auf ihn angelegt. Drohend erhob der König seinen Krückstock und rief: „Er hat ja kein Pulver auf der Pfanne!" Der verdutzte Soldat sah nach; aber ehe er wieder anlegen konnte, war Friedrich davon. Eines Nachts saßen der König und Zieten auf einem Reisigbündel neben dem Wachtfeuer. Als Zieten einschlummerte und von dem Bündel herunterrutschte, legte ihm ein Grenadier ein anderes unter. „Bravo!" sagte der König leise; „der alte Mann ist müde." Bald nachher wollte ein anderer Grenadier sich am Feuer die Pfeife anzünden, stieß aber unvorsichtigerweise Zieten an den Fuß. Da erhob der König drohend den Finger und rief: „Pst! Grenadier, wecke er mir den Zieten nicht; er ist sehr müde!"

Diese Standhaftigkeit des Königs und seines Volkes ward herrlich belohnt. Im Januar 1762 starb Elisabeth von Rußland, und ihr Nachfolger Peter III. von Holstein-Gottorp, ein leidenschaftlicher Verehrer Friedrichs, schloß sofort Frieden mit ihm, räumte die von den Russen besetzten preußischen Gebiete und ließ sogar das in Schlesien lagernde russische Heer unter Tschernitschew zu Friedrich stoßen. Diesem Frieden traten bald Schweden und Mecklenburg bei.

Die Schweden hatten während des ganzen Krieges so wenig ausgerichtet, daß Friedrich auf ihren Friedensantrag wegwerfend erwiderte: „Ja so, ich habe davon gehört, daß General Belling mit den Schweden allerlei Händel gehabt hat." Die Vermittelung übernahm die Königin von Schweden, Friedrichs Schwester, und dieser erklärte ausdrücklich, daß er nur aus Rücksicht auf seine Schwester die Sache auf dem alten Fuße belassen wolle.

Friedrich konnte jetzt seine ganze Kraft gegen die Österreicher und Reichstruppen wenden. Er ließ seinen Bruder Heinrich in Sachsen, während er selber nach Schlesien ging, um vor allem Schweidnitz wieder zu erobern. Aber die Festung hatte eine starke Besatzung; dazu deckte Daun sie mit einem dem preußischen überlegenen Heere, das er auf den Bergen bei Reichenbach hinter starken Verschanzungen aufgestellt hatte. Alle Versuche, ihn hervorzulocken, blieben erfolglos; da entschloß sich der König zum Angriff. Schon war alles zur Schlacht vorbereitet, als Tschernitschew die Nachricht erhielt, Peter III. sei von seiner Gemahlin Katharina entthront, und diese befehle ihm, sofort das preußische Heer zu verlassen. Friedrich wußte den russischen Feldherrn indes zu überreden, den Befehl noch drei Tage zu verheimlichen und mit seinem Heere der bevorstehenden Schlacht, wenn auch nur als Zuschauer, beizuwohnen, um dadurch einen Teil des österreichischen Heeres in Schach zu halten. Dann befahl er den sofortigen Angriff. Den Schlüssel der feindlichen Stellung bildeten die Höhen von Burkersdorf. „Heute muß es biegen oder brechen!“ rief der König, und so ging es auch. Weder die steilen Abhänge, noch die Verschanzungen, noch auch die feindlichen Kanonen vermochten die Preußen zurückzuhalten. In vier Stunden war der Kampf entschieden; Daun rückte ab und verlor damit seine Verbindung mit Schweidnitz. Die Russen verließen Schlesien und zogen sich völlig vom Kriege zurück. Friedrich belagerte Schweidnitz; doch gewann er die tapfer verteidigte Festung erst im Oktober. Damit hatte er Schlesien bis auf die Grafschaft Glatz und einen Teil Oberschlesiens wieder in seiner Gewalt. In demselben Monate gewann Prinz Heinrich 1762 über die Österreicher und Reichstruppen bei Freiberg in Sachsen den letzten Sieg in diesem Kriege. Bald nachher kam Friedrich selber nach Sachsen, das nun bis auf Dresden vom Feinde gesäubert ward. Dann sandte er, um die kleinen deutschen Fürsten zu zwingen, vom Kriege zurückzutreten, 10000 Mann ins Reich. Sie brachen verheerend in Franken ein und erhoben überall schwere Kriegssteuern, besetzten sogar Bamberg und Nürnberg und jagten dem Regensburger Reichstag einen gewaltigen Schrecken ein. Im Westen hatte Ferdinand von Braunschweig gleichfalls glücklich gefochten und die Franzosen aus Hessen verdrängt.

Da die Franzosen den Seekrieg gegen England ebenfalls unglücklich geführt hatten, schlossen sie (3. November 1762) mit England den Vertrag zu Fontainebleau; beide Staaten gaben damit den Krieg in Deutschland auf. Getrosten Mutes sah Friedrich nun in die Zukunft: hatte er es jetzt doch mit Österreich allein zu thun. Er rüstete eifrig, nahm einen Teil der aufgelösten Armee Ferdinands in Dienst und stand so Maria Theresia furchtbarer gegenüber denn je. Deshalb entschloß diese sich zum Frieden. Nach kurzer Verhandlung zwischen den Bevollmächtigten Preußens, Österreichs und Sachsens auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertusburg (zwischen Meißen und Leipzig) wurde am 15. Februar 1763 der Hubertusburger Friede unterzeichnet. Man ging einfach auf den Zustand vor dem Kriege zurück; ferner versprach Friedrich, bei der nächsten Kaiserwahl dem Sohne Maria Theresias, Erzherzog Joseph, seine Stimme zu geben.

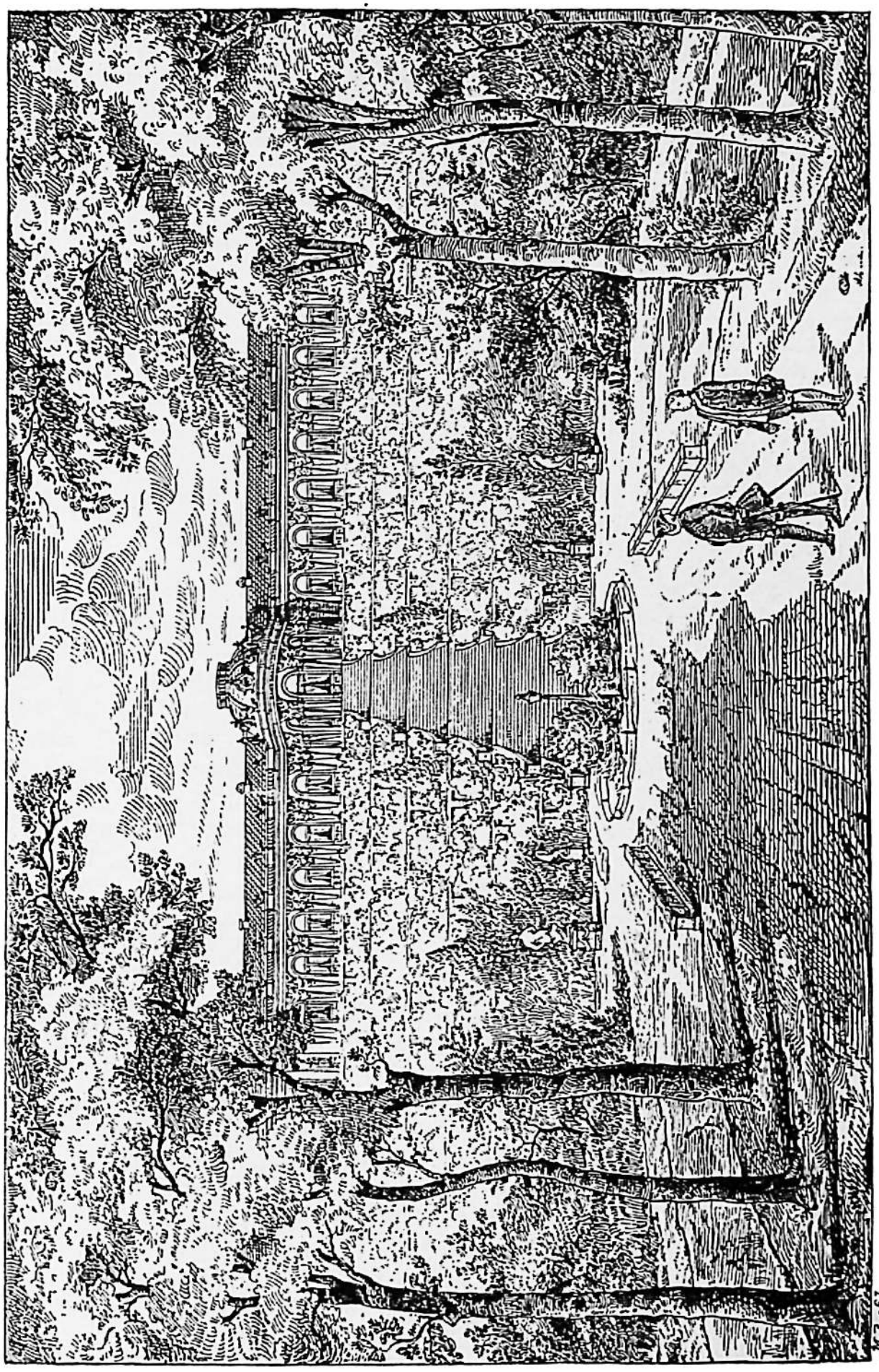
Vor seiner Rückkehr nach Berlin schrieb der König: „Jeder gute Bürger

mag sich des Friedens freuen. Ich armer Greis kehre in eine Stadt zurück, in der ich nur die Mauern kenne, wo ich von meinen Freunden keinen mehr antreffe, wo eine unermeßliche Arbeit meiner wartet." Von den Bürgern wurde er mit nicht enden wollendem Jubel empfangen; er aber entzog sich bald dem lärmenden Festgepränge. In der Kapelle des Charlottenburger Schlosses, das er bewohnte, ließ er für sich allein einen Dankgottesdienst abhalten; als die Musiker das Tedeum anstimmten, neigte er das Haupt und brach in Thränen aus. Im ganzen Lande aber wurde ein Friedensfest gefeiert und dabei über das Bibelwort gepredigt: „Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf; aber sie haben mich nicht übermocht." — Der Krieg war beendet; aber welche Opfer hatte er gekostet! Über eine Million Menschen war in demselben umgekommen; Nord- und Mitteldeutschland waren verheert, am schlimmsten da, wo die Russen und Franzosen gehaust hatten. Ein Offizier schrieb 1762, er sei durch sieben hessische Dörfer geritten, habe in allen aber nur einen Menschen getroffen: einen Pfarrer, der sich Bohnen kochte. Und trotz aller Opfer hatten die Feinde Preußens ihr Ziel nicht erreicht. Friedrich hatte sein Land mit kaum mehr als fünf Millionen Einwohnern gegen fast ganz Europa verteidigt und Deutschland vor dem abermaligen Abreißen von Grenzländern (Ostpreußen, Pommern, Rheinland) bewahrt; Preußen war in die Reihe der Großmächte eingetreten und hatte sich abermals als Hort der evangelischen Kirche bewährt. Das Selbstbewußtsein des preußischen Volkes war bedeutend gewachsen; aber in Friedrich dem Großen, der die Bewunderung von ganz Europa erregte, mußte sich jeder Deutsche gehoben fühlen.

3. Friedrich der Große als Landesvater.

Preußen hatte in dem Kriege schwer gelitten; es hatte eine halbe Million Menschen, allein 180000 Soldaten verloren. An vielen Orten lagen die Felder brach, weil es an Arbeitern fehlte, an anderen bestellten Frauen und Greise den Acker. Am meisten hatte der Adel gelitten, und manche Edelfrau beklagte den Verlust von Vater, Gemahl, Brüdern und Söhnen; waren doch allein 54 des Geschlechtes von Kleist gefallen! Städte und Dörfer, über 13000 Häuser waren abgebrannt, viele Bauern von ihrer Scholle vertrieben, die kleinen Leute gänzlich verarmt; ein Drittel der Bevölkerung Berlins lebte von Armenunterstützung. Als der König dann nach dem Kriege das schlechte Geld (S. 132) auf den wahren Wert herabsetzte, verarmten abermals Hunderte von wohlhabenden Leuten. Die Ordnung der Polizei, der guten Sitte und des Gehorsams war vielfach gelockert, ja geschwunden. Da that schnelle Abhilfe not!

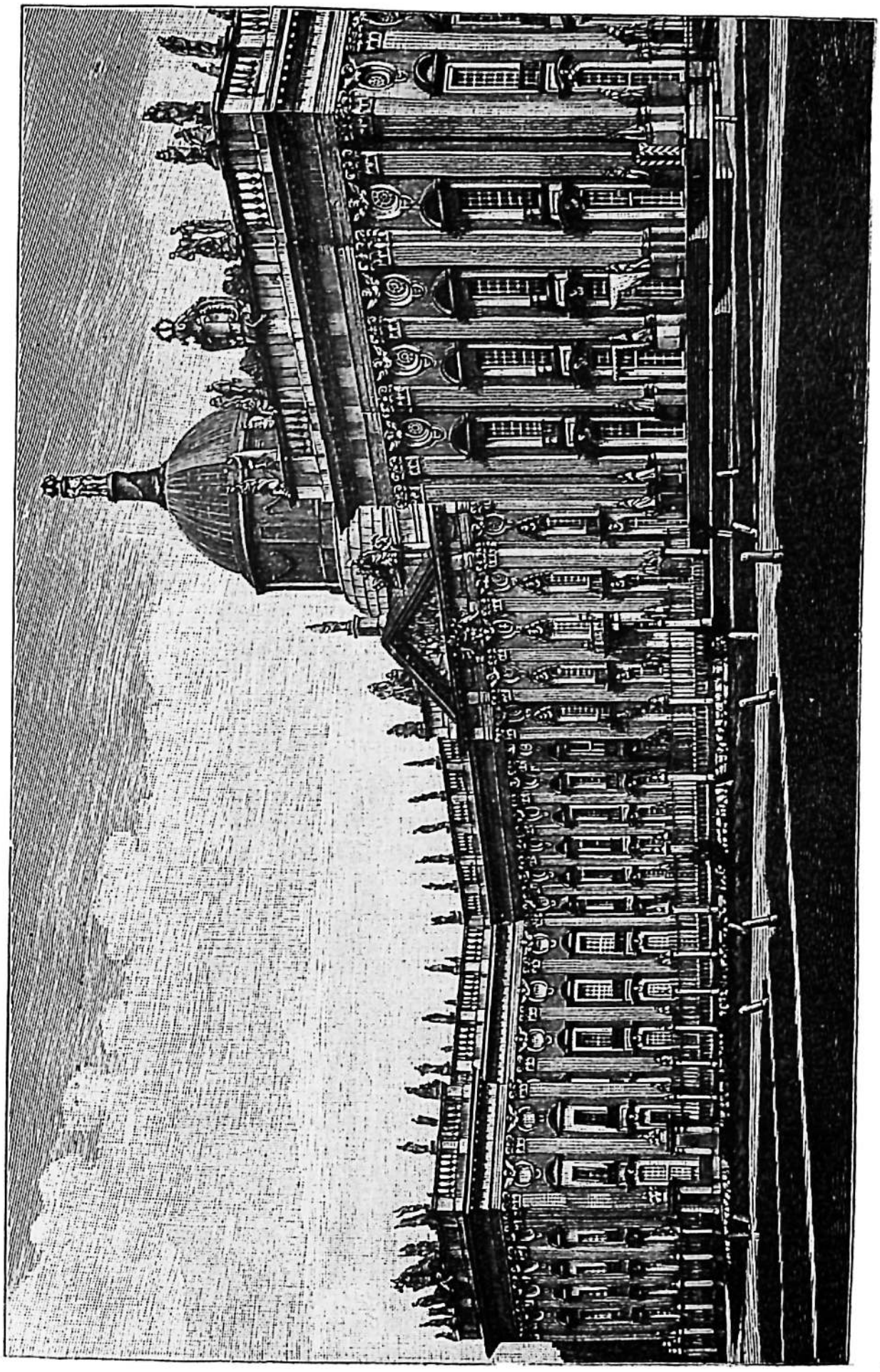
Den Arbeitern schaffte der König lohnenden Verdienst bei dem Wiederaufbau der Städte und Dörfer und bei dem Neubau der Schlösser Sanssouci und Neues Palais, die er in der Nähe Potsdams aufführen ließ. Den kleinen Landwirten schenkte er 40000 Scheffel Getreide zur Aussaat, 60000 Armeepferde und 70000 Schafe; den am schwersten heimgesuchten Gegenden erließ er nicht nur zeitweilig die Steuern — Schlesien auf sechs Monate, Pommern und der Neumark auf zwei Jahre —, sondern schenkte ihnen auch noch sechzig Millionen Mark bares Geld. Zur Hebung des



Lustschloß Sanssouci bei Potsdam.

Ackerbaues entließ er 30000 Invaliden aus dem Heer. 15000 Häuser wurden zum großen Teil auf Staatskosten errichtet; schon nach einem Jahre war Küstrin aus der Asche wieder erstanden, und nach wenigen Jahren waren allein in Schlesien fünfzehn ansehnliche Städte wieder aufgebaut und 250 neue Dörfer entstanden, deren Häuser nicht mehr, wie früher zum Teil, aus Baumstämmen erbaut, sondern mit Steinen aufgemauert waren. Am meisten that der König für den Adel. Er besetzte die höheren Staatsämter und Offizierstellen fast nur mit Adligen. Auf die Verbesserung adliger Güter verwandte er große Summen, die er teils zinslos, teils gegen sehr geringe Zinsen darlieh. Auch beförderte er durch einen Zuschuß die Gründung landschaftlicher Kreditvereine, der sogenannten „Landschaften", die sich durch Gewährung von Darlehen sehr segensreich erwiesen. Um den adligen Familien die Rittergüter zu erhalten, verordnete er, daß diese nur an Adlige verkauft werden sollten; ein bürgerlicher Besitzer eines Rittergutes erhielt die mit demselben verbundenen Ehrenrechte, wie niedere Gerichtsbarkeit, Patronat über Kirche und Schule sowie Jagdrecht, nicht. — Alle Welt staunte über die scheinbar unversiegliche Geldquelle des Königs: hatte er doch während des ganzen Krieges keine Anleihe aufgenommen und in Preußen die Steuern nicht erhöht!

Wie sein Vater sah auch Friedrich der Große den Ackerbau als die Grundlage des Wohlstandes im Staate an; deshalb suchte er fortwährend neues Ackerland zu gewinnen und mit fleißigen Kolonisten zu besetzen. Schon nach dem zweiten Schlesischen Kriege legte er in siebenjähriger Arbeit das Oderbruch zwischen Frankfurt und Oderberg trocken, indem er die Oder eindeichte und das Binnenwasser ableitete; dadurch wurde eine Fläche gewonnen, auf der 1200 Familien Wohnung und Unterhalt fanden. Mit gerechtem Stolze konnte der König später im Hinblick auf diese blühende Ansiedelung sagen: „Hier habe ich eine Provinz im Frieden gewonnen!" Gleich nach dem Siebenjährigen Kriege wurde die Trockenlegung des Warthe- und des Netzebruchs in Angriff genommen. An der ostfriesischen Küste ließ der König einen Teil des Dollarts eindeichen, wodurch der Landschaftspolder gewonnen wurde, noch heute eine der üppigsten und reichsten Gegenden Deutschlands. Ebenso ließ er den Finerbruch bei Ziesar südwestlich von Brandenburg und den Drömling in der Altmark anbauen. Durch unentgeltliche Überweisung von Grundbesitz, durch Gewährung von Geldunterstützung und Werbefreiheit sowie durch mehrjährige Befreiung von Abgaben suchte der König Ansiedler aus allen Teilen Deutschlands herbeizuziehen. Dabei wußte er jeden in die für ihn geeignete Gegend zu bringen; Holländer und Ostfriesen bestimmte er gern für die Viehzucht, Pfälzer für Garten-, Italiener für Seidenbau. Während seiner ganzen Regierungszeit siedelte er etwa 300000 Kolonisten an. Unermüdlich war der König ferner, die Landleute mit gutem Rat zu unterstützen. Er ermahnte sie, alle leeren Plätze mit Obstbäumen zu bepflanzen, Gemüse- und Hopfengärten anzulegen und nicht nur, wie bisher meistens, Getreide, sondern auch andere Feldgewächse, wie Buchweizen, Flachs, Luzerne, Kartoffeln, Klee und Lupinen, zu bauen, um durch Einführung des Fruchtwechsels die Ertragsfähigkeit des Bodens zu erhöhen. Den Kartoffelbau



Das Neue Palais bei Potsdam.

ließ er sogar von den Kanzeln herab empfehlen, verschenkte ganze Wagenladungen von Pflanzkartoffeln und erreichte es so teils durch Güte, teils durch Zwang, daß diese wichtige Kulturpflanze in seinem Staate bald allgemein angebaut wurde und in den Jahren 1771 und 1772, als das Korn mißriet, viele vor dem Hungertode bewahren half. Um die Baumzucht zu heben, richtete er in der Kurmark Kreisgärtnereien ein; auch suchte er den Seidenbau durch Belohnungen zu fördern. Zur Verbesserung der Schafzucht ließ er Merinowidder aus Spanien kommen. Ein wichtiger Schritt zur Hebung des Ackerbaues war auch der Beginn der Gemeinheitsteilung und Zusammenlegung der Ländereien. Im ganzen ging das Volk schwer auf die vom Könige beabsichtigten Verbesserungen ein, so daß er (1768) unwillig schrieb: „Diese Nation ist schwerfällig und faul. Die Menschen bewegen sich, wenn man sie antreibt, und halten still, wenn man einen Augenblick aufhört, sie zu stoßen; jeder erachtet nur die Gebräuche seiner Väter für gut."

Die Bauern würden der vom Könige ihnen gegebenen Anregung leichter gefolgt sein, wenn ihr Eifer ihnen selber zu gute gekommen wäre; aber ihr Land und fast ihre ganze Arbeitskraft gehörte dem Gutsherrn. Friedrich konnte hierin wenig ändern. Er versuchte zwar die Erbunterthänigkeit aufzuheben; aber die Stände widersprachen einmütig. Woher sollte der König auch die Mittel nehmen, um den Adel für die ihm zugemuteten Opfer zu entschädigen! Auf einigen Domänen in Litauen und der Neumark befreite er die Bauern; da gingen sie vielfach davon nach besseren Gegenden, andere verkauften sogar den ihnen als Eigentum überwiesenen Hof und entwichen mit dem Gelde. Konnte also der König die Bauern auch nicht frei machen, so suchte er doch ihre Lage zu erleichtern. Er befahl, jeden Amtmann (d. i. Domänenpächter), der einen Bauern mit dem Stocke geschlagen habe, sechs Jahre auf die Festung zu bringen, wenn er sonst auch gut wirtschafte und seine Pacht im voraus zahle. Die Bauern sollten fortan wöchentlich nur drei Tage für den Gutsherrn frönen. Als der König einst durchs Feld fuhr, stellten sich die Bauern, welche dort mit Roggenmähen beschäftigt waren, zu beiden Seiten des Weges auf und strichen grüßend ihre Sensen, während ihr König durch ihre Reihen dahinfuhr: es war der Dank der einfachen Leute. Auf diesen Fahrten mußten die Amtleute neben dem Wagen des Königs reiten und über alles Auskunft geben.

Dem Ackerbau und dem Binnenhandel zugleich suchte der König durch den Bau von Kanälen zu dienen. Bereits 1743—1745 ließ er den Plauenschen Kanal zwischen Havel und Elbe, 1744—1746 den Finow-Kanal zwischen Havel und Oder anlegen. Schon 1740 wurde der Swinekanal und 1746 die Stadt Swinemünde erbaut. Die Oderschiffe konnten seitdem auf dem kürzesten Wege ins Meer gelangen und brauchten nicht mehr in Wolgast den Schweden Zoll zu entrichten. Stettin wurde dadurch für Preußen der wichtigste Einfuhrhafen für fremde Waren und blühte rasch auf. Gleich nach dem Siebenjährigen Kriege wurde der Johannisburger Kanal gebaut, der die masurischen Seen in einer Länge von zwölf Meilen verbindet; nach der ersten Teilung Polens wurde zwischen Brahe und Netze der Bromberger Kanal, zur Verbesserung der Memelschiffahrt (1778) der

Gilgekanal angelegt und (1783) durch den Kraffohlkanal eine schiffbare Verbindung Elbings mit der Nogat hergestellt. Zur Unterstützung des Handels gründete Friedrich der Große in Berlin (1765) die „Königliche Bank“ mit Zweigbanken in den Provinzen, die den Geschäftsleuten Geld zu billigen Zinsen lieh, sowie (1772) die Seehandlungsgesellschaft, die den auswärtigen Handel unterstützen sollte. Emden ward für einen Freihafen erklärt, und der König errichtete dort eine asiatische und eine bengalische Handelsgesellschaft und rief die dortige Heringsfischerei wieder ins Leben, leider ohne dauernden Erfolg. Im ganzen aber war der preußische auswärtige Handel einträglich: die Ausfuhr betrug jährlich etwa fünfzehn Millionen Mark mehr als die Einfuhr. Damit den armen Leuten das Brot nicht verteuert werde, gestattete der König die Getreideausfuhr nur, wenn der Scheffel Roggen in Berlin nicht über drei Mark kostete; „denn,“ sagte er, „ich bin von Amts wegen der Sachwalter der Armen.“ Deshalb errichtete er außer den Vorratshäusern für das Heer, in welchen stets das für einen Feldzug erforderliche Korn aufgespeichert lag, auch noch Speicher, in welchen er das Korn der billigen Jahre sammelte. Durch diese Einrichtung hielt er die Kornpreise zum Wohle der Landwirtschaft und besonders der ärmeren Bevölkerung stets in bestimmten Schranken.

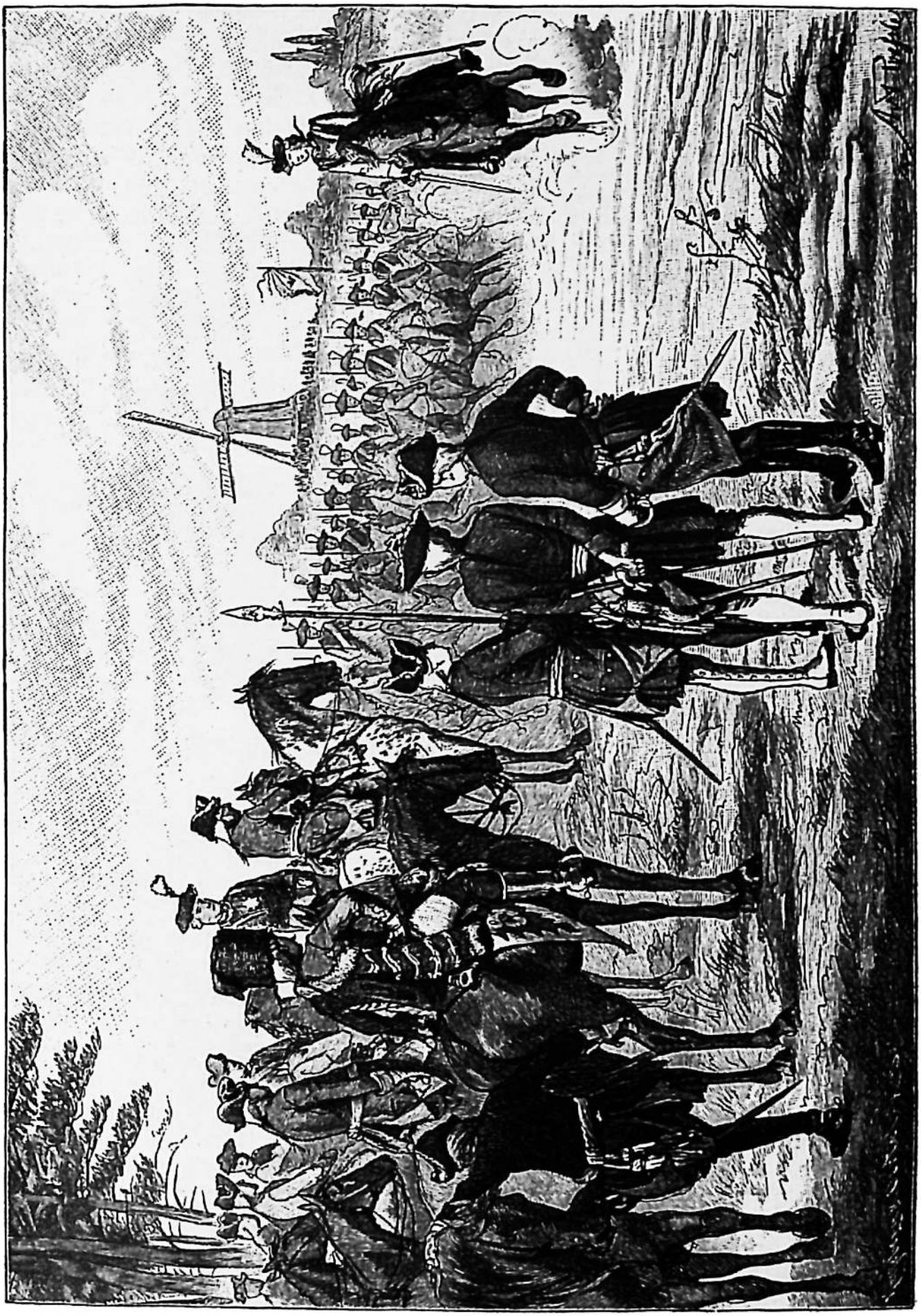
Als ergiebigste Geldquelle des Staates betrachtete der König die Gewerbthätigkeit; deshalb war er auch auf die Förderung derselben eifrig bedacht. Was man im Lande brauchte, sollte man dort möglichst auch erzeugen, dem Auslande wenige Waren, aber viel Geld abnehmen. Er ließ zu diesem Zwecke fremde Handwerker und Fabrikanten ins Land kommen, welche die Einheimischen unterrichten und so die bisher in Preußen unbekannten Gewerbe einführen sollten, und schützte die einheimische Industrie durch hohe Eingangszölle und durch das Verbot fremder Waren. Auf seinen Reisen hatte er auch dafür ein scharfes Auge, ob es hier oder da an gewerblichen Anlagen fehle; er ermunterte nicht nur zur Einrichtung derselben, sondern legte auch einige auf Staatskosten an. Durch ihn wurde die Zuckersiederei, Papierbereitung, Kattundruckerei, Seidenweberei, Baumwollspinnerei und -weberei sowie die erste Spinnmaschine mit Dampfbetrieb in Preußen eingeführt. Thüringische Arbeiter verpflanzten das heimische Stahlgewerbe nach Neustadt-Eberswalde. Um Schlesiens Leinenindustrie zu heben, legte er dort Spinnschulen an; schlesische Leinwand war schon damals so berühmt, daß sie nach Amerika verschickt wurde. Auch die Königliche Porzellanfabrik in Berlin verdankt dem Könige ihre Blüte; sie war von Gotzkowski angelegt, wurde aber vom Könige übernommen und beschäftigte bald 500 Arbeiter; ihr Porzellan konnte mit dem der berühmten Fabriken in Meißen und Sevres bei Paris wetteifern. Im Fürstentum Minden und in der Grafschaft Mark wurden neue Salzquellen entdeckt und ausgebeutet; um billigeres Heizmaterial zu erhalten, ließ der König die Steinkohlenbergwerke in Oberschlesien eifrig abbauen, wobei schon eine Dampfpumpe verwendet wurde, und bewilligte, um den Gewerbfleiß anzuspornen, den bei gewerblichen Unternehmungen beschäftigten Arbeitern sogar Freiheit vom Militärdienst.

Infolge der Hebung von Ackerbau, Handel und Gewerbe vermochte das

Land die Lasten zu tragen, welche der König ihm auferlegen mußte, wenn Preußen seine errungene Großmachtstellung den neidischen Nachbarn gegenüber behaupten wollte. Während der ersten Hälfte seiner Regierung hatte er an dem von seinem Vater überkommenen Steuerwesen nichts geändert; nach dem Siebenjährigen Kriege aber beschloß er, die Accise, die schon der Große Kurfürst zur Erhaltung des stehenden Heeres eingeführt hatte, stärker heranzuziehen. Die notwendigsten Lebensmittel, wie Getreide, Mehl und Schweinefleisch, blieben als die gewöhnlichste Nahrung der Armen von jeder Steuer frei; dagegen wurden die Luxusgegenstände mit einer hohen Steuer belegt. Die ganze Steuerverwaltung wurde der sogenannten „Regie" übertragen, an deren Spitze etwa 200 französische Beamte standen, die durch die gehässige Art der Eintreibung die ohnehin schon drückenden Steuern noch verhaßter machten und sich selber die Taschen füllten. Als die Zölle und Accisen nicht die gehofften Einnahmen lieferten, führte der König das in Frankreich damals schon bestehende Tabaks- und Kaffeemonopol ein. Tabak und Kaffee konnten die Kaufleute fortan nur von der Regierung zu einem bestimmten, hohen Preise erhalten, und die Steuerbeamten hatten das Recht, die Häuser nach steuerpflichtigen Waren, besonders nach eingeschmuggeltem Kaffee zu durchsuchen. Auf die Klage des Volkes über die hohe Kaffeesteuer erwiderte der König: „Die Leute mögen sich doch wieder an das Bier gewöhnen, ich bin in meiner Jugend auch mit Biersuppe erzogen; Bier ist viel gesunder als Kaffee." Auch durch den Spott des Volkes ließ er sich nicht beirren. Einst betrachtete die Menge ein angeschlagenes Bild, auf welchem der König abgebildet war, wie er, auf einem Schemel sitzend, die Kaffeemühle drehte. Als Friedrich es sah, rief er: „Hängt es doch niedriger, damit die Leute sich nicht den Hals auszurecken brauchen!" Sofort brach die Menge in lauten Jubel aus und zerriß das Bild. Zur Freude seines Volkes entließ er übrigens die französischen Beamten wieder, die er selber als „lauter Schurkenzeug" erkannt hatte.

Über die Hälfte sämtlicher Staatseinnahmen verwandte Friedrich der Große auf das Heer, das er auf 200000 Mann brachte. Die Soldaten wurden teils im Lande ausgehoben, teils im Auslande geworben; die Ausländer blieben während des ganzen Jahres bei der Fahne, während die Inländer nur einige Monate dienten. Die größeren Städte, auch einzelne Länder, wie Ostfriesland, Mörs, Geldern und Kleve, und ganze Bevölkerungsschichten, wie Beamte, Kaufleute, Fabrikanten und größere Handwerker, waren von dem Militärdienst befreit. Für die Bildung der Offiziere sorgten mehrere Kadettenanstalten; alljährlich überzeugte sich der König durch Besichtigungen und Manöver von der Schlagfertigkeit des Heeres.

Trotz der großen Ausgaben für das Heer hatte Friedrich der Große für alle nützlichen Unternehmungen stets Geld; denn er gebrauchte für seinen eigenen Haushalt sehr wenig. Je älter er wurde, desto mehr schränkte er sich ein; er gab keine glänzenden Feste, kaufte sich keine prächtigen Kleider und behalf sich zuletzt mit nur sechs Dienern, während andere Fürsten deren Hunderte hatten. „Da Preußen arm ist," sagte er, „so muß der König dieses Landes sparsam sein. Giebt er das Beispiel der Verschwendung, so

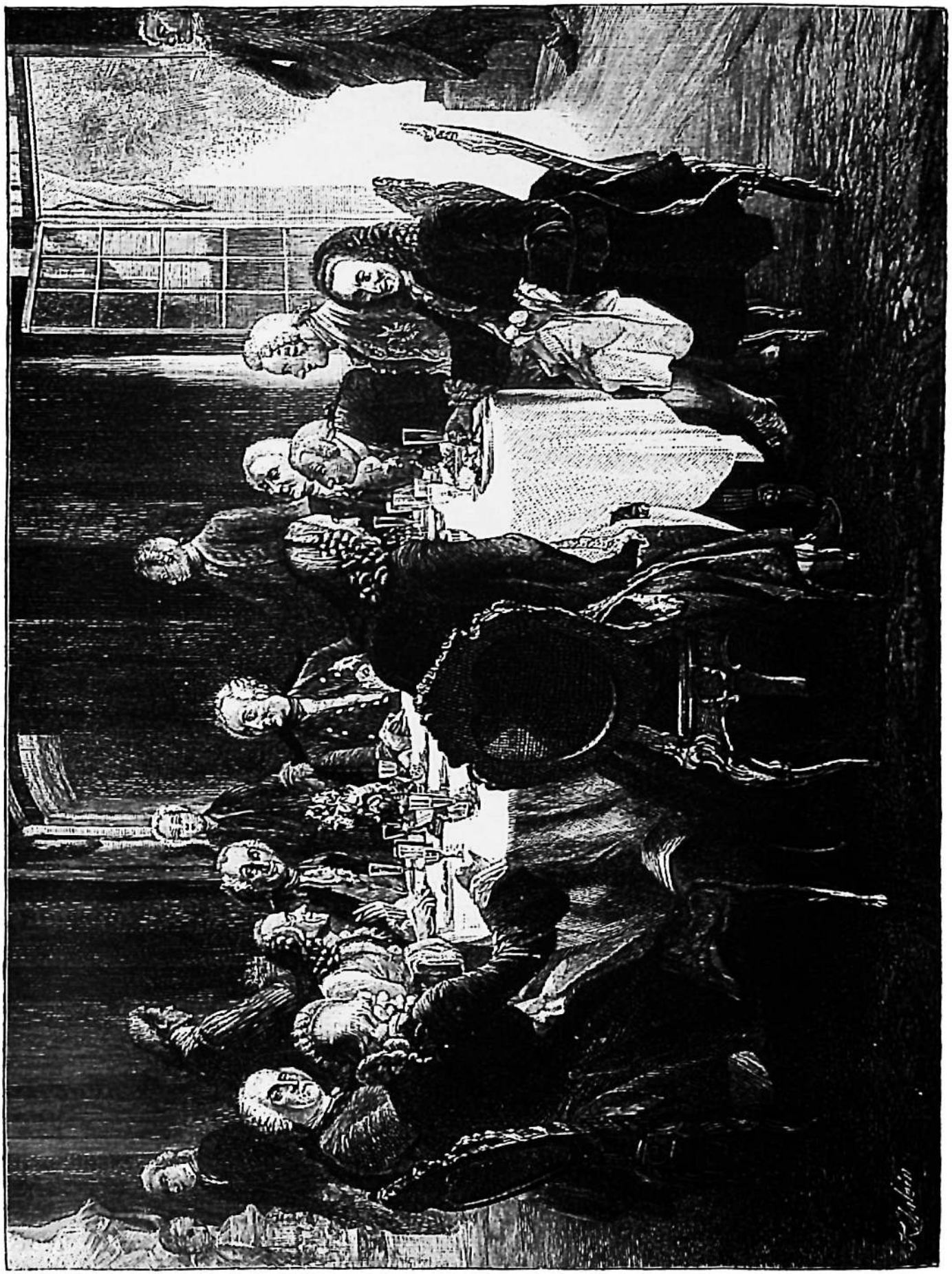


Truppenbesichtigung unter Friedrich dem Großen.

werden seine Unterthanen, die arm sind, ihm nachzuahmen suchen und sich ruinieren." Zur Förderung des Ackerbaus, des Handels und der Gewerbe hat Friedrich der Große 140 Millionen Mark aufgewandt. Mit Recht konnte er im Alter sagen: „Der Staat ist reich, ich aber bin arm."

Friedrich der Große verdankt seine große Volkstümlichkeit neben seinen großen Kriegsthaten vor allem seiner unparteilichen Rechtspflege. Auf dem Lande lag sie meistens in den Händen von rechtsunkundigen Amtleuten, die sie als eine Einnahmequelle ansahen. Auch die schlecht besoldeten Räte der höheren Gerichte waren auf Nebeneinnahmen angewiesen, die Rechtsanwälte meistens unwissend. „Das Volk hatte sich" nach des Königs eigenen Worten „gewöhnt, die Gesetze zu umgehen; schamlos trieben die Advokaten ihren Handel mit Treu und Glauben. Allezeit gewann der Reiche seinen Prozeß gegen den Armen"; ja diesem war wegen der Langwierigkeit und Kostspieligkeit der Prozesse die Beschreitung des Rechtsweges kaum möglich. Friedrich Wilhelm I. hatte in einzelnen Fällen wohl in den Gang der Rechtspflege eingegriffen, aber dadurch dauernd nichts gebessert.

Friedrich hat bis zu seinem Tode an der Besserung der Rechtspflege in Preußen gearbeitet. Nach den Vorschlägen des Justizministers Cocceji wurde gleich nach dem Dresdener Frieden eine Reform des Richterstandes, des Gerichtsverfahrens und der Gesetzgebung in Angriff genommen. Schon 1747 erschien der Codex Fridericianus, ein Gesetzbuch, das eine neue Gerichtsordnung enthielt. Die Rechtspflege wurde von der Verwaltung getrennt und nur rechtskundigen Leuten übertragen; die Richter an den Obergerichten wurden so besoldet, daß sie sich ganz ihrem Amte widmen konnten. Die Gerichte erhielten volle Unabhängigkeit. „Ich habe mich entschlossen," sprach der König, „den Gang der Prozesse niemals zu stören. Die Gesetze müssen sprechen und der König schweigen." Dadurch wurde Preußen, das bislang ein Militärstaat gewesen war, auch zu einem Rechtsstaate. Die Gebühren wurden ermäßigt und der Gang der Prozesse durch Einführung des mündlichen Verfahrens beschleunigt. Die Bestätigung schwerer Strafen, besonders der Todesurteile, behielt sich der König vor, und er milderte nicht selten die Strafe, welche einem Armen auferlegt worden war. „Ich will ein rechter König der armen Leute sein," sagte er und war stets geneigt, dem Geringen gegen den Großen beizustehen. Dies zeigte sich deutlich in dem Prozeß des Müllers Arnold. Dieser wollte die Pacht nicht zahlen, weil ihm durch Anlegung eines Karpfenteiches das Wasser entzogen sei; dafür wurde ihm nach gerichtlichem Urteil die Mühle verkauft. Auf seine Beschwerde ließ der König die Sache durch einen Offizier untersuchen, gab dem Müller recht und bestrafte die Richter. In dem Protokoll über diesen Fall sagt der König: „Die Justizkollegia müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja der Bettler ebensowohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät, und dem alle Justiz widerfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt. Ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeit ausübt, ist gefährlicher und schlimmer als eine Diebesbande." Dieser Erlaß erregte im In- und Auslande die freudigste Begeisterung, die auch dann nicht schwand, als man erfuhr, daß der König sich



Friedrichs des Großen Tafelrunde in Sanssouci. (Nach dem Gemälde von A. v. Menzel.)

vergriffen und der Müller Unrecht gehabt hatte. Welches Rechtsbewußtsein jetzt wieder im Volke lebte, zeigt die Erzählung von dem Windmüller in Sanssouci, der dem Könige, als dieser ihm seine Mühle gegen eine reichliche Entschädigung mit Gewalt nehmen wollte, erwidert haben soll: „Ja, wenn in Berlin kein Kammergericht wäre!“ Ein bleibendes Denkmal hat sich der König um die Rechtspflege dadurch erworben, daß er besonders durch den Großkanzler und Justizminister Carmer und durch dessen Gehilfen Suarez gegen Ende seines Lebens ein neues Gesetzbuch ausarbeiten ließ, das Allgemeine preußische Landrecht, das erste Gesetzbuch in deutscher Sprache, das „durch die Klarheit der aufgestellten Bestimmungen und die Reinheit des Ausdruckes alles übertraf, was früher in Deutschland in der Gesetzgebung geleistet worden“. Der Franzose Mirabeau urteilte über dies Gesetzbuch: „Mit diesem Werke ist Preußen dem übrigen Europa um ein Jahrhundert voraus!“ Den fertigen Gesetzentwurf ließ der König veröffentlichen und setzte für Verbesserungen desselben Preise aus; 1794 trat es in Kraft und hat bis 1900 die Hauptgrundlage des in Preußen geltenden Rechts gebildet.

Vor dem Ende des Siebenjährigen Krieges fand Friedrich weder Zeit noch Mittel, sich des Schulwesens thatkräftig anzunehmen; aber er widmete ihm doch seine stete Aufmerksamkeit und schärfte gleich in den ersten Jahren seiner Regierung die Verordnungen seines Vaters über das Schulwesen wiederholt ein, besonders den Adligen, die sich der Last, in ihren Gutsdörfern Schulen einzurichten, zu entziehen suchten. Mit Genehmigung und Unterstützung des Königs errichtete der Prediger Hecker in Berlin 1747 die erste Realschule und verband mit dieser 1748 ein Lehrerseminar, das (jetzt in Köpenick) vom Staate unterstützt wurde, und der König bestimmte, daß alle zur Erledigung kommenden königlichen Lehrer- und Küsterstellen möglichst mit den Zöglingen dieses Seminars besetzt werden sollten. Noch vor Abschluß des Hubertusburger Friedens sandte Friedrich der Große von Leipzig acht sächsische „Schulhalter“ nach Berlin und ließ sie auf den königlichen Ämtern anstellen; zugleich verordnete er, daß in der Kurmark nur solche als Lehrer angestellt werden sollten, welche Hecker, der als königlicher Rat an die Spitze des Volksschulwesens gestellt wurde, dazu vorgeschlagen oder wenigstens für tüchtig befunden habe. In demselben Jahre (1763) erschien das von Hecker ausgearbeitete „Generallandschulreglement für die gesamte Monarchie“, das als Grundlage des gesamten neueren Schulwesens angesehen werden kann und in mancher Beziehung noch heute gesetzliche Kraft besitzt. Neue Seminare wurden gegründet in Pr.-Eylau, Minden und Halberstadt; damit war ein wichtiger Schritt gethan, einen Lehrerstand zu schaffen. Das Allgemeine Landrecht erklärte dann die Schulen für Staatsanstalten. Wie Hecker für das evangelische, so wirkte Abt von Felbiger segensreich für das katholische Schulwesen Schlesiens, dessen Leitung ihm der König übertrug; er arbeitete für diese Schulen ein Landschulreglement aus, und durch seinen Einfluß entstanden in Schlesien die katholischen Seminare Breslau und Habelschwerdt. Von den Adligen kam keiner der Aufforderung des Königs, sich der Schulen anzunehmen, in so segensreicher Weise nach wie



Der alte Fritz in Sanssouci.

Eberhard von Rochow, der auf seinem Gute Reckahn eine Musterschule einrichtete und das erste Volksschullesebuch, den Kinderfreund, schrieb. Im ganzen unterstützte der Adel den König nicht genügend, und die Bauern schickten ihre Kinder zum Teil nur gezwungen zur Schule; selbst königliche Behörden ließen es oft an dem nötigen Interesse fehlen. Deshalb erlahmte zuletzt des Königs Eifer, und während er früher die Invaliden vom Lehrerberuf ausgeschlossen hatte, ließ er sie später wieder zu, falls sie sich dazu eigneten.

Die Kirche erfreute sich unter Friedrich dem Großen einer weitgehenden Selbständigkeit; er sah nur darauf, daß keine Konfession auf das Gebiet der anderen oder des Staates übergriff (S. 112). Doch wußte er den Wert der Religion wohl zu schätzen und ermahnte wiederholt, die Jugend zu wahrer Gottesfurcht zu erziehen. Wenn ihm die besonderen Lehrmeinungen der christlichen Bekenntnisse auch bedeutungslos erschienen, so hielt er doch die Grundwahrheiten des Christentums fest. Auf seinen Befehl hieß es fortan im Kirchengebet: „Laß dir, o Gott, empfohlen sein deinen Knecht, unsern König!" Um die Arbeitszeit zu verlängern, hob er den dritten Feiertag der drei hohen Feste sowie von den vier Bußtagen drei auf und strich ebenso den Katholiken siebzehn Feiertage. Weil die Jesuiten sich um den Jugendunterricht verdient machten, behielt er sie im Lande, obwohl der Papst (1773) den Orden aufhob.

Kunst und Wissenschaft förderte Friedrich durch Erbauung des Opernhauses, des heutigen Universitätsgebäudes und der Bibliothek sowie durch die Standbilder seiner Helden Schwerin, Seydlitz, Keith und Winterfeldt; bei Potsdam entstanden Sanssouci, das Neue Palais und schöne Garten- und Parkanlagen. Schauspiel und Oper unterstützte er freigebig, in den im Schloß abgehaltenen Konzerten blies er wohl selber die Flöte. Dieselbe Fürsorge erfuhr die Akademie; leider waren die Gelehrten derselben sowie die Schauspieler meistens Franzosen. Von Franzosen erzogen, hatte der König schon frühzeitig Vorliebe für ihre Sprache und Litteratur sowie für einige geistreiche Franzosen gewonnen; doch war er nicht ein Bewunderer des Franzosentums überhaupt, wie sein Wort bezeugt: „Die Franzosen sind gar zu liederlich und machen lauter liederliche Sachen." Aber er schrieb und sprach am liebsten französisch. Die deutsche Litteratur seiner Jugend vermochte ihn allerdings nicht zu fesseln; mit den späteren Werken seiner Zeitgenossen sich eingehend zu beschäftigen, dazu fehlte ihm Muße und Neigung. Klopstocks, Gleims, Kleists Werke beachtete er nicht; selbst die Bedeutung Lessings und Goethes blieb ihm verborgen. Dennoch dachte er echt deutsch, und „der erste wahre und höhere Lebensgehalt," sagt Goethe, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." Auch als Schriftsteller hat sich Friedrich der Große einen Namen gemacht. Außer Gedichten, vielen Briefen, philosophischen und staatswissenschaftlichen Schriften hat er eine „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" und eine „Geschichte meiner Zeit" hinterlassen. Über die deutsche Sprache und Litteratur urteilte er: „Was ist rühmlicher für einen Deutschen, als rein deutsch zu schreiben und zu sprechen. Wir werden unsere klassischen Schrift-

steller haben, jeder wird sie lesen und sich daran bilden, unsere Nachbarn werden deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit Lust sprechen."

„Er spricht's und ahnet nicht, daß jene Morgenröte
Den Horizont schon küßt, daß schon der junge Goethe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt,
Er, der das scheue Kind, noch rot von süßem Schrecken,
Die deutsche Poesie, aus welschen Taxushecken
Zum freien Dichterwalde führt." (Geibel.)

4. Auswärtige Verhältnisse nach dem Siebenjährigen Kriege.

Friedrich der Große stand nach dem Kriege unter den europäischen Großmächten vereinsamt. Er erkannte die Gefahr, welche ihm daraus erwachsen konnte; deshalb suchte er sich Rußland zu nähern und schloß mit Katharina II. ein Bündnis, in welchem sie sich gegenseitig ihren Länderbesitz verbürgten. Die nächste Veranlassung zu gemeinsamem Handeln gab Polen. Dieses große Land — fast viermal so groß als Preußen — war gänzlich heruntergekommen durch die maßlosen Vorrechte des Adels, der den König ganz von sich abhängig gemacht, die Gesetzgebung und Landesverwaltung in seine Gewalt gebracht, die freien Bürger verdrängt hatte und die verarmten Bauern in sklavischer Unterwürfigkeit hielt. Die russische Regierung besaß durch Geld großen Einfluß im Lande, und Katharina war entschlossen, dasselbe ganz in ihre Gewalt zu bringen. Welche Gefahr lag darin für Preußen! Jedenfalls durfte es Westpreußen nicht in russische Hände fallen lassen. Nach Augusts III. Tode (1764) setzte es Katharina durch, daß einer ihrer Günstlinge, der polnische Edelmann Stanislaus Poniatowski, zum Könige von Polen gewählt wurde. Weil dieser aber auf Verlangen der fremden Mächte den evangelischen und griechisch-katholischen Christen Religionsfreiheit gewährte, brach in Polen der Bürgerkrieg aus. Sofort rückten russische Truppen ein und besiegten die Aufständischen. Hierüber wurde auch Österreich besorgt; daher kam eine Annäherung Friedrichs II. an Kaiser Joseph II. zustande, die in einer persönlichen Zusammenkunft in Neiße sich dahin einigten, den Übergriffen Rußlands in Polen gemeinsam entgegentreten zu wollen. Jetzt war Katharina willig, auf einen von Friedrich schon früher gemachten, aber von ihr nicht angenommenen Vorschlag einer Teilung Polens einzugehen. Bei der 1772 vorgenommenen ersten Teilung Polens erhielt Österreich Galizien und Lodomirien, Rußland Litauen, Preußen das frühere deutsche Ordensland (S. 41) Westpreußen, das Bistum Ermeland und den Netzedistrikt, doch ohne Danzig und Thorn, die noch polnisch blieben. Preußens Anteil betrug etwa nur ein Sechstel des verteilten Gebiets, aber er war wegen seiner Lage und seiner der Herkunft nach fast ganz deutschen Bevölkerung sehr wertvoll.

Die neue Provinz erhielt den Namen Westpreußen, und Friedrich nannte sich, weil er jetzt ganz Preußen besaß, seitdem nicht mehr König in, sondern von Preußen. Wie früher Schlesien, so wandte er jetzt Westpreußen seine besondere Pflege zu. Es war ein ödes, verkommenes Land mit einem

zuchtlosen, armen, aber übermütigen Adel und einem verlierten Bauernstande. Auf 1 qkm wohnten nur 15 Menschen, drei Fünftel der Bevölkerung schmachteten in drückender Leibeigenschaft. Außer den Juden, die den Handel und das Handwerk in Händen hatten, gab es kaum Bürger. Im ganzen Lande war weder Post noch Apotheke; auch das Spinnrad war unbekannt. Selbst viele Adlige konnten weder lesen noch schreiben; Männer und Frauen erlagen dem Branntwein. Friedrich sandte in diese Wildnis seine zuverlässigsten und tüchtigsten Beamten, allein 187 Lehrer. Das Land wurde in Kreise geteilt; jeder Kreis erhielt einen Landrat, Gericht, Post und Sanitätspolizei; Kirchen- und Schulgemeinden wurden ins Leben gerufen, die Jesuitenkollegien in Gymnasien umgewandelt; die Evangelischen erhielten Glaubensfreiheit. Die Leibeigenschaft hob der König auf; an die Stelle der bisherigen Willkür des Adels trat das Gesetz, und durch Einführung des Schulzwanges wurde allmählich auch das niedere Volk der Stumpfheit entrissen. Aber dauernd konnte nur durch umfassende Ansiedelung deutscher Einwanderer geholfen werden. Den Anfang machten die Tausende fremder Arbeiter, welche an dem Bromberger Kanal arbeiteten (S. 144). Im ganzen siedelte der König hier 11000 Deutsche an; die meisten derselben waren Württemberger. Unablässig trieb der König, lobte und schalt; wie eifrig seine Beamten auch waren, sie thaten ihm selten genug. Aber auch an Geld ließ er's nicht fehlen; im ganzen hat er für Westpreußen über 20 Millionen Mark aufgewandt. Dafür hatte er aber auch die Freude, daß das Land allmählich sich erholte und deutsches Wesen in demselben die Oberhand gewann.

Die rastlose Thätigkeit Friedrichs des Großen reizte andere deutsche Fürsten zur Nacheiferung an, besonders Joseph II. Nachdem er vergeblich versucht hatte, die verrotteten Zustände des Reichs zu bessern, richtete er seinen Eifer auf die Erweiterung der österreichischen Hausmacht, um einen Ersatz für Schlesien zu gewinnen. Im Jahre 1777 starb die Bayrische Linie des Hauses Wittelsbach aus, und es mußte Karl Theodor aus dem Hause Pfalz-Sulzbach, Landesherr von Pfalz, Jülich und Berg, folgen, der aber keine erbberechtigten Nachkommen hatte und deshalb nur geringen Wert darauf legte, Bayern zu erlangen. Joseph II. erhob nun ganz unberechtigte Erbansprüche auf Bayern, besetzte das Land und bewog den verschwenderischen Karl Theodor leicht, ihm gegen eine große Geldentschädigung zwei Dritteile desselben abzutreten. Frankreichs Zustimmung wollte man durch die Abtretung Luxemburgs gewinnen.

Da protestierte der Erbe Karl Theodors, Karl von Pfalz-Zweibrücken, auf Friedrichs Veranlassung gegen diesen Handel und rief Friedrich um Hilfe an; als Joseph den Raub noch nicht fahren lassen wollte, zog der schon alternde König noch einmal das Schwert und fiel mit zwei Heeren in Böhmen ein. Damit begann der Bayrische Erbfolgekrieg (1778). Aber weder Friedrich noch Maria Theresia hatten rechte Lust zum Kriege; deshalb schlossen sie, ohne daß es zu großen Schlachten kam, schon im folgenden Jahre den Frieden zu Teschen, in welchem nur das Innviertel an Österreich abgetreten wurde. Zwar hatte dieser „Kartoffelkrieg" Preußen nicht unbedeutende Opfer an Geld und wegen mangelhafter Verpflegung auch an

Menschenleben gekostet, dafür hatte es aber auch die Zuneigung vieler kleiner deutscher Fürsten gewonnen, die der vergrößerungssüchtigen habsburgischen Macht gegenüber in ihm einen Beschützer erkennen mußten.

Beim Friedensschluß hatte Friedrich die Vermittelung der Kaiserin Katharina angerufen, die auch entschieden für ihn eingetreten war. Hierdurch belehrt, bemühte sich seitdem Joseph II. eifrig, die Gunst der russischen Kaiserin zu gewinnen, und es gelang ihm, ihre Zustimmung zu seinen Vergrößerungsplänen in Deutschland zu erlangen, wofür er sie in ihren Anschlägen auf das türkische Reich zu unterstützen versprach. Dann wußte er Karl Theodor zu bewegen, ihm Bayern abzutreten, wofür dieser die österreichischen Niederlande als Königreich Burgund erhalten sollte. Karl von Pfalz-Zweibrücken wandte sich sofort mit der Bitte um Hilfe an Friedrich, und dieser erhob nicht nur Einsprache gegen den beabsichtigten Ländertausch, wodurch er diesen vereitelte, sondern benutzte auch die Verstimmung der übrigen deutschen Fürsten gegen Österreich, indem er Hannover, Sachsen, Braunschweig, Mainz, Baden, Weimar, Hessen-Kassel u. a. bewog, mit Preußen einen deutschen Fürstenbund zu schließen.

5. Friedrichs des Großen Lebensabend.

Friedrich der Große wußte sich die Liebe seines Volkes und die Achtung Europas bis zu seinem Tode zu bewahren. Aber immer einsamer wurde das Leben um ihn; einer nach dem andern von seinen Freunden starb dahin, Seydlitz und Quanz schon im Jahre 1773; Prinz Heinrich lebte meistens auf dem ihm vom Könige geschenkten Schloß Rheinsberg. Obwohl der König seine Gemahlin hochschätzte, konnte er sich doch nicht entschließen, mit ihr zusammen zu wohnen. Da er wegen fehlender Vorderzähne die Flöte nicht mehr blasen konnte, hörten auch die Konzerte in Sanssouci auf; er suchte fortan Erholung im Lesen, im Gespräch mit den ihm gebliebenen Freunden und auf Spaziergängen, auf denen ihn seine Windspiele begleiteten.

Ein herzliches Verhältnis bestand zwischen dem Könige und Zieten. Einst schlummerte der alte Held an der königlichen Tafel ein; als aber die Höflinge ihn wecken wollten, sprach der König: „Laßt ihn schlafen! Er hat oft genug für uns gewacht.“ Noch ein Jahr vor seinem Tode erschien der greise Zieten mit den übrigen Generalen bei der Parole im Schloß. Der König reichte ihm die Hand, bedauerte, daß er die Treppen habe heraufsteigen müssen, und fragte ihn nach seiner Gesundheit. Zieten erwiderte: „Die ist gut; aber ich fühle doch, daß die Kräfte schwinden.“ — „Das Stehen muß Ihm schwer fallen,“ sprach der König, „geschwind einen Sessel für Vater Zieten!“ Als der alte Held sich durchaus nicht setzen wollte, während sein König sich mühsam auf seinen Krückstock stützte, erklärte Friedrich bestimmt: „Setz' Er sich, alter Vater, sonst gehe ich! Ich will Ihm durchaus nicht lästig werden.“ Die alten Kriegskameraden durften sich dem Könige gegenüber auch wohl ein freies Wort erlauben. Als der König einst den französischen Witz sehr rühmte, sprach General von Lettow: „Wir haben viel bessere Witze als die Franzosen,“ und als der König das nicht zugeben wollte, fuhr der General fort: „Da ist zuerst Mollwitz, wo Eure Majestät die erste Bataille gewann. Ferner haben wir Bunzelwitz, wo Eure Majestät so sicher saßen wie in Abrahams Schoß. Dort sitzt mein Freund Prittwitz, der Eure Majestät bei Kunersdorf das Leben rettete, und hier Lestwitz, der mit seinen Grenadieren stets den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Das sind preußische Witze; mit den französischen kann man keinen Hund vom Ofen locken.“ Der König verstand ihn und sagte: „Er hat recht, lieber Lettow!“

Nach Berlin kam der König in den letzten Jahren selten; aber wenn er kam, war's für die Stadt ein Festtag. Die Einwohner standen ehrfurchtsvoll grüßend vor ihren Häusern und zeigten den kleinen Kindern den geliebten Landesvater; die Schuljugend aber drängte sich oft so nahe an den König, daß sein Pferd kaum durchkommen konnte. Als er aber einst am Mittwochnachmittag drohend den Krückstock erhob und sagte: „Ihr Buben, wollt ihr wohl in die Schule!" riefen sie: „Der will König sein und weiß noch nicht, daß heute nachmittag keine Schule ist!"

Daheim und auf Reisen ließ sich der König von jedermann sprechen, und er hatte für Bedürftige sowie für nützliche Einrichtungen stets eine offene und gefüllte Hand; damit that er nach seiner Meinung nur seine Schuldigkeit. Als ihm einst die Greiffenberger aus Schlesien, denen er ihre abgebrannte Stadt hatte wieder aufbauen helfen, dafür danken wollten,

Da stand er mit der Krücke, so hager und gebückt:!
Was hat in seinem Blicke so demanthell gezückt?
Er sprach — es klang wie Zanken das kurze Wort beinah:
„Ihr habt mir nicht zu danken, denn davor bin ich da!"

(H. v. Blomberg.)

Der Körper des „alten Fritz" war bereits gebeugt; nur sein großes, klares Auge verriet noch seinen feurigen Geist. Doch mit eiserner Willenskraft überwand er die Schwächen des Leibes. Als ihm vier Jahre vor seinem Tode die rechte Hand den Dienst versagte, lernte er noch mit der linken schreiben. Die Arbeit, seine größte Freude, setzte der greise König noch bis zum letzten Atemzuge fort. „Ich bin der erste Diener meines Staates," sprach er; „ich arbeite, um zu leben; denn nichts hat mehr Ähnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang." Noch 1785 besuchte der 73jährige Held die Musterung in Schlesien, wobei er trotz des Regens sechs Stunden lang zu Pferde saß. Es war seine letzte Parade. Neben den großen politischen Fragen vergaß er auch die kleinsten Verhältnisse seiner Unterthanen nicht. Er sorgte für die Verbesserung der Pferde- und Schafzucht, erkundigte sich, ob die Bauern auch Mistgruben anlegten und zur rechten Zeit düngten, ob in jedem Dorfe ein Nachtwächter sei, ob Sperlingsköpfe abgeliefert würden, und gab selbst den Lumpensammlern eine Anweisung zum Sortieren der Lumpen. Schon seit Jahren litt der König an der Gicht; dazu trat in den letzten Monaten noch die Wassersucht. Er konnte nun nicht mehr liegen, sondern mußte Tag und Nacht auf einem Stuhle sitzen. Als ihm im Januar 1786 das Ableben des alten Zieten gemeldet wurde, schwieg er nachdenklich eine Weile; dann sagte er: „Im Kriege kommandierte er stets die Avantgarde, ich die Hauptarmee; auch im Tode ist er mir vorangegangen: ich werde ihm bald folgen." Noch am zweiten Tage vor seinem Tode erledigte er seine Regierungsgeschäfte; am 17. August 1786 nahm ihm der Tod das Scepter aus der müden Hand. In der Garnisonkirche zu Potsdam, an der Seite seines Vaters fand der große König seine letzte Ruhestätte; der Entschlafene hatte sich zwar neben dem Schlosse eine Grabstätte bereiten lassen, aber sein Nachfolger fand sie des großen Toten nicht würdig. Die Nachricht von seinem Tode ging erschütternd durch die Welt. Selbst Friedrichs Feind, Fürst Kaunitz in Wien, rief aus: „Wann wird wieder ein so großer König das Scepter führen!" und ein Bäuerlein in Schwaben meinte: „Wer wird nun die Welt regieren?"

Friedrich der Große hat Preußen von 2200 Quadratmeilen mit zweieinhalb Millionen Einwohnern auf 3500 Quadratmeilen mit fast sechs Millionen Einwohnern und das Heer von 83000 auf 200000 Mann gebracht. Preußen war durch ihn eine Großmacht geworden. Die Staatseinnahmen waren verdreifacht, und der Staatsschatz enthielt 150 Millionen Mark. Im ganzen Lande herrschte unparteiliche Rechtspflege und Gewissensfreiheit, Landwirtschaft, Handel und Gewerbe blühten. Mit folgenden Worten schließt Friedrichs Testament: „Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden der Wohlfahrt dieses Reichs gelten. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden; möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten verteidigte Staat sein! O möge Preußen in höchster Blüte bis an das Ende der Zeiten fortdauern!“

5. Der Niedergang unter Friedrich Wilhelm II.
1786—1797.

1. Die inneren Verhältnisse.

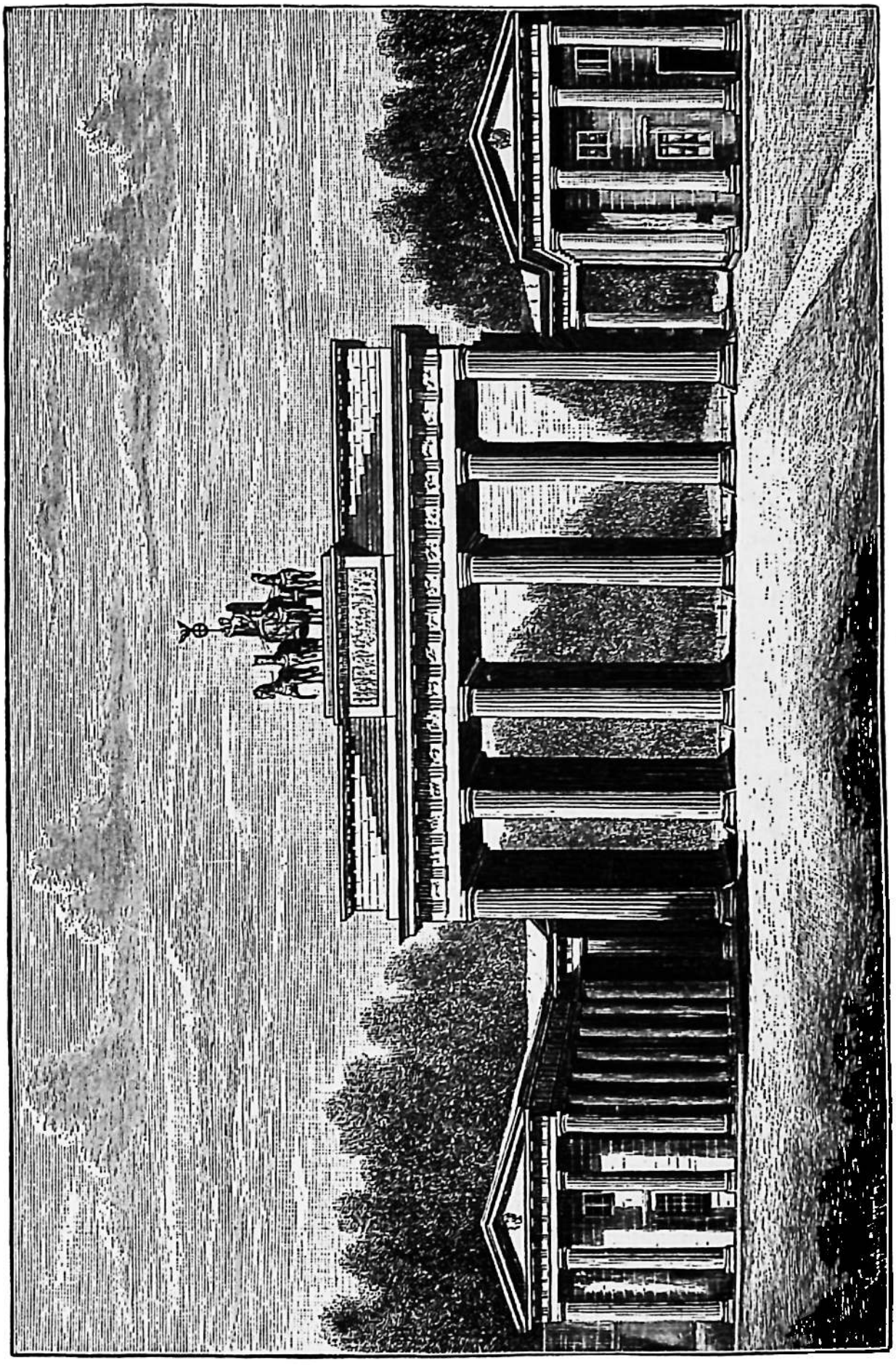
Da Friedrichs des Großen Ehe kinderlos und sein ältester Bruder August Wilhelm (S. 124) bereits verstorben war, so folgte ihm dessen ältester Sohn als König Friedrich Wilhelm II. Er war einer der stattlichsten Männer seines Landes, sehr milde und liebenswürdig; daher besaß er als Prinz die Liebe des Volkes in hohem Grade; auch seine ersten Regierungshandlungen zeugten von großem Wohlwollen und bezweckten, manche Härten der früheren Regierung zu mildern. Die in dem Arnoldschen Prozeß verurteilten Richter wurden für unschuldig erklärt, die Regie, das Tabaks- und Kaffeemonopol wurden aufgehoben, die noch dabei beschäftigten Franzosen entlassen. Die barbarische Bestrafung der Soldaten wurde streng verboten; für die Soldatenkinder wurde in Potsdam eine Garnisonschule errichtet, den Invaliden Verpflegung auf Staatskosten zugesichert. Die durch eine Feuersbrunst eingeäscherte Stadt Küstrin ließ der König auf Staatskosten wieder aufbauen. Deutsche Sprache, deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler kamen am Hofe wieder zu Ehren; scharenweise strömten Beamte und Bürger wieder zu den Hoffesten.



Friedrich Wilhelm II.

Das nach dem Muster der atheniſchen Propyläen erbaute Brandenburger Thor in Berlin mit dem berühmten, von Schadow modellierten Viergeſpann, ein Denkmal deutſcher Bildhauer- und Baukunſt, wurde (1793) vollendet. Der durch ſeine Radierungen und Kupferſtiche berühmte Chodowiecki, der viele Bücher ſeiner Zeit mit hübſchen Bildern geſchmückt hat, wurde Direktor der Akademie in Berlin. Auf Vorſchlag des verdienten Miniſters von Zedlitz errichtete der König das Oberſchulkollegium, das ſämtliche Schulen des Landes beaufſichtigen, jede nach ihrer beſonderen Aufgabe einrichten und die Bildung und Prüfung der Lehrer überwachen ſollte. Von jetzt ab ſollte kein Lehrer mehr angeſtellt oder befördert werden, der nicht ſeine Fähigkeit durch Zeugniſſe nachweiſen könne. Die Zöglinge der höheren Schulen ſollten fortan in einer beſonderen Prüfung ihre Reife für den Beſuch einer Univerſität darlegen; 1789 fand in Preußen die erſte Maturitätsprüfung ſtatt. Der Jeſuitenorden wurde für Preußen aufgehoben; ſeine liegenden Gründe fielen teils katholiſchen Schulen, teils der Univerſität Halle zu. Das Allgemeine Landrecht (S. 150) wurde unter Friedrich Wilhelm II. 1794 eingeführt. Zur Hebung der Landwirtſchaft und zur Förderung des Verkehrs ließ der König den Ruppiner Kanal graben; 1787 wurde in der Grafſchaft Mark durch Steins (S. 180) Bemühen die erſte Chauſſee in Preußen, 1792 diejenige zwiſchen Berlin und Potsdam erbaut.

Es fehlte dem König aber die weiſe Sparſamkeit, die eiſerne Willens- und die unermüdliche Arbeitskraft. Von ſeinem Oheim nur wenig in die Staatsgeſchäfte eingeführt, gewährte er ſeinen Räten eine zu große Selbſtändigkeit. Augendiener wurden ſeine Günſtlinge; ſie brachten ihn bald um die Gunſt des Volkes auch in ſolchen Dingen, bei denen der König die beſten Abſichten hegte. Zur evangeliſchen Kirche z. B. ſtellte er ſich viel freundlicher als ſein königlicher Oheim: er nahm nebſt den Gliedern des königlichen Hauſes wieder regelmäßig am Gottesdienſte teil; deshalb hofften viele von ihm auch eine Beſſerung der religiöſen und ſittlichen Verhältniſſe im Lande. Die von England ausgegangene, aber in Frankreich, beſonders von Voltaire und Rouſſeau, weiter entwickelte Aufklärung hatte auch in Preußen nicht nur Gleichgültigkeit gegen alles Kirchliche, ſondern ſogar freche Religionsſpötterei und Gottloſigkeit im Handeln erzeugt. Am verrufenſten waren die Berliner; „die Gebildeten ſchämten ſich," wie Hamann erzählt, „den Namen Jeſu in den Mund zu nehmen." Schon Friedrich der Große ſagte in ſeinen alten Tagen: „Ich wollte einen Finger darum geben, wenn die Berliner wieder ſo ſittenrein wären, wie in den Tagen meines Vaters." Friedrich Wilhelm II. ſuchte das Übel durch Machtgebote zu heilen, indem er auf den Rat des Miniſters Wöllner (1788) ein Religionsedikt erließ: allen Geiſtlichen und Lehrern wurde bei Strafe der Amtsentſetzung geboten, ſich ſtreng an die Lehren der orthodoxen Kirche zu halten; ſie wurden fortan ſcharf überwacht und nur Kandidaten der ſtrenggläubigen Richtung angeſtellt. Aber eine Beſſerung wurde nicht erreicht, nur die Heuchelei befördert. Ebenſowenig wirkte das Cenſuredikt, durch welches man die leichtfertige Preſſe zu unterdrücken hoffte. Beides blieb ohne nachhaltige Frucht, weil die höheren und gebildeten Stände ſich dadurch nicht gebunden fühlten und das übelſte Vorbild gaben.



Das Brandenburger Thor zu Berlin.

2. Die auswärtigen Verhältnisse.

Die Armee schätzte Friedrich Wilhelm, der selber ein unerschrockener Soldat war, hoch; er erkannte auch, daß sie nicht mehr auf der Höhe der Zeit stand, was sich auch schon im Bayrischen Erbfolgekriege gezeigt hatte; aber zu einer gründlichen Wandlung kam es nicht, weil die alten Befehlshaber zu fest an den von Friedrich dem Großen überkommenen Formen klebten. Und scheinbar war dazu auch keine Veranlassung. Denn als des Königs Schwester, die Gemahlin des Erbstatthalters Wilhelm V. der Niederlande, von der republikanischen Partei der „Patrioten" auf einer Reise beleidigt worden war, ließ Friedrich Wilhelm, nachdem er vergeblich Genugthuung verlangt hatte, ein Heer in Holland einrücken, das in wenigen Tagen die Bürgerwehren und Freischaren zur Ruhe brachte. Doch gereichte dieser Feldzug Preußen nur zum Schaden, da der König großmütig auf Ersatz der Kriegskosten verzichtete und der Wahn von der Unüberwindlichkeit des preußischen Heeres sich noch vergrößerte.

Bald drohte ein weit gefährlicherer Krieg. Preußen hatte mit der von Rußland und Österreich stetig bedrohten Türkei ein Bündnis geschlossen und sich verpflichtet, jenen beiden den Krieg zu erklären, um rechtzeitig einen weiteren Machtzuwachs derselben zu verhüten. Da starb (1790) Joseph II., und sein gewandter Bruder und Nachfolger Leopold II. (1790—1792) wußte Friedrich Wilhelm nicht nur zum Frieden zu bewegen, sondern bald nachher sogar zu seinem Bundesgenossen zu machen. Minister von Hertzberg, der bis dahin die äußere Politik nach den Überlieferungen Friedrichs des Großen geleitet hattet, wurde entlassen; an seine Stelle trat Haugwitz, ein unfähiger, charakterloser Mann, was um so verhängnisvoller war, als man unmittelbar vor dem Ausbruch gewaltiger Kriege stand, die das ganze Abendland erschütterten.

Als die Revolution in Frankreich alle bestehenden Verhältnisse umgeworfen, das Königshaus ins Gefängnis, Tausende von Edelleuten, Priestern und Bürgern aufs Schafott gebracht und auch in vielen Deutschen das Verlangen nach ähnlichen Umwälzungen geweckt hatte, wurden die deutschen Fürsten um ihre Throne besorgt. Zudem reizten die vielen in Deutschland lebenden Emigranten zum Kriege und begannen sich zu rüsten; auch fühlte Kaiser Leopold sich verpflichtet, das Interesse deutscher Fürsten zu schützen, die seit alter Zeit in Frankreich Güter besaßen, welche durch Aufhebung der Feudallasten an Wert verloren hatten; endlich wollte er auch seiner Schwester Marie Antoinette, Ludwigs XVI. Gemahlin, Hilfe bringen. Er schloß deshalb mit Preußen zu Pillnitz bei Dresden 1791 einen Bundesvertrag, starb aber vor Ausbruch des Krieges (1792). Seinem Sohne und Nachfolger Franz II. erklärten die Franzosen den Krieg, weil die Emigranten ungehindert ihre Umtriebe gegen Frankreich fortsetzen durften; dadurch war auch Preußen zum Kriege gezwungen. Teils aus Besorgnis wegen eines von Rußland drohenden Angriffs, teils weil die Verbündeten nach den Schilderungen der Emigranten die Kriegstüchtigkeit der Franzosen unterschätzten, führten sie ein nur kleines Heer über den Rhein. Dennoch hätte das schlecht ausgerüstete und ausgebildete französische Heer unter Dumouriez einem raschen Angriffe

kaum zu widerstehen vermocht; aber der Befehlshaber des preußischen Heeres, Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, ein Neffe des berühmten Siegers bei Minden (S. 130), war für ein langsames, bedächtiges Vorgehen. Dazu erließ er ein von einem Emigranten abgefaßtes Manifest an die Franzosen, in welchem angedroht wurde, daß jede Stadt, die sich widersetzen werde, zerstört und Paris in einen Trümmerhaufen verwandelt werden solle, wenn Ludwig XVI. ein Haar gekrümmt würde. Diese leere Drohung verletzte die Franzosen und entflammte nur ihre Begeisterung.

Die Preußen rückten von Koblenz aus langsam gegen die Champagne vor, die durch den schluchtenreichen Argonnerwald gedeckt war. Mit Leichtigkeit wurden die Engpässe desselben genommen und Dumouriez aus seiner Stellung vertrieben; den König, die Offiziere und Gemeinen verlangte danach, die unter Kellermanns Befehl auf den Höhen stehenden Franzosen anzugreifen; aber der Herzog von Braunschweig begnügte sich mit einer zehntägigen nutzlosen Kanonade bei Valmy. Den Franzosen wuchs der Mut; die Preußen aber litten sehr unter mangelhafter Verpflegung, furchtbare Regengüsse weichten den Boden auf, und die Ruhr begann ihre Reihen zu lichten. Nach fruchtlosen Verhandlungen entschloß man sich zur Umkehr; auf fast grundlosen Wegen und in fortwährendem Regen kehrte das Heer mißmutig an den Rhein zurück. Dumouriez warf sich jetzt auf die Österreicher in Belgien. Eine andere französische Armee unter Custine bemächtigte sich des von den Verbündeten preisgegebenen linken Rheinufers. Sie rückte in Worms und Speier ein und wurde dort wie überall von dem Volke mit Jubel empfangen, das so lange von seinen weltlichen und geistlichen Herren gequält worden war. Selbst Mainz öffnete den Franzosen die Thore „und pflanzte mit Lust die munteren Bäume der Freiheit". Freilich kühlten die schamlosen Erpressungen der Befreier rasch die Begeisterung, und die Vorgänge in Paris öffneten ihren Freunden die Augen. Ludwig XVI. wurde zum Tode verurteilt und am 21. Januar 1793 mittels der damals erfundenen Guillotine öffentlich enthauptet. Im Oktober desselben Jahres fiel auch das Haupt der Königin, während der Kronprinz bei einem Schuhmacher in Schmutz und Elend umkam. In Frankreich herrschte der Pöbel, dem nichts mehr heilig war; die Kirchen wurden geplündert, das Christentum abgeschafft.

Diese Greuel veranlaßten England, Holland, Preußen, Österreich, das deutsche Reich, Spanien, Sardinien und Neapel, 1793 einen Bund, die erste Koalition, gegen Frankreich zu schließen. Katharina II. von Rußland hielt sich fern, um, während Westeuropa in Krieg verwickelt war, desto ungestörter ihre Vergrößerungspläne im Osten zu verfolgen. Deshalb mußten auch Österreich und Preußen einen Teil ihres Heeres zurückbehalten. Frankreich war um diese Zeit in blutige Bürgerkriege verwickelt, dazu waren seine Heere den Verbündeten weder an Zahl noch an Tüchtigkeit gewachsen; dennoch ging es hauptsächlich infolge der Uneinigkeit und Zaghaftigkeit seiner Gegner siegreich aus dem Kampfe hervor. Zwar eroberten die Österreicher Belgien und die Preußen Mainz zurück, gewannen auch einzelne Siege; aber diese wurden nicht ausgenutzt. Als dann Friedrich Wilhelm zu seinem Heere in Polen eilte, schwand jede Hoffnung auf ein entschiedenes Vorgehen der

verbündeten Heere. Obwohl Österreicher und Preußen gemeinsam die Weißenburger Linien eroberten, rückte der Herzog von Braunschweig nicht vor, sondern beschränkte sich auf die Verteidigung. Bei Kaiserslautern zeigten sich die preußischen Truppen in einer dreitägigen Verteidigung einem doppelt so großen Heere gegenüber noch einmal ihres alten Ruhmes würdig, doch alles ohne Erfolg. Durch den Konvent war fast die ganze kampffähige Mannschaft Frankreichs unter die Waffen gerufen, jeder der Verbündeten schob dem anderen die Schuld der geringen Erfolge zu; mißmutig legte der Herzog von Braunschweig den Oberbefehl nieder, und Möllendorf trat an seine Stelle.

In dem neuen Feldzuge waren die Franzosen den Verbündeten an Zahl weit überlegen; auch ihre Kriegstüchtigkeit hatte sich gehoben. Sie besiegten die Österreicher bei Fleurus, westlich von Namur, und der Kaiser entschloß sich, die Niederlande aufzugeben, um sich durch Anschluß an Rußland im Osten zu entschädigen. Preußen vermochte den Krieg nur mit englischen Hilfsgeldern weiterzuführen. Möllendorf gewann bei Kaiserslautern im Mai und im September 1794 glänzende Siege; aber infolge des Rückzuges der Österreicher aus den Niederlanden mußte auch er sich über den Rhein zurückziehen. Die Engländer weigerten sich, weitere Hilfsgelder zu zahlen, weil der preußische Oberfeldherr sich den von London ihm zugehenden Befehlen nicht fügen wollte; König Friedrich Wilhelm wünschte sein Heer für einen im Osten drohenden Krieg zur Hand zu haben, und da er seinem Bundesgenossen, dem Kaiser, der ihn bei der dritten Teilung Polens so treulos behandelt hatte (S. 163), mißtraute und nicht mit Unrecht fürchtete, derselbe unterhandle bereits mit den Franzosen, so nahm auch er die von Frankreich ihm dargebotene Hand an. Im Frieden zu Basel (1795) gab Preußen das linke Rheinufer preis; in einem allgemeinen Frieden sollte über dasselbe endgültig entschieden und Preußen für den Verlust von Mörs, Geldern und Kleve entschädigt werden. Den norddeutschen Staaten, welche sich diesem Frieden anschlossen, ward Neutralität gewährt. In Österreich und Süddeutschland war man entrüstet über diesen „Verrat“ Preußens an der deutschen Sache; das Ansehen Preußens war dahin, und der so teuer erkaufte Friede war trotz der preußischen Siege geschlossen worden und währte nur so lange, als es den Franzosen beliebte.

An Flächeninhalt ist Preußen unter Friedrich Wilhelm II. trotz des Verlustes am Rhein noch gewachsen. Der kinderlose Markgraf von Ansbach und Baireuth trat diese Länder, 116 Quadratmeilen groß, gegen ein Jahrgeld an Preußen ab, das sie Anfang 1792 in Besitz nahm. Der in diesem Ländchen bestehende Rote Adlerorden, der als Inschrift des Königs Wahlspruch: Sincere et constanter (Aufrichtig und beständig) führt, wurde zum zweiten Hausorden des Königreichs Preußen erklärt. — Noch umfangreicher war die Erwerbung im Osten.

Polen hatte mit Preußen ein Schutzbündnis geschlossen und eine neue Verfassung eingeführt, durch welche die schlimmsten Übelstände abgestellt waren. Aber Katharina II. wußte die vornehmsten Polen, die durch die Einführung der Verfassung viel von ihrem Einfluß eingebüßt hatten, zu be-

wegen, gegen die Beschränkung ihrer Rechte zu protestieren und die Hilfe der Russen anzurufen, die auch sofort erschienen. Preußen hatte für die von ihm erbetene Hilfe auf die Abtretung von Danzig und Thorn gerechnet; da die Polen aber hiervon nichts wissen wollten und selber die Feinde ins Land riefen, versagte es seine Hilfe. Die polnischen Vaterlandsfreunde brachten zwar ein Heer zusammen, das unter Kosciuskos Führung tapfer focht, aber der Übermacht erlag. König Stanislaus selber ging zu den Russen über, und der polnische Reichstag führte die alte Verfassung wieder ein. Um den Russen das Land nicht allein zu lassen, ließ auch Friedrich Wilhelm seine Truppen in Polen einrücken und einigte sich dann mit Katharina (ohne Österreich) zu einer zweiten Teilung Polens (1793). Preußen erhielt außer Danzig und Thorn Großpolen oder Südpreußen, etwa die heutige Provinz Posen, ungefähr 1000 Quadratmeilen mit 1,1 Millionen Einwohnern. Voll Ingrimm erhoben sich die Polen unter Kosciuskos Führung abermals. Die Preußen rückten in Polen ein, schlugen Kosciusko, eroberten Krakau und belagerten Warschau, das dann von den Russen erstürmt wurde. Darauf ließ Rußland seinen bisherigen Bundesgenossen plötzlich im Stich und schloß mit Österreich, das für die Unterwerfung des Landes nichts gethan hatte, 1795 einen Vertrag zur dritten Teilung Polens, wonach Rußland wieder den Löwenanteil, Österreich Westgalizien mit Krakau, Preußen den Rest mit Warschau erhalten sollte. Gezwungen gab Friedrich Wilhelm sich endlich mit dem ihm überlassenen Anteil zufrieden. Die neue Erwerbung erhielt den Namen Neuostpreußen und Neuschlesien.

Preußen war unter Friedrich Wilhelm II. um 2000 Quadratmeilen und drei Millionen Einwohner gewachsen; aber der Zuwachs war, von Ansbach-Baireuth, Danzig und Thorn abgesehen, ein ungesunder und gereichte dem preußischen Staate nicht zum Vorteil. Dazu war der Staat mit Schulden belastet, sein Ansehen gesunken. Friedrich Wilhelm II. starb schon im Alter von 53 Jahren. Ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm III.

6. Preußens Fall und Wiederaufrichtung unter Friedrich Wilhelm III.*)

1797—1840.

1. Friedrich Wilhelm III. und Luise in den Tagen des Glücks.

Die Jugend Friedrich Wilhelms (geb. am 3. August 1770) fällt noch in die Tage Friedrichs des Großen, der den Großneffen wie einen Sohn

*) Man vergleiche hierzu: Oskar Höcker, Deutsche Treue, welsche Tücke, kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit der großen Revolution, der Knechtschaft und der Befreiung. 4. Auflage. Oskar Höcker, Mit Gott für König und Vaterland! Aus den Tagen der Unterdrückung und der Befreiung. 5. Auflage. M. Hübner, Unter der Geißel des Korsen. Bilder aus der Zeit der Erniedrigung und der Erhebung Deutschlands. Nach den Erinnerungen seines Großvaters erzählt. 2. Auflage. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. — Alle drei Werke sind reich illustriert.

liebte. Schon früh zeigten sich bei dem Prinzen strenge Wahrheitsliebe und Einfachheit. Einst traf ihn der König im Garten von Sanssouci, erkundigte sich nach seinen Fortschritten in der französischen Sprache und forderte ihn auf, eine französische Fabel zu übersetzen. Als dies trefflich gelang, lobte ihn der König; der Prinz aber erzählte, daß er gerade diese Fabel erst vor kurzem bei seinem Lehrer übersetzt habe. Da streichelte ihm der König die Wangen und sprach: „So ist's recht, lieber Fritz! Wolle nie scheinen, was Du nicht bist; sei stets mehr, als Du scheinst." Im Weitergehen fuhr er fort: „Fritz, werde etwas Tüchtiges! Es wartet Großes auf Dich; Du wirst einmal einen schweren Stand haben. Wache über unsere Ehre und unseren Ruhm; begehe keine Ungerechtigkeiten, dulde aber auch keine!" Der



Königin Luise.
(Nach Kügelgens Orig. im Besitz der Stadt Memel.)



Friedrich Wilhelm III.

Prinz erwuchs zu einem stattlichen Jüngling; seine treuen blauen Augen erweckten sofort Zutrauen. Seine Mutter lebte in den letzten Jahren von ihrem Gemahl getrennt; auch der Prinz zog sich scheu von dem üppigen Hofleben zurück und bewahrte sich dadurch sein einfaches, sparsames Wesen sowie sein kindlich frommes Gemüt. Einst wies er ein Körbchen mit Erdbeeren, das ihm im Winter angeboten wurde, des hohen Preises wegen zurück, gleich darauf schenkte er aber einem durch lange Krankheit verarmten Schuhmacher zwanzig Thaler. Sein Adjutant wurde Major von Köckeritz, ein Mann von höchst ehrenwertem Charakter, aber ohne tiefere Bildung, der nie im Kriege gefochten hatte und nichts so sehr wünschte als Ruhe und Frieden. Dieselbe Gesinnung beherrschte auch den Kronprinzen. Zwar hatte er sich in den Kriegen gegen Frankreich und Polen als furchtloser Offizier bewährt; aber der Anblick der blutigen Schlachtfelder flößte ihm eine unüber-



Einzug der Prinzessin Luise in Berlin.

windliche Abneigung gegen den Krieg ein. Weihnachten 1793 vermählte er sich mit der bildschönen Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz (geb. am 10. März 1776).

Die Berliner bereiteten der fürstlichen Braut einen festlichen Empfang. Als ein kleines Mädchen der Prinzeß Luise unter einem Willkommensgruß einen Myrtenkranz überreichte, umarmte und küßte diese das Kind. Entsetzt rief die Oberhofmeisterin Gräfin Voß: „Was haben Königliche Hoheit gethan? Das ist gegen allen Anstand!" — „Wie," erwiderte Luise ganz betroffen, „darf ich denn das nicht mehr thun?" Dies Wort, sowie ihr menschenfreundliches Wesen und ihre liebliche Erscheinung gewannen ihr im Fluge die Herzen des Volkes. Der Kronprinz und seine Gemahlin führten ein Leben voll innigster Zuneigung, voll Sittenstrenge und ehrbarer Zucht, wie es damals auf Thronen unerhört war; sie wurden dadurch zum Vorbild und Segen für alle Stände. Der König hatte ihnen das prachtvoll ausgestattete Schloß Oranienburg geschenkt; sie aber lebten am liebsten in dem einfachen Herrenhause des Landgutes Paretz bei Potsdam, fern von allem Prunk und Hofzwange. Als der König seinen Sohn einst darüber zur Rede stellte, daß er seine Gemahlin nach Bürgerart mit „Du" anredete, erwiderte dieser: „Mit dem Du weiß man doch, woran man ist. Dagegen bei dem Sie ist immer das Bedenken, ob es mit einem großen S oder mit einem kleinen geschrieben wird." Nach einer Hoffestlichkeit sagte einst der Kronprinz zu seiner Gemahlin: „Gottlob, daß Du nun wieder meine Frau bist!" In Paretz wollten beide nichts weiter sein als die Gutsherrschaft. Sie ließen sich von jedermann sprechen, besuchten die Leute bei der Arbeit, machten Ausfahrten auf einfachem Leiterwagen und mischten sich am Erntefeste wohl unter die tanzenden Paare. Luise hörte es gern, wenn sie nicht als „Königliche Hoheit", sondern wie die Gemahlin eines einfachen Gutsbesitzers als „Gnädige Frau" angeredet wurde. Ihr eheliches Glück wurde noch erhöht durch die Geburt mehrerer Kinder (s. Stammtafel am Schluß). Da der Kronprinz sich von dem Hofe immer mehr zurückzog, entfremdete er sich seinem Vater und wurde in die Regierungsgeschäfte nicht eingeführt. Deshalb besaß er beim Anfange seiner Regierung zu wenig Selbstvertrauen, und infolge seiner ersten, pedantischen Erziehung haftete ihm stets eine gewisse Schüchternheit und Ungewandtheit an. Er trat ungern in die Öffentlichkeit; selbst seine Sprache war abgebrochen und schwerfällig, mit Vorliebe gebrauchte er den Infinitiv.

Friedrich Wilhelm III. war von der Vorzüglichkeit der von Friedrich dem Großen hinterlassenen Staats- und Heereseinrichtung so fest überzeugt, daß er fast nichts daran änderte, sondern nur einige Mißstände der vorigen Regierung abstellte. Durch große Sparsamkeit in allen Zweigen der Verwaltung wurde es ihm möglich, nicht nur die überkommene Staatsschuld nach und nach abzutragen, sondern auch das unter seinem Vater wieder eingeführte, verhaßte Tabaksmonopol abermals abzuschaffen. Bei seiner aufrichtigen Frömmigkeit war ihm alle Heuchelei und jeder Gewissenszwang verhaßt. An Wöllner schrieb er: „Ich selber verehre die Religion und möchte nicht über ein Volk herrschen, das keine Religion hätte; aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Überzeugung sein muß. Früher ist kein Religionsedikt im Lande gewesen, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei." Als der Minister nicht freiwillig ging, wurde er entlassen, und das Religionsedikt aufgehoben. Am wenigsten wurde in der äußeren Politik und im Heerwesen geändert. Jene leitete noch immer der unfähige Haugwitz. Durchgreifende Änderungen im Heere unterblieben schon aus Sparsamkeitsrücksichten. Der schon zu Friedrichs Zeit knappe Sold war jetzt ganz ungenügend; die Uniformen waren zu eng und von schlechtem Tuch, weil sich betrügerische Lieferanten daran bereicherten, und die alten

Gewehre kaum brauchbar. Die Zopf- und Puderquälerei ging ins unendliche; genaues Gleichmaß der Zöpfe war ein Hauptziel der Kriegskunst. Außerdem konnte bei den gemeinen Soldaten, die zum Teil alte Familienväter und Söldner waren, von Begeisterung keine Rede sein. Die Offiziere waren größtenteils bejahrt, die Befehlshaber meistens über siebzig Jahre alt. Es kam vor, daß sämtliche höhere Offiziere eines Reiterregiments vom Oberstleutnant aufwärts wegen zu großer Beleibtheit oder Krankheit nicht reiten konnten. Die gemeinen Soldaten waren mit Gepäck überladen, die Offiziere führten einen ungeheueren Troß mit sich. Selbst der jüngste Infanterieleutnant war beritten; „denn," sagte General von Rüchel, „ein preußischer Edelmann geht nicht zu Fuß." Die französischen Heerführer wandten eine neue, von Carnot ausgesonnene Truppenaufstellung und Kampfweise an: sie lösten die großen, dichtgedrängten Truppenmassen in kleinere, aus verschiedenen Waffengattungen bestehende Abteilungen, sogenannte Halbbrigaden, auf, die durch vereinzelte Angriffe den Gegner mürbe zu machen suchten, um ihn dann durch vereinte Kraft über den Haufen zu werfen. Die preußischen Generale hielten ihre ruhmreich bewährte Kampfweise für unübertrefflich und machten sich anheischig, mit ihren enggeschlossenen, schnurgerade vorgehenden Linien die Franzosen „zum Frühstück" zu schlagen. Gelegenheit dazu sollte ihnen bald geboten werden.

2. Die auswärtigen Verhältnisse bis zum Kriege von 1806.

Nachdem Preußen 1795 vom Kriege gegen Frankreich zurückgetreten war, setzten die übrigen Verbündeten, namentlich Österreich, ihn mit Eifer fort. Aber das Kriegsglück neigte sich mehr und mehr auf die Seite der Franzosen, besonders seitdem der General Napoleon Bonaparte an ihre Spitze getreten war. Er war 1769 auf Korsika geboren, in den französischen Kriegsschulen zu Brienne und Paris zum Offizier gebildet und hatte sich zuerst durch die Niederwerfung der königstreuen Bevölkerung in Südfrankreich einen Namen gemacht. Er vermählte sich mit Josephine, der Witwe des hingerichteten Generals Beauharnais, und erhielt den Oberbefehl über die französische Armee in Italien. Bonaparte war von kurzer, gedrungener Gestalt, voll Mut und eiserner Willenskraft, um die Wahl seiner Mittel nie verlegen, da er weder göttliches noch menschliches Recht achtete. Er besiegte Österreich und Italien, besetzte 1798 Ägypten, um von hier aus England in Indien anzugreifen, mußte aber unverrichteter Sache umkehren. Im Vertrauen auf das ihm ergebene Heer machte er sich zum ersten Konsul und brachte damit die gesamte Staatsgewalt in seine Hand; dann besiegte er den Kaiser abermals und zwang ihn, den Rhein und die Etsch als Frankreichs Grenze anzuerkennen. Die deutschen Fürsten, welche durch diese Abtretungen an Frankreich Schaden erlitten, sollten durch Säkularisation geistlicher Gebiete und durch aufgehobene Reichsstädte entschädigt werden. Dies geschah durch den sogenannten Reichsdeputationshauptschluß, durch welchen 112 deutsche Staaten beseitigt (mediatisiert) wurden. Preußen bekam für die 43 Quadratmeilen, welche es am linken Rheinufer verloren hatte, 178 wieder, nämlich die Stifter Hildesheim und Paderborn, den größten Teil von

Münster, ferner Erfurt und das Eichsfeld sowie die Reichsstädte Nordhausen, Mühlhausen und Goslar. Hannover erhielt das Bistum Osnabrück.

In demselben Jahre brach wieder ein Krieg zwischen England und Frankreich aus. Da dieses seinem Gegner zur See nicht gewachsen war, drang ein französisches Heer in das dem englischen Könige, aber nicht England gehörende Hannover ein. Preußen war bereit, den Nachbarstaat zu schützen, wenn es auf Rußlands Unterstützung rechnen könne, erhielt aber eine ablehnende Antwort; auch Hannover wünschte eine preußische Besatzung nicht. Es verfügte selber über reiche Hilfsmittel und ein schlagfertiges Heer; aber die Regierung verbot jeden Widerstand und „alles, was Ombrage machen könne". Durch die Kapitulation von Sulingen (südlich v. Bremen) wurde das ganze Land mit seinen Festungen und Kriegsvorräten dem Feinde übergeben, das Heer fast ohne Schwertstreich hinter die Elbe geführt, entwaffnet und aufgelöst. Das Land wurde bis aufs Blut ausgesogen, das Privatvermögen des Königs, sowie der reiche Inhalt der Zeughäuser nach Paris geschleppt. Die hannoverschen Soldaten entkamen zum großen Teil nach England, traten dort in die „deutsche Legion" und erwarben sich in Spanien im Kampfe gegen Frankreich unvergeßliche Lorbeeren. Bonaparte aber ließ sich 1804 als Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen ernennen.

Den fortgesetzten Bemühungen des englischen Ministers Pitt gelang es, Rußland, Österreich und England zu einer dritten Koalition gegen Frankreich zu vereinigen, der sich auch Neapel und Schweden anschlossen. Beide Parteien rechneten auf Preußens Beitritt; aber Friedrich Wilhelm III. widerstand sowohl den Lockungen Napoleons, als auch dem Drängen Kaiser Alexanders I. von Rußland. Als russische Truppen durch Preußen zu marschieren drohten, stellte Friedrich Wilhelm einen großen Teil seines Heeres an der Grenze auf und verhinderte dadurch eine Verletzung seiner Neutralität. Napoleon aber ließ, unbekümmert um Preußens Neutralität, Bernadotte durch das Ansbachische marschieren. Dadurch vermochte er ein österreichisches Heer bei Ulm gefangen zu nehmen, Wien ohne Gegenwehr zu besetzen und bis nach Mähren vorzudringen, wo er die Entscheidungsschlacht erwartete. König Friedrich Wilhelm war über die Verletzung der Neutralität empört; deshalb kam Kaiser Alexander selber nach Berlin, um ihn zum Beitritt zu der Koalition zu bewegen. Der König befahl die Mobilmachung der Armee, gestattete den Russen den Durchmarsch durch Schlesien und verpflichtete sich, falls nicht Napoleon bis zum 15. Dezember den früher übernommenen Bedingungen nachkäme, dem russisch-österreichischen Bündnisse mit 180000 Mann beizutreten. In mitternächtiger Stunde schlossen beide Herrscher über dem Sarge Friedrichs des Großen einen engen Freundschaftsbund. Haugwitz wurde mit den preußischen Forderungen zu Napoleon geschickt; aber dieser wußte sich zu helfen. Der Gesandte ließ sich, ohne seine Forderungen auch nur vorgebracht zu haben, aus dem unsicheren Feldlager vorläufig zu Napoleons Minister Talleyrand nach Wien schicken und Alexander, statt die Ankunft der österreichischen und preußischen Truppen abzuwarten, von dem sich ängstlich stellenden Napoleon zum Angriff sich verlocken. Am Jahrestage seiner Kaiserkrönung gewann Napoleon in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz seinen

glänzendsten Sieg (2. Dezember 1805); das russische Heer war vollständig aufgelöst. Kaiser Franz war durch die unerwartete Niederlage so bestürzt, daß er schon zwei Tage nach derselben um Frieden bat. Haugwitz, der ohnehin vom Könige die Weisung erhalten hatte, auf jeden Fall den Frieden mit Frankreich zu erhalten, und in übertriebener Angst sogar ein Bündnis Österreichs mit Frankreich fürchtete, wagte nicht mehr von Bedingungen oder gar Drohungen zu sprechen, sondern schloß (15. Dezember) eigenmächtig zu Schönbrunn ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich: Preußen trat Kleve und Neuenburg an Frankreich, Ansbach an Bayern ab und sollte außer einer von Bayern zu zahlenden Entschädigung Hannover erhalten. Jetzt mußte auch Österreich die ihm vorgeschriebenen Bedingungen annehmen; es verlor Venetien, Tirol und Vorarlberg. Bayern und Württemberg wurden zu Königreichen, Baden zu einem Großherzogtum erhoben.

Kaiser Alexander gab den Krieg noch nicht auf, sondern stellte seine in Schlesien und Polen stehenden Heere unter den Oberbefehl des Königs von Preußen, der jetzt über 300000 Mann kriegsbereiter Truppen gebot, aber trotzdem auch jetzt noch den Krieg zu vermeiden suchte.

3. Die Schlacht bei Jena.

Den Schönbrunner Vertrag wollte Friedrich Wilhelm III. schon deshalb nicht anerkennen, weil derselbe Preußen in einen Krieg mit England verwickeln mußte; er wagte ihn aber nicht einfach abzulehnen, sondern sandte Haugwitz zu neuer Verhandlung nach Paris, während das Heer abrüstete. Napoleon ließ in aller Stille seine Heere gegen die preußische Westgrenze vorrücken, erklärte dann den Schönbrunner Vertrag für nicht mehr bindend und zwang Preußen zur Annahme eines noch schimpflicheren: von einer Entschädigung für Ansbach war keine Rede mehr, Preußen mußte Hannover seinen Staaten einverleiben und den Engländern die hannoverschen Flüsse sperren. England erwiderte diese Feindseligkeit damit, daß es alle preußischen, besonders viele ostfriesische Handelsschiffe wegkaperte. Dadurch, daß Preußen sich von seinem Feinde auf Kosten einer bisher befreundeten Macht beschenken ließ, verlor es bei allen Staaten an Achtung und Vertrauen. So hatte Napoleon Preußen von seinen bisherigen Freunden getrennt, es verächtlich gemacht; jetzt suchte er es zum Kampfe zu zwingen, um es auch mit Waffen niederzuschlagen. Bayern, Württemberg, Baden, Mainz, Darmstadt, Nassau, das von Napoleons Schwager Murat regierte Großherzogtum Berg und andere, im ganzen sechzehn, Staaten vereinigten sich 1806 zu einem Rheinbunde unter Napoleons Protektorat; sie verpflichteten sich, Frankreich für jeden Festlandskrieg 63000 Mann Hilfstruppen zu stellen, und erhielten dafür Vergrößerung ihres Gebiets durch Unterordnung bisher selbständiger Herrschaften und freier Städte, sowie vollständige Souveränität. Von Napoleon gezwungen, legte Franz II. die deutsche Kaiserkrone nieder. Damit endete das heilige römische Reich deutscher Nation! (6. August 1806.) Napoleon besaß jetzt auf dem Festlande eine erdrückende Übermacht, allein 150000 deutsche Soldaten standen ihm zur Verfügung. Als Preußen, das jetzt von ihm am meisten zu befürchten hatte, sich darüber beschwerte, daß

im deutschen Reiche die wichtigsten Neuerungen geschähen, ohne daß ihm auch nur Mitteilung davon gemacht würde, riet Napoleon ihm arglistig, da er es hinhalten wollte, bis er vollständig gerüstet sei, es möge dem Rheinbund entsprechend einen norddeutschen Bund bilden, zugleich drohte er aber den norddeutschen Staaten für den Fall, daß sie solchem Bunde beitreten würden. Schon damals sahen patriotisch gesinnte Männer Preußens nur noch im Kriege Rettung, und mehrere königliche Prinzen sowie General Blücher und der Minister Freiherr vom Stein beschworen den König, Haugwitz und dessen Gesinnungsgenossen, die den König von jedem entschiedenen Schritte zurückzuhalten suchten, zu entlassen. Stein bat den König, er möge die Kabinettsräte — Vertraute des Königs, die sich zwischen diesen und die Minister gedrängt hatten und nicht selten die Absichten der Minister vereitelten — abschaffen. Aber alles war vergebens, bis eine neue Verräterei Napoleons den Ausbruch des Krieges herbeiführte. Um England zu gewinnen, bot Napoleon ihm nämlich die Zurückgabe Hannovers an, ohne Preußen zu fragen.

Aber nur schweren Herzens entschloß sich Friedrich Wilhelm zum Kriege; denn das Heer war durchaus nicht in gutem Zustande, und die Kassen waren leer: hatte sich doch soeben die preußische Regierung zum erstenmal zur Ausgabe von Papiergeld (Tresorscheinen) entschließen müssen! Auf Bundesgenossen aber konnte der König kaum rechnen; denn Österreich hielt sich zurück, Kaiser Alexander versprach Hilfe, konnte aber wenig Truppen entbehren, weil Napoleon ihm die Türken auf den Hals hetzte. Fast der einzige, aber höchst unsichere Bundesgenosse war Sachsen. Noch einmal suchte der König, wenn auch ohne Hoffnung, den Krieg zu vermeiden, indem er von Napoleon verlangte, er solle zum Zeichen friedlicher Gesinnung seine Truppen aus Deutschland zurückziehen und der Bildung des norddeutschen Bundes kein Hindernis in den Weg legen.

Während man in Berlin noch auf Antwort wartete, stand Napoleon schon mit 160000 Mann zum Teil deutscher Truppen in Franken. Das preußische Heer, 103000 Mann stark, führte der 71jährige Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (S. 161). Er beabsichtigte, dem Feinde die Saalpässe zu sperren und nahm mit der einen Hälfte des Heeres Aufstellung bei Weimar, während Fürst Hohenlohe mit der anderen Hälfte bei Jena stand. Der König war im Hauptquartier, getraute sich aber nicht, den Oberbefehl zu übernehmen. Die Königin kehrte kurz vor Beginn der Schlacht nach Berlin zurück. Als man erfuhr, daß Napoleon auf der Nürnberg-Leipziger Straße heraneile und die linke preußische Flanke zu umgehen drohe, befahl der Herzog den Rückmarsch zur Elbe, wurde aber auf dem Rückzuge von Süden und Osten her angegriffen. Napoleon selber zog das Saalthal hinab und traf am 10. Oktober auf das schwache Korps des Prinzen Louis Ferdinand. Fünf Stunden hielt der tapfere Prinz gegen die Übermacht stand; da brach sein Pferd unter ihm zusammen. „Ergebt Euch, General!“ rief ihm ein französischer Wachtmeister zu. „Sieg oder Tod!“ entgegnete der Prinz und kämpfte zu Fuße weiter, bis er zu Boden gestreckt wurde. Sein Tod galt vielen als eine unheilvolle Vorbedeutung und vermehrte die Ratlosigkeit der Führer. Fürst Hohenlohe zog sich über

Jena auf die Hochebene des linken Saaleufers zurück, und da ihm verboten war, sich in ein ernstes Gefecht einzulassen, besetzte er weder die Flußübergänge, noch die das Thal und die Hochfläche beherrschenden Höhen. Napoleon bemerkte dies und führte nachts mit der Fackel in der Hand selber sein Geschütz auf den steilen Landgrafenberg; bei Anbruch des folgenden, für Preußen so verhängnisvollen Tages — des 14. Oktober — hatte er schon den sicheren Sieg in Händen. Wohl fochten die preußischen Truppen ihres alten Ruhmes würdig, besonders ihre Reiterei zeigte sich der französischen überlegen; aber ihr schwerfälliges Fußvolk war dem beweglichen französischen nicht gewachsen. In kurzer Zeit war das preußische Heer vollständig geschlagen; selbst die Reserve wurde mit in die Niederlage verwickelt; wie ein wirrer Knäuel wälzte sich alles auf Weimar zu. Jedes Hornsignal der Franzosen vermehrte die Angst und Verwirrung. „Tausendmal lieber sterben," sagte später Gneisenau, „als das noch einmal erleben."

Gleichzeitig kämpfte das preußische Hauptheer unter dem Herzog von Braunschweig bei Auerstädt, einige Meilen unterhalb Jenas, gegen ein anderes, an Zahl weit schwächeres französisches Korps unter Davoust und Bernadotte, das abgeschickt war, dem Hohenloheschen Korps in den Rücken zu fallen. Beide Heere waren überrascht, hier im dichten Nebel so unerwartet auf den Feind zu stoßen; unglücklicherweise wurde der Herzog gleich nach Beginn der Schlacht durch eine Kugel tödlich geblendet, und da der König den Oberbefehl nicht übernahm, auch einen anderen Oberfeldherrn nicht ernannte, so fehlte jede einheitliche Leitung. Vergebens versuchten der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, sowie General Blücher und Oberst Scharnhorst den Sieg zu erringen; nach hartem Streit und mit Aufbietung aller Kräfte brachte das französische Heer das preußische zum Weichen. Der Rückzug erfolgte anfangs in ziemlicher Ordnung; da stieß das Hauptheer mit den flüchtigen Haufen des Hohenloheschen Korps zusammen, geriet in Unordnung und löste sich ebenfalls auf. An einem Tage war das einst so herrliche und bisher so gefürchtete Heer zertrümmert.

Gleich am Tage nach der Schlacht legte Napoleon den preußischen Provinzen westlich von der Weichsel, die er bereits als erobert betrachtete, eine hohe Kriegssteuer auf; Sachsen fiel von dem erzwungenen Bündnis mit Preußen ab. Das geschlagene preußische Heer floh der Elbe zu, viele gemeine Soldaten verließen ihre Fahnen, als gäbe es kein Preußen mehr. Keine der preußischen Festungen war gerüstet, da niemand einen Einfall des Feindes in das Herz des Landes für möglich gehalten hatte. Erfurt, das dem geschlagenen Heere zuerst einen Halt hätte bieten können, kapitulierte unter Möllendorf schon am Tage nach der Schlacht. Blücher hatte einen Teil des flüchtigen Heeres zusammengerafft, den Harz überschritten und war durch die Altmark über die Elbe gelangt; den größeren Teil suchte Hohenlohe unter dem Schutze der Festung Magdeburg zu sammeln. Während diese Truppen den Umweg durch den Harz genommen hatten, war Napoleon geradeswegs über Halle, wo er noch ein preußisches Reservekorps schlug, auf Berlin marschiert und näherte sich bereits Potsdam. Deshalb beschloß Hohenlohe, sich auf Stettin zurückzuziehen; sogleich ward Murat abgeschickt, ihm den Weg zu verlegen. An

fernerem Widerstande verzweifelnd, da Murat ihm vorlog, er habe ihn mit 100000 Mann umstellt, kapitulierte Hohenlohe bei Prenzlau mit etwa 12000 Mann (28. Oktober). Die Soldaten fluchten und schäumten vor Wut, aber sie gehorchten. Blücher wandte sich auf diese Nachricht hin nach Mecklenburg, schlug sich bis Lübeck durch, mußte aber nach tapferem Kampfe bei Ratkau die Waffen strecken, weil er, wie er ausdrücklich unter den Vertrag schrieb, keine Munition und kein Brot mehr hatte (7. November).

Schon am 24. Oktober waren die Franzosen und zwar ohne Widerstand in Berlin eingezogen. Der Stadtkommandant Schulenburg hatte schon vorher ermahnt: „Die erste Bürgerpflicht ist Ruhe“ und dann die Stadt verlassen, ohne die reichen Kriegsvorräte in Sicherheit zu bringen. Nach drei Tagen kam Napoleon selber, nachdem er zuvor in Potsdam das Grab des großen Friedrich besucht hatte. Durch das Brandenburger Thor ritt er, vielfach von gesinnungslosem Pöbel mit dem Rufe: „Vive l'empereur!“ begrüßt, die Linden hinab und nahm seinen Wohnsitz in dem altehrwürdigen Schlosse der preußischen Könige. Nur der greise Prediger Ermann bekannte Napoleon gegenüber offen: „Sire, ich wäre des Kleides nicht wert, das ich trage, und des Königs, dem ich diene, wenn ich nicht den tiefsten Schmerz darüber empfände, Ew. Majestät an dieser Stelle zu sehen.“ Auf alle Verdächtigungen, welche der unedle Sieger über die Königin Luise äußerte, hatte Ermann nur die eine Antwort: „Das ist nicht wahr, Sire.“ Mancher Gesinnungslose bot dem Feinde kriechend seine Dienste an und verriet sogar die königlichen Kassen und Vorräte. In Berlin erließ Napoleon das Gesetz der Festlandssperre, durch welches er den von ihm beherrschten Völkern jeden Handel mit England verbot. Der Siegeswagen des Brandenburger Thores, sowie Degen, Orden und Schärpe Friedrichs des Großen wanderten nebst vielen Kunstschätzen, Fahnen und Ehrenzeichen nach Paris; die preußische Garde in Berlin wurde entwaffnet, das Tragen preußischer Uniformen verboten, der Obelisk auf dem Schlachtfelde von Roßbach zertrümmert. Dazu liefen immer neue Nachrichten ein von dem Fall der Festungen; es kapitulierte Spandau ohne Schwertstreich schon am 25., das feste Stettin am 29. Oktober, das damals fast unbezwingliche Küstrin unter Ingersleben (1. November) und (8. November) das starke Magdeburg mit unermeßlichen Vorräten und 24000 Mann Besatzung, unter ihnen neunzehn Generale, die zusammen 1300 Jahre zählten. Somit waren die Elb- und die Oderlinie den Franzosen preisgegeben. Am schmachvollsten war die Kapitulation von Hameln, das wohlbefestigt war und von 10000 Mann verteidigt wurde. Als nur 6000 Franzosen ohne Geschütz heranrückten, überlieferte der Kommandant die Festung ohne jede Verteidigung und ließ die ganze Besatzung in Kriegsgefangenschaft abführen. Unter den Offizieren war auch Adalbert von Chamisso; er erzählt: die Soldaten schossen dem feigen Kommandanten in die Fenster und zerschlugen ihre Gewehre; die beiden Gebrüder Warnawa setzten einander das Gewehr auf die Brust und sanken gleichzeitig als Leichen nieder. Napoleon ließ durch seine Generale die Marken und Pommern besetzen, die Rheinbundstruppen mußten gegen Schlesien marschieren. Dort lagen die stärksten Festungen; aber die meisten derselben ergaben sich ehrlos. Der Befehlshaber von Glogau fuhr einen Bürger, der zur Ver-



Königin Luise auf der Flucht nach Memel.

teidigung aufforderte, mit den Worten an: „Herr, Sie wissen nicht, was dem Könige ein Schuß kostet!“ und der Kommandant von Schweidnitz sah selber der Schleifung der ohne Schwertstreich überlieferten uneinnehmbaren Festungswerke zu. Napoleon nahm dem tödlich verwundeten Herzog von Braunschweig sein Land und gestattete ihm nicht einmal, ruhig in seiner Hauptstadt zu sterben; ebenso nötigte er den Kurfürsten von Hessen zur Flucht, der sich zwar mit Preußen nicht verbündet, aber seine Truppen im Rücken der Franzosen kriegsbereit gehalten hatte. Der Kurfürst von Sachsen dagegen erhielt die Königswürde, trat dem Rheinbunde bei und stellte sofort ein Heer für Napoleon.

4. Der Feldzug vom 1807; Friede.

Friedrich Wilhelm hatte gleich nach dem Unglückstage von Jena mit Napoleon Verhandlungen angeknüpft, aber bei dessen maßlosen Forderungen bald wieder abgebrochen. Da traf ihn neues Unglück: die Polen erhoben sich in der Hoffnung, beim Zerfall Preußens ihre Selbständigkeit wiederzuerlangen, und wurden von Napoleon, der sein Hauptquartier nach Posen verlegte, dabei ermuntert und unterstützt. Das bewog Kaiser Alexander, der gleich auf die erste Nachricht von dem Unglück Preußens dem Könige Hilfe versprochen hatte, sein Heer in Ostpreußen einrücken zu lassen. Doch schien es kaum eine andere Aufgabe zu haben, als die russische Grenze zu schützen, und drückte das befreundete Land mehr als die Franzosen. In Preußen begann aber schon damals ein neuer Geist zu erwachen. Der König entließ Haugwitz und verhängte über das Heer eine ernste Züchtigung; die feigen Festungskommandanten wurden entlassen, der von Küstrin mit dem Tode bestraft. Je länger die Einquartierung währte, je höher die Kriegssteuer wurde, je mehr Handel und Verkehr stockten und die Armut wuchs, desto mehr gingen selbst dem gewöhnlichen Manne die Augen auf und wuchs der Grimm gegen die Unterdrücker. Mit Spannung lauschten alle auf die Nachrichten vom Kriegsschauplatze. Das kleine preußische Heer, kaum 6000 Mann stark, stand unter dem General Lestocq, dem General Scharnhorst beigegeben war, an der Weichsel, mußte sich aber vor dem überlegenen französischen Heere weiter nach Osten zurückziehen. Die königliche Familie fühlte sich in Königsberg nicht mehr sicher und flüchtete nach Memel. Als der Leibarzt Dr. Hufeland der am Typhus erkrankten Königin vorstellte, welche schlimmen Folgen die Reise für sie haben könne, erwiderte sie: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieses Menschen fallen.“ Bei Sturm und Schneegestöber wurde sie Anfang Januar 1807 über die Kurische Nehrung gefahren. In der ersten Nacht wehte ihr der Schnee durch die zerbrochenen Fensterscheiben aufs Bett; dennoch besserte sich ihr Befinden auf der Reise. In jenen trüben Tagen schrieb die Königin in ihr Tagebuch das Goethesche Wort:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Napoleon rückte von Polen her gegen die Russen vor, und es kam am 7. und 8. Februar 1807 bei Preußisch-Eylau, südlich von Königsberg, zu



Nettelbeck, der Verteidiger Kolbergs.

einer blutigen Schlacht; am zweiten Tage griff auch das preußische Heer mit in den Kampf ein und drang siegreich vor, aber am Abend befahl der russische Befehlshaber von Bennigsen den Rückzug. So war der Sieg zwar nicht errungen, aber auch Napoleons Hoffnung, Russen und Preußen mit einem Schlage zu vernichten, nicht in Erfüllung gegangen. Er stutzte; wollte das Schlachtenglück ihm ungetreu werden? Unter dem Eindruck dieses ersten Mißerfolges bot er König Friedrich Wilhelm die Hand zum Frieden: er wollte ihm alle Länder westlich von der Elbe zurückgeben. Aber der König merkte die ihm von dem Arglistigen gelegte Schlinge, der ihn zuerst von seinem Bundesgenossen trennen wollte, um ihn später zu zermalmen, und wankte keinen Augenblick. Er wurde zum Ausharren ermutigt durch die Nachrichten von der ruhmvollen Verteidigung einzelner Festungen. Danzig hielt sich bis Mai, Neiße und Kosel bis zum Juni, Graudenz, Kolberg, Glatz und Silberberg blieben unbezwungen. Als die Franzosen den greisen Courbière aufforderten, Graudenz zu übergeben, weil es keinen König von Preußen mehr gebe, antwortete er gelassen: „Dann giebt es doch noch einen König von Graudenz", und die Festung hielt sich. Am hellsten leuchtete Kolbergs Ruhm. Die Bürgerschaft, an ihrer Spitze der fast 70jährige Nettelbeck, ein alter Seemann, griff selber zu den Waffen und erhielt in Gneisenau einen Führer von schöpferischer Thatkraft; Rittmeister von Schill, der dort Genesung von Wunden suchte, brachte mit seinen Husaren den Belagerern manchen Verlust bei. So hielt sich Kolberg. Scharnhorst übte das kleine preußische Heer in der neuen Kampfesweise; dagegen konnte der König sich noch nicht entschließen, die Kabinettsregierung abzuschaffen, und als Stein darauf drang, ward er in Ungnaden entlassen.



Schill.

Von beiden Seiten ward für den neuen Feldzug eifrig gerüstet; Napoleon ließ sogar die dienstpflichtige Mannschaft des folgenden Jahrganges schon jetzt ausheben. Friedrich Wilhelm schloß mit England Frieden und verzichtete auf alle Ansprüche auf Hannover. Kaiser Alexander kam im Frühjahr 1807 selber nach Preußen; bei einer Heerschau umarmte er den König und rief unter Thränen: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder beide zusammen oder keiner!" Zu Bartenstein a. d. Alle schlossen beide (26. April) einen neuen Vertrag, deren Ziel war: Wiederherstellung der früheren Ordnung Europas, gemeinsame Verwaltung Deutschlands durch Österreich und Preußen. Auf den Beitritt Englands, Schwedens und Österreichs rechnete man. Doch sollte auch dieser mit so großen Hoffnungen



Zusammenkunft der Königin Luise mit Napoleon.

geschlossene Vertrag kläglich enden. Nach vier Wochen (27. Mai) fiel trotz tapferer Verteidigung durch General Kalckreuth das so wichtige, aber von den Russen nicht genügend unterstützte Danzig; jetzt begann Napoleon den Sommerfeldzug mit einem trefflich gerüsteten, überlegenen Heere. Zwar scheiterte sein erster Angriff bei Heilsberg a. d. Alle (10. Juni); aber vier Tage später erlag das russische Heer in der furchtbaren Schlacht bei Friedland und zog sich zurück. Lestocq hatte sich in Königsberg hineingeworfen, mußte es aber wieder räumen, und die Franzosen besetzten auch diese letzte Hauptstadt Preußens. Nun verlor Alexander den Mut, dazu mißbilligten sein Bruder und die meisten Generale diesen „Krieg für Preußen"; deshalb bot er, ohne seinen ihm unerschütterlich vertrauenden königlichen Freund zu benachrichtigen, Napoleon einen Waffenstillstand an. Napoleon griff mit beiden Händen zu. Die Königin Luise schrieb an ihren Vater: „Wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch glauben Sie nicht, daß Kleinmut mein Haupt beugt! Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben; der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern stehen in Gottes Hand; der zweite: wir gehen in Ehren unter. Der König hat der Welt bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen."

Bei einer persönlichen Zusammenkunft auf einem Floße in der Memel zu Tilsit wußte Napoleon den wankelmütigen Alexander durch Schmeichelei und glänzende Aussichten auf eine Teilung Europas nicht allein zum Frieden zu bewegen, sondern sogar zum Bundesgenossen in einem Kriege gegen England zu gewinnen. An der nächsten Zusammenkunft durfte auch Friedrich Wilhelm teilnehmen, aber nicht um zu verhandeln, sondern nur um zu erfahren, was Napoleon ihm in Rücksicht auf Alexander von den vollständig eroberten preußischen Staaten zurückgeben wollte. Aber trotz seines Unglücks blieb der König stolz, zurückhaltend und wortkarg; Schmeichelworte waren ihm unmöglich. Auf Wunsch Napoleons gestattete er auch, daß die von dem Sieger so oft geschmähte Königin Luise von Memel nach Tilsit käme; die edle Frau vergaß das ihr angethane Unrecht und erschien vor dem ihr so verhaßten Manne in der Hoffnung, für Preußen noch günstigere Bedingungen zu erwirken. Aber vergebens! Die Bitten glitten von ihm ab, „wie das Wasser vom Wachstuche". Als er seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß der König bei allem Unglück sich solche Seelenstärke bewahrt habe, antwortete dieser: „Die Stärke und Ruhe der Seele giebt nur die Kraft eines guten Gewissens." Verletzt fuhr Napoleon fort: „Wie konnten Sie überhaupt mit mir Krieg anfangen!" Der König sah ihn fest an; die Königin aber erwiderte: „Dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben!"

Im Frieden zu Tilsit, den Alexander am 7., Friedrich Wilhelm am 9. Juli mit Napoleon schloß, verlor Rußland nichts, es erhielt sogar noch ein Stück von Neuostpreußen, trat aber der Festlandssperre bei. Preußen verlor alles Land westlich von der Elbe mit Magdeburg, dazu sämtliche in der zweiten und dritten polnischen Teilung erworbenen Länder. Diese wurden als Herzogtum Warschau dem König von Sachsen übergeben, Danzig wurde

dem Namen nach eine freie Stadt unter sächsisch-polnischem Schutze, in Wahrheit aber eine französische Festung. Aus dem größten Teile der abgetretenen preußischen Gebiete westlich von der Elbe, aus Braunschweig, Kurhessen und der Südspitze Hannovers bildete Napoleon ein neues Königreich Westfalen und gab es seinem jüngsten, mit einer württembergischen Prinzessin vermählten Bruder Hieronymus, der seinen Wohnsitz in Kassel nahm und dem Rheinbunde beitrat. Preußen hatte mehr als die Hälfte seines Umfanges und seiner Einwohnerzahl verloren; dazu sollte das schon ausgesogene Land bis zur völligen Abzahlung einer Kriegsschuld, deren Höhe noch nicht einmal bestimmt war, eine französische Besatzungsarmee von 160000 Mann ernähren. Nicht ohne Schadenfreude sahen manche deutsche Kleinstaaten die einst so mächtige Monarchie Friedrichs des Großen schon zwei Jahrzehnte nach dessen Tode zerbröckeln.

In ergreifenden, würdigen Worten entließ König Friedrich Wilhelm seine bisherigen Unterthanen. „Der Friede mußte abgeschlossen werden. Was Jahrhunderte, biedere Vorfahren, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern.“ Rührend waren die Antworten, welche ihm von allen Seiten zugingen; die Bauern der Grafschaft Mark schrieben in ihrem derben Platt: „Das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied lasen; so wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld.“ Solche und viele andere Beweise der Unterthanenliebe erquickten das wunde Herz des Königs; noch größeren Trost fand das Königspaar in dieser schweren Zeit in seinem festen Gottvertrauen. Damals erwählte der König die Inschrift von einem Grabdenkmal im Königsberger Dom: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott“ zu seinem Wahlspruche.

5. Preußens Wiedergeburt.

Der Friede zu Tilsit bezeichnet die tiefste Erniedrigung Deutschlands, wenn auch viele der Unterworfenen kaum die Schmach der Fremdherrschaft empfanden, sondern sich durch geringe, ihnen von der neuen Herrschaft gebrachte Vorteile blenden ließen. So wurde im Königreich Westfalen der Code Napoléon eingeführt, der mit der allgemeinen Rechtsgleichheit Aufhebung der Frondienste und durch die Einführung von Schwurgerichten den Laien wieder Teilnahme an der Rechtspflege gewährte. Aber allmählich gingen auch ihnen die Augen auf, als sie sahen, wie Napoleon den Rheinbund nur in seinem Interesse benutzte, wie die Blüte deutscher Jugend für ihn auf den Schlachtfeldern geopfert und wie das deutsche Volk durch französische Lasterhaftigkeit, am schlimmsten durch den Hof Jeromes in Kassel, vergiftet wurde. Auch die Länder des Rheinbundes litten unter dem stetig wachsenden Steuerdruck und der durch die Festlandssperre verursachten Handelsstockung. Am meisten aber litt Preußen. Das so verkleinerte und ausgesogene Land mußte ein französisches Besatzungsheer von 160000 Mann löhnen und aufs beste verpflegen. In dem so schwer heimgesuchten Ostpreußen lagen weite Landstriche wie ausgestorben, so daß die Prediger von den Kanzeln ermahnten, wer wolle, möge ernten, damit nicht das Korn auf dem Halme verdorre. Der Handel stand fast vollständig still, besonders der Seehandel, da die Engländer und später auch die Franzosen die preußische Handelsflotte fast ganz vernichtet hatten. Die Seehandlung und die Preußische Bank

mußten ihre Zahlungen einstellen; eine Staatsanleihe von nur drei Millionen Mark war nach drei Jahren noch nicht vergriffen. Gold- und Silbergeld war selten, goldene und silberne Geräte mußten eingeschmolzen werden; selbst die königliche Familie litt Mangel. Die Gräfin Voß schreibt in ihrem Tagebuche: „Es giebt viele Offiziere, die auch nicht das Allergeringste an Sold mehr nehmen. Man weiß, daß manche Holz hauen, um ihr Brot zu verdienen, andere bei den Bauern arbeiten, um nur leben zu können.“ Die Königin gab ihre Schmucksachen hin, nur eine Perlenkette behielt sie; „denn Perlen,“ sagte sie, „bedeuten Thränen, und ich habe ihrer so viele geweint.“ Sie erfuhr wie wenige die Wahrheit des Wortes: „Kronen schützen nicht vor Thränen, aber sie verbergen sie.“ Und dabei war das Ende dieses Elends noch gar nicht abzusehen. Die französischen Truppen sollten zwar zum 1. Oktober 1807 das Land räumen, aber nur, wenn bis dahin die Kriegsschuld abgetragen wäre; die Höhe derselben aber hatte Napoleon absichtlich noch nicht bestimmt, um Preußen in der Hand zu haben.



Stein.

Aber das Unglück bewies sich als den besten Arzt: es deckte die Schäden im Staats- und Volksleben auf und wurde so als Quell der Wiedergeburt Preußens zum Segen. Auf Hardenbergs Empfehlung, den der König auf Napoleons Verlangen entlassen mußte, weil er den Vertrag zu Bartenstein abgeschlossen hatte, und auf Bitten der Königin Luise berief Friedrich Wilhelm den Reichsfreiherrn vom Stein zu seinem ersten Minister; ihn bezeichnete das allgemeine Urteil als den Mann, von dem allein Hilfe zu erwarten sei. „Stein kommt!“ schrieb die Königin. „Mit ihm kehrt meine Hoffnung wieder!“

Reichsfreiherr Karl vom und zum Stein war 1757 auf der väterlichen Burg zum Stein an der Lahn geboren. Von dem Namen Friedrichs des Großen angelockt, entschied er sich für den preußischen Dienst; schon als Bergrat und später als Oberpräsident von Westfalen zeigte er seine große Tüchtigkeit und wurde 1804 als Finanzminister in das Generaldirektorium berufen. Erst im Januar 1807 entlassen (S. 176), kehrte er im September desselben Jahres auf den Ruf des Königs und die Bitte der Königin zurück. Stein war von mittlerer Größe, aber kräftigem Körperbau; zwischen den breiten Schultern saß ein stattliches Haupt; „aus der Stirn sprach nichts als Macht, Mut und Verstand nebst Redlichkeit, Wahrheit und Treue.“ (Arndt.) Fromm und gottesfürchtig, kannte er keine Menschenfurcht. „Gradaus, graddurch!“ war sein Wahlspruch.

Stein lag krank, als ihn des Königs Ruf erreichte; aber in drei Tagen überwand er das Fieber, eilte nach Memel und griff sein schweres Werk mit wahrem Feuereifer an. Zunächst galt es, das Land möglichst bald von der

französischen Besatzung zu befreien. Aber Napoleon zog alle Verhandlungen absichtlich in die Länge, um Preußen bis aufs Blut auszusaugen. Vergebens versuchte des Königs Bruder, Prinz Wilhelm, von Napoleon mildere Bedingungen zu erlangen, indem er nebst seiner Gemahlin so lange in französischer Gefangenschaft zu bleiben versprach, bis die ganze Kriegsschuld abgetragen wäre. Erst im Herbst 1808, als Napoleon seiner Truppen im Kampfe gegen Spanien bedurfte, bot er selber eine Räumung Preußens, wenn auch unter harten Bedingungen, an. In denselben Tagen wurde er dann durch einen aufgefangenen Brief Steins (S. 186) aufs heftigste gereizt, und unter Drohungen erzwang er den Pariser Vertrag (8. September). Preußen sollte als rückständige Schuld noch 140 Millionen Franken zahlen, innerhalb der nächsten zehn Jahre nicht mehr als 42000 Soldaten halten, keine Landwehr ausbilden und keine Volksbewaffnung dulden. Bis zur völligen Abtragung der Kriegsschuld mußten Napoleon Stettin, Küstrin und Glogau, sowie sieben Etappenstraßen quer durch das preußische Gebiet eingeräumt werden. In Erfurt (S. 186) setzte er auf Alexanders Fürsprache die Kriegsschuld auf 120 Millionen herab; auch diese Summe vermochte das ausgesogene Land trotz aller Ersparnisse, Anleihen und Domänenverkäufe nie abzutragen, in Wirklichkeit haben ihm aber die Franzosen allein während der beiden Besatzungsjahre $1^1/_4$ Milliarden Franken abgepreßt. Ende 1808 zog das französische Heer mit Ausnahme der Besatzung der drei Festungen ab; aber trotzdem blieb das Land noch in Napoleons Gewalt.

Nicht weniger wichtig als die Befreiung des Landes war die Aufgabe, das ganze Staatswesen umzugestalten und in dem Volke einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist zu wecken. König Friedrich Wilhelm III. hatte sich schon seit seinem Regierungsantritt mit dem Gedanken getragen, den Bauern und Bürgern eine größere Freiheit zu gewähren, auf seinen Befehl hatten die Minister schon vor Steins Ankunft einen Entwurf über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit in Ost- und Westpreußen ausgearbeitet. Stein hatte die Unfreiheit des Landvolks stets als einen großen Schaden für das Land angesehen und befürwortete die Ausdehnung dieses Gesetzes auf den ganzen Staat. Der König stimmte freudig zu. So erschien am 9. Oktober 1807 das „Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend“. Fortan konnte der Adlige bürgerliche Güter erwerben und bürgerliches Gewerbe treiben, der Bürger und Bauer auch in den Besitz adliger Grundstücke gelangen, der Bürger in den Bauernstand, der Bauer in den Bürgerstand treten. Hinfort durfte kein Unterthänigkeitsverhältnis mehr entstehen, die bisherigen Unterthänigkeitsverhältnisse wurden aufgehoben; nach dem Martinitage 1810 sollte es in Preußen nur noch freie Leute geben. Damit gewannen etwa zwei Drittel der Einwohner des Staates die unbeschränkte persönliche Freiheit; die kastenartige Trennung der Stände war gefallen. Viele Adlige waren mit diesen Neuerungen natürlich unzufrieden und suchten Stein zu verdrängen, in der Prignitz tobten selbst die Bauern gegen „die neue Freiheit“; aber der König ließ sich nicht irre machen. Auf

den meisten königlichen Domänen war die Erbunterthänigkeit schon im 18. Jahrhundert aufgehoben; wo sie noch bestand, sollte sie am 1. Juni 1808 aufhören. Durch eine weitere Verordnung (vom 27. Juli 1808) verlieh der König den Einsassen der königlichen Domänen in Ost- und Westpreußen, etwa 47000 bäuerlichen Familien, das volle Eigentum ihrer Grundstücke: ein wahrhaft königliches Geschenk!

Auch die *städtischen Verhältnisse* wurden umgestaltet. Nur wenige deutsche Städte — die freien Reichsstädte, einzelne Bischofsstädte — hatten ihre selbständige Verwaltung gerettet; die meisten waren unter die Bevormundung der Fürsten geraten. Die städtischen Angelegenheiten wurden von Staatsbeamten verwaltet, die von dem Willen der Gemeinde ganz unabhängig waren. Die Bürger hatten deshalb für das öffentliche Leben auch wenig Interesse; die städtischen Beamten aber, oft invalide Offiziere, betrachteten ihr Amt meistens als bequemen Ruheposten. Auch hier wurde Wandel geschafft. Am 19. November 1808 erließ der König die „*Ordnung für sämtliche Städte der preußischen Monarchie*", welche den Bürgern die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten durch selbstgewählte Beamte zurückgab und noch jetzt die Grundlage der preußischen Städteordnung bildet.

Die Staatsverwaltung wurde 1808 unter Steins Einfluß ebenfalls neu geordnet. Das Generaldirektorium wurde beseitigt. An die Stelle der Provinzialminister traten fünf Fachminister: für das Innere, die Finanzen, das Auswärtige, den Krieg und die Justiz; jede Provinz wurde unter einen Oberpräsidenten gestellt, die bisherigen Kriegs- und Domänenkammern in Regierungen umgewandelt. Ebenso wurden damals *Rechtspflege und Verwaltung vollständig getrennt* (S. 148). Um die Macht der Minister zu beschränken, wollte Stein ihnen einen Staatsrat zur Seite stellen, der alle hervorragenden Staatsdiener, auch die Minister selbst, in sich vereinigen und die Gesetzentwürfe beraten sollte. Ebenso sollte neben dem Landrat der Kreistag, neben dem Oberpräsidenten der Provinziallandtag und über diesem sollten die preußischen Reichsstände stehen. Manche dieser weit ausblickenden Gedanken sind erst in unsern Tagen verwirklicht; auch die Neugestaltung des Unterrichtswesens, die Stein in Angriff nehmen wollte, blieb wegen seiner so baldigen Entlassung unausgeführt.

Hand in Hand mit der Neuordnung der Verwaltung ging die *Neugestaltung des Heeres*. Der König selber gab hierzu den Anstoß, indem er gleich nach dem Tilsiter Frieden *Scharnhorst* an die Spitze einer Kommission berief und ihr eine eigenhändige Denkschrift vorlegte, worin er alle Mängel des Heeres bezeichnete und die Mittel zur Abhilfe angab.

Gerhard Joh. David Scharnhorst wurde am 12. November 1755 zu Bordenau bei Wunstorf in der Provinz Hannover als Sohn eines freien Bauern geboren, der früher Unteroffizier gewesen, erlangte Aufnahme in die vom Fürsten von Bückeburg auf der kleinen Festung Wilhelmstein im Steinhuder Meer errichtete Kriegsschule, trat später in hannoversche Dienste und lernte in dem ersten Koalitionskriege die neue Kampfweise der Franzosen kennen. 1801 trat er in preußische Dienste, focht ehrenvoll bei Jena und machte mit Blücher den Zug nach Lübeck mit, wurde nach seiner Gefangennahme bald ausgelöst und beteiligte sich ruhmvoll an den Kämpfen von 1807. Scharnhorst war aber nicht nur als tüchtiger Heerführer voll praktischer Erfahrungen, der in allen Waffengattungen, im Generalstabe und

als Lehrer der Militärbildungsanstalten gedient hatte, sondern auch als erster Militärschriftsteller bekannt, und durch diese allseitige Tüchtigkeit gelang es ihm, alle Vorurteile, welche man in Hannover gegen den „Bürgerlichen", in Preußen gegen den „Nichtadligen" und „Ausländer" hegte, zu überwinden. Die stramme Haltung eines preußischen Offiziers fehlte ihm; in unscheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er einher, den Kopf gesenkt; das Haar fiel ungeordnet über die Stirn herab; seine Sprache war leise und langsam. Aber welches Feuer sprühte aus den tiefliegenden, meistens etwas verschleierten Augen, wenn er das Schlachtfeld betrat! Dann war er ein Held vom Scheitel bis zur Sohle. — Scharnhorsts Gehilfen bei der Neugestaltung des Heeres waren vor allem Gneisenau und Grolman, die sich als tüchtige Heerführer hervorgethan haben, Boyen, der nach den Freiheitskriegen dem preußischen Heere seine dauernde Verfassung gegeben, und Clausewitz, der klassische Militärschriftsteller.



Scharnhorst.

Mit Hilfe dieser Männer begann der König die Neugestaltung des Heeres. Schon vor der Schlacht bei Friedland hatte er ein strenges Gericht über die feigen Festungskommandanten gehalten; jetzt untersuchte eine Kommission das Verhalten eines jeden Offiziers während des Krieges: alle Schuldigen und Verdächtigen wurden unerbittlich entfernt. Die Zöpfe und Gamaschen waren schon im letzten Feldzuge entfernt, jetzt wurde die ganze Kleidung bequemer gemacht; es wurden bessere Gewehre angeschafft, neue Kanonen gegossen, die Festungen wiederhergestellt. Die Künste des Paradeplatzes traten hinter die Felddienstübungen zurück. Die wichtigste Änderung aber, welche das Heer damals und überhaupt erfahren hat, ist die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Man kehrte damit zu der altdeutschen Anschauung zurück, daß jeder Bewohner eines Landes auch dessen natürlicher Verteidiger, daß die Waffenpflicht eine Ehrenpflicht sei. Das Söldnerwesen mit seinen Werbungen hörte auf; jeder Wehrfähige war auch wehrpflichtig, Stellvertretung war nicht gestattet. Das preußische Heer wurde das Volk in Waffen. Da ihm fortan auch die jungen Leute der ersten, gebildetsten Familien angehörten, durfte man entehrende Strafen, wie Stockprügel und Gassenlaufen, nicht mehr anwenden; auch mußten die Offiziere sich eine größere wissenschaftliche Bildung aneignen als bisher und durften, da die Bevorzugung des Adels auch im bürgerlichen Leben gefallen war, nicht mehr allein dem Adelstande entnommen werden. Deshalb wurde bestimmt: „Einen Anspruch auf Offizierstellen können im Frieden nur Kenntnisse und Bildung gewähren, im Kriege ausgezeichnete Tapferkeit, Tüchtigkeit und Überblick." Um die gefährliche Bestimmung des Pariser Vertrages zu umgehen, hob man 42000 Rekruten aus, übte sie rasch ein und beurlaubte

sie nach einigen Monaten wieder, um andere für sie einzuziehen. Durch dieses „Krümpersystem“ bildete Scharnhorst nach und nach 150000 Mann notdürftig aus; für alle lag auch die erforderliche Ausrüstung bereit.

Auch ein sittlicher, religiöser, vaterländischer Geist erwachte in jenen Tagen wieder. Die Not drückte schwer; „ein tiefer Ernst lagerte auf den Gemütern; es war, als ob die Menschen reiner und besser würden, als ob der Zorn über den Untergang des Vaterlandes alle gemeinen und niedrigen Regungen des Herzens ganz aufsöge.“ Gelehrte, Geistliche und Dichter suchten diese Regung noch zu vertiefen. Professor Fichte hielt im Winter 1807/8 in Berlin unter den Augen der französischen Machthaber seine „Reden an die deutsche Nation“. Mit kühnem Freimut schilderte er, während draußen französische Trommeln wirbelten und drinnen französische Aufpasser lauerten, die fremden Gewalthaber, die Schande der Gegenwart, aber auch die hohen



Arndt.



Jahn.

Vorzüge des deutschen Volkes. „Die Deutschen allein sind noch ursprüngliche Menschen,“ so rief er, „wenn sie versinken, so versinkt das ganze menschliche Geschlecht mit. Soll der Menschheit noch eine Hoffnung bleiben, so muß ein neues deutsches Geschlecht erzogen werden.“ Dabei wies er auf Pestalozzi (S. 232) hin, zu dem bald deutsche Lehrer und Staatsmänner pilgerten. Auch das Wort der Prediger fand jetzt wieder willigere Ohren, selbst in dem bisher so freigeistigen Berlin füllten sich die Kirchen wieder. Die gebildete Welt lauschte den Worten Schleiermachers, der ähnlich wie Fichte den Grundgedanken der neuen Zeit verkündete, daß aller Wert des Menschen in der Kraft und Reinheit des Willens, in der freien Hingabe an das Ganze liege. Ernst Moritz Arndt eiferte wider alles Undeutsche, wider die überzärtliche Bildung und erfüllte durch Gedichte und seinen „Geist der Zeit“ die Gemüter mit grimmigem Haß gegen die fremden Bedrücker, mußte aber vor der Rache Napoleons nach Schweden flüchten. Turnvater Jahn suchte die

Jugend durch Turnübungen körperlich und sittlich zu stählen. Die Gebrüder Grimm zeigten dem deutschen Volke die Schönheit seiner Sprache und seiner Märchen, und die Romantiker, wie Arnim und Brentano, führten ihm die Herrlichkeit des Mittelalters mit seinen Ritterburgen und Klöstern, seiner Tapferkeit, Treue und Frömmigkeit vor Augen. Schiller rief dem deutschen Volke in seinem „Tell" so manches Trostwort, aber auch manches Wort der Mahnung und Strafe zu. Da Napoleon überall Spione unterhielt, traten die Vaterlandsfreunde heimlich zusammen, um die Gesinnungsgenossen zu sammeln, die Lauen anzufeuern, den Franzosenhaß zu schüren. Der bekannteste dieser Geheimbünde war der Königsberger „Tugendbund"; und wenn derselbe auf Befehl des Königs schon 1809 wieder aufgehoben wurde, so wurde doch sein Ziel auch ohne eine förmliche Vereinigung weiter verfolgt: alle vaterländisch gesinnten Einwohner bildeten gleichsam einen Tugendbund.

Im Frühjahr 1808 schrieb die Königin Luise an ihren Vater: „Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das siehet niemand klarer ein als der König. Der französische Kaiser ist schlauer und listiger. Von ihm können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, zu begraben. Gewiß wird es besser werden. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher sitzt auf seinem jetzt freilich glänzenden Throne. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen."

6. Schwere Friedensjahre unter französischem Druck.

Preußen während der Kriege Napoleons gegen Spanien und gegen Österreich.

„Ich weiß, daß alle Preußen mich hassen," sagte Napoleon, und mit Recht. Auch die königliche Familie traute ihm nicht; deshalb blieb sie nach dem Abzuge der französischen Besatzung aus Berlin noch ein volles Jahr in Königsberg. War doch niemand vor Napoleons Gewaltthaten sicher. Er riß Ostfriesland von Deutschland ab und vereinigte es mit Holland, entthronte das portugiesische Königshaus, zwang den König und den Kronprinzen von Spanien zum Verzicht und schenkte dies Land seinem Bruder Joseph. Hierdurch veranlaßte er einen gefährlichen Aufstand der Spanier; die Engländer unterstützten sie durch britische und deutsche Regimenter, und die Hannoveraner der deutschen Legion durften nun endlich die Schande von Sulingen (S. 168) sühnen.

Auch in Österreich hatte sich in der Gesinnung des Volkes ein ähnlicher Umschwung vollzogen wie in Preußen; die Nachrichten aus Spanien beschleunigten die österreichischen Rüstungen; österreichische und preußische Staatsmänner unterhandelten bereits über ein gemeinsames Vorgehen. Besonders rieten Stein und Scharnhorst zum Kriege; der König indes wollte nur im Bunde mit Rußland losschlagen, Kaiser Alexander aber wollte mit Napoleon nicht eher brechen, als bis er mit dessen Hilfe die Walachei und

Moldau erworben hätte. In dieser Zeit fingen die französischen Behörden den (S. 181) schon erwähnten Brief auf, in welchem Stein aufgefordert hatte, die Erbitterung gegen die Fremdherrschaft auch in Hessen und Westfalen zu schüren. Napoleon ließ ihn im Pariser Moniteur und in einem von ihm bezahlten Berliner Blatte mit der Bemerkung abdrucken, daß die preußischen Minister „ebenso ungeschickt wie verderbt" seien, und erzwang unter dem Eindrucke dieser Veröffentlichung den Pariser Vertrag (S. 181). Um sich ungestörter der Unterwerfung Spaniens hingeben zu können, beschloß er, das russische Bündnis von neuem zu befestigen, und traf dieserhalb (Oktober 1808) mit Kaiser Alexander in Erfurt zusammen. Auch hier dienten die deutschen Fürsten und Völker dem fremden Tyrannen durch entehrende Schmeichelei, während dieser ihnen jeden Hohn anthat. So veranstaltete er am 14. Oktober auf dem Schlachtfelde von Jena eine Hasenjagd, auf der Prinz Wilhelm von Preußen ihn begleiten mußte.

König Friedrich Wilhelm hatte Stein solange als möglich gehalten; aber drohend verlangte Napoleon dessen Entlassung. Deshalb legte Stein (24. November 1808) sein Amt nieder zu großem Schmerze des Königs und aller Vaterlandsfreunde; verfolgt von einem Ächtungsbefehle Napoleons ging er nach Österreich, seine Güter wurden eingezogen. Napoleon hatte inzwischen in raschem Siegeslauf die spanisch-englischen Heere besiegt und Madrid eingenommen; von dort aus befahl er schon dem Rheinbunde, seine Truppen marschbereit zu halten, und drängte Österreich zum Kriege, um es für seine Rüstungen zu bestrafen. Kaiser Franz hoffte, das übrige Deutschland, jedenfalls Preußen in den Kampf mit fortzureißen; aber Friedrich Wilhelm wollte ohne Rußland nicht vorgehen. Er reiste in Begleitung der Königin nach Petersburg; sie wurden auch mit größter Liebenswürdigkeit aufgenommen, erreichten aber nichts. Kaiser Alexander riet dringend zum Frieden und stellte sogar als Napoleons Bundesgenosse ein Hilfskorps an der ostpreußischen Grenze auf.

Rasch eilte Napoleon herbei und zwang das unter Erzherzog Karl stehende Heer, von Bayern nach Böhmen zurückzugehen, während er selber auf dem rechten Donauufer hinabzog und nach drei Wochen in Wien stand. Als er aber unterhalb Wiens die Donau überschreiten wollte, wurde er von Erzherzog Karl (am 21. und 22. Mai) bei Aspern zum erstenmal vollständig geschlagen. Der Jubel über diesen Sieg durcheilte ganz Deutschland. Friedrich Wilhelm vermochte dem ungestümen Drängen seiner bewährtesten Ratgeber kaum zu widerstehen. Die Stimmung seines Heeres war so franzosenfeindlich, daß Napoleon gar nicht wagte, die von Preußen vertragsmäßig zu stellenden Hilfstruppen zu fordern. Der alte Blücher meinte, warum die Preußen sich nicht den Spaniern und Tirolern (S. 188) gleich achten sollten; er bat den König, mit einem Heere über die Elbe setzen zu dürfen, auch Scharnhorst, Gneisenau und aus der Ferne Stein rieten zu einem entscheidenden Schritt. Aber Friedrich Wilhelm blieb fest, ob man ihm auch in weiten Kreisen deswegen grollte. Viele meinten, das ganze Volk werde aufstehen, wenn sich nur ein Führer fände, und der Dichter Heinrich von Kleist forderte zu allgemeiner Rache gegen die Franzosen mit den Worten auf:

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß!
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.

In der That fanden einzelne Aufstände statt; sie mißglückten aber, weil sie nicht genügend vorbereitet waren und nicht miteinander im Einvernehmen standen. In Westfalen rief der Oberst Dörnberg im April 1809 eine Empörung hervor, um den Kurfürsten von Hessen wieder zurückzuführen. Da er die Soldaten nicht zum Abfall bewegen konnte, rückte er mit einem Haufen Bauern, die über den Mißhandlungen der Fremden das Sklavenleben der „guten alten Zeit" vergessen hatten, gegen Kassel vor. Sie wurden aber leicht auseinandergetrieben; Dörnberg selber entkam nach Böhmen zum Herzog von Braunschweig. Zur selben Zeit suchte der Husarenmajor v. Schill (S. 176) in Berlin, der sich in Kolberg ausgezeichnet hatte und dafür vom Königspaar geehrt war, durch einen Einfall in Westfalen den Aufstand in Norddeutschland zu entfachen. Um seinen Plan unbeachtet ausführen zu können, ließ er sein Regiment täglich mit vollem Gepäck zum Exerzieren ausrücken. Am 28. April hielt er auf dem Exerzierplatze an seine Husaren eine begeisternde Ansprache, in der er sie zur Befreiung des Vaterlandes aufforderte und ihnen mitteilte, daß er sich mit Dörnberg verbinden wolle; er schloß mit den Worten: „Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende." Alle ohne Ausnahme erklärten sich zu dem Zuge bereit. Einige Tage später folgten ihm auch einige Hundert Mann Fußvolks aus Berlin nach, und auf dem Marsche über Wittenberg, Dessau und Köthen wuchs sein Heer auf einige Tausend an. Aber seine Hoffnung, daß sich ganze preußische Regimenter ihm anschließen würden und er dadurch den König zum Kriege fortreißen könne, erfüllte sich nicht. Das norddeutsche Volk blieb ruhig; dazu erfuhr Schill, daß Dörnbergs Aufstand bereits unterdrückt sei. Deshalb entschloß er sich, über Mecklenburg und Pommern nach England zu gehen. Bei Magdeburg bestand er ein siegreiches Gefecht; auch gelang es ihm, die kleine Festung Dömitz a. d. E. zu überrumpeln. Napoleon erklärte ihn für einen Räuber, der König von Westfalen für vogelfrei; auch Friedrich Wilhelm mußte seinen Schritt öffentlich mißbilligen. Schon zogen von allen Seiten westfälische, dänische und holländische Truppen gegen Schill heran, mit Mühe erzwang er sich den Weg nach Stralsund; aber hier wurde er eingeschlossen und überwältigt. Er fand in einem Straßenkampfe einen ehrlichen Reitertod. Man schnitt ihm das Haupt ab und bestattete dann den so verstümmelten Leichnam; elf Offiziere wurden auf Napoleons Befehl in Wesel, vierzehn Mann, meist aus dem Königreich Westfalen gebürtig, in Braunschweig erschossen; die übrigen Gefangenen wurden auf französische Galeeren geschleppt. Die Standhaftigkeit der „Opfer zu Wesel" preist Martin Schmidt wie folgt:

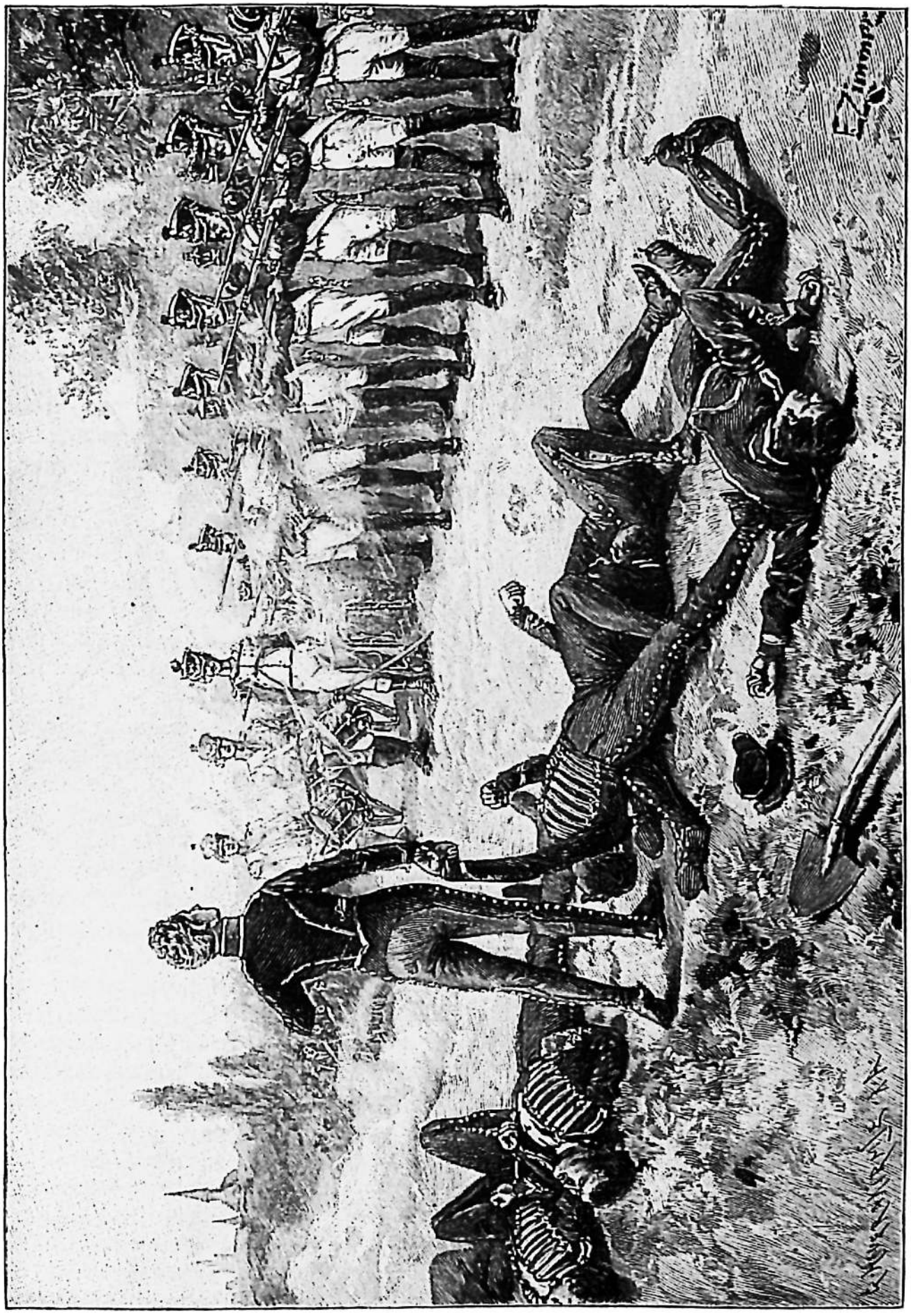
Die Opfer zu Wesel.

Generalmarsch wird geschlagen zu Wesel in der Stadt,
Und alle fragen ängstlich, was das zu deuten hat?

Da führen sie zum Thore hinaus, still, ohne Laut,
Die kleine Schar, die heiter dem Tod entgegenschaut.
Sie hatten kühn gefochten mit Schill am Ostseestrand
Und gehn nun kühn entgegen dem Tod fürs Vaterland.
Sie drücken sich wie Brüder die Hand zum letztenmal,
Dann stehn sie ernst und ruhig, die elfe an der Zahl.
Und hoch wirft Hans von Flemming die Mütze in die Luft,
„Es lebe Preußens König!" die Schar einstimmig ruft.
Da knattern die Gewehre, es stürzt der Braven Reih',
Zehn treue Preußen liegen zerrissen von dem Blei.
Nur einer, Albert Wedell, trotzt jenem Blutgericht,
Verwundet nur am Arme steht er und wanket nicht.
Da treten neue Schergen, auch ihn zu morden, vor,
Und: „Gebet Achtung! fertig!" schallt's schrecklich ihm ins Ohr.
„O zielet," ruft er, „besser, hier sitzt das deutsche Herz!
Die Brüder überleben, ist mir der größte Schmerz!"
Kaum hat er ausgesprochen, die Mörder schlagen an,
Durchbohrt von ihren Kugeln liegt auch der letzte Mann.
So starben tapfre Preußen, durch Schande nie befleckt,
Die nun zu ew'gem Ruhme ein Stein zu Wesel deckt.

Am bedeutendsten war der Zug der „schwarzen Schar" des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig, eines Sohnes des bei Auerstädt tödlich verwundeten preußischen Feldmarschalls. Er hatte in Schlesien und Böhmen auf eigene Kosten ein Freikorps geworben, um damit, während Napoleon in Österreich kämpfte, den Krieg in Norddeutschland zu entfachen. Aber nach der für Österreich ungünstigen Schlacht bei Wagram schloß Kaiser Franz Frieden, in den der Herzog von Braunschweig nur unter der Bedingung aufgenommen werden sollte, daß er auf sein Herzogtum verzichte. Friedrich Wilhelm lehnte dies ab; er schlug sich mit seinen Tapferen mitten durch Deutschland und gelangte über Halberstadt, Braunschweig, Hannover und Nienburg an die Unterweser, wo er in Elsfleth englische Schiffe bestieg, um in die „deutsche Legion" einzutreten und in Spanien den Kampf gegen Europas Unterdrücker fortzusetzen. Auch die Tiroler hatten sich für Österreich erhoben, waren aber in den Frieden nicht eingeschlossen worden. Napoleon unterdrückte sie durch große Übermacht und ließ ihren Führer Andreas Hofer erschießen. Kaiser Franz aber, der sein treues Volk im Stich gelassen, vermählte wenige Wochen nachher seine Tochter dem stolzen Sieger, der sich im Widerspruch mit der Lehre seiner Kirche von seiner Gemahlin getrennt hatte, um durch die Verheiratung mit einer Tochter aus altem fürstlichen Hause seine bürgerliche Abkunft vergessen zu machen.

So hatte Napoleon seine Feinde abermals zu Boden geschlagen. In Österreich schien die Begeisterung wieder vollständig verraucht zu sein, und seine Minister, voran der geschmeidige Metternich, sahen das Heil Österreichs in dem engen Anschluß an Frankreich. Der Rheinbund gehorchte Napoleon wie eine französische Provinz; in einer schlimmen Lage befand sich jetzt Preußen. Napoleon wußte genau, daß es nur durch die Not gezwungen die Waffen gegen ihn nicht erhoben hatte, und warum hatte es die Abzahlung der Kriegsschuld unterbrochen?! An die völlige Erschöpfung der preußischen Geldmittel wollte er nicht glauben, sondern verlangte drohend Abzahlung des



Erschießung der Schillschen Offiziere bei Wesel.

Rückstandes. Um den Zürnenden durch ein Zeichen des Vertrauens zu beschwichtigen, verlegte der König zu Weihnacht 1809 seinen Hof wieder nach Berlin, mitten unter die französischen Besatzungen. Die Bürger ließen es sich auch jetzt nicht nehmen, dem schwer geprüften Königspaare durch einen festlichen Empfang ihre Liebe zu bekunden — die Häuser waren trotz der Winterzeit mit Grün bekleidet, alle Glocken läuteten, die Bürger und Truppen waren in langen Reihen aufgestellt —; aber tiefer Ernst lag auf den Zügen des Königs, und die Königin Luise saß weinend in dem Wagen, welchen die verarmte Stadt ihr zum Einzug geschenkt hatte. Die königliche Familie war in Berlin in Napoleons Gewalt; um so ungestümer drang er daher auf Abtragung der Kriegsschuld und drohte, das Land wieder zu besetzen; doch wollte er auf weitere Zahlung verzichten, wenn man ihm Schlesien abtreten wolle! Das Ministerium Altenstein riet, darauf einzugehen; aber entrüstet wies der König solchen Antrag zurück, entließ das Ministerium und berief mit Napoleons Zustimmung, der gern zu seinem Gelde kommen wollte, Hardenberg mit dem Titel eines Staatskanzlers.



Hardenberg.

In diesen Tagen wurde das königliche Haus und mit ihm das ganze Land von einem schweren Schlage heimgesucht. Die Königin Luise hatte voll Gottvertrauen die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, auf den endlichen Sieg der guten Sache nie verloren und war durch diese ihre Zuversicht und ihr opfermütiges Entsagen dem ganzen Volke ein hehres Vorbild. Aber ihr Körper war allen den Stürmen nicht gewachsen. Als sie ihren Vater und ihre hochbetagte Großmutter in Hohenzieritz in Mecklenburg-Strelitz besuchte, wurde sie dort von einer heftigen Brustkrankheit befallen. Der König eilte mit seinen beiden ältesten Söhnen zu ihr, fand sie aber bereits im Sterben. Schon nach wenigen Stunden entschlief sie (19. Juli 1810). Die teure Leiche wurde nach Berlin gebracht und später in dem neu errichteten Mausoleum zu Charlottenburg beigesetzt, wo der König ihr von Rauchs Künstlerhand ein herrliches Denkmal errichten ließ. Das ganze Land klagte mit Schenkendorf:

Rose, schöne Königsrose,
Hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Lose?

Herr und König, schau nach oben,
Wo sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in Himmels weiten Fernen
Alle Heilige sie loben!

Gerade in diesen trüben Tagen wurde dem Könige ein lange gehegter Wunsch erfüllt. Bald nach dem Unglückstage von Tilsit schrieb er: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat."

Hauptsächlich durch die Bemühungen Wilhelm von Humboldts, der damals das Unterrichtswesen leitete, wurde 1810 die Universität Berlin eröffnet; als Heim schenkte ihr der König das dem Königsschloß gegenüberliegende stattliche Prinzenschloß.

Auch die von Stein begonnenen Reformen wurden nicht unterbrochen. Die Berufung Hardenbergs hatte die Königin Luise noch erlebt und als neuen Hoffnungsstrahl begrüßt; war er doch am besten geeignet, Steins Werk fortzusetzen. Freiherr von Hardenberg war wie Scharnhorst Hannoveraner, hatte in hannoverschen und braunschweigischen Staatsdiensten gestanden, war dann nach Ansbach-Baireuth gegangen und hatte die Übernahme dieses Landes



Grabdenkmal der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg.

in den preußischen Staatsverband eingeleitet. In den Unglücksjahren hatte er dem Könige treu zur Seite gestanden (S. 180). Er war besonders ein tüchtiger Diplomat und daher wohl geeignet, das Staatsschiff glücklich durch Brandung und Klippen hindurchzuführen. Seine nächste Sorge war, die Kriegsschuld abzutragen. Es wurde deshalb eine Luxussteuer, eine Abgabe von Lebensmitteln wie Mehl, Fleisch und Bier, eine Gewerbesteuer und, als dies noch nicht genügte, eine Einkommen- und Vermögenssteuer eingeführt. Jede Steuerbefreiung sollte fortan aufgehoben sein. Daneben wurde der Verkauf von Domänen fortgesetzt und das Vermögen der geistlichen Stifter für Staatszwecke eingezogen. Aber trotzdem gelang es dem völlig verarmten Lande nicht, die Kriegsschuld zu tilgen und die drei Festungen von der französischen Besatzung zu befreien. Schon Stein hatte den Mühlenzwang, wonach

jeder auf eine bestimmte Mühle angewiesen war, aufgehoben, Hardenberg führte 1811 vollständige Gewerbefreiheit ein: wer einen Gewerbeschein löste, konnte treiben, was er wollte, Gesellen und Lehrlinge halten, brauchte auch nicht zu einer Innung zu gehören. Die Lage der Dienstboten wurde durch eine neue Gesindeordnung wesentlich gebessert; noch wichtiger war das Edikt (von 1811) über Regelung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse. Wer ein Gut in Zeitpacht hatte, konnte gegen Abtretung der Hälfte an den Gutsherrn die andere Hälfte als freies Eigentum erwerben; wer es in Erbpacht besaß, brauchte nur ein Drittel abzutreten oder eine entsprechende Rente zu zahlen. Auch wurde die freie Veräußerung, Teilung und Zusammenlegung der Güter gestattet. Hardenberg machte auch ganz im Sinne Steins den Anfang zu einer Volksvertretung: er berief „Landesdeputierte" — Beamte, Rittergutsbesitzer, Städter und Bauern — nach Berlin, um durch sie die Wünsche des Landes zu erfahren und mit ihnen neue Maßregeln zu beraten. Doch hörte diese Einrichtung infolge des erlahmenden Eifers der Abgeordneten selber wieder auf. Nach außen suchte Hardenberg noch einige Jahre Frieden zu halten, um inzwischen die Kräfte des Landes zu sammeln; selbst Scharnhorst, dem Napoleon schon längst mißtraute, trat scheinbar von der Leitung des Kriegswesens zurück, obgleich er sie in Wahrheit stets in der Hand behielt.

Napoleon hatte inzwischen fortgefahren, nach Willkür ganze Staaten von der Karte Europas zu streichen, diese zu verkleinern, andere zu vergrößern; nur England gegenüber war er ohnmächtig. Der Schleichhandel stand in voller Blüte; denn vielfach ließen sich die Zollbeamten bestechen, oder die Schmuggler bildeten bewaffnete Banden und durchbrachen mit Gewalt die Zollinie. Deshalb gestattete Napoleon die Einfuhr der Kolonialwaren, belegte diese aber mit einem Zoll bis zur Hälfte des Wertes; englische Zeuge aber sollten weggenommen und verbrannt werden. Napoleons Bruder Louis wollte zur Durchführung dieser Maßregel in Rücksicht auf das Wohl seines Volkes die Hand nicht bieten, sondern legte seine Krone nieder; da vereinigte Napoleon 1810 ganz Holland, das ja doch nur „ein Erzeugnis französischer Gewässer" sei, ebenso die ganze deutsche Nordseeküste mit Frankreich. Sein Gebiet erstreckte sich jetzt im Süden über Rom hinaus, im Norden bis an die Ostsee bei Lübeck. Aber das Glück der Völker war dahin; Handel und Gewerbe stockten; auch der Geringste fühlte den Druck der Fremdherrschaft durch das Fehlen der gewohnten Nahrungs- und Genußmittel; kostete doch z. B. 1 kg Zucker über 10 Mark! Überall, auch in Preußen, unterhielt Napoleon seine Spione, die sich bis in den Schoß der Familie, ja selbst in das Gefängnis drängten, um den Gefangenen ein Geständnis zu entlocken. Das Gesetz über die Festlandssperre führte er mit blutiger Strenge durch, und doch umging er selber es durch den Verkauf von Licenzen (Erlaubnisscheinen), durch die er sich bereicherte.

Napoleons Krieg mit Rußland.

Napoleons Begierde nach Macht und Ruhm war unersättlich. Kaum hatte er mit Hilfe Rußlands Österreich gebeugt, so begann er schon die Vor-

bereitung zu einer Demütigung des Zaren mit Unterstützung Österreichs. War Rußland unterworfen, so konnte er den Engländern alle Küsten des Festlandes verschließen, und von Moskau aus bot der Weg nach Indien keine unübersteigbaren Schwierigkeiten mehr.

Der Zar hatte den mit Napoleon geschlossenen Bundesvertrag längst bereut. Mit Besorgnis betrachtete er das Wachsen Polens und Frankreichs; er fühlte sich dadurch verletzt, daß der Großherzog von Oldenburg, sein naher Verwandter, bei der Einverleibung der Nordseeküste seines Erblandes beraubt war. Napoleon grollte Alexander, weil er kurz vor der Verlobung mit der Habsburgerin ohne Erfolg um eine russische Prinzessin geworben hatte; als nun auf sein Ansinnen, Rußland möge die Festlandssperre strenger durchführen, eine russische Verordnung erschien, nach welcher gerade die Einfuhr französischer Erzeugnisse erschwert wurde, rüstete er eifrig zum Kriege. Im Großherzogtum Warschau hatte er bereits ungeheure Waffenvorräte aufgehäuft, die Besatzungen in Danzig und den Oderfestungen wurden verdoppelt; die Rheinbundfürsten erhielten Befehl, ihre Truppen marschbereit zu halten. Kaiser Alexander sah sich nach Bundesgenossen um; aber England konnte ihm wenig helfen; Österreich zürnte noch wegen des letzten Krieges, hoffte auch, durch engen Anschluß an Frankreich im Osten wiederzugewinnen, was es im Westen verloren hatte, und verpflichtete sich sogar, in dem bevorstehenden Kriege Napoleon ein Heer von 30000 Mann unter eigenem Führer zu Hilfe zu schicken.

Preußen befand sich in einer furchtbaren Lage. Es konnte schon deshalb nicht teilnahmlos bleiben, weil Napoleon seinen Heereszug durch Preußen führen mußte. Die Freundschaft mit dem Zaren, der Haß gegen den Unterdrücker drängten den König, sich Rußland anzuschließen; aber wenn Rußland besiegt wurde, oder der Zar Frieden schloß und — wie in Tilsit — Preußen preisgab, so war dieses verloren. Sollten aber die Preußen gegen Rußland kämpfen als Bundesgenossen des Mannes, der längst beschlossen hatte, ihren Staat gänzlich von der Karte zu tilgen? Kaiser Alexander erklärte, er könne eine Überflutung Preußens durch die Franzosen nicht verhindern und wolle den Feind im eigenen Lande erwarten; auch von Österreich und von England war keine Hilfe zu erlangen. In dieser Not rieten Scharnhorst, Gneisenau, selbst Hardenberg zu einer allgemeinen Volkserhebung, deren Stützpunkt das feste Lager bei Kolberg bilden sollte, wo Blücher befehligte. Auch der König war zum Äußersten entschlossen, schon waren in der Stille die Reserven einberufen; aber er hielt einen Kampf ohne Bundesgenossen für aussichtslos. Konnte doch Napoleon das kleine preußische Heer sofort bei Beginn des Krieges mit einer siebenfachen Übermacht, die teils im Lande, teils an den Grenzen stand, überfallen. Noch einmal eilte Scharnhorst nach Petersburg und Wien, um Rußland zum Vormarsch nach Preußen und Österreich zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen; alles vergeblich. Nun blieb dem Könige nichts weiter übrig, als mit Napoleon ein Bündnis zu schließen. Dieser hielt es für vorteilhaft, sich vorläufig mit der friedlichen Unterwerfung Preußens zu begnügen, und legte einen Vertrag vor, den Friedrich Wilhelm notgedrungen unterschreiben mußte.

Preußen stellte ein Hilfskorps von 20000 Mann; das ganze Land außer

Oberschlesien, Breslau und Potsdam, wo die königliche Familie wohnte, stand den französischen Heeren zum Durchmarsch offen und mußte für ihre Verpflegung sorgen. Auch Berlin wurde wieder besetzt. Der französische Befehlshaber hatte das Recht, die für das Heer erforderlichen Lebensmittel sowie Wagen, Pferde und jeden anderen Kriegsbedarf zu nehmen; die Kommandanten von Kolberg und Graudenz waren den französischen Befehlen unterworfen. Allein in Ostpreußen nahmen die Franzosen 78000 Pferde weg. Es fielen den Franzosen jetzt alle Kriegsvorräte in die Hände, welche in den letzten Jahren neu angeschafft waren; Preußen sollte ganz unschädlich gemacht werden. War doch auch der König ganz in Napoleons Gewalt. Preußen verlor durch den Durchmarsch der französischen Armee etwa 400 Millionen Franken mehr, als der Rest der an Frankreich noch zu zahlenden Kriegsschuld betrug. Wie lähmend wirkte die Nachricht von dem Abschluß dieses Vertrages auf alle Vaterlandsfreunde! Blücher hatte auf Napoleons Forderung schon vorher entlassen werden müssen, jetzt mußten auch Scharnhorst und Gneisenau ihren Abschied nehmen; 21 Offiziere, unter ihnen Boyen und Clausewitz, baten freiwillig um ihre Entlassung, um nicht unter französischen Fahnen dienen zu müssen; die meisten gingen nach Rußland, England oder Spanien. Auch Stein eilte damals mit dem ebenfalls geächteten E. M. Arndt nach Rußland, um den wankelmütigen Zaren zu stützen.

Im Frühjahr 1812 brach das gewaltige Heer nach dem Osten auf. Napoleon hielt im Mai in Dresden einen noch glänzenderen Fürstentag ab als einst in Erfurt. Auch Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm hatten dazu erscheinen müssen. Dort richtete der Mann, welcher der Königin Luise das Herz gebrochen hatte, an ihren trauernden Gemahl die taktlose Frage: „Sie sind Witwer?“ Napoleon selber drang auf dem Wege über Wilna und Smolensk gegen Moskau vor; das preußische Hilfsheer gehörte dem linken, das österreichische dem rechten Flügel an. Scharnhorst hatte dem Zaren geraten, sich ohne Schlacht zurückzuziehen und dadurch den Feind immer tiefer in das Innere des Reiches zu locken. Alexander wollte zwar sein Land nicht ganz ohne Schwertstreich preisgeben, wurde aber zweimal — bei Smolensk und bei Borodino — geschlagen, und Napoleon konnte in Moskau einziehen. Vergebens knüpfte er Friedensunterhandlungen an; die Russen hielten ihn absichtlich hin, ließen dann ihre eigene Hauptstadt in Flammen aufgehen und nötigten ihn dadurch zum Rückzuge. Von den Russen gezwungen, mußte er wieder durch dieselbe Gegend ziehen, die auf dem Hinwege schon vollständig ausgeplündert war. Damit war der Untergang des Heeres besiegelt. Bald stellte sich auch der gefürchtete russische Winter ein; vor Kälte zitternd, ohne Obdach, ohne Nahrung, verfolgt von den Kosaken und russischen Bauern, so wankten die armen Krieger über die russischen Schneefelder. Nach dem grauenvollen Übergange über die Beresina (26. bis 29. Nov.) löste sich jede Ordnung des Heeres; in unordentlichen Haufen schleppten sich die letzten Trümmer der „großen Armee“ dahin, hohlwangige, leichenähnliche Jammergestalten mit erfrorenen Gliedern, andere vor Kälte blind und taub, in Lumpen und Stroh gehüllt. Napoleon hatte das Heer längst verlassen; über Dresden war er nach Paris geeilt und ließ jetzt der

Welt verkünden, daß die große Armee vernichtet, daß aber die Gesundheit Sr. Majestät niemals besser gewesen sei als jetzt. Das deutsche Volk betrachtete dieses Unglück Napoleons als ein Gottesgericht und sang damals:

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!
Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große, mächt'ge Franzenheer;
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Jäger ohne Gewehr, Kaiser ohne Heer,
Heer ohne Kaiser, Wildnis ohne Weiser.
Trommler ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd.
Speicher ohne Brot, allerorten Not,
Wagen ohne Rad, alles müd und matt.
Kranke ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.

(Ferd. August.)

Daß Kaiser Alexander alle Anerbietungen Napoleons zurückwies, war vor allem Steins Werk; er brachte den Zaren auch leicht zu dem Entschluß, den Krieg über die deutsche Grenze zu tragen und dadurch Preußen mit fortzureißen. Dann eilte er selber mit Arndt nach Preußen. Dort hielten alle die Zeit für gekommen, das verhaßte Joch abzuwerfen; der König war zum Kriege entschlossen und unterhandelte eifrig mit Österreich und Rußland. Daß Napoleon neue Hilfstruppen verlangte, gab die Möglichkeit, die Reserven einzuziehen, ohne den Argwohn der Franzosen zu erregen; denn ein offener Abfall war bei der in den Elb-, Oder- und Weichselfestungen liegenden französischen Besatzung unmöglich. Das preußische Volk brannte vor Kampfbegierde und wartete mit wachsender Ungeduld auf den Ruf des Königs; da machte die kühne That des Generals York dem Harren ein Ende.



York.

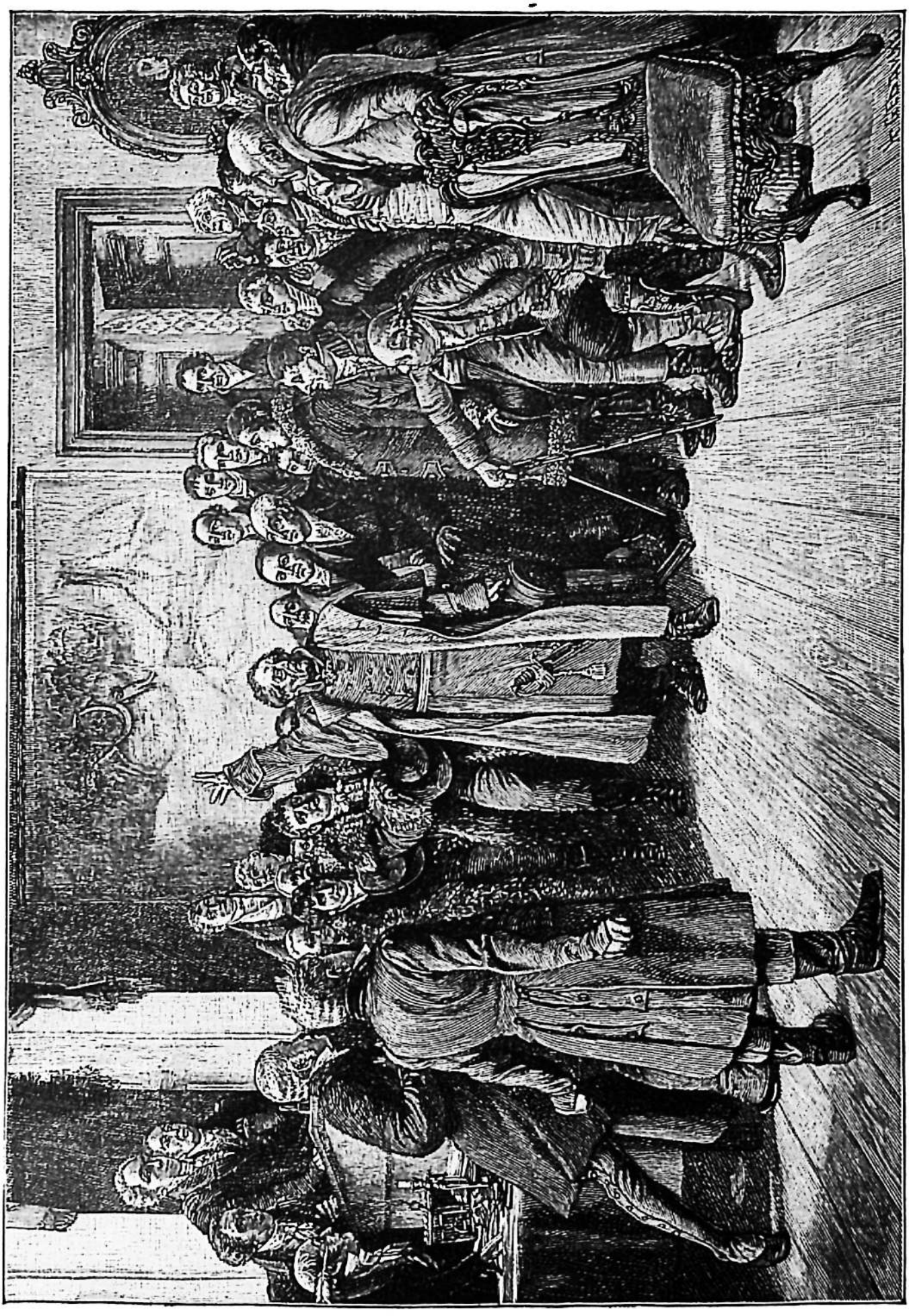
Hans David Ludwig von York war 1759 als Sohn eines preußischen Offiziers in Potsdam geboren und schon mit 13 Jahren als Junker ins Heer eingetreten, dann aber, weil er seinem Hauptmann wegen Plünderung im Feldzuge Vorwürfe gemacht hatte, von Friedrich dem Großen entlassen worden. In holländischen Diensten hatte er sich am Kap und auf Ceylon ehrenhaft geschlagen, war unter Friedrich Wilhelm II. in den preußischen Dienst zurückgekehrt, hatte mit Auszeichnung an der Schlacht bei Jena und an Blüchers Zuge nach Lübeck teilgenommen und beim Überschreiten der Elbe bei Altenzaun durch geschickte Kämpfe die weit überlegene französische Übermacht stundenlang aufgehalten. York war von unerbittlicher Strenge und eisernem Willen, wortkarg, „scharf wie gehacktes Eisen", der Blick des „alten Isegrim" durchbohrend, nie freundlich. Dennoch hing die Mannschaft an ihm; denn sie kannte seinen Gerechtigkeitssinn, seine große praktische Tüchtigkeit und seine Fürsorge für sie.

York befehligte jetzt das preußische Hilfsheer, das als Teil des Macdonaldschen Korps die Aufgabe erhielt, die Trümmer der großen Armee im Rücken zu decken. Da geriet der in Ehren ergraute General in einen schweren Kampf. Das russische Heer war ihm hart auf den Fersen; die Führer desselben, zum Teil frühere preußische Offiziere, ermahnten ihn, von dem gemeinsamen Feinde abzufallen. Sollte er seine Truppen für den Todfeind opfern? Sollte er seinem Könige den Gehorsam versagen? Er fragte wiederholt in Berlin an, erhielt aber nur die Antwort, er möge den Umständen nach handeln. Als er dann ein Schreiben Kaiser Alexanders empfing, worin dieser versicherte, er wolle mit dem Könige ein Bündnis schließen und die Waffen nicht eher niederlegen, als bis Preußen in dem Umfange von 1805 wiederhergestellt sei, da schloß er in der Poscherunner Mühle bei Tauroggen (30. Dez. 1812) mit den russischen Unterhändlern einen Vertrag ab, nach welchem sein Korps, um weitere Befehle zu erwarten, in die Gegend zwischen Memel und Tilsit zurückgehen und, falls der König die Übereinkunft nicht bestätigen werde, zwei Monate lang am Kampfe gegen Rußland nicht teilnehmen sollte. Darauf kündigte York den Franzosen den Gehorsam; seinem Könige aber schrieb er: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den hochmütigen Forderungen eines Alliierten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgnis erregendes Dunkel gehüllt waren . . . In dem Ausspruche Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt."

7. Der Befreiungskrieg von 1813 und 1814.

Die Erhebung des deutschen Volkes.

„Jetzt oder nie!" so dachten damals alle; dennoch konnten die jammervollen Trümmer der großen Armee unangefochten durch Deutschland heimkehren: deutsche Gutmütigkeit rettete dem Feinde Tausende von Kriegern, unter ihnen die große Mehrzahl der Offiziere. Preußen befand sich noch immer in einer gefährlichen Lage. Es war von französischen Truppen stark besetzt und hatte selber nur geringe Streitkräfte zur Verfügung; Österreich konnte ein Wiedererstarken Preußens nicht wünschen und hielt sich noch zurück, beide Mächte aber fürchteten die Übermacht Rußlands, das sich sofort zur Eroberung Warschaus anschickte. Der König lebte in Potsdam von Franzosen umgeben; er mußte daher Yorks That vor der Welt verurteilen und sandte einen Adjutanten ab, der Yorks Absetzung Murat und York selber anzeigen sollte. Wie zu erwarten, ließen die Russen ihn nicht durch, und er ging nun mit geheimen Aufträgen zu Alexander, um ihm Preußens Hilfe in Aussicht zu stellen, sobald die Russen die Weichsel überschritten. Inzwischen suchte Hardenberg durch Feste und Versprechungen äußerlich die Freundschaft mit Frankreich aufrecht zu erhalten. Die Russen rückten in Königsberg ein, York folgte ihnen und übernahm den Oberbefehl über die Provinz, den er vor dem Kriege geführt hatte. Als er aus den Zeitungen seine Absetzung erfuhr, legte er sein Kommando nicht nieder, weil sie ihm amtlich nicht mit-



Ansprache des Generals York auf dem Landtage zu Königsberg. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Infanterie- (Musketier-) Offizier zur Parade. | Musketier, feldmäßig. | Grenadier, zur Parade. | Freiwill. Jäger, vom Detachement eines Inf.-Regts. | Garde-Jäger.

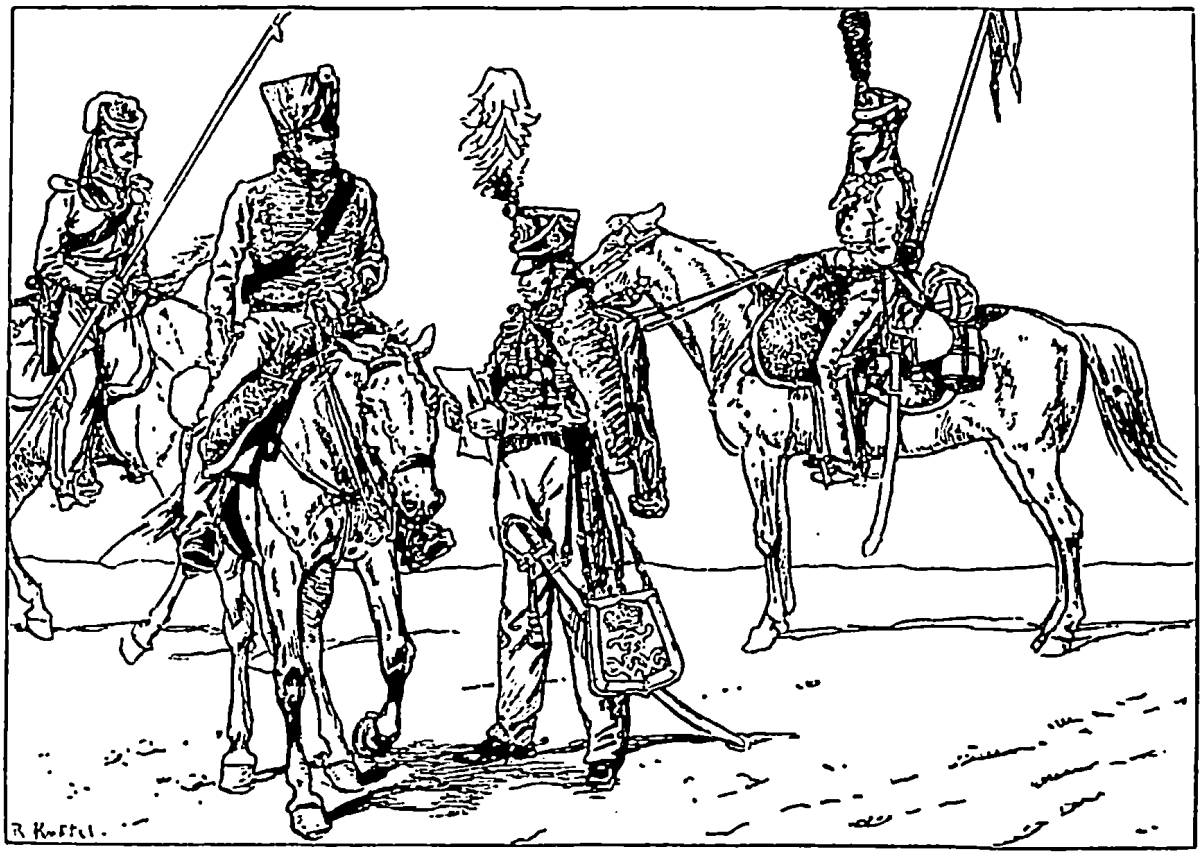


Landwehr-Infanterie-Offizier. | Landwehr-Infanterie. Wehrleute. Unteroffizier. | Landwehr-Kavallerie.

Typen aus dem preußischen Heere des Befreiungskrieges.



Dragoner-Unteroffizier, feldmäßig. | Kürassier im blauen Rock (Litewka), feldmäßig. | Kürassier-Offizier im weißen Frack, zur Parade.

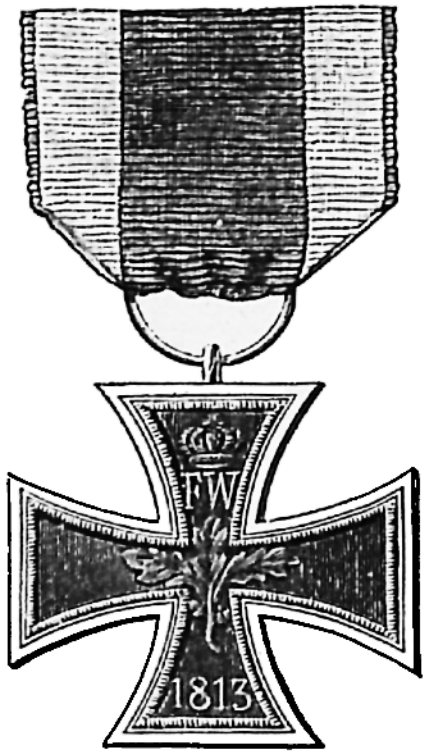


Husar im Pelz. | Husaren-Offizier zur Parade. | Ulan zur Parade.

Typen aus dem preußischen Heere des Befreiungskrieges.

geteilt war, vielmehr verstärkte er sein Heer durch Werbungen. Dann erschien Stein als Bevollmächtigter Alexanders, mit ihm E. M. Arndt. Sofort wurden die preußischen Häfen wieder geöffnet, die Festlandssperre aufgehoben und ein Landtag einberufen, der sich zwar ohne Ruf, aber doch im Namen des Königs versammelte und nach einer begeisternden Ansprache Yorks beschloß, das Volk zu den Waffen zu rufen. Das ausgesogene Land bildete eine Landwehr und stellte ein Kavallerieregiment sowie den Ersatz für das Yorksche Korps, insgesamt 30000 Mann. Alle wurden unter Yorks Oberbefehl gestellt.

Der König hatte, um in seinen Entschließungen frei zu sein, sein Hoflager (22. Januar 1813) von Potsdam, wo er jeden Augenblick aufgehoben werden konnte, nach Breslau verlegt; hier sammelten sich um ihn Scharnhorst, der wieder Kriegsminister wurde, Blücher, Gneisenau und andere treffliche Männer. Schon am 3. Februar erließ er einen Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps, und am folgenden Tage wurden alle bisherigen Befreiungen von der Dienstpflicht aufgehoben. Gegen wen die Rüstungen gerichtet waren, sagte der Aufruf nicht; aber das Volk verstand seinen König wohl. Von allen Seiten strömten gebildete junge Leute herbei; die Hörsäle der Universitäten und die oberen Klassen der Gymnasien leerten sich; aus Berlin allein trafen in den ersten drei Wochen 1200 Freiwillige in Breslau ein. Freudenthränen traten dem Könige in die Augen, als ihm die jugendliche Schar entgegenjubelte. Zur Aufnahme der nicht preußischen Jünglinge bildeten sich Freikorps, von denen das Lützowsche durch Theodor Körner am berühmtesten geworden ist; ihm gehörten auch der Turnvater Jahn und der edle Friesen an. In Breslau erschienen auch Stein und Arndt, und am 28. Februar wurde zwischen Rußland und Preußen der Vertrag zu Kalisch abgeschlossen, durch welchen Kaiser Alexander sich verpflichtete, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Preußen in dem Umfange von 1805 wiederhergestellt sei; dafür mußte Preußen schon jetzt zugestehen, daß Rußland Polen, selbst ehemals preußische Teile desselben, in Besitz nahm. Rußland sollte 150000, Preußen 80000 Mann stellen; aber von Anfang an war das preußische Heer größer, das russische kleiner. Noch immer hatte der König den Krieg an Frankreich nicht erklärt, der Kalischer Vertrag wurde noch geheim gehalten. Da brachen Ende Februar York und Bülow auf eigene Hand gegen die Hauptstadt auf, die bald von den Franzosen geräumt wurde. Am 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, stiftete der König das Eiserne Kreuz, am 16. erklärte er an Frankreich den Krieg und erließ am 17. den berühmten Aufruf „An Mein Volk“, sowie die Verordnung über die Errichtung der Landwehr für ganz Preußen.



Das Eiserne Kreuz.
(Originalgröße.)



Breslau, den 13. Februar 1813.

Drei Söhne, Majestät, von Gott gegeben,
Sie weih'n mit mir dem Vaterland ihr Leben;
So sind, ob jung, ob alt, wir jederzeit,
Wenn unser König ruft, zum Kampf bereit!

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, den großen Friedrich! Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand; keinen anderen Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Hatte der König am 3. Februar sich vornehmlich an die gebildete Jugend gewandt, so richtete sich der letzte Aufruf an die breiten Massen des Volkes und erweckte hier dieselbe Begeisterung. „Durch den Wetteifer aller Stände wurde die größte kriegerische Leistung möglich, welche die Geschichte von gesitteten Nationen kennt.“ Das verarmte Land mit nur 5 Millionen Einwohnern stellte 271000 Streiter, also von 18 Seelen einen Mann. „Von Memel bis Demmin, von Kolberg bis Glatz war in dem unvergeßlichen Frühling und Sommer von 1813 unter den Preußen nur eine Stimme, ein Zorn und ein Streben: das Vaterland zu retten und Deutschland zu befreien. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie, den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen Frieden erhoffen konnten. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen längst ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen.“ (Arndt.) Selbst Frauen, wie Eleonore Prochaska aus Potsdam und Auguste Krüger aus Mecklenburg, drängten sich zu den Waffen. Ein Graf trat mit drei Söhnen ein und schenkte außerdem all sein Korn, alle seine Pferde und Kühe. Mit dem Könige eilten auch sämtliche wehrfähige Prinzen ins Feldlager. Aus den nicht militärisch ausgebildeten Männern vom 17. bis zum 40. Jahre wurde eine Landwehr gebildet, die bald in offener Feldschlacht mit Linientruppen um den Ruhm der Tapferkeit stritt. Und wer dazu nicht mehr brauchbar war, der trat, wie Professor Fichte, in den später errichteten Landsturm, der Knaben vom 15. Jahre ab und Männer bis zum 50. umfaßte und im Lande selber Verwendung finden sollte. Wer nicht selber mitziehen konnte, der spendete Gaben: Pferde, Lebensmittel, Kleidungsstücke, Geld. Ein Bauer brachte ein Pferd mit den Worten: „Fünf haben mir die Franzosen gestohlen, das sechste will ich ihnen

nachschicken." Eine Soldatenwitwe sandte ein Paar wollene Socken „als ihr letztes bißchen Armut", ein Invalide seinen einzigen Besitz: seine goldene Medaille. Wie sonst für wohlthätige Zwecke, so wurde jetzt für das Vaterland öffentlich gesammelt; da es an Geld fehlte, gaben viele ihr Silber- und Goldgerät. Eheleute opferten ihre goldenen Trauringe und erhielten dafür eiserne mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen"; manches Mädchen, wie Ferdinande von Schmettau aus Breslau, brachte ihren Haarschmuck als Gabe dar, und arme Arbeiter ihren ganzen Verdienst von vielen Wochen. Die edle Prinzeß Wilhelm von Preußen, Marianne von Hessen-Homburg, stellte sich mit anderen Prinzessinnen an die Spitze der Frauenvereine, die sich zur Unterstützung der Kämpfenden und zur Pflege der Verwundeten bildeten. Auch ein neues sittliches und religiöses Leben erwachte in jenen Tagen. Voll Vertrauen blickte man wieder zu dem alten Gott empor. „Mit Gott für König und Vaterland", so lautete die Inschrift des Eisernen Kreuzes und der Wahlspruch der Landwehr. Vom Sammelplatze zogen die Wehrmänner zur Einsegnung in die Kirche; ganze Regimenter nahmen vor ihrem Auszuge das heilige Abendmahl. Denn es war „ein Kreuzzug", war „ein heil'ger Krieg!"



Theodor Körner.

Ernst Moritz Arndt, der mit Stein zurückgekehrt war, rief mahnend:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Mut, den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut, bis in den Tod die Fehde.

Max von Schenkendorf, der trotz seiner gelähmten Rechten mit ins Feld zog, legte im Namen des Landsturms das Gelübde ab:

Nun gilt es um das Leben, es gilt ums höchste Gut;
Wir setzen dran, wir geben mit Freuden unser Blut.

Den Franzosen aber rief er drohend zu:

Hie Wagen Gottes, Gottes Streiter,
Hie Schwert des Herrn und Gideon!

Leider beschränkte sich die Begeisterung fast nur auf Preußen. Im rheinländischen Deutschland, dessen Söhne zu Napoleons Ehren auf allen Schlachtfeldern Europas geblutet hatten, verstand man die Stimme des Bruderstammes nicht. Nur wenige fühlten sich so deutsch wie der jugendliche Dichter Theodor Körner; er verließ seine Braut und seine glänzende Stellung in Wien, eilte nach Schlesien und trat in das Lützowsche Frei-

korps, das sich in der Kirche zu Rogau einsegnen ließ, wobei das von Körner gedichtete Weihelied gesungen wurde:

Wir treten hier im Gotteshaus mit frommem Mut zusammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus, und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht. Dem Herrn allein die Ehre!

Wie der König, so erließ auch Körner einen „Aufruf“:

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein!
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
Dein deutsches Land mit deinem Blute rein!

Die Kämpfe vor der Schlacht bei Leipzig.

Schon im Januar hatten die Franzosen die Weichsellinie mit Ausnahme einiger Festungen, wie Danzig und Thorn, aufgegeben und sich vor dem heranrückenden russischen Heere unter General Wittgenstein, dem auch York und Bülow unterstellt waren, über die Oder zurückzogen; Anfang März räumten sie Berlin, und unter dem Jubel der Bevölkerung zogen die Kosaken, dann auch York ein. Vor dem Weitermarsch ließ auch er sein Korps feierlich einsegnen; zum Leibregiment sprach er: „Das schwöre ich euch, ein unglückliches Vaterland sieht mich nicht wieder!“ — „Das soll ein Wort sein!“ erscholl es aus den Reihen der Soldaten. Dann ging's weiter zur Elbe. Schon am 18. März besetzte Tettenborn mit seinen Kosaken Hamburg, und an vielen Orten der Nordseeküste zwischen Elbe und Ems erhoben sich die erbitterten Bewohner. Aber sie blieben ohne Hilfe. Die Verbündeten zogen zu langsam heran und versäumten dadurch, den Krieg sofort über die Elbe zu tragen. Zwar eroberte Dörnberg (2. April) mit russischen und preußischen Truppen das von Morand besetzte Lüneburg, wobei das Dienstmädchen Johanna Stegen im heftigen Kugelregen ihren kämpfenden Brüdern neuen Schießbedarf zutrug; aber bald rückten überlegene französische Streitkräfte heran.

Napoleon hatte sofort nach seiner Rückkehr neue große Aushebungen in allen von ihm abhängigen Ländern angeordnet. Am erbittertsten war er auf Preußen: nach Wien sandte er schon einen Vorschlag, wie dieses Land unter die Sieger verteilt werden sollte. Er schickte Davoust und Vandamme sofort nach Norddeutschland, die alle freiheitlichen Regungen mit blutiger Strenge niederschlugen. Am 5. April suchte Napoleons Stiefsohn Eugen, Vicekönig von Italien, von Magdeburg aus Berlin zu überfallen, er wurde aber bei Möckern durch York und Bülow blutig zurückgewiesen. Napoleon führte unterdes das Hauptheer auf der Frankfurt-Leipziger Straße heran, bei Naumburg vereinigte sich Eugen mit ihm. Auch die russisch-preußischen Truppen unter Wittgenstein überschritten die Elbe und zogen gegen Leipzig. Blücher befehligte das preußische Hauptheer. Er war gleich am Tage nach des Königs Aufruf aus Schlesien aufgebrochen, hatte die Elbe überschritten und ganz Sachsen bis auf die Festungen besetzt. Scharnhorst hatte gehofft, vor der

Ankunft Napoleons einen großen Teil Westdeutschlands zu besetzen und das Heer Eugens zu schlagen; aber das russische Hauptheer hielt sich zu lange in Polen auf, erst Ende April zogen die beiden verbündeten Monarchen mit dem russischen Hauptheere in Dresden ein, das Blücher schon einen Monat zuvor erobert hatte. König Friedrich August war entflohen, um sich ihnen nicht anschließen zu müssen.

Sobald die Heere der Verbündeten sich vereinigt hatten, wurden sie unter den Oberbefehl des russischen Generals Wittgenstein gestellt. Zwar waren sie an Zahl dem französischen nicht gewachsen, übertrafen dasselbe aber an Kanonen und Reiterei; deshalb riet Scharnhorst, den Kampf in der großen Leipziger Ebene anzunehmen. Wittgenstein aber beschloß, dem nach Leipzig marschierenden Feinde in der von Hecken und Gräben zerschnittenen sumpfigen Ebene von Lützen in die rechte Flanke zu fallen. Am 2. Mai begann der Angriff der Preußen auf Großgörschen und drei andere Dörfer, die von Ney besetzt waren. Noch nie waren die Franzosen einer solchen kriegerischen Begeisterung begegnet wie hier; auch die jungen Freiwilligen, welche zum erstenmal ins Feuer kamen, kämpften mit demselben zornigen Mute wie die geschulten Krieger. Wären jetzt die russischen Reserven zur Stelle gewesen, so wäre der Sieg errungen worden; doch die blieben aus, ja selbst die Reiterei der Verbündeten gelangte nicht einmal zum entscheidenden Eingreifen. Scharnhorst führte selber mit gezogenem Degen die Truppen zum Sturm, bis ihn ein Granatsplitter verwundete, so daß er das Schlachtfeld verlassen mußte. Als die Nacht kam, behaupteten die Preußen nur noch Großgörschen. Vergebens machte Blücher im Dunkeln noch einen letzten verzweifelten Reiterangriff. Am nächsten Morgen erwarteten die Preußen bestimmt die Wiederaufnahme des Kampfes; aber Napoleon hatte während der Nacht seine Übermacht noch mehr verstärkt, deshalb zogen die Verbündeten sich nach der Elbe zurück, die preußischen Truppen in dem Bewußtsein, daß sie die Ehre ihrer Fahnen wiederhergestellt hatten.

Die Schlacht von Großgörschen kostete den Verbündeten über 10000 Mann, das schmerzlichste Opfer derselben war Scharnhorst. Er wollte seine leichte Wunde nicht ruhig heilen lassen, sondern beschloß trotz der Warnungen der Ärzte, nach Wien zu gehen, um Österreich zum Anschluß an die Verbündeten zu bewegen; aber in Prag ereilte ihn der Tod. Für Napoleon hatte der unentschiedene Kampf die Folgen eines Sieges: von den Rheinbundsstaaten dachte nun keiner mehr an einen Abfall, Napoleon zog in Dresden ein und zwang durch eine Drohung den König, zurückzukehren und sich ihm anzuschließen. Dadurch vergrößerte sich die Übermacht Napoleons noch mehr. Die Verbündeten gingen hinter die Elbe zurück; bei Bautzen kam es am 20. und 21. Mai abermals zu einem blutigen Ringen. Mit äußerster Hartnäckigkeit stritten 80000 Verbündete gegen 170000 Feinde; dennoch verloren sie keine Fahne, keine Kanone und konnten sich geordnet nach Schlesien zurückziehen. Napoleon hatte mehr verloren als seine Gegner, in einem Reitergefecht bei Hainau brachte Blücher ihm abermals empfindliche Verluste bei; dazu fehlte es ihm noch an Reiterei und Geschütz, er bot daher selber einen Waffenstillstand an. Auch den Verbündeten war Zeit zur besseren Aus-

rüstung und zur Verhandlung mit Österreich erwünscht; wollten sich doch die Russen über die Oder, ja nach Polen zurückziehen. Sie nahmen also den Waffenstillstand an, der vorläufig auf sieben Wochen festgesetzt wurde. Als die Nachricht am zweiten Pfingsttage nach Berlin kam, waren „alle Gesichter blaß, alle Herzen wie vom Donner getroffen; bei dem Gedanken der Möglichkeit des Friedens waren alle wie versteint und verdonnert." — Krieg! Krieg! schallte es von den Karpaten bis zur Nordsee, vom Niemen bis zur Elbe. Aber der König versicherte, die Verhandlungen sollten nicht zu einem faulen Frieden führen.

Schon vor Abschluß des Waffenstillstandes war Hamburg den Franzosen wieder in die Hände gefallen. Die Stadt wurde seit vier Wochen von Vandamme bedroht, aber von Tettenborn und wenigen Dänen verteidigt. Als letztere zu den Franzosen übergingen, räumte auch Tettenborn die Stadt; der in der Nähe stehende schwedische Kronprinz Bernadotte, ein von dem kinderlosen König von Schweden an Kindes Statt angenommener französischer General, that nichts zum Entsatz der Stadt, die Bürger waren der Waffen entwöhnt; so fiel sie (30. Mai), und damit hatte Napoleon die ganze Elblinie wieder in Händen. Davoust bestrafte Hamburg mit grausamer Härte, befestigte es, wobei die Bürger selber Schanzarbeiten verrichten mußten, und trieb bei Beginn des Winters, um eine Belagerung länger aushalten zu können, 25000 ärmere Einwohner aus der Stadt hinaus, von denen gegen 1200 vor Mangel und Kälte umkamen.

Die rufen „Weh" zum Himmel
Aus ihrer stillen Gruft
Und werden's rufen zum Himmel,
Wenn die Drommet einst ruft. (Fr. Rückert.)

Während des Waffenstillstandes wurden auch die Lützower fast vernichtet. Sie standen bei Beginn desselben bei Hof und konnten sich nicht, wie bestimmt war, vor dem 12. Juni auf das rechte Elbufer zurückziehen. Bei Kitzen unweit Leipzig wurden sie von 4000 Franzosen und Rheinbündlern überfallen. Lützow selber entkam mit nur 21 Mann, unter ihnen der schwer verwundete Theodor Körner, der dem Tode nahe im Walde aufgefunden und von einer Gärtnersfrau gepflegt wurde. Nach seiner Genesung kehrte er zu den Lützowern zurück.

Die Verbündeten benutzten den Waffenstillstand eifrig zur Verstärkung und besseren Ausrüstung des Heeres, besonders der Landwehr. Auch der Landsturm übte fleißig, wenn auch ohne Uniform und mit den verschiedensten Waffen ausgerüstet. Fichte hatte einen mächtigen Reitersäbel umgeschnallt, und aus dem Gurt schauten die Schäfte zweier Reiterpistolen hervor; Schleiermacher war mit einer Pike bewaffnet. Auch aus Rußland kamen neue Verstärkungen. Noch eifriger arbeiteten die Diplomaten. Schweden ward durch die Aussicht auf Norwegen gewonnen; England trat im Vertrage zu Reichenbach ebenfalls den Verbündeten bei, doch mußte Preußen dafür Hildesheim und Ostfriesland an Hannover abtreten. Am meisten war Österreich umworben. Das österreichische Volk war zwar deutsch gesinnt, aber weit entfernt von jener Begeisterung von 1809. Obgleich Kaiser Franz sich durch die

Verwandtschaft mit Napoleon nicht bestimmen ließ, scheute er doch den Krieg, ihm graute vor der Begeisterung der norddeutschen Jugend; sein Minister Metternich, ein kalter, berechnender Selbstling, wollte nur die Stellung Österreichs zwischen zwei gleichstarken Parteien möglichst ausbeuten. In Dresden unterhandelte er mit Napoleon, ohne etwas zu erreichen; doch einigte man sich, daß in Prag ein Friedenskongreß zusammentrete und der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert werde. Aber auch jetzt noch verharrte Napoleon in seinem hochmütigen Trotz; selbst auf die bescheidensten Forderungen der Verbündeten wollte er nicht eingehen, so daß diese erklärten, sie würden den Krieg auch ohne Österreich fortsetzen. Das entschied. Napoleon war längst zur Fortführung des Krieges entschlossen. „Ich bin im Felde aufgewachsen," sprach er. „Ein Mann wie ich macht sich nichts aus dem Leben einer Million Menschen. Vielleicht kostet es mir den Thron; aber ich werde die Welt unter seinen Trümmern begraben." Sein Trotz trieb Österreich ins Lager der Verbündeten. In der Nacht zum 11. August trugen die verabredeten Feuerzeichen von Prag her über die Spitzen der Berge nach Schlesien dem aufjubelnden preußischen Heere die Nachricht zu, daß der Krieg von neuem beginne.

Die Heere der Verbündeten zählten zusammen 480000 Mann; Napoleon hatte es nur auf 440000 gebracht, dafür besaß er aber den Vorteil des einheitlichen Oberbefehls, die günstige Elblinie und die überelbischen Festungen, deren Einschließung einen großen Teil der verbündeten Truppen erforderte. Die Verbündeten stellten ihre Streitkräfte in drei Heeren auf, deren jedes aus Truppen aller verbündeten Völker gemischt sein sollte, während Blücher gewünscht hatte, die Preußen allein unter seinem Befehle zu haben. Bernadotte befehligte die Nordarmee, die (etwa 150000 Mann) in den Marken und an der Unterelbe stand; unter ihm kommandierten die preußischen Feldherren Bülow und Tauentzien. Blücher führte die schlesische Armee (95000 Mann); unter ihm standen York und die russischen Korpsführer Sacken und Langeron, sein Generalstabschef war Gneisenau. Die Hauptarmee (235000 Mann) stand in Böhmen unter Fürst Schwarzenberg, der zugleich Oberbefehlshaber über sämtliche verbündete Truppen war; unter ihm befehligte Fürst Wittgenstein und der preußische General Kleist.

Gebhard Leberecht von Blücher, geboren 1742 zu Rostock aus einer alten pommerschen Familie, war während des Siebenjährigen Krieges als junger schwedischer Offizier von preußischen Husaren gefangen genommen und dann in preußische Dienste getreten. Weil er sich wegen einer Übereilung die Ungnade seines Königs zugezogen und deshalb bei der Beförderung übergangen wurde, forderte er trotzig seinen Abschied, worauf Friedrich der Große entschied: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheren!" Er lebte darauf als Landmann, trat aber unter Friedrich Wilhelm II. wieder in das Heer. Schon während der Kriege in Frankreich, besonders aber 1806 hatte er sich hervorgethan (S. 172); der Schmerz über das Unglück des Vaterlandes umnachtete sein Gemüt so, daß seine Umgebung zu Zeiten Irrsinn an ihm zu bemerken glaubte. Jetzt fühlte er sich wieder jung. Wenn er durch die Reihen seiner Krieger dahinsprengte, ihnen einen Scherz, ein Kraftwort oder auch einen derben Fluch zuwerfend, so war die Wirkung unwiderstehlich, und der alte „Marschall Vorwärts" wurde bald der Abgott seiner Soldaten. Auf Gneisenau, den er wohl seinen Kopf nannte, hielt er große Stücke. Als dieser während des Waffenstillstandes so eifrig mit der Einrichtung der schlesischen Landwehr beschäftigt war, schrieb Blücher

ihm: „Landwehren Sie man druff, aber wenn die Fehde wieder beginnt, dann gesellen Sie Sich wieder zu mich!“

Sobald der Waffenstillstand abgelaufen war, begannen die Feindseligkeiten wieder. Napoleon suchte zunächst die preußische Macht zu vernichten; während er Oudinot zur Eroberung Berlins absandte, zog er selber gegen Blücher nach Schlesien. Bernadotte meinte, von den französischen Besatzungen in Hamburg, Magdeburg, Wittenberg und Torgau bedroht, besonders vorsichtig sein zu müssen; auch wollte er seine Schweden möglichst schonen und den Franzosen nicht wehe thun, da er sich mit der Hoffnung trug, nach Napoleons Fall selber auf den französischen Thron berufen zu werden. Er war deshalb für den Freiheitskampf ein Hemmnis. Oudinot führte 70000 Mann, größtenteils Deutsche, gegen Berlin; er hatte Befehl, die verhaßte Stadt in Brand



Gneisenau.



Blücher.

zu schießen. Bernadotte wollte Berlin preisgeben und hatte Tauentzien schon Befehl zum Rückzuge erteilt. „Was ist Berlin?“ sagte er, „eine Stadt, weiter nichts.“ Aber Bülow erwiderte: „Berlin ist den Preußen mehr wert, als Ew. Königliche Hoheit meinen.“ Und zu seinen Generalen sagte er: „Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen; nicht rückwärts!“ Tauentzien blieb stehen, und Bülow griff das im Centrum marschierende Reynier'sche Korps bei Großbeeren an. Seinen Pommern rief er zu: „Soldaten! Schweden und Russen sehen auf uns. Hinter uns liegt Berlin! Vergeßt nicht, daß ihr Pommern seid!“ Und sie vergaßen es nicht. Die pommerschen Landwehrmänner drehten die Gewehre, die bei dem Regenwetter versagten, um und draschen mit den Kolben wie mit Dreschflegeln unter dem Rufe „so fluscht et bäter!“ auf Franzosen und Sachsen ein (23. August). Oudinots Hilfe kam zu spät, Reynier mußte sich unter großen Verlusten zurückziehen; daß sein

Korps nicht vollständig aufgerieben wurde, war Bernadottes Schuld, der fast nichts that, Bülow zu unterstützen. Berlin war gerettet, Oudinot ging auf Wittenberg zurück. Auch Davoust war von Hamburg aus gegen Berlin aufgebrochen, kehrte jetzt aber schleunigst um. Mit einer kleinen Abteilung seines Heeres bestanden die Lützower ein Gefecht bei Gadebusch in Mecklenburg, in welchem Theodor Körner den Heldentod starb (26. August). Ein anderes Korps, das von Magdeburg aus der Nordarmee in die Flanke fallen sollte, trat jetzt ebenfalls den Rückzug an, wurde aber bei Hagelberg (27. August) von der kurmärkischen Landwehr mit dem Kolben zusammengehauen.

Napoleon bemühte sich, Blücher zu einer Schlacht zu verleiten; doch dieser wich immer weiter nach Osten aus, um den Gegner möglichst weit von Dresden abzuziehen. Als der Kaiser hörte, daß Schwarzenberg Dresden bedrohe, ließ er Macdonald in Schlesien zurück und eilte mit einem Teile seines Heeres wieder nach Sachsen. Macdonald meinte, Blücher sei noch im Rückzuge, und setzte über die hoch angeschwollenen Gebirgswässer der Katzbach und der Wütenden Neiße; arglos stiegen seine Truppen die steilen Ränder der Hochebene empor, welche sich oberhalb des Zusammenflusses dieser beiden Gewässer erhebt. „Nun, Kinder," rief der alte Blücher, „habe ich Franzosen genug herüber!" York warf sich auf das Centrum des überraschten Feindes, und eine mörderische Schlacht begann. Auch hier geschah des nassen Wetters wegen die Hauptarbeit mit Kolben und Bajonett, und der Ingrimm und die körperliche Stärke der preußischen Truppen errang den Sieg. In wirrem Durcheinander wälzten sich Kanonen, Reiter und Fußvolk zu dem steilen Bergabfall längs der Wütenden Neiße, in deren wilden Fluten Tausende ihren Tod fanden. Macdonald schrieb Napoleon: „Sire, Ihre Bober-Armee existiert nicht mehr!" Die Schlacht an der Katzbach (26. August) wurde in der Nähe der alten Wahlstatt geschlagen; davon erhielt Blücher später seinen Ehrennamen „Fürst Blücher von Wahlstatt". Der Erfolg dieses ersten großen Sieges war bedeutend. Er reinigte Schlesien von Franzosen, hob die Siegeszuversicht der verbündeten Truppen und stellte zwischen den vorher manchmal uneinigen Feldherren der schlesischen Armee ein besseres Einvernehmen her.

Noch bevor Napoleon aus Schlesien zurückgekehrt war, hatte die Hauptarmee auf mehreren Straßen das Erzgebirge überstiegen. Schon am 25. August war ein Teil derselben in der durch die Elbe und die Ausläufer des Gebirges eingeschlossenen Ebene südlich von Dresden angekommen und hätte durch einen raschen Angriff die schwach besetzte Stadt nehmen können; doch das Hauptquartier beschloß, den Angriff bis auf die Ankunft der übrigen Armee zu verschieben. Am folgenden Morgen kehrte auch Napoleon mit seinen Truppen aus Schlesien zurück. Kleinmütig wollten jetzt die Verbündeten trotz ihrer Übermacht wieder abziehen, nur Friedrich Wilhelms entschiedener Widerspruch zwang sie, am 27. August den Angriff zu wagen, der aber blutig abgeschlagen wurde. Am folgenden Tage wurde sogar der linke Flügel besiegt, der rechte aber von der Elbe und der Hauptstraße bei Pirna abgedrängt; dazu erfuhr man, daß Vandamme bereits auf dem Marsche sei, um auf dem rechten Elbufer das Gebirge und unter dem Schutze des Königsteins den Fluß zu über-

schreiten; deshalb trat die Armee am Nachmittage den Rückzug an. Aber nur eine Landstraße stand ihr offen; daher mußten die meisten Truppen auf Umwegen das Gebirge zu erreichen suchen, bald waren auch diese vollgepfropft und nirgends ein Durchkommen mehr. Glücklicherweise kehrte Napoleon, der den Feind für verloren hielt, nach Dresden zurück; Vandamme aber eilte weiter, um vor den Verbündeten im Teplitzer Thale anzukommen und ihnen den Rückzug abzuschneiden. Schon hatte er die Elbe überschritten und die Straße Pirna-Teplitz erreicht, da kamen ihm in dem Ausgange des Passes bei Kulm (29. August) 15000 Russen entgegen, die den Kampf anfangs gegen die mehr als doppelte Übermacht nicht aufzunehmen wagten, aber von Friedrich Wilhelm ermutigt den ganzen Tag tapfer aushielten; erst gegen Abend bekamen sie Verstärkung durch österreichische Truppen. Der König von Preußen sandte dem General Kleist den Befehl, er solle quer über den Kamm des Gebirges die Teplitzer Straße zu erreichen suchen und den Franzosen in den Rücken fallen. Mit großer Kühnheit führte Kleist diesen Befehl aus. Vandamme wußte nichts von Napoleons Umkehr und griff am folgenden Morgen im Vertrauen auf die ihm nachrückenden Korps wieder an, wurde aber zurückgeworfen und war ganz überrascht, bei Nollendorf auf das Kleistsche Korps zu treffen. Nach verzweiflungsvollem Kampfe wurde er mit 9000 Mann gefangen genommen. Nur mit Mühe rettete man den Peiniger Norddeutschlands vor den Fäusten preußischer Soldaten. So war die Niederlage von Dresden wieder wettgemacht, der Mut auch der Hauptarmee wieder gehoben. Kleist aber erhielt später von seinem Könige den Ehrennamen von Nollendorf.

Napoleon hatte die Absicht, selber gegen Berlin zu ziehen; als er aber Macdonalds Niederlage erfuhr, sandte er Ney, „den Tapfersten der Tapferen", gegen die Hauptstadt ab und zog selber nach der Lausitz, um Blücher zur Schlacht herauszufordern. Ney brach von Wittenberg auf. In der Ebene von Jüterbog griff ihn Tauentzien mit seinen Preußen am 6. September an, gleichzeitig faßte ihn Bülow bei Dennewitz in der linken Flanke, und beide vereint schlugen ohne Bernadottes Hilfe, ja gegen dessen Wunsch, den an Zahl überlegenen Feind zurück. Auch hier wetteiferte die Landwehr mit den Linientruppen, aber auch hier kämpften Deutsche gegen Deutsche. Besonders die Sachsen hatten sich tapfer geschlagen; zum Dank dafür bezichtigte sie Napoleon der Feigheit und erbitterte dadurch dies Volk gegen sich. Schon gleich nach der Schlacht ging ein sächsisches Bataillon zu den Preußen über.

Nach diesen aufreibenden Kämpfen ruhten die Schwerter der Krieger einige Tage; desto eifriger arbeiteten die Federn der Diplomaten. Noch einmal versprachen die verbündeten Fürsten in Teplitz einander, sich mit Napoleon nicht in Verhandlungen einzulassen und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis Preußen und Österreich in dem Umfange von 1805 wieder hergestellt seien. Im Widerspruch damit benutzte Fürst Metternich die ihm erteilte Vollmacht dazu, mit dem Königreich Bayern (10. Oktober) den Vertrag zu Ried abzuschließen, durch den er dieser Napoleonischen Schöpfung ihren Besitzstand mit Einschluß der uralten hohenzollernschen Besitzungen Ansbach und Baireuth zusicherte, wofür Österreich Salzburg und Tirol zurück erhielt. Na-

poleon verbrachte die Zeit mit nutzlosem Hin- und Herziehen: zweimal wandte er sich gegen die schlesische, einmal gegen die böhmische Armee; aber Blücher wich aus, und Schwarzenberg rührte sich nicht. Dazu trafen ihn neue Hiobsposten. Eine Abteilung, welche Davoust zur Verstärkung der Magdeburger Besatzung abgeschickt hatte, wurde (16. September) in dem Gefecht bei der Göhrde, in welchem Eleonore Prochaska fiel, geschlagen, und am 1. Oktober wurde sein Bruder Hieronymus aus Kassel verjagt. Aber auf dem Hauptkriegsschauplatze schien die Entscheidung sich verzögern zu wollen, bis endlich die kleinste der verbündeten Armeen die Kugel wieder ins Rollen brachte.

Die Völkerschlacht bei Leipzig; 16., 18. und 19. Oktober 1813.

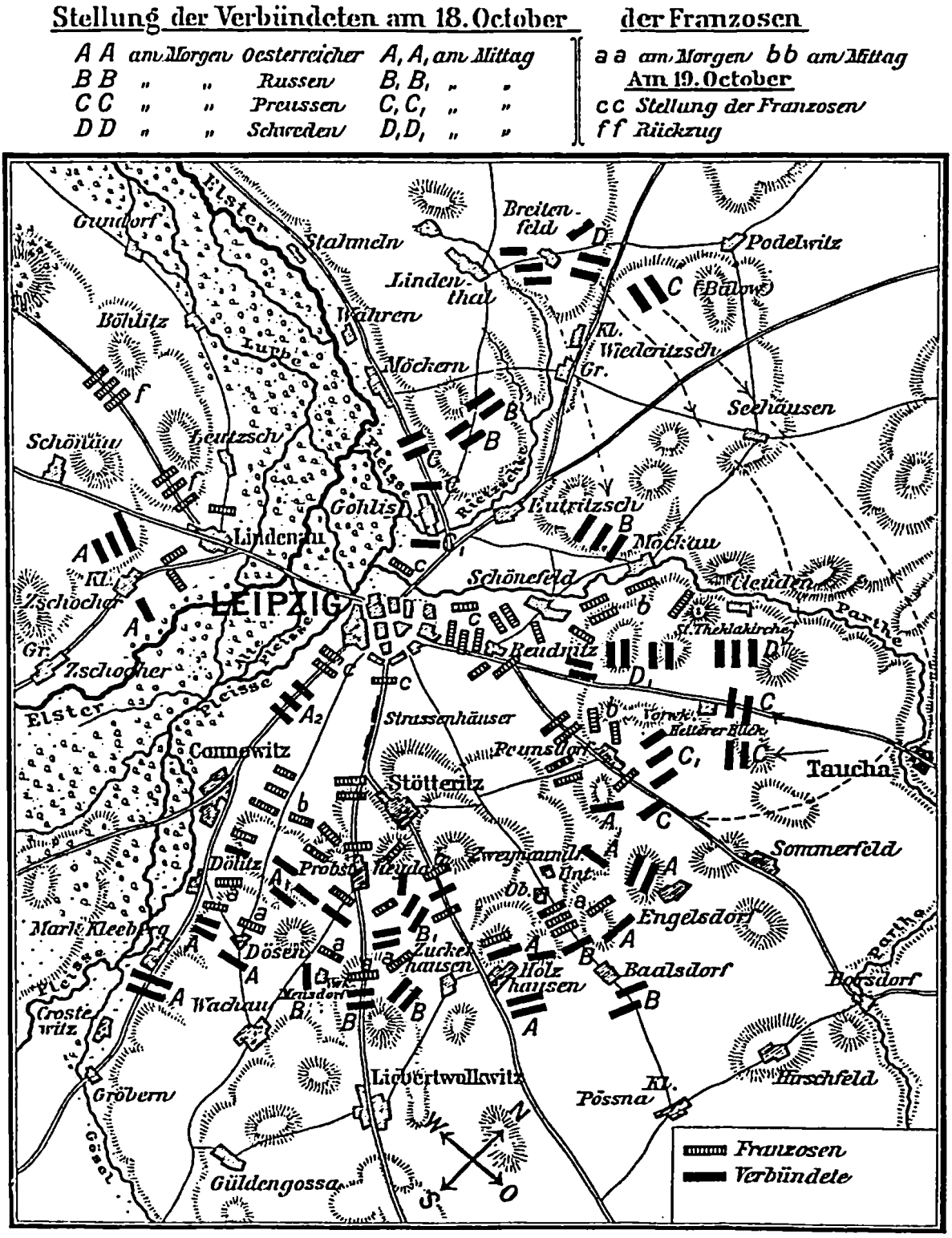
Blücher hatte bisher vergeblich auf entschlossenes Handeln im Hauptquartier gewartet; endlich rief er aus: „Die diplomatischen Narrenspossen und das Notenschreiben haben ein Ende. Ich werde den Takt ohne Noten schlagen.“ Er marschierte auf eigene Verantwortung rechts ab, zog die Schwarze Elster abwärts und überschritt am 3. Oktober bei Wartenburg die Elbe. Aber jenseits standen hinter hohen Dämmen und im Weidendickicht versteckt Franzosen, Italiener und Deutsche; wieder wurde erbittert gekämpft, doch die unvergleichliche Tapferkeit und Zähigkeit des Yorkschen Korps errang hier den Sieg. Der höchste Preis gebührt dem Kolberger Leibregiment unter General Horn. Als es nach dem Siege an York vorübermarschierte, entblößte er sein Haupt und stand unbedeckten Kopfes so lange, bis der letzte Mann vorüber war. Dieser Ehrentag trug ihm selber später den Namen York von Wartenburg ein. Nun mußte auch der zögernde Bernadotte die Elbe überschreiten, und die böhmische Armee brach gegen Leipzig auf. Napoleon sah sich dadurch in seinem Rücken bedroht; er ließ in Dresden eine starke Besatzung zurück und eilte nordwestwärts gegen Düben, um die beiden vereinigten Armeen zu treffen. Aber Blücher stellte sich nicht. Die Rückzugslinie zum Rhein stand Napoleon noch offen; doch er war zu stolz und siegesbewußt, einen Rückzug anzutreten, und wandte sich in die weite Ebene von Leipzig. Seine Truppen standen in weitem Bogen südöstlich um Leipzig, ihr Mittelpunkt war Wachau; ihm gegenüber stand Schwarzenberg, während das Yorksche Korps vor dem vom Feinde besetzten Dorfe Möckern, n. w. von Leipzig, sich aufgestellt hatte; im Osten klaffte zwischen den beiden verbündeten Heeren eine große Lücke, die durch Bernadotte ausgefüllt werden sollte. Napoleon glaubte Blücher noch fern und hoffte die böhmische Armee vor dem Eintreffen der beiden Nordarmeen schlagen zu können. Dies schien um so leichter zu sein, als er dort eine geringe Übermacht besaß.

Schwarzenberg hatte am 16. Oktober ein österreichisches Korps seines linken Flügels in das sumpfige Buschland zwischen Elster und Pleiße geworfen, um Napoleons rechtem Flügel in den Rücken zu gelangen; aber es vermochte in dem buschigen Gelände dem von dem Polenfürsten Poniatowski tapfer verteidigten Connewitz gegenüber nichts auszurichten, General Merveldt geriet sogar mit einem Teile seines Korps in Gefangenschaft. Im Centrum bei Wachau wurde mit äußerster Erbitterung gekämpft. Fast scheinen die Preußen und Russen der erdrückenden Übermacht und dem Feuer der 300

Kanonen zu erliegen, schon befiehlt Napoleon, in Leipzig seinen Sieg durch Glockenläuten verkünden zu lassen, und sendet unter Murat 9000 Reiter, die auch den letzten Widerstand über den Haufen werfen sollen; da treffen in der äußersten Not österreichische Reserven ein, der Reiterangriff erlahmt, und die Verbündeten besetzen die eben verlorenen Dörfer wieder. Daß Napoleon den erhofften Sieg nicht errungen, war Blüchers Verdienst, der das Marmontsche Korps bei Möckern festgehalten hatte. Auf dem Marsche nach Leipzig hatten Yorksche Truppen Marmont in Möckern angetroffen, das in eine kleine Festung umgeschaffen war. Bei Beginn des Kampfes redete Blücher seine Truppen an: „Na, Kinder, heute haut mal auf gut preußisch! Das sage ich euch: wer heute abend nicht tot oder vor Freuden duselig ist, der hat sich geschlagen wie ein infamer Hundsfott!“ York erhielt den Befehl zum Angriff beim Frühstück. Ernst erhob er sein Glas und sprach: „Den Anfang, Mitt' und Ende, Herr Gott, zum Besten wende!“ — Sechsmal erstürmten die Preußen das Dorf, und sechsmal verloren sie es wieder; da gegen Abend gelang es ihnen, den Kampfplatz zu behaupten. Wie einst bei Leuthen, erklang auch hier bei den Wachtfeuern durch die stille Nacht das „Nun danket alle Gott!“; aber fast die Hälfte des Korps war gefallen. Wäre Bernadotte rechtzeitig eingetroffen, so wäre wohl schon am 16. Leipzig genommen und weiteres Blutvergießen verhütet worden.

Am 17. Oktober, einem Sonntag, griff Napoleon nicht wieder an, sondern knüpfte durch den gefangenen General Merveldt, wenn auch vergebens, Unterhandlungen an und ließ dadurch den Verbündeten Zeit, alle ihre Truppen heranzuziehen, so daß sie ihm am 18. Oktober, dem entscheidenden Tage der Völkerschlacht bei Leipzig, bedeutend überlegen waren (mit 225000 gegen 160000 Mann). Er hatte seine Truppen näher an Leipzig herangezogen, den Mittelpunkt seiner Stellung, Probstheida, verteidigte er selber mit seinen Garden. Er stand neben einer zerschossenen Tabaksmühle; ihm gegenüber hielten auf einem Hügel die drei verbündeten Monarchen. Die Verbündeten eröffneten den Angriff auf allen Seiten, am schärfsten wurde aber um Probstheida gestritten, das Napoleon ebenfalls in eine kleine Festung umgeschaffen hatte. Sechsmal schlug er den Angriff ab, die Entscheidung mußte an anderer Stelle, im Norden, herbeigeführt werden. Bernadotte war noch immer nicht auf dem Schlachtfelde eingetroffen; von den Verbündeten endlich gedrängt, verlangte er von der kleinen schlesischen Armee noch 30000 Mann Verstärkung. Da gab Blücher in edler Selbstverleugnung das verlangte Korps hin und verzichtete damit auf den Ruhm eines neuen Sieges. Erst nachmittags griff die Nordarmee mit in den Kampf ein, Bülow führte das Vordertreffen. Nun war der Ausgang nicht mehr zweifelhaft. Schon gingen Sachsen und Württemberger zu den Verbündeten über und wurden mit Freuden aufgenommen; nur den württembergischen General Normann, der jüngst bei Kitzen auf Napoleons Befehl die Lützower überfallen hatte, wies Gneisenau zurück. Als es zu dämmern begann, waren die Verbündeten im Osten und Norden bis nahe an die Thore Leipzigs vorgedrungen; da befahl Napoleon den Rückzug seines ganzen Heeres, und nun drängte sich alles nach der Stadt und durch die engen Gassen nach der einzigen noch freien Straße über Lindenau.

Voll Dank gegen Gott, den Lenker der Schlachten, sanken die verbündeten Monarchen auf ihre Kniee. Die Nacht brach herein. Auf dem von zwölf



Plan der Völkerschlacht bei Leipzig.

brennenden Dörfern unheimlich beleuchteten Schlachtfelde lagen die vielen Tausende der Toten und Sterbenden, welche alle dem Ehrgeiz eines Einzigen geopfert waren. Heute war er gerichtet, das begriff auch der einfachste Mann:

über die weite Ebene stiegen in allen Zungen der Völker Europas Dankgesänge zum Himmel empor.

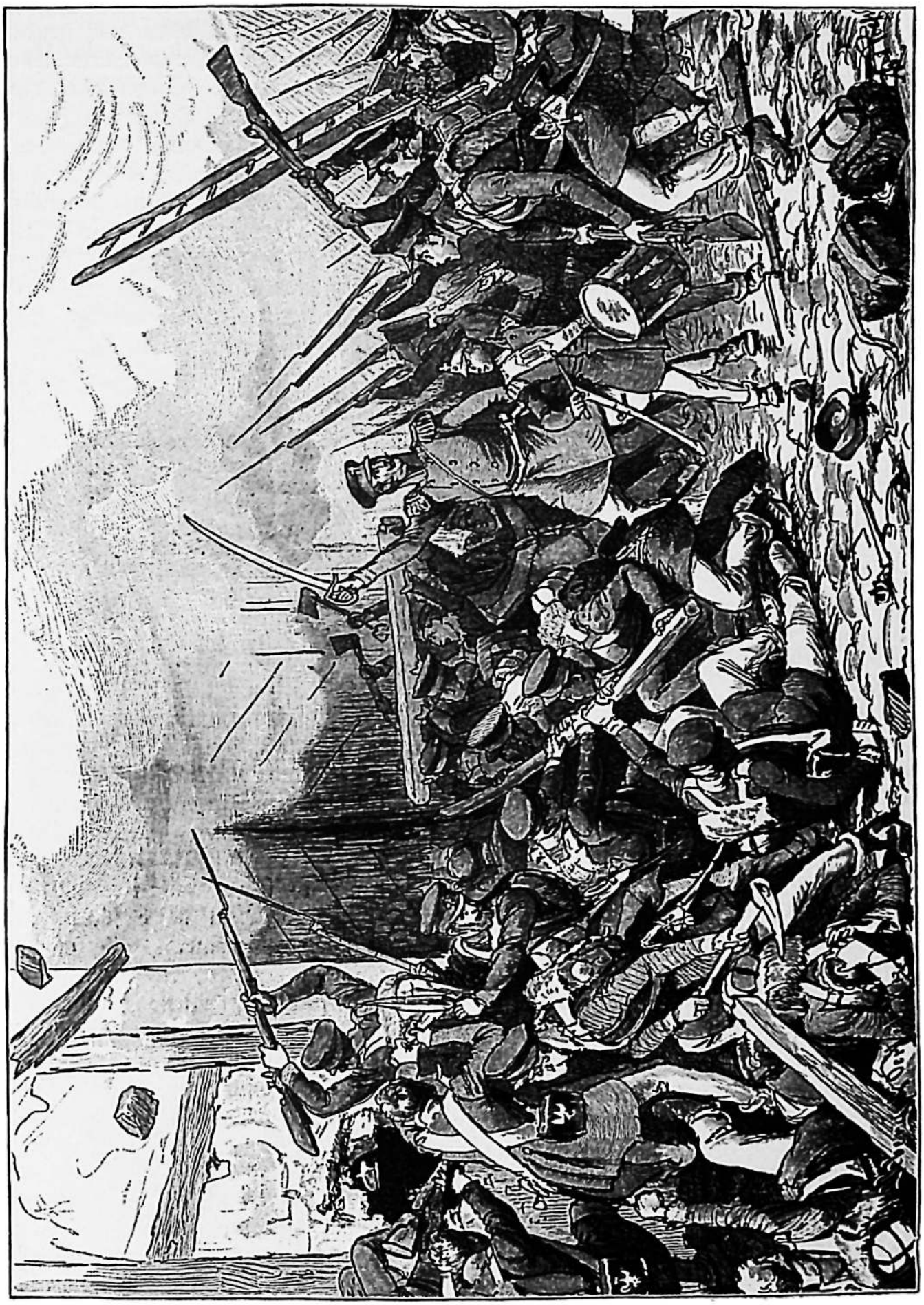
Schwarzenberg weigerte sich, den nach seiner Meinung immer noch zu fürchtenden Feind zu verfolgen; so konnte Napoleon ein Heer von 90000 Mann — meistens Franzosen — ungehindert abführen, während seine Verbündeten, Italiener, Polen und Deutsche, zur Verteidigung Leipzigs zurückblieben. Am Morgen des 19. begann der Angriff auf die Stadt, die noch hartnäckig verteidigt wurde. Aber immer weiter drangen Blücher im Norden, Bülow im Osten vor; gegen Mittag erstürmte Major Friccius mit der Königsberger Landwehr das Grimmaische Thor. Noch war die Stadt von Feinden überfüllt; in den durch zahllose Wagen und Geschütze gesperrten Straßen drängten sich die Flüchtigen. Erst vor zwei Stunden (um elf Uhr) hatte man dem Kaiser mit Mühe einen Ausweg aus diesem Knäuel gebahnt. Durch die Geschosse der eindringenden Sieger stieg die Verwirrung aufs höchste; da wurde auch noch die Elsterbrücke zu früh in die Luft gesprengt. Entsetzen packte die Zurückgebliebenen; einige kamen schwimmend hinüber, andere ertranken im Fluß, unter ihnen auch Poniatowski, der erst eben auf dem Schlachtfelde zum Marschall ernannt war; die übrigen, 30000 Mann, wurden gefangen genommen. Um ein Uhr zogen die verbündeten Monarchen in die eroberte Stadt ein. Blücher wurde von seinem dankbaren Könige zum Generalfeldmarschall ernannt, der König von Sachsen als Gefangener nach Berlin geschickt. Große, schmerzliche Opfer hatte der Krieg gekostet. Von den Tausenden der Verwundeten wurden wenige gerettet; denn wo waren die Hände für so viele?! Dennoch ging ein Siegesjubel durch Deutschland: Begeistert sang Arndt:

Die Welschen hat Gott verweht wie den Sand;
Viel Tausende decken den grünen Rasen,
Die übrig blieben, entflohn wie Hasen, Napoleon mit.

Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

Nach Paris.

Fast ungehindert erreichte Napoleon den Rhein; nur bei Hanau trat ihm General Wrede mit Bayern, die bei Leipzig nicht mitgefochten hatten, und Österreichern entgegen, gab ihm aber dadurch nur die Möglichkeit, mit einem Siege aus Deutschland zu scheiden. Der Rheinbund löste sich auf, die ehemals preußischen, hannoverschen, oldenburgischen Gebiete kehrten unter ihr früheres Herrscherhaus zurück; der wiederzurückgekehrte Hieronymus verließ Kassel zum zweitenmal. In den befreiten norddeutschen Gebieten erwachte jetzt eine ähnliche Begeisterung, wie zu Anfang des Jahres im Osten, der Süden aber blieb ruhig; ja mehrere Rheinbundfürsten stellten ihre Truppen nur gezwungen zum Kampfe gegen Frankreich, und dennoch gewährleistete ihnen Österreich die volle Souveränität und ihren uneingeschränkten Besitz! Napoleons Heer war jenseit des Rheins zusammengebrochen, Frankreich war wehrlos, aber die Verbündeten nutzten diesen Vorteil nicht aus. Bernadotte



Die Königsberger Landwehr unter Major Friccius erstürmt das Grimmaische Thor.

hatte sich gleich nach der Leipziger Schlacht von ihnen getrennt und gegen den König von Dänemark gewandt, den er zwang, ihm Norwegen gegen Vorpommern und Rügen abzutreten. Bülow ward dadurch von einem ihm verhaßten Oberfeldherrn befreit und vertrieb in raschem Siegeslaufe die Franzosen aus Holland. Auf Österreichs Betreiben trat in Frankfurt sogar ein Friedenskongreß zusammen, der das ganze linke Rheinufer preisgeben wollte. Wütend schalt Blücher auf die „Federfuchser" und „Schufte", die den Galgen verdient hätten. Arndt zeigte auf Steins Veranlassung in einer besonderen Schrift, daß „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" sei. Zum Glück war Napoleon auch jetzt noch von Hochmut geblendet, so daß die Verbündeten hauptsächlich auf Steins und Blüchers Betreiben beschlossen, den Krieg fortzusetzen. Gneisenau riet, geradeswegs auf Paris loszugehen. Wie Blücher dachte, erzählt der Dichter A. Kopisch:

Die Heere blieben am Rheine stehn.
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?" — „Der Feind dahier!"
„Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?" — „Paris dahier!"
„Den Finger drauf, das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken übern Rhein!
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!"

In der Neujahrsnacht von 1813 auf 1814 setzte er bei Kaub über den Rhein, ging über den Hunsrück die Mosel hinauf und wandte sich dann westwärts. Endlich langte auch die Hauptarmee, die durch das Elsaß gezogen war, dort an und vereinigte sich mit der Blücherschen. Aber zu einem kräftigen Vorstoß kam es noch nicht. Wahre Begeisterung für den Befreiungskampf lebte nur im preußischen Heere, Metternich hielt es sogar für bedenklich, den Kampf weiter fortzusetzen: sollte man für Preußen das linke Rheinufer erkämpfen? Das Feilschen um Mein und Dein hatte schon seit dem Tage von Leipzig begonnen und drohte mehr als einmal, die ganze Koalition zu sprengen. Kaiser Franz verlangte nach Frieden, Alexander und Friedrich Wilhelm aber wollten den Krieg nötigenfalls auf eigene Hand fortsetzen; endlich einigte man sich dahin, daß der Krieg seinen Fortgang nehmen, gleichzeitig aber Verhandlungen über den Frieden geführt werden sollten. Blücher schrieb: „Der Tiran hat alle Hauptstädte besucht, geplündert und bestohlen; wihr wollen uns sowas nicht schuldig machen, aber unsere Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihm in seinem neste zu besuchen."

Napoleon hatte die ihm durch die Unentschlossenheit der Verbündeten gegönnte Frist zur Ausrüstung eines neuen Heeres benutzt; aber seine Truppen waren denen der Verbündeten weder an Zahl noch an Übung gewachsen. Er warf sich zunächst (29. Jan.) bei Brienne auf Blücher, aber der Kampf blieb unentschieden. Auf Alexanders Bitten trat dann Schwarzenberg ein



Der Marschall Vorwärts überschreitet den Rhein am 1. Januar 1814.

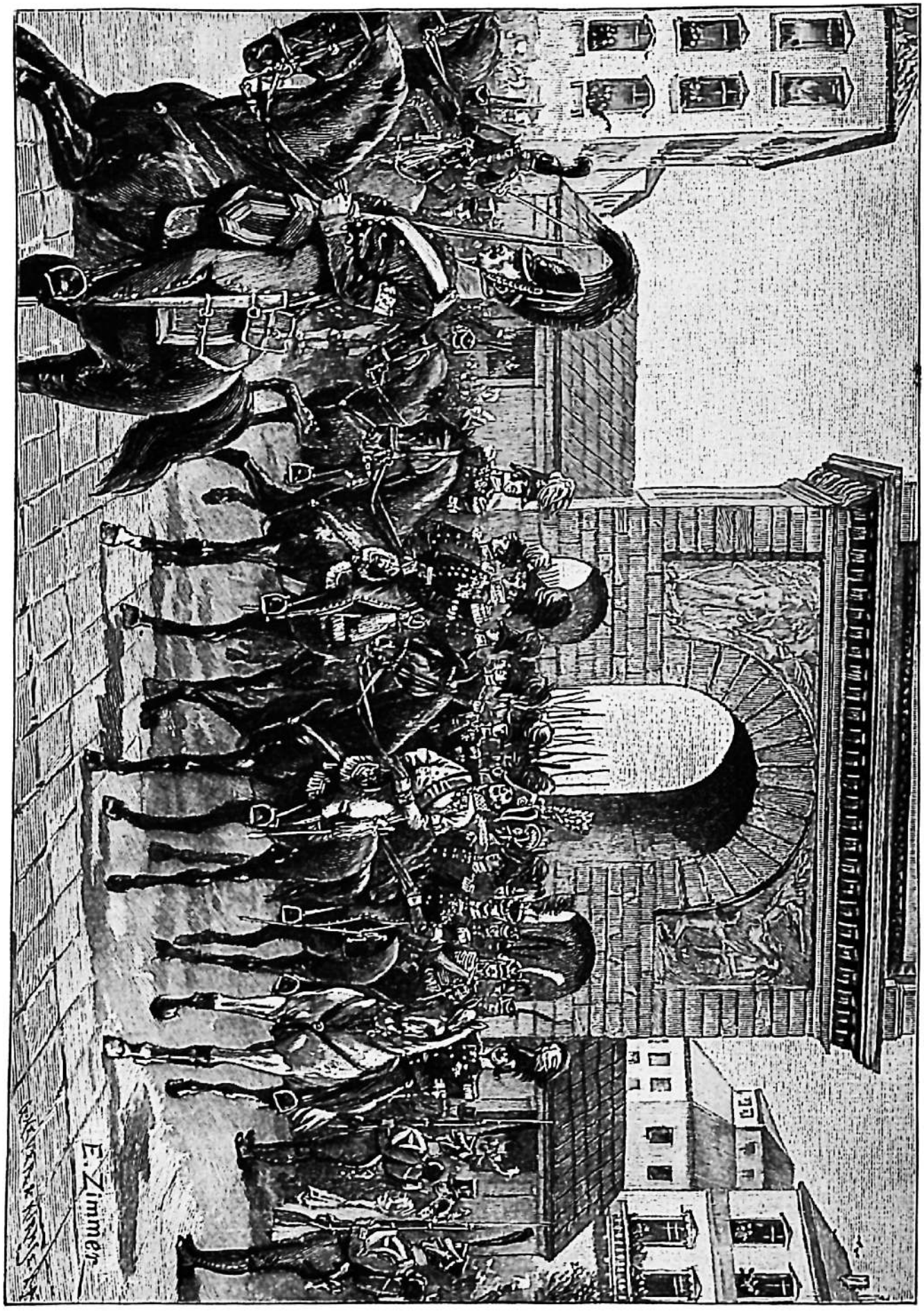
Drittel seines Heeres an Blücher ab, und dieser schlug (1. Febr.) Napoleon bei La Rothière vollständig aufs Haupt. Wieder stand den Verbündeten der Weg nach Paris offen, aber wieder begann das Zaudern und Bedenken; doch erhielt Blücher die Erlaubnis, die Marne abwärts gegen Paris vorzubrechen, während das Hauptheer stehen blieb. Blücher ließ sein Heer in vier voneinander getrennten Korps vorrücken; seine linke Flanke war nicht gedeckt, weil Schwarzenberg sein Versprechen, dort durch das Wittgensteinsche Korps die Verbindung zwischen beiden Heeren aufrecht zu erhalten, nicht erfüllte. Rasch warf sich deshalb Napoleon dem Blücherschen Heere in die Flanke und brachte jedem der vier Korps nacheinander empfindliche Verluste bei. Dann stürmte er gegen die Hauptarmee und erfocht abermals einen Sieg, so daß Schwarzenberg nach Troyes zurückwich und auch Blücher bewog, dort zu ihm zu stoßen; ja der Oberfeldherr wollte sogar bis zum Rhein zurückgehen. Eifriger denn je bemühten sich jetzt die österreichischen Diplomaten auf dem Friedenskongreß zu Chatillon a. d. Seine um den Abschluß eines Waffenstillstandes; aber zum Glück war Napoleons Hochmut durch die jüngsten Erfolge nur noch gesteigert, so daß die Verhandlungen ohne Erfolg blieben. Blücher bat um die Erlaubnis, sein Heer wieder von dem Hauptheer trennen, das Korps unter Bülow und ein russisches Korps, die beide aus Belgien heranrückten, an sich ziehen und geradeswegs auf Paris marschieren zu dürfen. Der Zar und König Friedrich Wilhelm setzten im Hauptquartier die Gewährung dieser Bitte durch, und damit war die Entscheidung des Krieges zunächst in Blüchers Hand gelegt.

Napoleon war überrascht, als er hörte, Blüchers Heer, das er vernichtet geglaubt hatte, ziehe nach Paris, und eilte ihm sofort nach. Das von ihm zurückgelassene Korps Oudinots wurde von Schwarzenberg bei Bar a. d. Aube (27. Febr.) leicht zurückgeworfen, wobei der junge Prinz Wilhelm von Preußen sich das Eiserne Kreuz erwarb. Blücher ging indes die Marne hinab und vereinigte sich (4. März) bei Soissons mit Bülow, der nicht wenig erstaunte über die schwachen Bataillone Yorks, über diese abgemagerten, verwahrlosten Truppen, während seine Leute in den wohlhabenden Gegenden Hollands und Belgiens wohlgenährt und gut gekleidet waren. Nach langer Trennung schüttelten die Sieger von Dennewitz und von der Katzbach einander wieder die Hand, alle begierig, sobald als möglich gegen den Feind geführt zu werden. Ihr Wunsch sollte sich bald erfüllen. Schon am 9. März griff Napoleon den Stützpunkt des Blücherschen Heeres, die Felsenfestung Laon, an. Der Tag blieb ohne Entscheidung; am Abend aber warfen sich York und Kleist auf den Feind und zersprengten ein ganzes französisches Korps. Darauf wandte sich Napoleon wieder gegen die Hauptarmee, erlitt aber bei Arcis a. d. Aube eine neue Niederlage; nur das Unterlassen der Verfolgung rettete ihn. Trotzdem stellte er bei den Friedensunterhandlungen die hochmütigsten Forderungen, so daß auch sein Schwiegervater ihn aufgab. Schwarzenberg und Blücher brachen nun gemeinsam gegen Paris auf. Da machte Napoleon noch einen verzweifelten Versuch: er umging den rechten Flügel der Verbündeten, um ihnen in den Rücken zu gelangen; dadurch hoffte er sie von Paris abzuziehen. Aber die verbündeten Armeen ließen sich dadurch in ihrem Vormarsch nicht irre machen. Ohne großen Widerstand ge-

langten sie vor Paris; dort gab's noch einen kurzen, aber erbitterten Kampf, bei dem auch der erkrankte Blücher nicht fehlen wollte, obschon er seine Augen durch einen Damenhut mit Schleier schützen mußte. Die Stadt ergab sich am 31. März 1814. Große Freude herrschte darüber in den Reihen der Krieger. Eines Morgens traf York ein litauisches Dragonerregiment, das unter schmetterndem Trompetenschall den Montmartre hinaufritt. Auf die Frage, was dies zu bedeuten habe, antwortete der Oberst: „Das habe ich meinen Leuten schon in Tilsit versprochen, daß sie Paris sehen sollten!" Was die Kühnsten gehofft hatten, war erfüllt; auch der einfachste Soldat sah den Fall dieser Stadt, von der in letzter Zeit so viel Unheil ausgegangen war, als eine notwendige Sühne an. Napoleons Gemahlin hatte mit ihrem Sohne Paris bereits verlassen; ihr Vater war mit Metternich in Burgund zurückgeblieben, um nicht der Entthronung seines Schwiegersohnes beiwohnen zu müssen. An der Spitze des siegreichen Heeres hielten der Zar, König Friedrich Wilhelm und Schwarzenberg am 31. März 1814 ihren Einzug in die gedemütigte Stadt, die sofort von Napoleon abfiel und den Verbündeten als ihren Befreiern zujubelte.

Auf die Nachricht von dem Fall der Hauptstadt eilte Napoleon nach Fontainebleau und erklärte sich bereit, zu Gunsten seines Sohnes dem Throne zu entsagen; aber die Verbündeten lehnten es ab, mit ihm noch weiter zu verhandeln, und zwangen ihn, seine unbedingte Entsagung zu unterzeichnen. Großmütig ließen sie ihm den Kaisertitel und wiesen ihm die Insel Elba als Aufenthaltsort an. Mit Zustimmung der verbündeten Fürsten bestieg jetzt der Bruder des enthaupteten Königs als Ludwig XVIII. den französischen Thron, und mit ihm schlossen die Verbündeten am 30. Mai den ersten Pariser Frieden. Frankreich erhielt die Grenzen von 1792, durfte also noch kleine Gebiete von Belgien und von Deutschland (Saarbrücken, Saarlouis und Landau) behalten, zahlte keine Kriegskosten und brauchte nicht einmal die vielen geraubten Kunstschätze wieder herauszugeben; nur die Preußen nahmen ihre Viktoria wieder mit. Diese milde Behandlung verdankten die Franzosen dem Kaiser Alexander, der sich darin gefiel, ihnen gegenüber den Großmütigen zu spielen. Die preußischen Generale und Staatsmänner konnten diesen Frieden unmöglich als das Ende eines Krieges ansehen, der so blutige Opfer gefordert hatte, und Blücher sagte offen: „Wir dürfen nur Rasttag halten!" — Die von den Franzosen besetzten deutschen Festungen hatten sich zum Teil bis zum Frühjahr behauptet.

Bei seinem Aufbruch von Paris dankte Friedrich Wilhelm seinen braven Truppen für bewiesene Tapferkeit. Er ernannte Blücher zum Fürsten von Wahlstatt, York, Bülow, Kleist und Tauentzien zu Grafen von Wartenburg, Dennewitz, Nollendorf und Wittenberg und befahl, daß die Kriegsdenkmünzen aus dem Metall der eroberten Kanonen geprägt, die Namen der Gefallenen einer jeden Kirchengemeinde auf eine Tafel geschrieben und diese in den Gotteshäusern aufgehängt werden sollten. Während die Truppen den Weg in die Heimat zurücklegten, begaben sich die Fürsten mit den Prinzen und Feldherren zum Besuche nach London, wo ihnen, besonders Blücher, großartige Huldigungen entgegengebracht wurden.



Einzug der Verbündeten in Paris am 31. März 1814.

Die deutschen Truppen kehrten zu ihrer friedlichen Beschäftigung zurück. Recht wie aus der Seele gesprochen war ihnen Schenkendorfs „Frühlingsgruß an das Vaterland", in welchem es heißt: „Vaterland, in tausend Jahren kam dir solch ein Frühling kaum!" In England war der alte Blücher der Held des Tages. Das Volk spannte ihm die Pferde aus und zog selber seinen Wagen; Reiche und Vornehme bestachen seine Dienerschaft, um ihm als Diener aufwarten zu dürfen. Als die Universität Oxford ihm die Doktorwürde verlieh, meinte er: „Wenn ihr mich zum Doktor macht, müßt ihr Gneisenau mindestens zu meinem Apotheker machen, denn er hat mir die Pillen gedreht." Auch in Deutschland wurde der Held auf den Händen getragen; fast in jeder Stadt, wo er sich sehen ließ, mußte er zum Volke reden. Groß war überall der Jubel beim Einzuge der Truppen. In Berlin ließ sich das Volk nicht halten. „Die Bataillone brachen auseinander, die Frauen stürzten den Gatten in die Arme, die Jungen trugen den Vätern die Flinten, und so wogte der lange Zug dahin, die Wehrmänner ganz mit Kränzen überdeckt, Soldaten und Bürger, Männer und Frauen in krausem Durcheinander — recht eigentlich ein Volk in Waffen." (H. v. Treitschke.) An demselben Tage (7. August) wurde auch die Viktoria auf dem Brandenburger Thore wieder enthüllt: sie trug auf ihrem Stabe das Eiserne Kreuz. Überall feierte man Friedensfeste; die meisten ahnten nicht, daß um den Frieden abermals viel Blut vergossen werden mußte.

8. Der Befreiungskrieg von 1815.

Im Herbst 1814 reisten die Fürsten mit ihren Staatsmännern und Feldherren nach Wien, um auf dem Wiener Kongreß die Staatsverhältnisse Europas neu zu ordnen. Preußen war durch den Staatskanzler von Hardenberg und Wilhelm von Humboldt vertreten; auch Stein war zugegen. Hier trat die Uneinigkeit und Eifersucht, die schon die Unternehmungen des Feldzuges so oft gelähmt hatten, noch nackter zu Tage, als es sich um den neuen Besitzstand der einzelnen Staaten handelte. Napoleon beobachtete gespannt die zunehmende Entzweiung seiner bisherigen Gegner; noch mehr wuchs seine Hoffnung auf eine baldige Wendung seines Schicksals, als er vernahm, daß Ludwig XVIII. sich in kurzer Zeit bei den Franzosen sehr unbeliebt gemacht habe, und daß die aus den deutschen Festungen oder aus der Gefangenschaft zurückgekehrten alten Krieger offen ihren gestürzten Kaiser zurückwünschten. Deshalb verließ er plötzlich Elba und landete, von den englischen und französischen Kreuzern nicht bemerkt, am 1. März 1815 an der französischen Küste. Durch unwahre Versprechungen suchte er das Volk zu gewinnen, und das Heer fiel ihm auch sofort zu; Marschall Ney, den der König gegen ihn gesandt hatte, ging mit seinem Heere zu ihm über. Ludwig floh, und Napoleon zog wieder in Paris ein. Aber umsonst beteuerte er, seine Absicht sei nicht, zu erobern, er wolle vielmehr Frankreich in Frieden regieren: niemand glaubte ihm, schleunigst rüsteten sich die Truppen zu neuem Kampfe. Jubelnd rief Blücher: „Das ist das größte Glück für uns, nun kann die Armee wieder gut machen, was die Diplomaten verdorben haben." Aufs neue ging ein Sturm der Begeisterung durchs Land; von allen Seiten strömten die Freiwilligen zu ihren Fahnen. Blücher übernahm wieder die Führung des preußischen Heeres. „Hei, wie der weiße Jüngling in den Sattel sich schwang!"

Zuerst erschienen die Engländer auf dem Kampfplatze; sie ließen von Antwerpen aus ein Heer unter Wellington gegen die französische Grenze marschieren. Auch Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig (S. 188)

hatte sich ihm mit 6000 Mann angeschlossen. Die Preußen vereinigten sich, 150000 Mann stark, an der Maas und Sambre; aber es waren meist junge Truppen, die in dem nicht freundlich gesinnten Lande recht schlecht verpflegt wurden. Die größeren Heere der Verbündeten waren noch zurück. Doch der alte Blücher hatte guten Mut. Aus Lüttich schrieb er: „Die Franzosen habe ich vor mich, die Russen hinter mich, bald wird es knallen.“ Napoleon hatte rasch aus altgedienten Soldaten ein Heer von 130000 Mann gesammelt, das beste, das er je ins Feld geführt hat; dennoch konnte er nur einen Sieg erringen, wenn es ihm gelang, die Heere einzeln, vor ihrer Vereinigung zu schlagen. Deshalb rückte er mit seinen Truppen so rasch wie möglich vor; seine Garde ließ er auf Wagen von Paris bis an die Grenze bringen.

Wellingtons Heer lagerte um Brüssel; seine Vorposten standen in Quatrebras, wo sich die beiden Straßen nach Brüssel und nach Namur schneiden. Südlich von ihm in Charleroi stand Blücher, doch war Bülow noch bei Lüttich und Namur zurück. Schon am 14. Juni erkannten die preußischen Vorposten an dem Scheine der Wachtfeuer die Nähe der französischen Armee und benachrichtigten darüber Wellington, der aber die Richtigkeit der Nachricht bezweifelte. Doch am 15. griff Napoleon die Preußen an, die zurückwichen und auch Charleroi nach heftigem Kampfe räumten. Dann teilte er sein Heer; mit 75000 Mann zog er gegen Blücher, der sich bei Ligny in Schlachtordnung stellte, die anderen Truppen unter Ney erhielten Befehl, auf der Brüsseler Straße abzumarschieren und Blücher in die rechte Flanke zu fallen. Aber bei Quatrebras stießen sie am 16. Juni unvermutet auf englische, schottische und hannoversche Regimenter, die erst nach und nach auf dem Kampfplatze eintrafen, aber hartnäckig widerstanden und den Durchbruch Neys verhinderten. Hier fand auch der tapfere Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig einen ehrenvollen Soldatentod. Blücher hatte die Schlacht bei Ligny trotz der ungünstigen Stellung nur angenommen, weil Wellington ihm noch mittags bei einer persönlichen Zusammenkunft versprochen hatte, spätestens um vier Uhr in das Gefecht mit einzugreifen. Mit großer Erbitterung auf beiden Seiten wurde bei drückender Hitze den ganzen Nachmittag um La Haye und Ligny gestritten. Nur zwei preußische Korps hatten die ganze Wucht des französischen Angriffs auszuhalten, das dritte wurde durch einen Scheinangriff Napoleons in Schach gehalten; dennoch war Ligny um acht Uhr noch von Preußen besetzt, und Wellingtons Eintreffen hätte sofort den Sieg herbeigeführt. Aber er kam nicht, weil er selber im Kampfe war. Gegen Sonnenuntergang führte Napoleon seine wohlgeschonte Reserve, die alte Garde, ins Gefecht und durchbrach damit das preußische Centrum. Vergebens stellte sich Blücher selber mit gezogenem Säbel an die Spitze seiner ihm zujubelnden Reiter; aller Widerstand war nutzlos. Das Pferd ward dem alten Helden unter dem Leibe getötet und bedeckte ihn im Fallen. „Nostiz,“ rief er seinem Adjutanten zu, „nun bin ich verloren!“ Dieser stellte sich mit gezogener Pistole neben seinen Herrn. Die Franzosen sprengten vorüber, ohne ihn zu beachten, preußische Landwehrreiter hinter ihnen her. Da gelang es Nostiz, einige herbeizuwinken, die den greisen Helden befreiten und wieder aufs Pferd setzten.

Es war die höchste Zeit, denn schon stürmten die Franzosen wieder daher. Der Sieg und 12000 Mann waren verloren, aber von Entmutigung war im Heere keine Spur; Feldherren und Soldaten sehnten sich nach einer neuen Schlacht, um die Scharte wieder auszuwetzen. Deshalb verzichtete Gneisenau, auf dessen Schultern allein jetzt die Führung des Heeres lag, auf den sicheren Rückzugsweg zum Rheine; schon beim Morgengrauen waren die Regimenter wieder in guter Ordnung auf dem Marsche nach dem Norden, nach Wavre, um sich mit dem noch frischen Bülowschen Korps und dem verbündeten Heere zu vereinigen. Erst um Mitternacht fanden die Generalstabsoffiziere den alten Blücher: er lag in einem Bauernhause auf der Streu und rauchte seine Pfeife. Zwar schmerzten ihn alle Glieder, aber sein Mut war nicht gebrochen.

Napoleon hielt das preußische Heer für vernichtet und ließ es deshalb nur lässig, aber auf der Straße nach Namur, verfolgen, ohne zu ahnen, daß es sich nach dem Norden gewandt hatte. Er selber ging (am 17.) nach Quatrebras zurück, zog das Korps Neys an sich und folgte auf der Brüsseler Straße den Engländern, die bei der Nachricht von Napoleons Erfolge bei Ligny etwas zurückgegangen waren. Am Abend standen die beiden Heere nahe dem Pachthofe Belle-Alliance in Schlachtordnung einander gegenüber: das englische auf einem von Westen nach Osten streichenden niederen Höhenzuge, der etwa in der Mitte bei dem Dorfe Mont St. Jean von der Brüsseler Landstraße durchschnitten wird, eine halbe Stunde südlich davon, auf den Höhen bei Belle-Alliance, das französische; die zwischen ihnen liegende Mulde bildete das Schlachtfeld. Das englische Heer zählte 68000 Mann, darunter nur 24000 Engländer, aber über 30000 Deutsche; Napoleon gebot über 72000 Mann. Wellington hatte, bevor er sich Napoleon stellte, bei Blücher angefragt, ob er ihm ein Korps zu Hilfe senden könne, worauf dieser ihm geantwortet, er hoffe mit seinem ganzen Heere rechtzeitig zur Stelle zu sein.

Blücher hatte Bülows Korps an sich gezogen und beschloß, seine Truppen gleich am 18., also am zweiten Tag nach ihrer Niederlage, wieder in den Kampf zu führen — das einzige Beispiel in der Kriegsgeschichte. Schon am frühen Morgen brach er auf. Ihn quälten noch die heftigsten Schmerzen; aber er wollte lieber auf dem Pferde sich festbinden lassen, als zur Schlacht zu spät kommen. Die von dem Arzte angeordnete Einreibung der wunden Stellen wies er mit den Worten ab: „Ob ich heute balsamiert oder unbalsamiert in die andere Welt gehe, wird wohl auf eins hinauskommen.“ In der Nacht hatte es fortwährend geregnet, daher waren die Wege in dem schweren thonigen Boden schlammig und schlüpfrig. Als es wieder zu regnen begann, sprach der alte Blücher: „Das ist unser Alliierter von der Katzbach!“ Mühsam schleppten die Truppen sich weiter, noch schwerer waren die Kanonen fortzubringen; aber wo der Marschall Vorwärts sich sehen ließ, da jubelten ihm seine Leute zu. „Kinder,“ rief er, „ich habe es meinem Bruder Wellington versprochen, daß wir kommen; ihr werdet mich doch nicht wortbrüchig werden lassen!“ Und so ging's unaufhaltsam vorwärts. Wellington hatte nur gebeten, die Preußen möchten seinen linken Flügel verstärken; Gneisenau aber entwarf einen kühneren Plan: er wollte die Franzosen im Rücken und in der rechten Flanke fassen, um durch eine Schlacht den Feldzug zu beenden. Napoleon war seinem Gegner besonders durch die Zahl der Geschütze überlegen; um so sicherer rechnete er auf einen raschen Sieg und begann den Angriff erst gegen Mittag, nachdem die Sonne den Boden etwas abgetrocknet hatte. Durch gewaltige, auf einen Punkt gerichtete Massen suchte er immer wieder die

Reihen Wellingtons zu durchbrechen, besonders dessen schwachen linken Flügel, der noch durch die sehnlichst erwarteten Preußen verstärkt werden sollte. Schon um ein Uhr erfuhr er durch einen aufgefangenen Brief, daß diese heranzögen; nicht lange, da sah man auch schon die Spitzen derselben, und er mußte seine rechte Flanke gegen sie decken. Noch einmal versuchte er, das englische Centrum zu durchbrechen, bevor die Preußen in den Kampf mit eingreifen könnten, allein vergebens! Aber die englische Reserve war bis auf den letzten Mann verbraucht. Besorgt sprach Wellington: „Blücher, oder die Nacht!" und sandte Boten auf Boten mit der dringenden Bitte um Hilfe an den treuen Waffengefährten. Um halb fünf Uhr hatten die Preußen den Kampf auf der rechten Seite und im Rücken der Franzosen eröffnet, Wellington konnte also von seinem linken Flügel Verstärkungen ins Centrum ziehen. Um sieben Uhr erstürmte Bülow Plancenoit, auf der ganzen Linie rückten die Preußen vor; bald war das französische Heer von drei Seiten fest umschlossen und löste sich auf. Kein Befehl fand mehr Gehör, in wirrem Durcheinander flohen Fußvolk und Reiter davon.

Das englische Heer war zum Verfolgen zu müde; Gneisenau aber sprach: „Wir haben gezeigt, wie man siegt, nun wollen wir auch zeigen, wie man verfolgt!" Mit den sofort verfügbaren Truppen eilte er den Flüchtigen nach; wo sie sich setzen wollten, wurden sie wieder aufgescheucht. Als die Fußsoldaten nicht mehr weiter konnten, setzte er einen Trommler aufs Pferd und ließ ihn fortwährend trommeln: wie viele französische Scharen sind vor dieser einzigen preußischen Trommel auseinander gelaufen! So ging die Jagd bis zum Morgengrauen. Napoleon war zu Pferde davon geeilt, sein Wagen nebst Hut, Degen und vielen Schätzen fiel den Preußen in die Hände. Die Sitzkasten waren ganz mit Gold, Silber und Diamanten gefüllt. — Blücher nannte die Schlacht nach dem Gute, wo er mit Wellington am Abend zusammengekommen war, Belle-Alliance; Wellington erkannte diesen Namen nicht an: die Schlacht sollte als sein Sieg erscheinen, daher nannte er sie nach seinem letzten Hauptquartier Waterloo, obgleich dort gar nicht gekämpft worden war. Blücher dankte seinem tapferen, unübertrefflichen Heere in einem Armeebefehl, in welchem es heißt: „Solange es Geschichte giebt, wird sie Euer gedenken. Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück des Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehn, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen!"

Schon elf Tage nach der Schlacht bei Belle-Alliance standen Preußen und Engländer zum zweitenmal vor Paris. Napoleon konnte kein Heer mehr zusammenbringen; er wurde vom Senate für abgesetzt erklärt und bot vergebens der neu eingesetzten Regierung seine Dienste als einfacher General an. Vor den anrückenden Preußen, die den Engländern weit voraus waren, floh er auf ein englisches Kriegsschiff in Rochefort. Nach kurzem Widerstande kapitulierte Paris. Blücher rückte ein und führte ein scharfes Regiment. Er verlangte zweimonatigen Sold für seine Truppen und sofort eine Kriegssteuer von zwei Millionen Frank, ließ auch die aus Preußen geraubten Kunstwerke aufspüren und zurücknehmen. Die „Brücke von Jena" wollte er in die Luft sprengen lassen. Als Talleyrand ihm vorstellte, er könne doch solches Kunstwerk nicht zerstören wollen, erwiderte der alte Haudegen: wenn er es nicht glauben wolle, möge er sich hinaufstellen, dann würden zwei Kunstwerke zugleich in die Luft fliegen. Aber an der Ausführung hinderten ihn die verbündeten Monarchen, welche drei Tage nach ihm einzogen. Schon vor ihnen war Ludwig XVIII. unter Wellingtons Schutze, aber gegen Blüchers Wunsch zurückgekehrt; mit ihm schlossen die Verbündeten am 20. November 1815 den zweiten Pariser Frieden. Blücher hatte seinen König gebeten, „die Diplomatiker anzuweisen, daß sie nicht wieder verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat". Deutsche Fürsten, Staatsmänner und Feld-

herren forderten einmütig die Rückgabe Elsaß-Lothringens; aber England und Rußland überboten einander an Großmut gegen Frankreich und wünschten nicht eine Erstarkung Deutschlands. Ihnen stimmte dann auch Österreich zu, das Preußens Wachstum fürchtete. Schließlich brauchte Frankreich nur Savoyen und Nizza an Sardinien, Landau an Bayern, Saarlouis und Saarbrücken an Preußen sowie einen Landstrich an der belgischen Grenze abzutreten. Die ihm auferlegten 700 Millionen Frank Kriegskosten betrugen vielleicht ein Fünfzehntel von dem, was die Franzosen in den Jahren 1806 bis 1812 allein in Preußen erhoben hatten. — Napoleon wurde als Gefangener der Verbündeten nach St. Helena gebracht, wo er als „General Bonaparte" unter scharfer Bewachung lebte († 5. Mai 1821).

Der Wiener Kongreß hatte seine Arbeiten schon wenige Tage vor der Schlacht bei Belle-Alliance geschlossen; die Bestimmungen desselben wurden grundlegend für den europäischen Rechtszustand während der nächsten fünfzig Jahre. Österreich erhielt Tirol und Salzburg zurück, verlor aber seine niederländischen Provinzen sowie seine alten Besitzungen am Oberrhein (Breisgau) und am Bodensee, die schon Napoleon an Baden und Württemberg gegeben hatte. Dafür erhielt es Dalmatien, sowie Lombardei-Venedig und erlangte dadurch in Italien eine vorherrschende Stellung. Bayern bekam für das abgetretene Tirol die Rheinpfalz, Hannover ward infolge der mächtigen Fürsprache Englands zum Königreich erhoben und erwarb Ostfriesland, Hildesheim, Goslar, Lingen, Meppen und die Grafschaft Bentheim.

Preußen, das für den Krieg die größten Opfer gebracht und zu dessen günstiger Entscheidung am meisten beigetragen hatte, erhielt keine entsprechende Entschädigung. Man wollte ihm zwar den Umfang von 1805 wiedergeben; da nun aber Rußland die polnischen Besitzungen nicht wieder ausliefern wollte, so sollte Preußen durch Sachsen entschädigt werden. Aber Österreich und England wünschten nicht eine Vergrößerung Rußlands, jenes auch nicht eine Abrundung Preußens, aber die Erhaltung Sachsens, und es kam über diese Frage zu ernster Verwickelung. Der französische Gesandte Talleyrand, dem man leider den Zutritt gestattet hatte, schürte den Streit, so daß es fast zu einem neuen Kriege zwischen Österreich, England und Frankreich einerseits und Rußland und Preußen andererseits gekommen wäre. Endlich einigte man sich noch vor Napoleons Rückkehr dahin, daß Polen und Sachsen geteilt wurden. Preußen verlor Ostfriesland, Hildesheim, Goslar und Lingen an Hannover; Ansbach und Baireuth an Bayern; den größten Teil der polnischen Besitzungen an Rußland, nur Danzig, Thorn und die heutige Provinz Posen erhielt es zurück. Dazu erwarb es neu:

1. Das Herzogtum Westfalen, das bisher zu Köln gehörte, mit der Grafschaft Arnsberg.
2. Am Rhein: Jülich und Berg, dazu das Siegener Land, dann die Länder der geistlichen Kurfürstentümer Köln und Trier und die freien Reichsstädte Köln und Aachen.
3. Die größere, aber dünner bevölkerte nördliche Hälfte des Königreichs Sachsen; die kleinere Hälfte mit Dresden und Leipzig blieb als Königreich bestehen.

4. Für Hannover hatte Preußen Lauenburg erhalten; dies Land gab es an Dänemark und erhielt dafür Vorpommern mit der Insel Rügen (S. 216). So gelangte es endlich nach Jahrhunderten in den Besitz von ganz Pommern (S. 52 u. 103).

Preußen zerfiel jetzt in zwei große, durch Hannover und Hessen voneinander getrennte Ländermassen; seine Grenzen, die es gegen Österreich, Rußland und Frankreich zu verteidigen hatte, reichten von Memel bis Saarbrücken; mit Ostfriesland hatte es auch den unmittelbaren Zutritt zur Nordsee verloren, und sein Gebiet war nicht mehr so groß wie 1805; aber es hatte nach Abtretung der slavischen Gebiete vor Österreich den Vorteil einer fast ganz deutschen Bevölkerung, es stand als Wächter Deutschlands am Rhein wie an der Weichsel.

Das deutsche Volk wünschte die Herstellung einer Reichsverfassung, welche Einigkeit und Freiheit im Innern sowie starken Schutz nach außen hätte gewähren können. Aber der Wiederherstellung des Kaisertums unter dem Hause Österreich widersprach Friedrich Wilhelm ganz entschieden, Österreich und die Mittelstaaten wollten sich dagegen nicht unter einen Hohenzollernkaiser beugen. Deshalb nahm man schließlich Metternichs Vorschlag an, obwohl dessen Unzulänglichkeit schon damals jeder Einsichtige erkannte. Deutschlands 35 Fürsten und 4 freien Reichsstädte (Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt a. M.) bildeten als unabhängige, gleichberechtigte Souveräne einen völkerrechtlichen Staatenbund unter Österreichs Führung. Dieser Deutsche Bund hatte zum Zweck die „Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der im Bunde befindlichen Staaten und Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit Deutschlands". Selbständige Kriegsführung und Bündnisse gegen die Interessen des Bundes waren den Mitgliedern desselben untersagt. In allen Bundesstaaten sollte Freizügigkeit und Gleichberechtigung der Bekenntnisse herrschen sowie eine ständische Verfassung eingeführt werden. Das Organ des Bundes war der Bundestag zu Frankfurt a. M., d. h. eine ständige Versammlung der Gesandten aller Bundesstaaten. Eine oberste Kriegsleitung, gemeinsame Vertretung im Auslande, ein Reichsgericht, gleiches Recht, einheitliche Münzen, Maße und Gewichte, alle diese Bande fehlten dem deutschen Volke noch immer; aber dennoch fühlte es sich als eine Nation in dem Bewußtsein der gemeinsam vollbrachten Befreiung und in der Hoffnung, daß dereinst das deutsche Kaiserreich doch wieder zu neuer Herrlichkeit erstarken werde.

9. Friedrich Wilhelms III. spätere Regierung; 1815—1840.

Friedrich Wilhelms schönste Zeit beginnt erst 1815, seitdem er in Frieden wie ein Vater für sein Volk sorgen konnte, und in diesen Jahren hat er eine schwere Aufgabe gelöst. Zunächst galt es, die neu erworbenen Gebiete dem preußischen Staatsverbande einzugliedern und deren Bewohner zu gewinnen. Die einverleibten sächsischen Unterthanen waren fast ohne Ausnahme gegen Preußen erbittert, in Vorpommern war besonders der Adel widerwillig; die katholischen Rheinländer und Westfalen hatten Abneigung gegen die evangelische Herrschaft, am schwersten jedoch waren die Polen zu gewinnen. Aber die

einnehmende Persönlichkeit des Königs — seine Einfachheit, Frömmigkeit und sein Wohlwollen —, die gewissenhafte Arbeit preußischer Beamten und die allgemeine Wehrpflicht haben allmählich die Verschmelzung der neuen Gebiete mit Preußen erreicht. Das gesamte Staatsgebiet ward in acht Provinzen, jede Provinz in Regierungsbezirke und diese wieder in Kreise geteilt. An der Spitze der Staatsverwaltung stand das Ministerium, dessen Vorsitzender der Staatskanzler war. Daneben richtete der König den Staatsrat neu ein, der noch heute besteht und die Aufgabe hat, unter Vorsitz des Königs oder seines Stellvertreters die obersten Verwaltungsgrundsätze und die Gesetzesvorlagen zu begutachten sowie überhaupt in schwierigen Fragen Rat zu erteilen. Er besteht aus den volljährigen Prinzen des Königlichen Hauses, aus Staatsdienern, welche durch ihr Amt dazu berufen sind (die aktiven Staatsminister, Feldmarschälle u. a.) und aus (etwa 50) Staatsbürgern, welche durch besonderes Vertrauen des Königs dazu berufen werden. Der Staatsrat versammelt sich auf den Ruf des Königs, nicht regelmäßig.

Schon durch Gesetz vom 3. September 1814 hatte der König die in der Not eingeführte allgemeine Wehrpflicht zu einer dauernden Einrichtung des preußischen Staates erhoben. Jeder diensttüchtige Preuße ohne Ausnahme war seitdem zum Kriegsdienst verpflichtet. Die Einrichtung und Verwaltung des Heeres wurde dem Kriegsminister, die Führung desselben dem neu eingerichteten Generalstabe übertragen.

Schwierig war die Regelung des Finanzwesens. In den Jahren 1806—1815 waren Staat und Gemeinden tief in Schulden geraten; dazu sollten jetzt Kriegsbedürfnisse neu angeschafft, Festungen verstärkt, Vorratskammern gefüllt, Straßen gebaut und besonders in den neuen Provinzen manche neue Einrichtung getroffen werden. Aber gerade hier zeigte sich des Königs Wirtschaftlichkeit und Edelmut im glänzendsten Lichte. Den Anteil Preußens an der von Frankreich gezahlten Kriegssteuer überließ er den am meisten geschädigten Provinzen und Gemeinden; großmütig verzichtete er auf die ihm zustehenden Domäneneinkünfte und begnügte sich mit einem bestimmten Einkommen, das noch nicht ein Drittel derselben betrug. Gleiche Sparsamkeit herrschte in allen Zweigen der Staatsverwaltung; sofort begann der König mit der Abtragung der Schulden und bestimmte die Höhe der Staatsausgaben, die keinesfalls überschritten werden durfte. Noch folgenreicher war die Steuerreform. Bis dahin waren sowohl die Steuern als auch die Geldsorten in den einzelnen Landesteilen verschieden. Da die Thoraccise den Verkehr hemmte, wurde sie hinfort nur noch von Salz, Tabak, Wein, Bier und Branntwein erhoben, dafür aber in den größeren (126) Städten eine Mahl- und Schlachtsteuer, für das übrige Land eine einheitliche direkte Steuer, die Klassensteuer, eingeführt.

Noch mehr als durch die Thoraccise litten Handel und Gewerbe durch die vielen Zölle, die nicht nur an der Grenze der verschiedenen Staaten, sondern selbst der einzelnen Provinzen erhoben wurden. Innerhalb Preußens gab es über 60 Zölle und Tarife; der Weserschiffer passierte von Bremen bis Minden 22 Zollstätten. Preußen hob 1818 mit der Thoraccise auch sämtliche Binnenzölle auf und bildete also dem übrigen Deutschland und dem

Auslande gegenüber nur ein Zollgebiet. Aber seine weit ausgedehnten Grenzen waren schwer zu überwachen; deshalb bemühte es sich, die Nachbarstaaten zum Anschluß zu bewegen. Doch diese fürchteten dadurch etwas von ihrer Selbständigkeit zu verlieren und verhielten sich lange ablehnend, sie wandten sich sogar, wenn auch ohne Erfolg, um Schutz gegen das preußische Zollgesetz an den Deutschen Bund und an Österreich; aber den unablässigen Bemühungen der preußischen Regierung, besonders den beiden Finanzministern von Motz und Maaßen gelang es endlich, das schwierige Werk zustande zu bringen. Zuerst schlossen sich, durch ihre Lage gezwungen, die vom preußischen Staatsgebiet umschlossenen Ländchen, wie Sondershausen (1819), an; 1828 trat Darmstadt bei, dann Kurhessen (1831), 1833 folgten Bayern, Württemberg, Sachsen und die thüringischen Staaten. Am 1. Januar 1834 trat der preußisch-deutsche Zollverein ins Leben; in den nächstfolgenden Jahren schlossen sich auch die übrigen Staaten an, nur Österreich, Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg und die Hansestädte hielten sich fern. Durch den Zollverein waren 8250 Quadratmeilen mit 29 Millionen Bewohnern wenigstens wirtschaftlich unter Preußens Führung geeinigt, und damit war der erste Schritt zur Einigung Deutschlands gethan. Alle Zollschranken zwischen und in den zum Zollverein gehörenden Ländern fielen, nur an der Grenze desselben wurden noch Zölle erhoben. Die Zolleinnahmen flossen in eine gemeinsame Kasse und wurden an die Einzelstaaten nach dem Verhältnis ihrer Einwohnerzahl verteilt. Die Verschiedenheit in Münzen und Maßen blieb leider noch bestehen; doch gelang es meistens, ein gemeinsames Zollgewicht zu schaffen. Der Binnenhandel konnte sich jetzt frei entwickeln; aber auch nach außen konnte der Verein mit größerem Nachdruck auftreten und vorteilhaftere Verträge abschließen als früher die Einzelstaaten. Deshalb stiegen auch die Zolleinnahmen schon in den ersten zehn Jahren auf das Doppelte; noch wichtiger war es, daß die kleineren Staaten einsahen, wie innig ihre Interessen mit denen Preußen verknüpft waren, und dadurch allmählich auch die Abneigung, welche sie noch immer gegen Preußen hegten, überwinden lernten. Mit Neid betrachtete Österreich den wachsenden Einfluß Preußens und erkannte den Zollverein als „den ersten Riß in das Werk von 1815“.

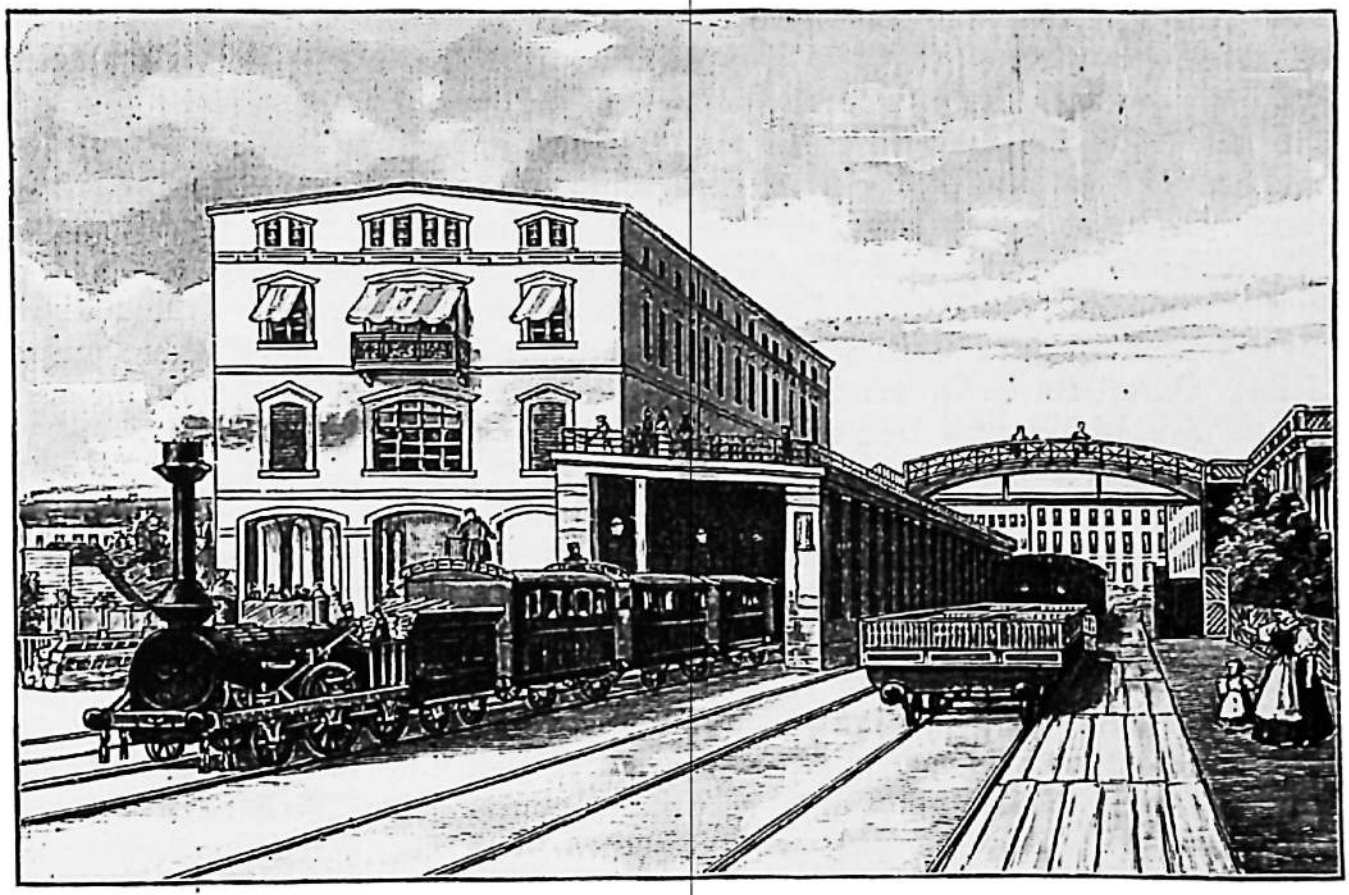
Schwefelhölzer, Fenchel, Bricken,
Kühe, Käse, Krepp, Papier,
Schinken, Scheren, Stiefel, Wicken,
Wolle, Seife, Garn und Bier;
Pfefferkuchen, Lumpen, Trichter,
Nüsse, Tabak, Gläser, Flachs,
Leder, Salz, Schmalz, Puppen, Lichter,
Rettich, Rips, Raps, Schnaps, Lachs,
Wachs!

Und ihr andern deutschen Sachen,
Tausend Dank sei euch gebracht!
Was kein Geist je konnte machen,
Ei, das habet ihr gemacht!
Denn ihr habt ein Band gewunden
Um das deutsche Vaterland,
Und die Herzen hat verbunden
Mehr, als unser Bund, dies Band.

(Hoffmann v. Fallersleben.)

Dem Aufblühen des Handels und Verkehrs diente ferner die Verbesserung der Verkehrsmittel. Preußen vermehrte seine Chausseen (1817 bis 1828) von 4000 auf 8000 km; der Lauf der Flüsse wurde besser schiffbar gemacht. Die wichtigste Veränderung brachte die Erfindung der Dampfmaschine. Das größte Verdienst um die Vervollkommnung derselben ge-

bührt dem Schotten James Watt, der um 1770 im wesentlichen unsere heutige Dampfmaschine herstellte. Der Engländer Stephenson erbaute die erste Lokomotive. Die erste Eisenbahn Deutschlands, Nürnberg-Fürth, wurde 1835, die erste Eisenbahn in Preußen, Berlin-Potsdam, 1838 eröffnet. Der Amerikaner Fulton erbaute 1807 das erste Dampfschiff, und schon 1816 befuhr das erste derartige Fahrzeug den Rhein. Zu einer raschen Beförderung von Nachrichten bediente man sich früher des Zeigertelegraphen (wie noch jetzt an den Eisenbahnen); 1833 erfanden die Professoren Gauß und Weber in Göttingen den elektromagnetischen Telegraphen. Am



Ausfahrt des ersten preußischen Eisenbahnzuges aus dem Potsdamer Bahnhof zu Berlin.

1. Januar 1849 durchflog die erste telegraphische Depesche auf dem elektrischen Draht Deutschland, und 1866 legte man das erste transatlantische Kabel zwischen England und Amerika. Das von dem Deutschen Reis um 1860 erfundene und von dem Nordamerikaner Bell verbesserte Telephon ermöglicht sogar das Sprechen nach einem mehrere hundert Kilometer entfernten Orte. Auch der Briefverkehr hat seit Einführung des niedrigen Portos und der Briefmarke (in England 1840, in Preußen 1850) einen riesenhaften Umfang angenommen. Die Benutzung der Dampfkraft zur Verrichtung gewerblicher Arbeiten führte zur Entstehung zahlreicher Fabriken. Viele Orte, besonders Berlin, Essen, Hannover-Linden, Barmen und Breslau erlebten einen ungeahnten Aufschwung. Auch die künstliche Beleuchtung

machte in dieser Zeit große Fortschritte. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren die Straßen vieler Städte nachts dunkel, andere wurden durch Öllampen spärlich erleuchtet. Das in England erfundene Gaslicht wurde seit 1826 auch bei uns zur Beleuchtung der Fabriken, bald auch der Straßen und Wohnräume verwandt.

Die Landleute gewannen durch die Verbesserung der Verkehrsmittel für ihre Erzeugnisse größeres Absatzgebiet; da die Bauern persönlich frei und Eigentümer ihres Bodens waren, arbeiteten sie mit größerer Lust. Dieser Segen der Steinschen Reform wurde (1820) durch ein Edikt, betreffend die Ablösung der bäuerlichen Lasten, auch den preußischen Bauern zwischen Elbe und Rhein zu teil, und im folgenden Jahre wurde allen Gemeinden des ganzen Staates gestattet, ihre Gemeindeländereien zu teilen, ihre Ländereien zusammenzulegen (zu verkoppeln) und den Flurzwang aufzuheben. Anfangs sträubten sich die Bauern gegen diese wohlthätige Maßregel, aber bald sahen sie den großen Nutzen derselben ein. Manche Bauern steigerten den Ertrag ihrer Ernte bald auf das Doppelte und Dreifache, besonders seitdem ihnen Thaer und Liebig gezeigt hatten, wie man durch Anwendung der Naturwissenschaft auf die Landwirtschaft, vor allem durch geeigneten Fruchtwechsel, dem Lande größere Erträge abgewinnen könne. Thaer, anfänglich Arzt in seiner Vaterstadt Celle, errichtete in Möglin bei Neustadt-Eberswalde die erste Landwirtschaftliche Lehranstalt (1806).

In Paris hatten König Friedrich Wilhelm, Zar Alexander und Kaiser Franz (1815) die heilige Allianz geschlossen, durch welche sie sich verpflichteten, ihre Unterthanen nach den Vorschriften der christlichen Religion zu regieren; später traten die meisten europäischen Staaten diesem Bunde bei und durften sich vieler Jahre des Friedens erfreuen. Der Deutsche Bund zeigte sich je länger desto mehr als verfehlt. Da die gemeinsame diplomatische Vertretung und der einheitliche militärische Oberbefehl mangelte, so war er nach außen ebenso schwerfällig und ohne Ansehen wie das alte Deutsche Reich; aber auch nach innen wurde seine Wirksamkeit dadurch abgeschwächt, daß zu den wichtigen Beschlüssen, z. B. über Verfassungsänderung, Einstimmigkeit erforderlich war, und daß den größeren Staaten nicht ein ihrer Macht entsprechendes Stimmrecht eingeräumt wurde. Jeder, auch der kleinste Staat hatte wenigstens eine Stimme, Österreich und die fünf Königreiche hatten je vier Stimmen, Sachsen also soviel wie Preußen; ja es konnte der Fall eintreten, daß Preußen von solchen Staaten überstimmt wurde, die zusammen nicht so viele Einwohner hatten wie ein preußischer Regierungsbezirk. Noch unhaltbarer wurde der Bund dadurch, daß beide deutsche Großmächte zu demselben gehörten: sobald Preußen sich Österreich nicht mehr willig unterordnete, mußte es zum Bruch kommen.

Auch die Hoffnung des Volkes auf Einführung einer ständischen Verfassung in den einzelnen Bundesstaaten, die ihm in der Wiener Bundesakte versprochen war, erfüllte sich nur zum Teil. Friedrich Wilhelm III. hatte im Mai 1815 seinem Volke ebenfalls eine Versammlung von Landesrepräsentanten versprochen, und Stein, Hardenberg, Blücher, Schleiermacher, Arndt, die verdientesten Männer, freuten sich dessen; aber die Gegner solcher Neuerung,

die Beamten, welche sich ihre unbeschränkte Herrschaft, die Adligen, welche sich ihre Vorrechte nicht nehmen lassen wollten, suchten den König davon zurückzuhalten. Ja es wurden von ihnen die besten Vaterlandsfreunde, königstreue Männer, ohne Grund revolutionärer Umtriebe bezichtigt. Der König hatte außerdem noch das Bedenken, ob die Abgeordneten der neuen Provinzen, die sich doch nur widerwillig dem preußischen Staate hatten einfügen lassen, wohl für das Beste desselben wirken würden. Als die beiden Großmächte und andere deutsche Fürsten mit der Einberufung der Volksvertreter zögerten, wuchs die Unzufriedenheit, besonders unter der studierenden Jugend; sie hoffte erreichen zu können, was den Staatsmännern unmöglich gewesen war. Zunächst in Jena, dann auch an anderen Universitäten traten die Studenten zu einer deutschen Burschenschaft zusammen, und am 18. Oktober 1817 erschienen ihrer sechshundert auf der Wartburg, um dort den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, in der viele von ihnen mitgekämpft hatten, und das Jubelfest der Reformation zu feiern. Man hielt patriotische Reden, sang Freiheitslieder und pflanzte die schwarzrotgoldene Fahne der Lützower auf. Am Abend zündeten einige ein Feuer an und verbrannten in Erinnerung an Luthers Verbrennung der Bannbulle mehrere Sinnbilder des Rückschritts — einen Korporalstock, einen Ulanenschnürleib und einen Haarzopf — sowie altes Papier als Sinnbild einiger verhaßter Schriften. Feinde der Volksfreiheit benutzten dies, die Fürsten noch weiter gegen jene einzunehmen; als nun 1819 der schwärmerische Student Sand den für einen russischen Spion gehaltenen Dichter Kotzebue ermordete, wurde es Metternich leicht, die Fürsten zu einer ausgedehnten Demagogenverfolgung zu bewegen. Die Turnplätze Preußens wurden geschlossen, Jahn als Gefangener nach Küstrin gebracht, Schleiermacher auf Ehrenwort verpflichtet, Berlin nicht zu verlassen, Arndt seines Amtes als Professor in Bonn enthoben. Durch die von Österreich und Preußen in Gemeinschaft mit anderen deutschen Regierungen 1819 gefaßten Karlsbader Beschlüsse wurden die Burschenschaften und die Preßfreiheit aufgehoben, die Überwachung der Professoren und Studenten sowie die Censur für alle Schriften unter zwanzig Bogen angeordnet und eine Kommission eingesetzt, welche die demagogischen Umtriebe verfolgen sollte. Nun begann eine Zeit oft recht kleinlicher Verfolgungen; aber nach zwei Jahren erklärte die Untersuchungskommission, eine Verschwörung bestehe nicht. Doch war Friedrich Wilhelm zu der Überzeugung gekommen, daß eine eigentliche Volksvertretung noch nicht ratsam sei; um aber sein Wort soweit als möglich einzulösen, führte er 1823 Provinzialstände ein. Gewöhnlich jedes dritte Jahr sollten die lediglich aus Grundbesitzern gewählten Abgeordneten, zur Hälfte Rittergutsbesitzer, zur Hälfte Städter und Bauern, zu einem Provinziallandtage zusammentreten und Gesetzentwürfe, welche ihre Provinz angingen, begutachten. Das war der erste Schritt, Preußen in einen Verfassungsstaat umzuwandeln; er befriedigte aber nur wenige.

Als 1830 die Franzosen durch die Julirevolution ihren König Karl X., einen Bruder Ludwigs XVIII., vertrieben und dessen Vetter Louis Philipp, Herzog von Orleans, auf den Thron erhoben, traten auch die Unzufriedenen in Deutschland mit ihren Forderungen wieder hervor; in Braun-

schweig, Kassel, Göttingen, Dresden kam es zu Volksaufständen. Die Belgier rissen sich von Holland los, und plötzlich brach ein Aufstand im ganzen russischen Polen aus. Zum Schutz der Grenze stellte Preußen am Rhein drei und an der russisch-polnischen Grenze unter Gneisenau vier Armeekorps auf. Dadurch wurde der Aufstand auf seinen ursprünglichen Herd beschränkt. Aber das preußische Heer wurde von der aus Rußland eingeschleppten Cholera befallen, der auch Gneisenau zum Opfer fiel. Ihre rasche Verbreitung und die Nutzlosigkeit aller Heilmittel erzeugte in den ungebildeten Leuten den Argwohn, die Ärzte seien beauftragt, das Volk zu vergiften. Infolgedessen entstanden mehrere Pöbelaufstände, z. B. in Königsberg, Stettin und Breslau; die heftigste Gärung erzeugte die allgemeine Unzufriedenheit in Süddeutschland. Auf dem Hambacher Fest in der Rheinpfalz hielten (1832) deutsche, französische und polnische Abgeordnete aufregende Reden, und im folgenden Jahre überrumpelte sogar eine Schar irregeleiteter Männer die Hauptwache in Frankfurt a. M., um den Bundestag zu sprengen. Auch in Braunschweig, Hessen und Sachsen kam es zu Unruhen. Dies alles gab Metternich, der jede freiheitliche Regung für staatsgefährlich hielt, willkommene Gelegenheit, eine neue Demagogenverfolgung durch den Bundestag ins Werk zu setzen, von der besonders auch die Studenten betroffen wurden. In Preußen wurden 39 Burschenschafter zum Tode verurteilt, aber vom Könige zu Freiheitsstrafen begnadigt; unter diesen befanden sich auch Fritz Reuter und der Geschichtsschreiber Max Duncker.

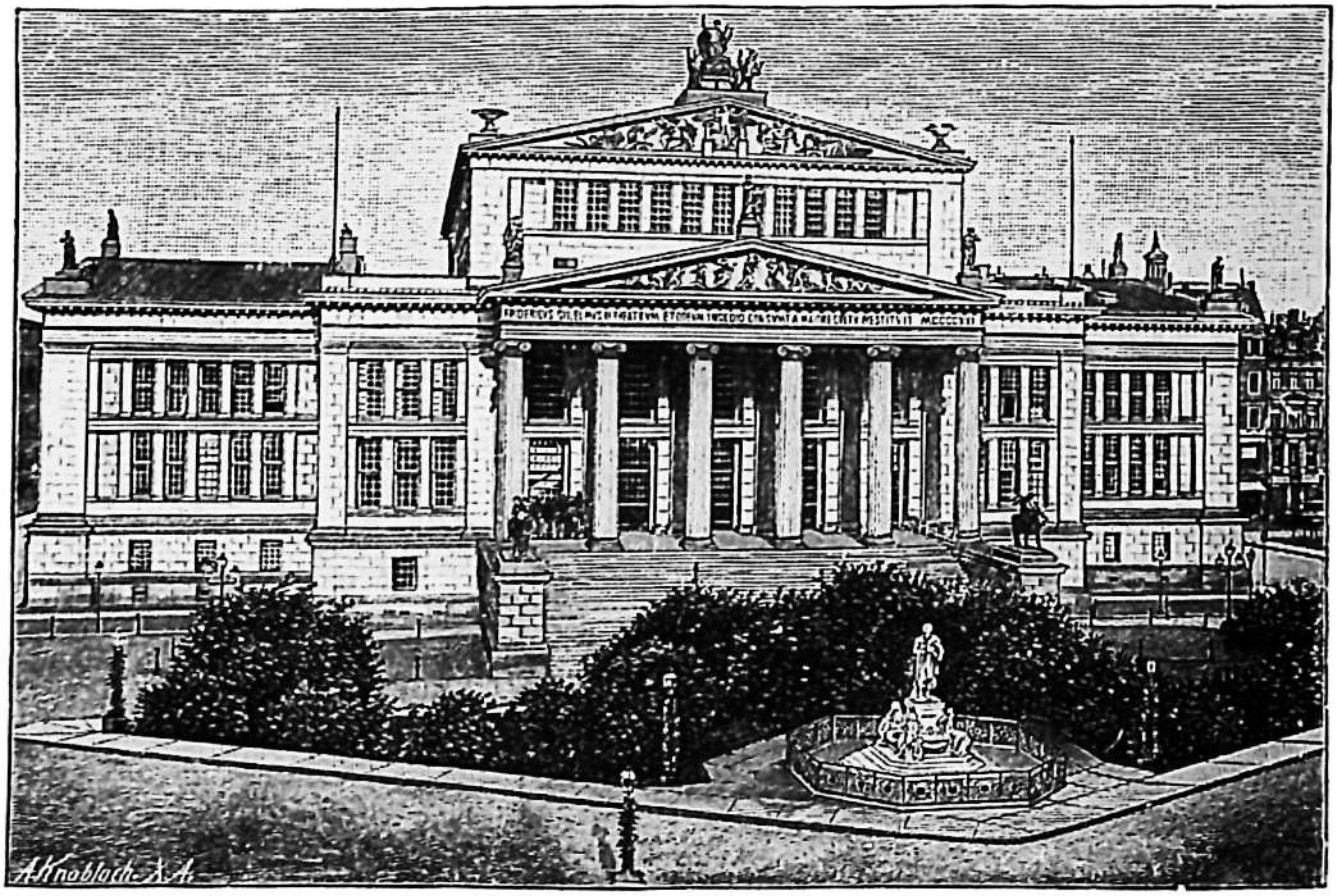
Das geistige Wohl seines Volkes hat König Friedrich Wilhelm ebenfalls sorgfältig gepflegt. Bereits in den schweren Tagen nach dem Tilsiter Frieden sprach er: „Es ist mein ernstlicher Wille, daß dem Volksunterrichte die größte Sorgfalt gewidmet werde.“ Schon vorher war der König auf Pestalozzi aufmerksam geworden; zu ihm wurden jetzt auf Staatskosten tüchtige Lehrer, wie Kawerau, Dreist, Hennig, Hänel und Preuß, gesandt; andere, wie Karl Ritter, Karl v. Raumer, v. Türk und Fröbel, gingen aus eigenem Antriebe dorthin; tüchtige auswärtige Schulmänner, wie Zeller und Dinter, wurden nach Preußen berufen. Zunächst kam diese Fürsorge den Seminaren, durch diese aber der Volksschule zu gute; im ganzen wurden während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. 29 Volksschullehrerseminare gegründet oder umgestaltet, z. B. in Breslau ev. 1812, Bunzlau 1816, Neuzelle 1817, Neuwied 1819, Erfurt 1820, Mörs (durch Diesterweg) 1820, Gardelegen (Osterburg) 1821, Magdeburg (Barby) 1823, Eisleben 1826, Berlin 1831, Kammin 1838. An ihnen wirkten ausgezeichnete Lehrer, wie Harnisch und Diesterweg, in allen aber herrschte ein bis dahin nie geahnter, heiliger Eifer, tüchtige, für ihren Beruf begeisterte Lehrer des Volkes zu erziehen.

Die größere Zahl der ausgebildeten Lehrer ermöglichte es, neue Schulstellen einzurichten und die Vorschriften über die Schulpflicht der Kinder zu verschärfen. Neben die allgemeine Wehrpflicht trat jetzt die allgemeine Schulpflicht: jedes Kind mußte fortan vom sechsten Jahre bis zur Konfirmation regelmäßig die Schule besuchen, und keins durfte konfirmiert werden, das sich nicht wenigstens die notwendigsten Schulkenntnisse erworben hatte.

Auch das höhere Schulwesen erfuhr sorgsame Pflege; die Prüfungsordnungen wurden verschärft und siebzig neue Gymnasien sowie Real- und Gewerbeschulen errichtet. Die allzunahe gelegenen Universitäten Halle und Wittenberg wurden 1817 zu einer in Halle vereinigt und 1818 für die Rheinprovinz eine eigene Universität in Bonn errichtet. An dem Aufblühen der deutschen Wissenschaft waren preußische Gelehrte in hervorragendem Maße beteiligt. Unter den Philosophen hatte nach Kants und Fichtes Tode Hegel in Berlin einen berühmten Namen. An der Erforschung des Altertums arbeiteten die Berliner Gelehrten Böckh und Lachmann. Bopp begründete die vergleichende Sprachwissenschaft, die nicht nur über die Verwandtschaft der Sprachen, sondern der Völker selber und über deren Lebensweise neue Aufschlüsse gab. Aus der langen Reihe der berühmten deutschen Geschichtschreiber ragen hervor die Berliner Gelehrten: Fr. v. Raumer (Geschichte der Hohenstaufen), Duncker (Geschichte des Altertums), Curtius (Griechische Geschichte), Mommsen (Römische Geschichte), Giesebrecht (Geschichte der deutschen Kaiserzeit), v. Treitschke (Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert), v. Sybel (Revolutionszeit 1789—1800, die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.) und vor allem Leop. v. Ranke (Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, Wallenstein u. a.). Die Theologie hatte glänzende Vertreter in Schleiermacher, Neander und Hengstenberg. Auf dem Gebiete der geographischen und naturwissenschaftlichen Forschung nahm Alexander v. Humboldt („Kosmos") die erste Stelle ein; von ihm angeregt, schrieb Karl Ritter seine, die geographische Wissenschaft umgestaltenden Werke. Die bildenden Künste erfreuten sich vielfach der Unterstützung des sonst so sparsamen Königs. Er ließ durch Schinkel das Schauspielhaus und das Alte Museum in Berlin erbauen und schenkte zur ersten Einrichtung desselben viele Bildsäulen und Gemälde aus seinen Schlössern. Mit des Königs Unterstützung bildete sich der Bildhauer Rauch aus, der unter anderen herrlichen Werken das berühmte Grabdenkmal der Königin Luise in Charlottenburg schuf (S 190).

Der König war von Jugend auf ein frommer Christ. Sein inniges Gottvertrauen war durch die Tage der Trübsal und dann der herrlichen Siege, in denen er die Hand Gottes erkannte, noch gewachsen. Auch im ganzen Volke war durch die Befreiungskriege an die Stelle der rationalistischen Aufklärung und der ihr folgenden Sittenverderbnis ein tief religiöser, sittlicher Geist getreten; mit Ernst bereitete es sich auf das dritte Jubelfest der Reformation am 31. Oktober 1817 vor. Diesen Tag beschloß der König durch eine Union der lutherischen und der reformierten Kirche zu einer evangelischen Landeskirche zu verherrlichen und dadurch zu vollenden, was seine Vorfahren seit zwei Jahrhunderten erstrebt hatten. Am Reformationsfeste nahm der König mit seinem Hause und zahlreichen Mitgliedern beider Kirchen in der Garnisonkirche zu Potsdam das heilige Abendmahl; ebenso gingen in der Nikolaikirche in Berlin die Geistlichen beider Konfessionen, der Magistrat, die Bürgervorsteher, die Mitglieder der Konsistorien und der Universität, Direktoren und Lehrer der Gymnasien, viele Staatsbeamte gemeinsam zum Tisch des Herrn. Am folgenden Tage legte der König in

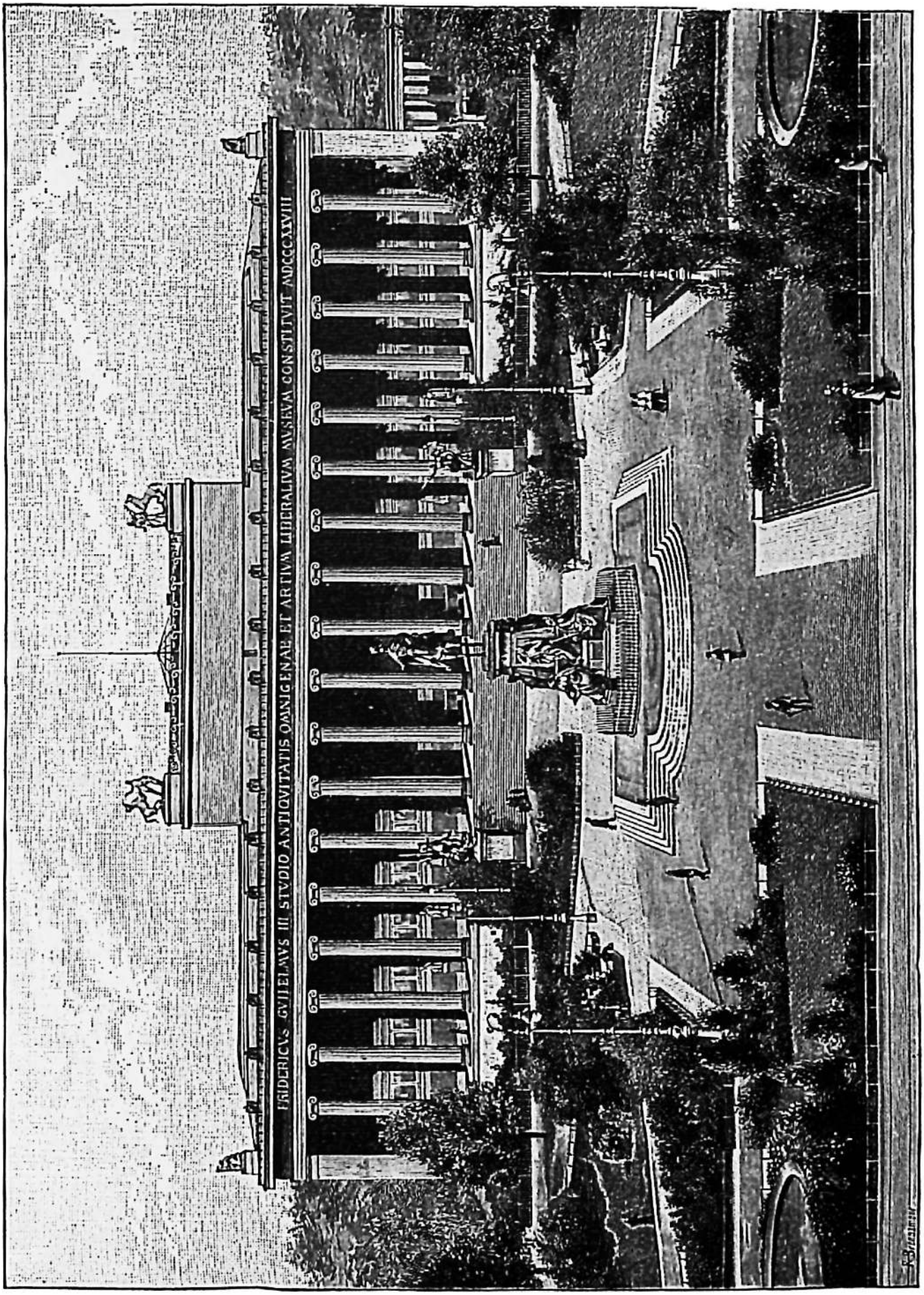
Wittenberg den Grundstein zu einem Lutherdenkmal. Auf der Freiheit der Überzeugung sollte die Union beruhen, Zwang nicht angewandt werden; aber fast in allen Gemeinden des Landes und dann auch in anderen deutschen Staaten, wie in der bayrischen Pfalz, fand das Beispiel des Königs freiwillige Nachfolge. Erst als der König 1822 seiner unierten Landeskirche statt der vielen, in den einzelnen Landesteilen bestehenden gottesdienstlichen Ordnungen eine gemeinsame Agende empfahl, erhob sich lebhafter Widerspruch, und es bildeten sich neben der unierten Landeskirche mehrere altlutherische Gemeinden. Auch darin folgte Friedrich Wilhelm dem Vorbilde seiner Ahnen, daß er verfolgte Protestanten schützte; den bedrängten



Das Schauspielhaus in Berlin.

Waldensern Sardiniens verschaffte er Erleichterung, 500 Tiroler aus dem Zillerthale, die wegen religiöser Bedrückung ihre Heimat verlassen mußten, siedelte er bei Erdmannsdorf in Schlesien an. So bewährte sich Preußen abermals als Hort des Protestantismus.

Der wichtigen Stellung, welche Kirche und Schule im Staate einnahmen, entsprach es, daß der König (1817) die Abteilung des Ministeriums des Innern, welche bis dahin die geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten bearbeitet hatte, zu einem selbständigen (sechsten) Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten erhob. Als diesem untergeordnete Behörden verwalteten die Konsistorien die inneren, die Regierungen die äußeren Schulangelegenheiten ihres Bezirks; später (1825) wurde die



Das Alte Museum in Berlin.

Leitung des Gelehrtenschulwesens und der Seminare den neugeschaffenen Provinzialschulkollegien, das gesamte niedere Schulwesen aber den Regierungen übertragen.

Über vierzig Jahre teilte Friedrich Wilhelm Freud' und Leid mit seinem Volke. In schmucklosem, bis oben zugeknöpftem Infanterierock und der Landwehrmütze, fast immer ohne Begleitung, bewegte sich der König unter den Spaziergängern, jeden Gruß dankend erwidernd. Seit dem Tode seiner geliebten Gemahlin mischte sich in sein sonst so heiteres Wesen ein Zug von Wehmut, und gern weilte er in Paretz und auf der Pfaueninsel, wo er mit der Verewigten so glückliche Stunden verlebt hatte, oder er lenkte seine Schritte durch die düsteren Baumgänge nach dem Mausoleum in Charlottenburg. Am liebsten war er unter seinen Kindern; als diese sich aber vermählt hatten — seine älteste Tochter, Charlotte, war mit dem Kaiser Nikolaus I. von Rußland verheiratet —, fühlte er sich vereinsamt und beschloß, durch eine zweite Ehe sein häusliches Glück aufs neue zu gründen. Nach vierzehnjähriger Witwerzeit ließ er sich die zur Fürstin von Liegnitz erhobene Gräfin von Harrach zur linken Hand antrauen, und sie ist ihm eine treue Lebensgefährtin geworden.

Die meisten jener großen Männer, die ihm einst so treu zur Seite gestanden hatten, wie Bülow, Stein, Hardenberg, Kleist, York und Gneisenau, waren ihm im Tode bereits vorangegangen. Der alte Marschall Vorwärts lebte nach dem Kriege während des Sommers meistens auf seinem Landgute Krieblowitz in Schlesien. Im Spätsommer 1819 erfuhr der König, daß der alte Held im Sterben liege; da eilte er noch einmal zu ihm, worüber der Sterbende bis zu Thränen gerührt war. Am 12. September entschlief er unter dem Donner der Geschütze, der von dem nahen Manöverfelde herübertönte. — Stein hatte noch an dem Wiener Kongreß teilgenommen, sich dann aber vom politischen Leben zurückgezogen. Er wohnte meist auf seinem Gute Cappenberg in Westfalen. Das Studium der Geschichte, das er trotz der Erblindung des einen Auges eifrig fortsetzte, erweckte in ihm den Wunsch, eine kritische Sammlung deutscher Geschichtsquellen zu besitzen. So entstand auf seine Anregung die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte, und er erlebte noch das Erscheinen der ersten Bände der Monumenta Germaniae historica. 1831 entschlief er, der letzte seines Geschlechts; er hinterließ nur zwei Töchter. Friedrich Wilhelm konnte noch bis zum Anfange des Jahres 1840 in seltener Frische seine Herrscherpflichten erfüllen, dann erkrankte er. Zum letztenmal warf er einen Blick aus seinem Fenster, als (am 1. Juni) der Grundstein zu dem Denkmal Friedrichs des Großen gelegt wurde; als am 7. Juni die königliche Flagge am Fahnenmast des Schlosses sich senkte, da trauerten nicht nur die Berliner, sondern die große Mehrzahl des gesamten Volkes. Seine letzte Ruhestätte fand der Entschlafene an der Seite der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg.

Friedrich Wilhelm III. ist zwar der erste Hohenzollernkönig, der sein Land kleiner hinterließ, als er es empfangen hatte; dennoch war seine Regierung höchst segensreich. Er hatte die weiten polnischen Gebiete abgetreten und dafür blühende Provinzen mit kerndeutscher Bevölkerung erworben; die

Einwohnerzahl war von neun auf fünfzehn Millionen, die Staatseinnahme auf das Dreifache gestiegen. „In keinem Lande der Welt gab es eine so menschliche, so sorgsame, so gerechte Verwaltung, in keinem eine so volkstümliche, so ganz unerschöpfliche Wehrbarkeit.“ Preußen konnte schon damals ein Heer von 500000 Mann ins Feld stellen. Dazu stand das Schulwesen in Blüte; besonders die preußischen Seminare und Volksschulen konnten denen anderer Länder als Muster dienen.

7. Die Erhebung Preußens zu einem Verfassungsstaate unter Friedrich Wilhelm IV.

1840—1861.

1. Bis zum Ausbruch der Revolution.

Als Kind berechtigte Friedrich Wilhelm IV. (geb. 15. Oktober 1795) durch ungewöhnliche Begabung und Wißbegierde zu den größten Hoffnungen. Seine Mutter, die Königin Luise, erweckte in seinem empfänglichen Gemüte den Sinn für alles Schöne und Edle und legte in ihm den Grund zur Gottesfurcht. Tüchtige Lehrer, wie Scharnhorst und der Staatsmann und Gelehrte Niebuhr, führten ihn in die Kriegs- und Staatswissenschaft ein. Als Knabe sah er Preußen in seiner tiefsten Erniedrigung, als Jüngling nahm er an den Befreiungskriegen teil, und eine tiefe Abneigung gegen die Revolution sowie eine wahre Frömmigkeit, gepaart mit großer Sittenstrenge, war die Frucht dieser bewegten Jahre. Die Kunstschätze von Paris und Rom, der Umgang mit bedeutenden Künstlern und eigene Übung bildeten seinen edlen Kunstgeschmack. Gelehrte bewunderten sein reiches Wissen; am meisten zogen ihn Theologie, Geschichte, Musik und Baukunst an. Dabei war er ein Meister der Rede. Auf dem Schlachtfelde hatte er sich zwar stets unerschrocken gezeigt; aber er schätzte die Friedensarbeit höher als das Kriegshandwerk, das Einerlei des Militärdienstes ermüdete ihn; auch war er schon in seinem Äußern weniger ein Muster streng soldatischer Zucht als sein Vater und sein Bruder Wilhelm. Im Jahre 1823 vermählte sich Kronprinz Friedrich Wilhelm mit der ihm geistig verwandten Prinzessin Elisabeth von Bayern.



Friedrich Wilhelm IV.

In voller Manneskraft und für sein schweres Amt so wohl vorbereitet wie wenige Herrscher bestieg Friedrich Wilhelm IV. den Thron; selten wurde aber auch ein neuer Herrscher mit größeren Hoffnungen empfangen. Volksfreiheit und ein Deutsches Reich erwartete man von ihm. Die erste Hoffnung schien sich schon bald erfüllen zu sollen: der König setzte Arndt wieder in sein Amt ein, gab Jahn die Freiheit zurück und erließ eine allgemeine Amnestie für politische Verbrecher. Als er in Königsberg zur Huldigung erschien, baten ihn die Stände von Posen, Ost- und Westpreußen, indem sie an das Versprechen Friedrich Wilhelms III. erinnerten, er möge dem Lande eine Verfassung gewähren. Der König erwiderte, die Provinzialstände wolle er sorgfältig pflegen, eine allgemeine Landesvertretung halte er wie auch sein Vater für unverträglich mit dem Glücke des preußischen Volkes. Dennoch jubelte das Volk ihm zu, als er bei der Huldigung, den Arm zum Schwur erhebend, rief: „Ich gelobe, ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König sein zu wollen." Wie zündete auch das Wort, welches er bei der Huldigung in Berlin dem nach Tausenden zählenden, im Lustgarten um ihn versammelten Volke zurief: „Ich will vor allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und Ruhe Deutschlands." Selbst das außerpreußische Deutschland richtete seine Blicke voller Hoffnung auf den für Deutschlands frühere Herrlichkeit so begeisterten König, und als um diese Zeit die Franzosen wieder Gelüste nach dem linken Rheinufer verrieten, da sang in kurzem ganz Deutschland Nikolaus Beckers Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein." Max Schneckenburger dichtete damals seine „Wacht am Rhein", und Arndt rief: „All Deutschland in Frankreich hinein!" Das Ausland stutzte über dieses plötzlich erwachte Nationalgefühl, Frankreich rüstete ab. Begeistert für die altdeutsche Kunst, stellte sich Friedrich Wilhelm an die Spitze des Dombauvereins, der es sich zur Aufgabe machte, den schon 1248 begonnenen, aber nicht beendeten Riesenbau des Kölner Domes mit Unterstützung aller deutschen Fürsten und Stämme sowie aller Konfessionen zu vollenden. Bei der Grundsteinlegung zum Weiterbau sprach er: „Hier sollen sich die schönsten Thore der ganzen Welt erheben. Mögen sie für Deutschland Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden!"

Das Ziel aber, welches ihm vorschwebte — Wiederherstellung des alten Lehnstaates mit einem Kaiser aus dem Hause Österreich —, hielten die Liberalen für verfehlt; auch des Königs beharrliche Weigerung, seinem eigenen Volke eine Verfassung zu geben, erregte manche Verstimmung, und die der Presse gewährte größere Freiheit gab die Möglichkeit, die Unzufriedenheit desto offener zu schüren. Der erste Versuch des Königs, den Deutschen Bund einheitlicher zu gestalten, scheiterte an der geringen Opferwilligkeit seiner Mitfürsten.

Der König beabsichtigte die Provinzialstände zu einem Ganzen zusammenzufassen. Zunächst berief er (1842) einen „Vereinigten Ausschuß" der einzelnen Provinziallandtage nach Berlin; doch er überzeugte sich bald selber

von der Unzulänglichkeit einer solchen Volksvertretung. Die Unzufriedenheit ergriff jetzt auch die unteren Stände. Die Fabriken (S. 229) nahmen manchen Handwerkern die Arbeit; nicht minder wurde der Bauernstand seit dem freien Gebrauch des Grundeigentums durch Teilungen, Länderverkäufe und noch mehr durch Wucher gefährdet. Es bildete sich in Stadt und Land das in Preußen bisher noch unbekannte Proletariat. Eine Mißernte (1846) vergrößerte die Not, von der besonders die gewerbreichen Gegenden der schlesischen und sächsischen Gebirge sowie des Wupperthales zu leiden hatten. Demokratische und zum Teil religionslose Schriftsteller und Dichter, wie Heine, reizten die Unzufriedenen noch mehr auf und suchten ihnen jede Achtung vor der göttlichen und menschlichen Autorität zu nehmen. Um das Volk — soweit es ihm möglich war — zufrieden zu stellen und das Wort seines Vaters einzulösen, entschloß sich der König trotz der Abmahnungen Rußlands und Österreichs, am 3. Februar 1847 den „Vereinigten Landtag" einzuberufen. Er that damit den ersten Schritt von der absoluten zu einer verfassungsmäßigen Monarchie. Des Königs Bruder, Prinz Wilhelm, erkannte die Wichtigkeit dieses Schrittes, indem er sprach: „Ein neues Preußen bildet sich; das alte geht mit der Veröffentlichung dieses Gesetzes zu Grabe. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist!"

Der Vereinigte Landtag war aus Abgeordneten aller Provinzen in ähnlicher Weise zusammengesetzt wie die Provinziallandtage, erhielt aber außer dem Petitionsrecht und dem Recht, über ihm vorgelegte Gesetzentwürfe sich gutachtlich zu äußern, das neue, sehr wichtige Recht, die Genehmigung zu Staatsanleihen, zur Einführung neuer Steuern und zur Erhöhung alter zu erteilen oder zu versagen. Weiter glaubte der König nicht gehen zu dürfen. Bei der Eröffnung des Vereinigten Landtages erklärte er: „Preußens Geschicke können nur von einem Willen geleitet werden, und dieser muß der königliche sein." Dem überhandnehmenden Unglauben gegenüber aber bezeugte er laut: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen." Aber weder dem Landtage, noch dem größeren Teile des Volkes genügte das Gewährte; sie verlangten vielmehr: der Landtag solle nicht nach der veralteten ständischen Gliederung zusammengesetzt sein, er solle alljährlich und nicht, wie der König wollte, nach Bedürfnis einberufen werden, vor allem aber das Recht haben, den Staatshaushalt zu genehmigen. Ohne daß hierüber eine Verständigung erreicht wurde, schloß der König den Landtag: er schien sein großes Opfer umsonst gebracht zu haben.

2. Die Revolution von 1848.

Die Franzosen vertrieben in der Februarrevolution 1848 ihren König Louis Philipp wieder, führten zum zweitenmal die Republik ein und wählten zum Präsidenten Louis Napoleon, den Sohn Louis Napoleons von Holland (S. 192). Da er des Heeres sicher war, nahm er 1852 auf Grund einer Volksabstimmung als Napoleon III. den Kaisertitel an. Die Vorgänge in Paris ermutigten das deutsche Volk, die Regierungen von neuem um Gewährung größerer Freiheiten und Rechte zu bitten. Die wichtigsten For-

derungen waren: Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Verfassung, Schwurgerichte und die Einberufung einer Nationalversammlung zur Errichtung eines Bundesstaates. Zunächst versammelten sich 500 liberale Männer in Frankfurt a. M. und beschlossen, eine aus freien Wahlen hervorgegangene Deutsche Nationalversammlung solle über die künftige deutsche Verfassung beraten und entscheiden. Die Regierungen gestatteten die Wahlen, und so wurde am 18. Mai 1848 die Deutsche Nationalversammlung unter Glockengeläute und Kanonendonner in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. eröffnet. Aber welche Unzahl von Parteien und Ansichten! Es bedurfte der Aufbietung aller Kräfte des tüchtigen Präsidenten Heinrich von Gagern, um die oft stürmischen Debatten zu leiten. Nach langen Verhandlungen über die Verfassung des Reiches, das noch nicht vorhanden war, einigte man sich, die Frage wegen eines Oberhauptes zu vertagen und vorläufig den als Volksfreund bekannten Erzherzog Johann von Österreich zum „Reichsverweser" zu erwählen. Die Regierungen billigten diese Wahl, der Bundestag legte seine Befugnisse in die Hand des Reichsverwesers und löste sich auf. Aber bald zeigte sich, daß das neue Oberhaupt ohne Macht war: die Bundestruppen sollten ihm huldigen, aber selbst Österreich beachtete diese Aufforderung nicht.

Inzwischen war auch in Berlin der Aufstand ausgebrochen. Bald nach Ausbruch der Revolution in Paris erschienen dort nämlich deutsche, französische und polnische Flüchtlinge, die im Wühlen und im Barrikadenbau geübt waren, und sammelten allerlei verdächtiges Gesindel um sich. Um den ehrsamen Arbeiter- und Handwerkerstand zu gewinnen, verbreiteten sie eine Schrift, in welcher sie den König um ein aus Arbeitgebern und Arbeitern gebildetes Ministerium der Arbeiter baten. Als auch Abgeordnete preußischer Städte dem Könige die „Forderungen des Volkes" vortrugen, beschloß er, durch rechtzeitiges Nachgeben die Aufregung zu beschwichtigen, und erließ am 18. März 1848 ein Patent, worin er eine freisinnige Verfassung für Preußen und eine gründliche Besserung des Deutschen Bundes verhieß. Zu Tausenden strömte das Volk nach dem Schlosse, um dem Könige zu danken. Noch einmal wiederholte er sein Versprechen, und freudiges Hurra war die Antwort. Ein solch friedlicher Verlauf war aber den Volksaufwieglern höchst unerwünscht, hatten sie doch schon alle Vorbereitungen zu einem Volksaufstande getroffen!

Als um zwei Uhr die Menge noch immer dicht gedrängt vor dem Schlosse stand und einige sogar in das Schloß einzudringen suchten, ließ der König den Schloßplatz durch Militär säubern. Dabei entluden sich durch unglücklichen Zufall zwei Gewehre, und sofort verbreitete sich wie ein Lauffeuer der Ruf: „Verrat! Zu den Waffen!" Wie durch einen Zauberschlag wuchsen in allen Stadtvierteln die Barrikaden aus der Erde, zu deren Verteidigung Arbeiter und Bürger, Beamte und Studenten, Straßenjungen und Lumpen gewaffnet herbeieilten. Um vier Uhr griffen die Soldaten an; von den Dächern und aus den Fenstern wurden sie mit Steinen und Kugeln bekämpft, dennoch rückten sie stetig vor und nahmen eine Straße nach der anderen. Gegen Mitternacht befahl der König, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, aber die gewonnene Stellung zu behaupten. Auch erließ er eine Ansprache „An meine lieben Berliner", worin er diese aufforderte, die noch stehenden Barrikaden

wegzuräumen und ihm vertrauensvoll ihre Wünsche vorzutragen, dann sollten die Truppen sofort Straßen und Plätze verlassen. Die Volksführer beantworteten diese Ansprache mit Hohn; dagegen beteuerte eine Abordnung Berliner Bürger, die Ruhe würde von ihnen sogleich wieder hergestellt werden, sobald das Militär zurückgezogen würde. Nach langem Sträuben gab der König trotz des entschiedenen Widerspruchs seines Bruders Wilhelm und des kommandierenden Generals den Befehl, die Truppen zurückzuziehen, erließ eine allgemeine Amnestie, genehmigte die Bildung einer Bürgerwehr und berief ein freisinniges Ministerium. Die abziehenden Truppen wurden von bewaffneten Volkshaufen begleitet und verhöhnt, sogar in ihren zerstreut liegenden Kasernen ernstlich bedroht; deshalb führte ihr Befehlshaber sie ganz aus der Stadt hinweg. Mit verhüllten Fahnen, stumm und unzufrieden, aber treu, so zogen sie ab. Damit war in Berlin die Revolution zur Herrschaft gelangt. Der König stand jetzt unter dem Schutze der Bürgerwehr, Prinz Wilhelm aber, dem man mit Unrecht Schuld gab, am 18. den Befehl zum Blutvergießen gegeben zu haben, mußte seiner eigenen Sicherheit halber Berlin verlassen und sich eine Zeitlang in England aufhalten; sein Schloß wurde nur durch die Aufschrift „Nationaleigentum“ gerettet. Schon am 19. wurden die Leichen der 187 gefallenen Barrikadenhelden wie zur Parade vor das Schloß getragen; dennoch erließ der König (am 21.) eine neue Ansprache „An mein Volk und an die deutsche Nation“, worin er beteuerte: „Preußen geht fortan in Deutschland auf“; Deutschlands Heil liege in der innigen Vereinigung seiner Fürsten und Völker unter einer Führung, und diese übernehme er. An demselben Tage ritt er dann, von Ministern, Generalen, Bürgern und Studenten umgeben, alle mit schwarz-rot-goldenen Binden geschmückt, durch die Straßen und verkündete dem Volke in mehreren Ansprachen die neue Zeit. Am folgenden Tage wurden die gefallenen Barrikadenkämpfer mit großem Aufwand bestattet; während die Leichen am Schlosse vorübergetragen wurden, stand der König mit entblößtem Haupte auf dem Balkon.

In Berlin wurde das gewöhnliche Volk immer mehr gegen die Regierung und selbst gegen die Bürger aufgehetzt. Diese Aufregung benutzten die Polen in Posen zu einem Aufstande, und sie wurden dabei von Deutschen selber unterstützt, welche glaubten, durch die Errichtung einer polnischen Republik das alte Unrecht der Polenteilungen zu sühnen und sich dadurch einen dankbaren Nachbarstaat zu schaffen. Der König ließ sofort bedeutende Truppenmassen in Posen einrücken und stellte die Ruhe bald wieder her. Am 22. Mai trat in Berlin die aus freien Wahlen hervorgegangene Preußische Nationalversammlung zusammen. Sie verwarf den von der Regierung ihr vorgelegten Gesetzentwurf, da sie dem Volke die Herrschaft übergeben, den König aber zu einem gehorsamen Beamten herabdrücken wollte; auch die zur Wiederherstellung der Ordnung vorgeschlagenen Maßregeln billigte sie nicht, so daß der Pöbel seine Herrschaft ungestört fortsetzen durfte. Er plünderte das Zeughaus, wobei die ehrwürdigen Zeichen preußischen Ruhms teils entwendet, teils beschimpft wurden; er lieferte der Bürgerwehr förmliche Gefechte und bedrohte die Nationalversammlung, um sie zu einem demokratischen Entschlusse zu zwingen. Da beschloß der König, Gewalt zu gebrauchen. Er berief auf Veranlassung

des Abgeordneten Otto von Bismarck-Schönhausen ein neues, thatkräftiges Ministerium, an dessen Spitze der Graf Brandenburg stand; die Nationalversammlung wurde vertagt und nach Brandenburg verlegt, und der aus dem dänischen Kriege heimkehrende Feldmarschall Wrangel rückte (10. November) mit genügender Truppenmacht in Berlin ein. Die Berliner, ja das ganze Land atmete auf. Er hielt trotz der Berliner Bürgerwehr Unter den Linden eine Parade ab, und als die Bevölkerung ihm zujauchzte, besetzte er am folgenden Tage die Hauptstadt wieder, schickte die Volksvertreter samt der Bürgerwehr nach Hause und war in kurzer Zeit ohne Blutvergießen Herr der Stadt. Damit war die Revolution in Berlin überwunden.

Die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt a. M. geriet mehr und mehr unter die Herrschaft der Demokraten, die, erbittert über den Verlauf des Kampfes in Schleswig-Holstein (S. 244), besonders den Haß gegen Preußen und seinen König schürten; die beiden preußischen Abgeordneten Fürst Lichnowski und General von Auerswald wurden (18. Sept.) sogar ermordet. Voll Abscheu wandte sich das Volk von solchen Mordthaten ab; zudem verlor es allmählich die Teilnahme für die Nationalversammlung, weil sie uneins war und über vielem Reden nicht zum Handeln kam. Eine Minderheit des Frankfurter Parlaments wollte Deutschland in eine Republik verwandeln, doch die Mehrheit war für Herstellung eines Deutschen Reichs; die einen wollten Österreich an die Spitze stellen, die anderen Preußen unter Ausschluß Österreichs. Endlich siegte die letztere, die kleindeutsche Partei. Mit knapper Mehrheit wurde (27. März 1849) die neue Verfassung angenommen, welche die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten einem erblichen „Kaiser der Deutschen" übertrug, der aber durch einen aus Vertretern der Regierungen und vom Volk gewählten Abgeordneten bestehenden Reichstag beschränkt sein sollte. Am folgenden Tage wurde Friedrich Wilhelm IV. von Preußen mit geringer Majorität zum Kaiser gewählt, und eine Deputation unter Führung des damaligen Präsidenten Simson überbrachte diesen Beschluß nach Berlin. Ein bedeutungsvoller Augenblick für Preußen und das Haus Hohenzollern! Die besten Freunde des Königs, die Vertreter seines Volkes rieten, dem Ruf zu folgen; andere, wie der Abgeordnete von Bismarck und vor allem der Thronerbe Prinz Wilhelm, rieten entschieden ab. Der König sah ein, daß er die ihm angebotene Krone erst durch einen Kampf mit den übrigen deutschen Staaten, wahrscheinlich auch mit Rußland, werde erobern müssen. Er dankte daher den Abgeordneten für das ihm entgegengebrachte Vertrauen, wollte aber die angebotene Krone nur im Einverständnis mit den übrigen deutschen Fürsten annehmen. In einem Briefe an Arndt sagte er, das ihm angebotene Kaisertum sei nur eine Schattenherrschaft gewesen, dafür wolle er sein starkes preußisches Königtum nicht hingeben; ebenso äußerte er: „Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde errungen werden." Viele der Besten unseres Volkes bedauerten diese Ablehnung; aber die Folgezeit hat dem Könige recht gegeben. Denn die kleineren Fürsten stimmten der Wahl zwar zu, aber Bayern, Sachsen, Hannover und Österreich erhoben Einsprache dagegen. Damit waren die Arbeiten der Nationalversammlung bedeutungslos geworden; die österreichischen

und preußischen Abgeordneten wurden abgerufen; seitdem hatten die Demokraten die Oberhand. An mehreren Orten trieben sie das Volk zum Aufstande, um dadurch die Regierungen zur Annahme der Reichsverfassung zu zwingen; aber preußische Truppen stellten überall die Ordnung bald wieder her. Die württembergische Regierung löste das „Rumpfparlament" zu Stuttgart — den letzten demokratischen Rest der Frankfurter Versammlung — auf; der Reichsverweser legte sein Amt nieder. Durch Bewilligung der Nationalversammlung und aus freiwilligen Gaben war auch eine deutsche Flotte beschafft worden, die aber infolge Geldmangels gänzlich verfiel und (1852) im Auftrage des Deutschen Bundes versteigert wurde!

3. Auswärtige Verhältnisse.

Die Revolutionsstürme erschütterten Preußen nicht nur im Innern aufs heftigste, sondern brachten ihm auch durch Verwickelung in auswärtige Verhältnisse eine tiefe Demütigung, zunächst in der schleswig-holsteinischen Frage.

Das Grenzland Schleswig-Holstein hat in eigentümlicher Weise jahrhundertelang sowohl zu Deutschland wie zu Dänemark gehört. Nachdem während der Völkerwanderung Angeln und Sachsen von hier nach England gezogen waren, rückten vom Norden die Dänen, vom Südosten die wendischen Obotriten und Wagrier in die verlassenen Wohnsitze ein, während im Westen die Friesen sich behaupteten. Karl der Große gewann das Land bis zur Eider zurück und errichtete an der Elbe die feste Hammaburg. Ansgar predigte hier die christliche Lehre, doch nur mit geringem Erfolge; das für ihn gegründete Erzbistum Hamburg mußte wieder aufgegeben werden. Heinrich I. erweiterte das deutsche Gebiet durch Einrichtung der Mark Schleswig zwischen Eider und Schlei, infolgedessen die Dänen sich durch Aufwerfen eines starken Grenzwalles, des späteren Danewerks, gegen das weitere Vordringen der Deutschen zu schützen suchten. Unter den fränkischen Kaisern ging die Mark Schleswig wieder verloren; das Land südlich von der Eider aber blieb deutsch und umfaßte Stormarn an der Elbe, Dithmarsen an der Nordsee und das Gebiet der Holsten (Holtsaten d. i. Waldbewohner). Das Deutschtum machte erst wieder Fortschritte, als Kaiser Lothar 1110 dem Grafen Adolf von Schaumburg Holstein nebst Stormarn als Lehen übertrug. Die Schaumburger haben Lübeck gegründet, Wagrien mit Holstein vereinigt und in ihrem Gebiete dem Christentum und dem Deutschtum zur Herrschaft verholfen. Als der Dänenkönig Waldemar II. das neue Leben im Keime zu ersticken suchte, besiegten ihn die vereinigten Sachsen, Holsteiner, Mecklenburger und Lübecker 1227 bei Bornhöved (südlich von Plön) vollständig. Schleswig stand unter einem besonderen Herzog aus dem dänischen Königshause; als das herzogliche Haus ausstarb, belehnte der dänische König 1440 den Grafen Adolf VIII. von Holstein mit Schleswig. Mit Adolf erlosch das Schaumburger Haus; die schleswig-holsteinischen Stände wählten deshalb 1460 seinen Schwestersohn, den Grafen Christian von Oldenburg, der auch König von Dänemark war, zu ihrem Herzog und zwar unter der Bedingung, daß Schleswig und Holstein nie getrennt und zu Beamten nur Landeskinder genommen werden sollten. Der König von Dänemark suchte auch die Dithmarsen zu unterwerfen; die freien Bauern vernichteten zwar, unterstützt durch die Natur ihres Landes, die Blüte des dänischen und schleswig-holsteinischen Adels bei Hemmingstedt (1500), auf die Dauer aber vermochten sie der erstarkenden Königs- und Fürstenmacht nicht zu widerstehen: 1559 wurden sie unterworfen. Die Reformation fand unter Bugenhagens Mitwirkung leicht und rasch Eingang; sie vermittelte aufs neue den geistigen Zusammenhang mit Deutschland. Der Dreißigjährige, der schwedisch-polnische und der Nordische Krieg haben Schleswig-Holstein in Mitleidenschaft gezogen; dazu wurde die Westküste wiederholt von heftigen Sturmfluten heimgesucht, 1634 die Insel Nordstrand fast ganz von den Fluten verschlungen. Weil der

König von Dänemark mit Napoleon ein Bündnis schloß, hatten die Elbherzogtümer von den Engländern viel zu leiden, die damals Helgoland an sich rissen, das sie nach den Befreiungskriegen auch behielten. Holstein, das bis 1806 dem deutschen Reiche angehört hatte, wurde auch in den Deutschen Bund aufgenommen. Durch die Befreiungskriege war auch in Schleswig-Holstein das deutsche Bewußtsein reger geworden; die Dänen aber, die Norwegen verloren hatten, waren jetzt um so eifriger bemüht, die für sie so wichtigen Herzogtümer nicht nur festzuhalten, sondern ganz dänisch zu machen. Da nun der Mannesstamm des dänischen Königshauses dem Aussterben nahe war, in Dänemark die weibliche Linie, in Schleswig eine männliche Nebenlinie folgen mußte, so erklärte Christian VIII. durch den „offenen Brief" (1846), daß Schleswig-Holstein stets unzertrennlich mit Dänemark verbunden bleiben, also auch in weiblicher Linie forterben solle, während die Schleswig-Holsteiner das bevorstehende Erlöschen der älteren Linie ihres Herrscherhauses zu benutzen gedachten, um von Dänemark loszukommen. Herzog Christian, das Haupt der Augustenburger Familie, die nach salischem Gesetz zur Erbfolge in Schleswig-Holstein berechtigt war, protestierte samt seinem ganzen Hause gegen den „offenen Brief" und verlangte namens der schleswig-holsteinischen Stände eine gemeinsame neue Verfassung für die Herzogtümer.

Christians VIII. Nachfolger Friedrich VII. brachte die Empörung zum Ausbruch, indem er Schleswig einverleibte und Holstein eine freie Verfassung versprach. Sofort erhoben sich die Schleswig-Holsteiner, und deutsche Turner und Studenten eilten ihnen zu Hilfe. Der König von Preußen sandte den greisen Feldmarschall Wrangel, der das Danewerk zerstörte und die Dänen nach einem Siege bei Düppel aus dem Lande trieb. Als aber preußische Truppen auch in Jütland einrückten, um sich für den Schaden zu rächen, den die dänische Flotte dem preußischen Handel zufügte, traten die europäischen Großmächte dazwischen, die den dänischen Gesamtstaat zu erhalten wünschten; besonders Rußland nahm eine so drohende Haltung an, daß Friedrich Wilhelm IV., der ohnehin die Erhebung der Herzogtümer als eine Art Revolution ansah, zu Malmö einen Waffenstillstand auf sieben Monate schloß. Aber die Verhandlungen mit Dänemark zerschlugen sich; im Frühjahr griffen die Bewohner der Herzogtümer abermals zu den Waffen, unterstützt von deutschen Bundestruppen. Wieder wurden die Dänen geschlagen, und die schleswig-holsteinische Armee verfolgte den Feind bis unter die Thore von Fridericia; die Bundestruppen folgten nur zögernd. Zum zweitenmal ward unter dem Druck auswärtiger Mächte ein Waffenstillstand geschlossen; die übrigen deutschen Bundestruppen kehrten heim, nur die Preußen hielten noch Schleswig besetzt. Ein ganzes Jahr ruhte nun der Krieg; dann schloß Preußen mit Dänemark Frieden und überließ die Schleswig-Holsteiner ihrem Schicksal. Aber unverzagt setzten diese, obwohl sie vor Fridericia durch die ausfallenden Dänen schon eine empfindliche Niederlage erlitten hatten, den Krieg gegen den ihnen jetzt weit überlegenen Gegner fort. Nachdem sie auch noch bei Idstedt (Juli 1850) geschlagen waren, vermochten sie sich nur mit Mühe noch kurze Zeit zu halten. Inzwischen hatte sich Preußen auf dem Tage zu Olmütz (S. 246) vor Rußland und Österreich gebeugt; Preußen und Österreich forderten nun von den Schleswig-Holsteinern die Einstellung der Feindseligkeiten und sandten Truppen ab, um sich Gehorsam zu erzwingen. In dem Londoner Protokoll (8. Mai 1852) bestimmten dann die europäischen Großmächte, daß der dänische Gesamtstaat ungeteilt auf den Prinzen Christian von Glücksburg übergehen solle.

Unterdes war auch in den außerpreußischen Ländern Deutschlands die Revolution unterdrückt worden, zum Teil mit preußischer Hilfe; dem Könige von Sachsen eroberte preußische Garde seine Hauptstadt zurück. Nach dem Scheitern der Frankfurter Nationalversammlung hatten sich viele Aufrührer in Baden und in der Pfalz gesammelt, und ein Teil der badischen Truppen war zu ihnen übergegangen. Deshalb baten die badische und die bayrische Regierung den König von Preußen um Hilfe, und dieser sandte zwei Armeekorps unter dem Oberbefehl seines Bruders Wilhelm, der die Aufständischen bald zu Paaren trieb. Sie räumten die Pfalz; in dem Gefecht bei Waghäusel, in welchem des Königs Neffe Prinz Friedrich Karl seine ersten Kriegslorbeeren pflückte, wurden sie abermals besiegt und zerstreuten sich. Damit war auch in Süddeutschland Ruhe und Ordnung wieder hergestellt.

Die Pläne Friedrich Wilhelms IV., die deutschen Staaten mit Ausnahme Österreichs unter Preußens Führung zu einigen, scheiterten. Zwar schloß er mit den Königen von Sachsen und Hannover den „Dreikönigsbund", der sich durch Hinzutritt einiger kleinerer Staaten zu der „Union" erweiterte; aber Bayern und Württemberg wollten sich nicht unter Preußens Führung stellen und fanden einen Halt an Österreich, das sich jetzt wieder stark fühlte, nachdem es mit russischer Hilfe auch in Ungarn die Revolution unterdrückt hatte. Zunächst zog Österreich die beiden süddeutschen Königreiche an sich, mit des Zaren Hilfe wurden dann auch Sachsen und Hannover der Union wieder abtrünnig gemacht. Wohl berief Friedrich Wilhelm ein aus Abgeordneten der Unionsstaaten gebildetes Parlament nach Erfurt, das die von Preußen vorgeschlagene Reichsverfassung auch annahm; da er aber keinen Zwang anwenden wollte, verringerte sich die Zahl der Bundesglieder immer mehr, so daß Österreich im Bunde mit den deutschen Mittelstaaten es unternehmen konnte, im Mai 1850 den verhaßten Bundestag in Frankfurt wieder ins Leben zu rufen. So war Deutschland in zwei Lager gespalten.

Auch Kurhessen gehörte der Union an, und seine Verfassung war von derselben gewährleistet worden. Als der Kurfürst nun unter dem Einfluß seines Ministers Hassenpflug die Union verließ und wiederholt die Verfassung verletzte, verweigerten ihm die Beamten, Offiziere, Städter und Landbewohner den Gehorsam; deshalb flüchtete er mit seinem Minister nach Frankfurt und rief den Deutschen Bund um Hilfe an, der sie auch bereitwilligst gewährte. In dessen Auftrage rückten bayrische Truppen in Kurhessen ein, und da man Preußens Einschreiten fürchtete, so rüsteten auch Österreich, Sachsen und Württemberg. Preußen fühlte sich schon als Haupt der Union zum Schutze der hessischen Verfassung verpflichtet und durfte auch deshalb eine Besetzung Hessens durch fremde Truppen nicht dulden, weil dadurch die Verbindung zwischen seinen östlichen und seinen westlichen Provinzen zerrissen worden wäre. So schien der Krieg unvermeidlich. Da trat auch noch Zar Nikolaus I. auf Österreichs Seite, und Preußen war damit vor die Entscheidung gestellt, zurückzuweichen, oder den Kampf mit Österreich, Rußland und vielleicht auch England aufzunehmen. Hierzu war es bei seiner damaligen Heeresverfassung nicht imstande. Vergebens sandte der König seinen Minister Grafen Brandenburg nach Warschau zum Zaren, um diesen für die preußischen Bestrebungen in

Deutschland zu gewinnen; der Zar verlangte, Preußen solle die „aufrührerischen" Schleswig-Holsteiner und die „eidbrüchigen" Kurhessen nicht gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn unterstützen. Das preußische Volk war über diese russische Einmischung erbittert und wünschte den Krieg, der König aber hielt ihn für aussichtslos. Er berief die Truppen, die schon in Hessen eingerückt waren, wieder zurück, ließ abrüsten und unterwarf sich in Olmütz allen Forderungen Österreichs und Rußlands (29. November 1850). Preußen gab die Union auf, erklärte sich damit einverstanden, daß die Schleswig-Holsteiner und Kurhessen zur Ruhe gebracht wurden, und erkannte später sogar den Bundestag wieder an.

4. Friedrich Wilhelms IV. Friedensarbeit.

Friedrich Wilhelm war nicht ein Held des Schwertes; seine Verdienste liegen auf dem Gebiete der Friedensthätigkeit. Nachdem er die nach Brandenburg verlegte, aber bedeutungslos gewordene Preußische Nationalversammlung aufgelöst hatte, gewährte er dem Lande (5. Dezember 1848) eine freisinnige Verfassung. Diese „oktroyierte Verfassung" wurde dann von den auf Grund eines gleichzeitig erlassenen Wahlgesetzes erwählten Abgeordneten beraten und teilweise geändert, die so „Revidierte Verfassung" vom Könige beschworen und am 31. Januar 1850 eingeführt. Damit war Preußen in die Reihe der Verfassungsstaaten eingetreten.

Der Hauptinhalt der Verfassung ist folgender:

An der Spitze des Staates steht der König. Die Königswürde vererbt im Mannesstamme des Hohenzollernschen Königshauses nach dem Recht der Erstgeburt. Der König ernennt und entläßt die Minister, die übrigen Staatsbeamten und die Offiziere; er hat das Recht der Strafmilderung und Begnadigung, beruft, eröffnet und schließt den Landtag, bestätigt durch seine Unterschrift die von demselben angenommenen Gesetze, läßt sie veröffentlichen und wacht über deren Ausführung. Er ist auch der oberste Bischof der evangelischen Landeskirche.

Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Die persönliche Freiheit ist gewährleistet, die Wohnung und das Eigentum unverletzlich. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses wird gewährleistet; der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist von dem religiösen Bekenntnis unabhängig. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Eltern dürfen ihre Kinder nicht ohne den Unterricht lassen, welcher für die öffentlichen Volksschulen vorgeschrieben ist. Alle öffentlichen und Privat-Unterrichts- und Erziehungsanstalten stehen unter der Aufsicht vom Staate ernannter Behörden. In der öffentlichen Volksschule wird der Unterricht unentgeltlich erteilt. Alle Preußen haben das Recht, ihre Meinung durch Wort, Schrift und Bild frei zu äußern, sich ohne vorgängige obrigkeitliche Erlaubnis friedlich und ohne Waffen in geschlossenen Räumen zu versammeln, in Gesellschaften sich zu vereinigen, an Behörden und an den König Bittschriften zu richten. Alle Preußen sind wehrpflichtig. Das Briefgeheimnis ist unverletzlich.

Die Gesetzgebung in Preußen wird ausgeübt durch den König und den Landtag; letzterer besteht aus dem Herrenhause und dem Abgeordnetenhause. Die Übereinstimmung des Königs und beider Häuser des Landtags ist zu jedem Gesetz erforderlich. Dem Könige sowie beiden Häusern des Landtags steht das Recht zu, Gesetze vorzuschlagen.

Das Herrenhaus besteht aus Prinzen des Königlichen Hauses, sobald sie vom Könige dazu berufen werden, aus Mitgliedern mit erblicher Berechtigung und aus Mitgliedern, welche auf Lebenszeit berufen werden. Die Zahl der Herrenhausmitglieder ist nicht beschränkt.

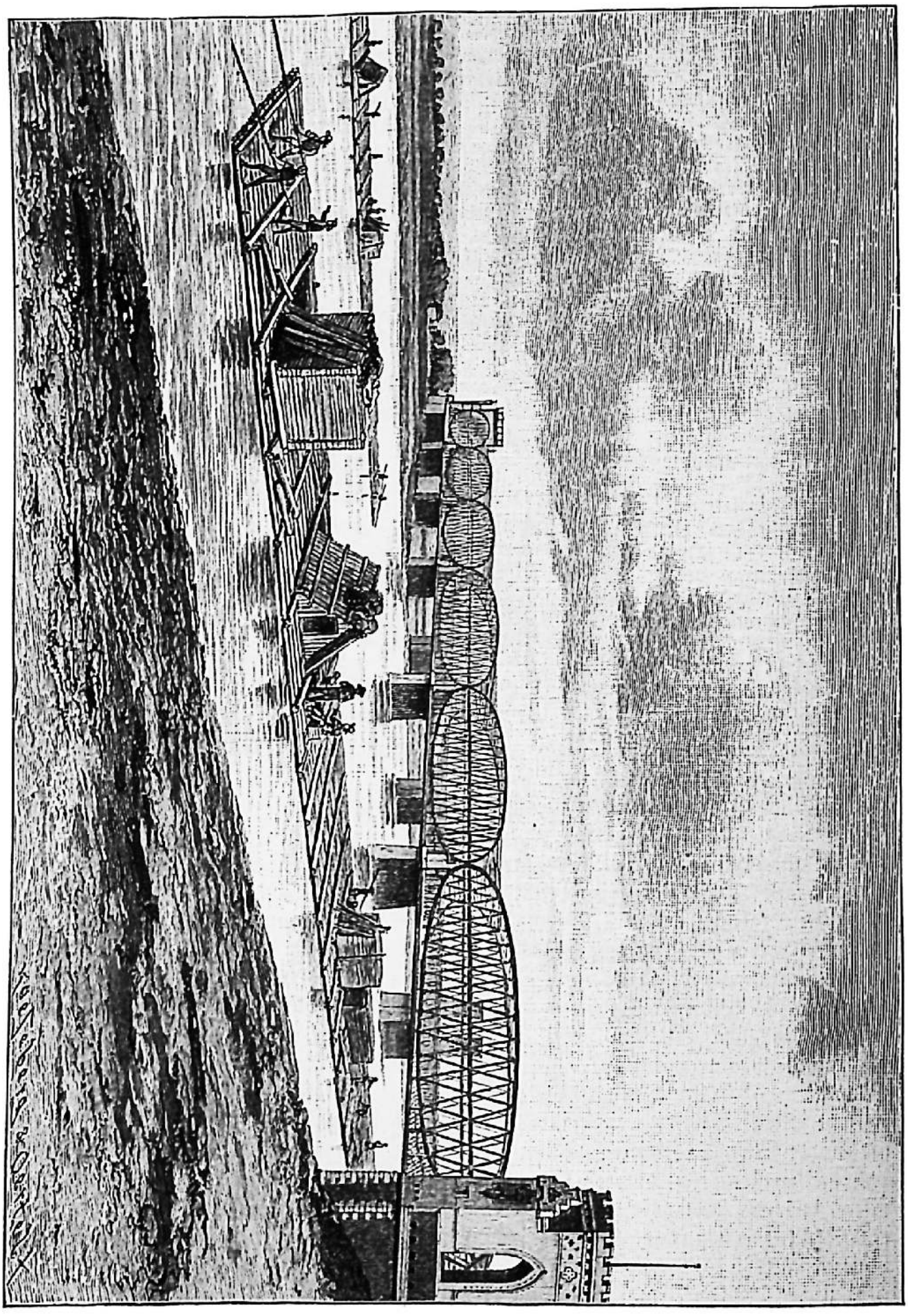
Das Abgeordnetenhaus besteht aus 433 Mitgliedern, die vom Volke in offener, indirekter Wahl gewählt werden. Die Legislaturperiode währt 5 Jahre. Jeder Preuße, welcher das 25. Lebensjahr vollendet hat und in der Gemeinde, in welcher er seinen Wohnsitz hat, die Befähigung zu den Gemeindewahlen besitzt, ist stimmberechtigter Urwähler. Wählbar ist jeder mindestens 30 Jahre alte Preuße, der im Vollbesitz der bürgerlichen Ehrenrechte ist und mindestens ein Jahr in Preußen gewohnt hat. (Aktives, passives Wahlrecht.)

Auf je 250 Einwohner ist ein Wahlmann zu wählen. Die Urwähler eines Wahlbezirks werden nach der Höhe der von ihnen zu entrichtenden direkten Staatssteuer in drei Abteilungen gebracht, so daß auf jede Abteilung ein Drittel der Gesamtsumme der Steuerbeträge aller Urwähler entfällt. Die erste Abteilung besteht aus denjenigen Urwählern, welche die höchsten Steuern zahlen. Die Wahlmänner des ganzen Bezirks wählen den Abgeordneten. Der Landtag wird vom Könige regelmäßig alljährlich und außerdem, so oft es die Umstände erheischen, einberufen. Der König kann den Landtag auch vertagen und das Abgeordnetenhaus auflösen; in letzterem Falle muß eine Neuwahl stattfinden. Beide Häuser des Landtags beraten getrennt. Die Zustimmung des Landtags ist erforderlich zu jedem Gesetze, zur Feststellung des jährlichen Staatshaushalts, zur Aufnahme von Staatsanleihen, zur Einführung neuer und Erhöhung bisher schon erhobener Steuern, zum Abschluß von Verträgen, welche dem Staate neue Lasten auferlegen oder das Staatsgebiet ändern. Außerdem steht dem Landtage die Aufsicht über alle Zweige der Staatsverwaltung zu.



Prinz Adalbert.

Das preußische Volk empfand den Tag von Olmütz wie ein zweites Jena. Österreich aber triumphierte und suchte Preußen noch den Einfluß zu entreißen, welchen es als Vormacht des Zollvereins ausübte. Da die unter den Zollvereinsstaaten abgeschlossenen Verträge mit dem Jahre 1853 abliefen, bot Österreich alles auf, um selber in den Zollverein aufgenommen zu werden und dadurch Preußens Übergewicht unschädlich zu machen, oder mit den süddeutschen Staaten einen neuen Zollverein zu schließen. Aber Preußen blieb fest, zudem waren die übrigen deutschen Staaten durch ihre Lage oder ihre wirtschaftlichen Verhältnisse auf Preußen angewiesen; deshalb erneuerten sie die alten Verträge abermals auf zwölf Jahre (bis Ende 1865), auch Hannover und Oldenburg traten jetzt bei. Zum Schutze des Handels übernahm Preußen für die übrigen Staaten des Zollvereins die Last der Seewehr, erwarb Kriegsschiffe und kaufte 1853 von Oldenburg am Jadebusen ein Stück Landes zur Erbauung eines Kriegshafens, der 1869 unter dem Namen Wilhelmshaven eröffnet wurde. Die kleine Flotte vergrößerte sich unter der Leitung des Prinzen Adalbert allmählich und konnte

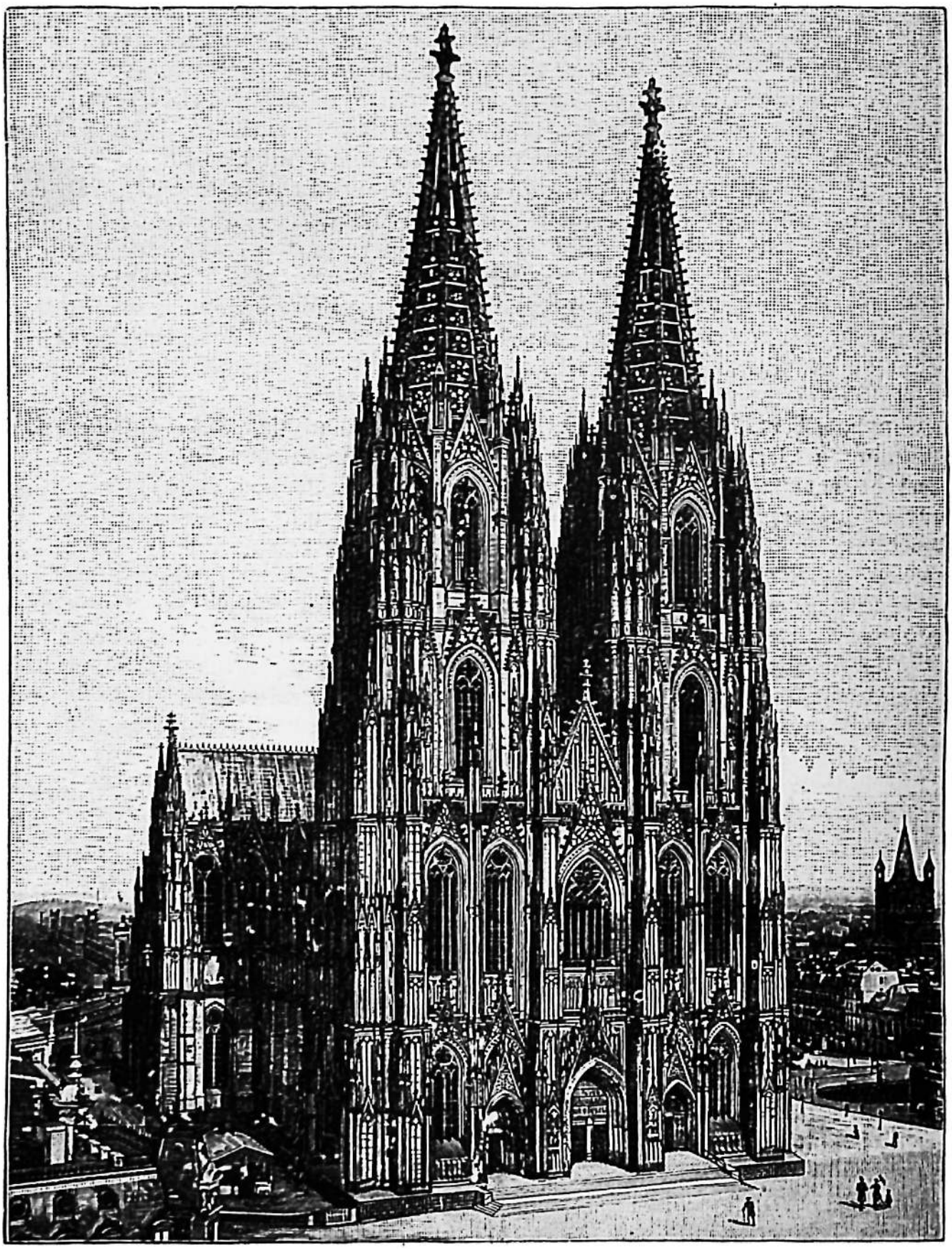


Die Weichselbrücke bei Dirschau.

schon 1856 einen Angriff auf die an der nordafrikanischen Küste hausenden „Riffpiraten" wagen. — Eine kleine Vergrößerung erfuhr Preußen dadurch, daß ihm die hohenzollernschen Fürsten von Hechingen und von Sigmaringen 1850 ihre Länder (1142 qkm mit 65000 Bewohnern) gegen ein Jahresgehalt abtraten. Dagegen verzichtete Preußen (1857) auf die ihm aus der oranischen Erbschaft zustehende Landeshoheit in Neuenburg (S. 88), der sich dieses Ländchen schon 1848 entzogen hatte.

Die Friedenszeit kam zunächst den Landbewohnern zu gute, die auch von den Unruhen der Revolution fast ganz unberührt blieben. Noch mehr als schon unter Friedrich Wilhelm III. zeigten sich jetzt die Früchte der Bauernbefreiung, der Gemeinheitsteilung und des Schulzwanges. Der Bauer war fortan mehr befähigt und bestrebt, die Neuerungen im landwirtschaftlichen Betriebe zu benutzen: er rundete seinen Besitz ab und vergrößerte ihn durch Neukultur. Allein in drei Jahren (1849—52) wurden in Preußen über 10000 qkm urbar gemacht. Noch auffälliger hob sich besonders infolge der Benutzung der Dampfkraft die Industrie. Schon die erste Industrieausstellung in Berlin (1844) zeigte, welch hohen Aufschwung das deutsche Gewerbe genommen; auf der Weltausstellung in London (1851) und noch mehr auf der in Paris (1855) mußten Engländer und Franzosen zugestehen, daß sie von den Deutschen in mehreren Industriezweigen bereits übertroffen seien. Elberfeld-Barmen konnte in Geweben mit Manchester, Solingen in Stahlwaren mit Lüttich erfolgreich wetteifern. Krupps Gußstahlwerk in Essen erhob sich zum ersten Stahlwerk und zur größten Geschützfabrik der Erde. Borsig in Berlin, der (1841) die erste Lokomotive auf deutschem Boden erbaute, überflügelte im Maschinenbau die Engländer. Mit dem Gewerbe hob sich auch der Handel, der seinerseits wieder das Gewerbe förderte, während beide durch das stetig sich erweiternde Netz der Eisenbahnen die größte Unterstützung fanden. Der König stand diesen freundlicher gegenüber als sein Vater, gewährte den Eisenbahngesellschaften manche Vergünstigungen und ließ auch einige Strecken auf Staatskosten erbauen; die Eisenbahnbrücke bei Dirschau gehörte lange Zeit zu den großartigsten Brückenbauten der Welt. Gegen Ende der Regierung Friedrich Wilhelms gab es in Preußen gegen 5000 km Eisenbahnen, und das ganze Königreich wurde von mehreren Leitungen des elektrischen Telegraphen durchzogen. Diesem Aufschwunge des Landes entsprechend errichtete der König 1848 das (7.) landwirtschaftliche Ministerium und das (8.) Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten.

Mit noch größerer Vorliebe pflegte der König das geistige Wohl seines Volkes. Um der Volksschule einen streng religiösen Charakter zu wahren, erließ er „die drei preußischen Regulative vom 1., 2. und 3. Oktober 1854 über Einrichtung des evangelischen Seminar-, Präparanden- und Elementarschulunterrichts", durch welche er diesen Anstalten bestimmte, wenn auch niedrig bemessene Ziele steckte. Die Wissenschaft fand damals nirgends bessere Pflege als in Preußen (S. 233). Hier wirkten die Sprachforscher Jakob und Wilhelm Grimm, der Geograph Karl Ritter, die Geschichtschreiber Mommsen, Giesebrecht, Max Duncker, Curtius, von Sybel



Der Dom zu Köln.



Reiterstandbild Friedrichs des Großen in Berlin von Rauch.

und Leopold von Ranke; ferner die Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt, Helmholtz, der Erfinder des Augenspiegels, Ehrenberg, der Erforscher der Infusorien, Dove, der Begründer der Meteorologie, und der berühmte Augenarzt Gräfe. Auch Dichter wie Tieck, Wilhelm von Schlegel und Rückert wußte der König nach Berlin zu ziehen; andere wie Geibel und R. Löwenstein erfreuten sich seiner Freigebigkeit. Von den Künsten schätzte der König besonders die Baukunst. Er verschönerte das Königliche Schloß in Berlin durch Erbauung der Schloßkapelle mit der majestätischen Kuppel, errichtete das Neue Museum, dessen Treppenhaus Kaulbach mit kulturgeschichtlichen Wandgemälden schmückte, und baute das vom Feuer zerstörte Opernhaus wieder auf. In der Stille des Parkes von Sanssouci ließ der König die Friedenskirche erbauen, in der er einst ruhen wollte; die



Alexander von Humboldt.



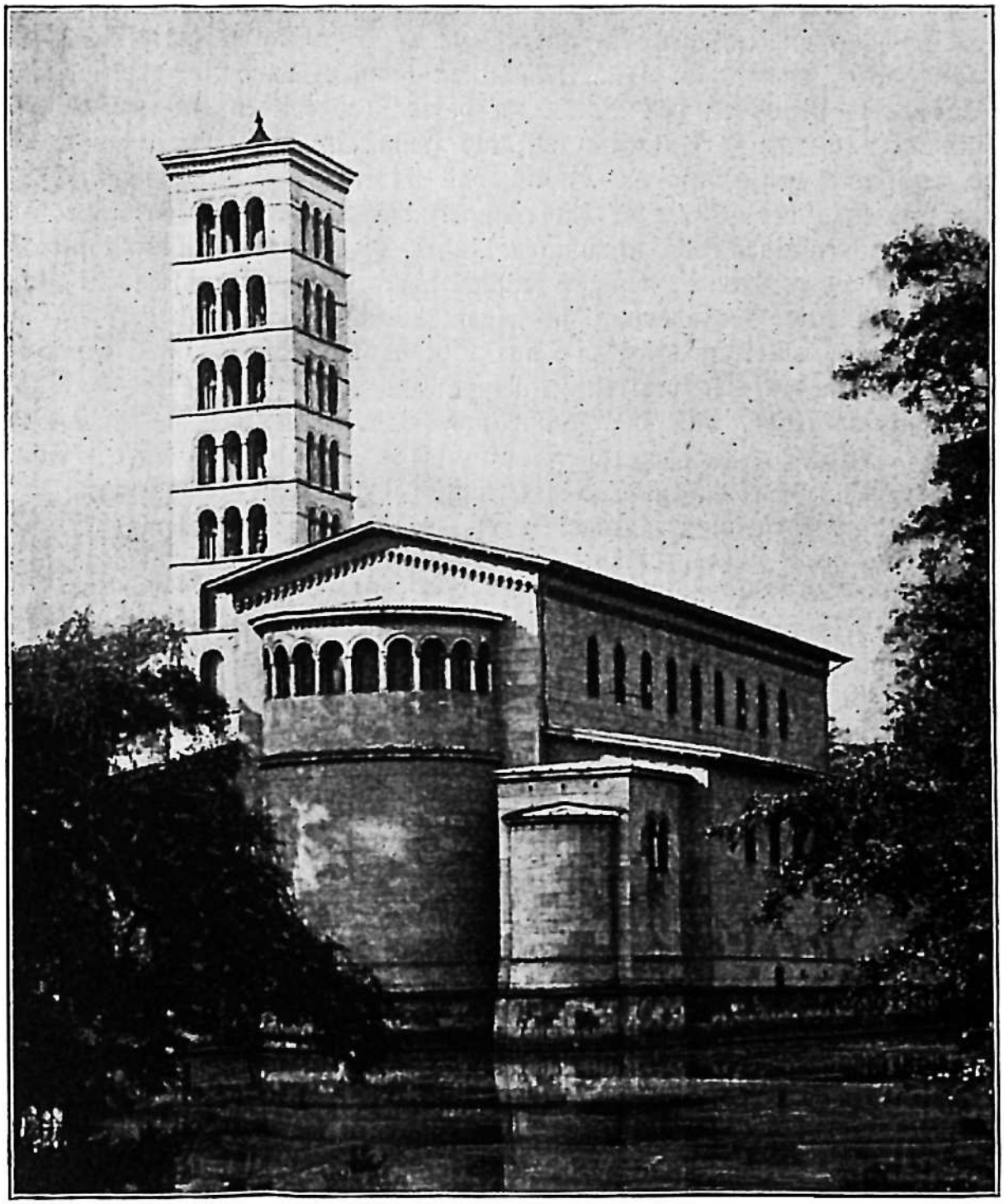
Wilhelm von Humboldt.

Marienburg (S. 15), das Schloß Stolzenfels bei Koblenz, die Burg Hohenzollern (S. 39), das Münster zu Aachen, der Kölner Dom, im ganzen 130 Kirchen wurden durch den König wiederhergestellt und 300 neu gebaut. Der Bildhauer Rauch (S. 233) schuf das herrliche Reiterstandbild Friedrichs des Großen, Drake das Marmorbild Friedrich Wilhelms III. im Tiergarten. Auch der Musik wandte er seine Teilnahme zu; vor allem erfreuten sich Meyerbeer und Mendelssohn-Bartholdy des königlichen Wohlwollens.

Schon als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm die Stammburg seines Geschlechts besucht und für deren Ausbesserung Sorge getragen; als König, und nachdem das Ländchen Hohenzollern an Preußen abgetreten war, hat er sie in alter Herrlichkeit wieder aufbauen lassen. Hoch oben auf dem Adlerthor, dem Haupteingange zur Burg, steht der mächtige preußische Adler mit dem Zollernschild auf der Brust und darunter der von Friedrich Wilhelm IV. geschaffene Wahlspruch des königlichen Hausordens von Hohenzollern: Vom Fels zum Meer. Was der König damit andeuten wollte, sagt der Dichter O. F. Gruppe mit folgenden Worten:

Vom Fels zum Meer! Vom Hohenzollern
Stiegt ihr herab in breites Land,
Ein Strom mit Wogen, immer vollern,
Der niemals sich verläuft im Sand.

Vom Fels zum Meer sei ganz vollendet
Der Hohenzollern große Bahn,
Von ihren Höhen uns gesendet!
Vom Fels zum Meer! Zum Ozean!



Die Friedenskirche bei Potsdam.

Friedrich Wilhelm hat aber nicht nur durch Kirchenbauten sein Interesse für die Kirche bezeugt. Mit Betrübnis bemerkte er das Überhandnehmen des Unglaubens und der Jagd nach irdischem Glück. Um der evangelischen Kirche eine freiere Wirksamkeit zu ermöglichen, stellte er sie (1850) unter eine eigene

Behörde, den „Evangelischen Oberkirchenrat“, und beabsichtigte schon durch Gewährung einer Synodalordnung eine größere Beteiligung der Laien am Kirchenwesen. Noch erfolgreicher war das Bestreben, dem kirchlichen Leben durch die innere Mission aufzuhelfen. Der edle Wichern hatte das Rauhe Haus bei Hamburg, ein Rettungs- und Brüderhaus, Pastor Fliedner das Diakonissenhaus zu Kaiserswerth gegründet; beide Anstalten wurden ein Vorbild für ganz Deutschland. Alle solche Bemühungen, durch werkthätige christliche Liebe den Glauben des Volkes zu befruchten, fanden bei dem frommen Königspaar thatkräftige Unterstützung; als Heimstätte für freiwillige Krankenpflege errichtete der König in Berlin das Krankenhaus Bethanien. — Im Verein mit England stiftete er ein evangelisches Bistum in Jerusalem.

Die Aufregungen der unruhigen Jahre 1848—1852 hatten den lebhaften, aber sehr reizbaren Geist des Königs hart angegriffen; schon seit Jahren bemerkte man eine Veränderung in seinem Wesen, dann trat die Krankheit, ein schweres Gehirnleiden, offen zu Tage. Zunächst übernahm 1857 der Prinz von Preußen die Stellvertretung seines Königlichen Bruders, dann aber, als sich herausstellte, daß der König von einer unheilbaren Geistesstörung befallen sei, 1858 die Regentschaft, also die selbständige Leitung der Staatsgeschäfte. Erst am 2. Januar 1861 wurde der schwer heimgesuchte König von seinem mit Ergebung getragenen Leiden, das die edle Königin auf jede Weise zu mildern suchte, erlöst. Seine irdischen Überreste wurden in der Friedenskirche bei Potsdam bestattet, sein Herz aber in einer Metallkapsel zu den Füßen seiner Eltern beigesetzt. Sein Bruder und Nachfolger König Wilhelm sagte von dem Entschlafenen: „Niemals hat eines Königs Herz treuer für seines Volkes Wohl geschlagen. Dem Könige, der so Großes zu begründen wußte, und dessen unvergeßliches Wort: »Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen«, auch Meine Seele erfüllt, gebührt ein hervorragender Platz in der glorreichen Reihe der Monarchen, welchen Preußen seine Größe verdankt, welche es zum Träger des deutschen Geistes machten.“

Dritter Zeitraum.

Preußen als Vormacht des Deutschen Kaiserreichs.

I. Die Errichtung des Deutschen Reichs durch Kaiser Wilhelm den Großen.

1861—1888.

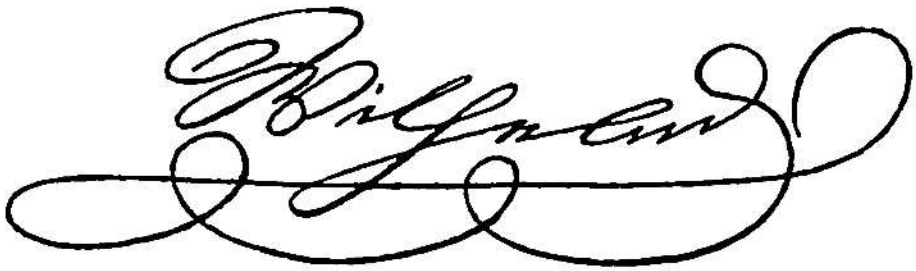
1. Jugend und erste Regierungsjahre Wilhelms I.

Prinz Wilhelm, der zweite Sohn Friedrich Wilhelms III., war am 22. März 1797 geboren. Da er als Kind oft krank war, erfreute er sich in besonderem Maße der sorgsamen Pflege seiner Mutter, der Königin Luise. Als mit dem Tage von Jena die schwere Heimsuchung über das Königliche Haus und das ganze Land hereinbrach, war der Prinz schon alt genug, den Schmerz mitzuempfinden, und unauslöschlich prägte sich ihm das Bild der weinenden Mutter ein, die auf der Flucht in Schwedt zu ihren Söhnen sprach: „Ihr seht mich in Thränen, ich beweine den Untergang der Armee. Handelt, entwickelt eure Kräfte! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch hernieder!“ Schon nach wenigen Jahren mußte er an dem Sterbelager der geliebten Mutter stehen. Der Kronprinz war lebhaft, voll geistreicher Einfälle, Prinz Wilhelm dagegen wie der Vater, mit dem er auch äußerlich die meiste Ähnlichkeit hatte, einfach, bieder und verständig; schon früh zeigte sich seine große militärische Begabung. Wegen seiner nicht festen Gesundheit durfte er 1813 nicht sofort mit ins Feld ziehen; wie freute er sich daher, als sein Vater ihn bald nach der Schlacht bei Leipzig abholte. In dem Gefecht bei Bar sur Aube (S. 218) erwarb er sich durch seine Unerschrockenheit den russischen Georgsorden und das Eiserne Kreuz; auch zog er zweimal mit in Paris ein. Nach dem Kriege widmete er sich ganz der militärischen Laufbahn und wurde durch Pünktlichkeit, praktischen Blick und reiche Kenntnisse das Vorbild des ganzen Heeres.

Da die Ehe des Kronprinzen kinderlos blieb, so wurde Prinz Wilhelm nach des Vaters Tode zum Thronerben ausersehen und erhielt den Namen Prinz von Preußen; er stand seitdem seinem Königlichen Bruder treu zur Seite und ordnete die militärischen Angelegenheiten fast selbständig. In den Revolutionstagen (1848) riet er dem Könige, nicht nachzugeben, und mußte

deswegen vor der Wut des Volkes das Land verlassen; als er hörte, daß man an sein Palais das Wort „Nationaleigentum“ geschrieben habe, sagte er: „Nicht mein Palais, wohl aber mein Herz gehört der Nation.“ Mit der Ablehnung der Kaiserkrone war er durchaus einverstanden. Er schrieb damals:





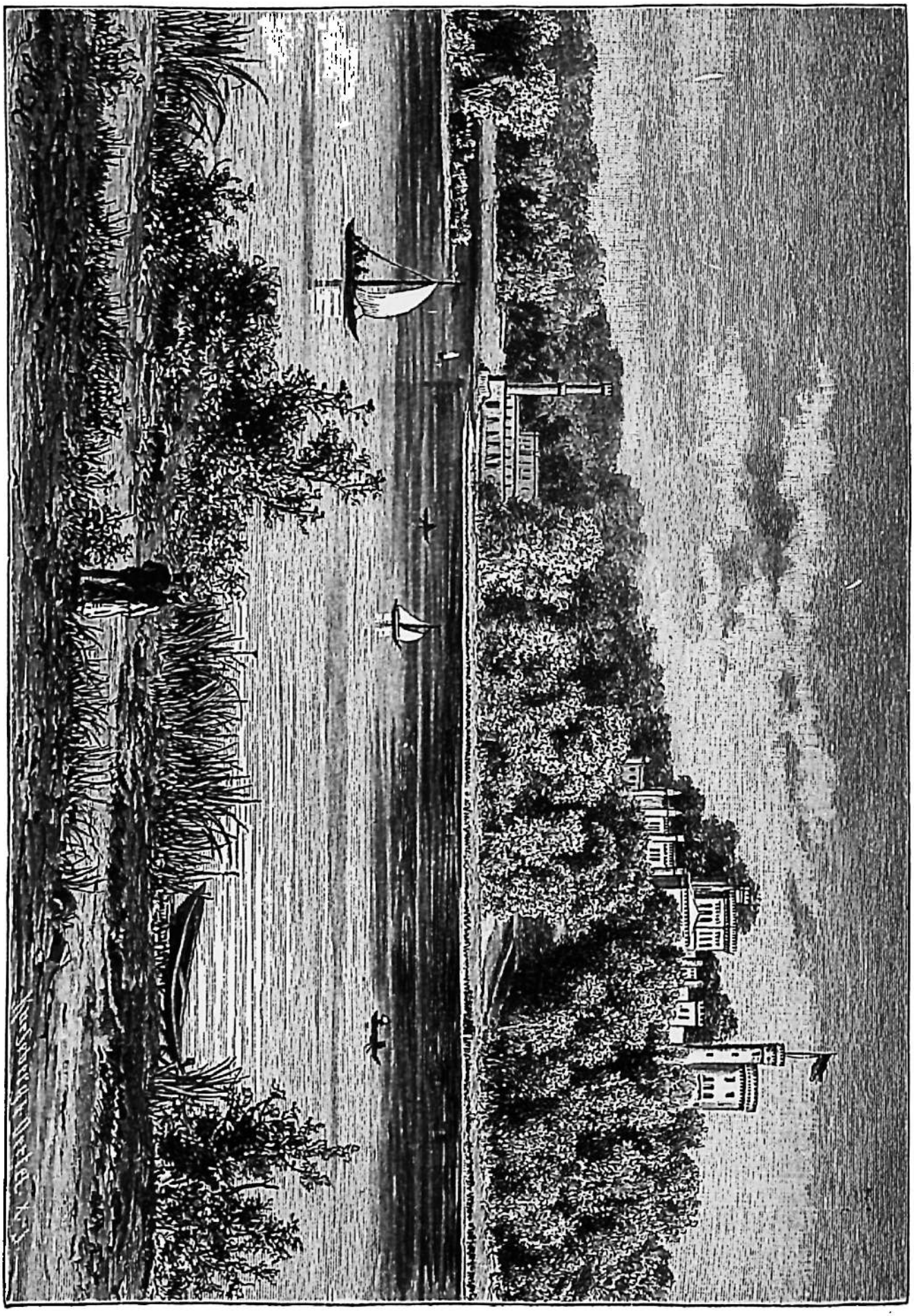
„Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern. Daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze von Deutschland zu kommen, liegt in unserer ganzen Geschichte.“ Im Juni 1849 zum Oberbefehlshaber der Armee in Baden und in der Pfalz ernannt, offenbarte er zum erstenmal sein Feldherrntalent: in weniger als einem Monat trieb er alle Aufständischen auseinander oder über die schweizerische Grenze. — Seit

dem 11. Juni 1829 war der Prinz mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar vermählt, die ihren Gemahl am 18. Oktober 1831 mit einem Sohne, dem Prinzen Friedrich Wilhelm, und 1838 mit einer Tochter, der Prinzessin Luise, beschenkte. Am liebsten weilte der Prinz von Preußen





auf Schloß Babelsberg, das er sich an den lieblichen Havelseen bei Potsdam hatte erbauen lassen; doch wohnte er in den letzten Jahren als Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen meistens in Koblenz, wo seine Gemahlin die berühmten Rheinanlagen schuf.



Schloß Babelsberg.

Als Stellvertreter des Königs (seit 1857) hatte der Prinz die Regierung mit Selbstverleugnung ganz im Sinne seines Bruders geführt; als Prinzregent (seit 1858) aber war er selber verantwortlich und durfte nach eigener Überzeugung handeln. Vor versammeltem Landtage schwur er, die Verfassung des Landes unverbrüchlich zu halten, berief ein liberales Ministerium und legte ihm in klaren, entschiedenen Worten die Grundsätze dar, nach denen er die Regierung zu führen gedenke. Das Wohl der Krone und das des Landes, sagte er, sei unzertrennlich. Die Armee, die Preußens Größe geschaffen, müsse mächtig und angesehen sein; nach außen müsse Preußen seine Unabhängigkeit



Roon.

wahren, in Deutschland nur moralische Eroberungen machen. Die Welt müsse wissen, daß es überall das Recht zu schützen bereit sei. Bald sollte Europa erfahren, daß in Preußen das Staatsruder in fester Hand ruhte.

In dem Kriege, den 1859 Sardinien mit französischer Hilfe gegen Österreich um die Vorherrschaft in Italien und um die Einigung dieses Landes führte und in dem Österreich die Lombardei verlor, sah sich Preußen genötigt, zur Verhütung eines französischen Übergriffs einen Teil seines Heeres kriegsbereit zu machen. Dabei wurden empfindliche Mängel des preußischen Heerwesens bloßgelegt. Obwohl nämlich seit 1814 jeder Preuße wehrpflichtig war, wurden trotz der stetigen Zunahme der Bevölkerung von 11 auf 18 Millionen doch jährlich nur 40000 Rekruten eingezogen; da sie drei Jahre in der Linie

und nur zwei Jahre in der Reserve, dann je sieben Jahre in der Landwehr ersten und zweiten Aufgebots dienten, so mußte man bei einer Mobilmachung, um ein hinreichend großes Heer aufstellen zu können, sofort die Landwehr ersten Aufgebots mit einziehen, wodurch viele Familienväter ihren Familien entzogen wurden, während viele junge, aber nicht dienstpflichtige Leute zu Hause blieben. Sobald daher der Prinzregent am 2. Januar 1861 den Thron

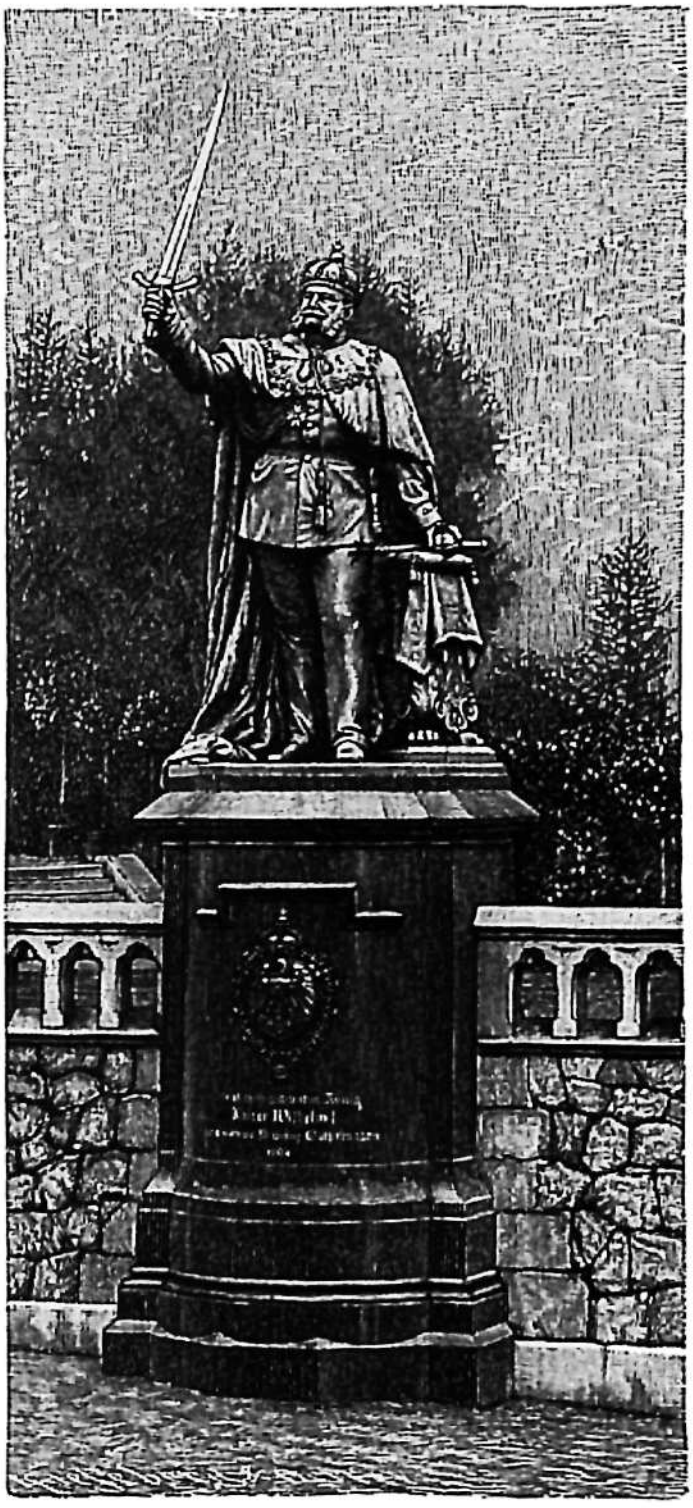


Moltke.

bestiegen hatte, nahm er die Heeresorganisation sofort in Angriff. Nach seinem Wunsche sollte die Zahl der jährlich auszuhebenden Rekruten um die Hälfte erhöht, die Dienstzeit in der Reserve um drei Jahre verlängert, die in der Landwehr um dieselbe Zeit verkürzt werden. Der Grundgedanke dieser Heeresreform ist König Wilhelms „eigenstes Werk", zu ihrer Ausführung berief er 1859 vor allem den General von Roon zum Kriegsminister, der den Entwurf im einzelnen durcharbeiten und vor dem Landtage vertreten sollte. An der Spitze des Generalstabes stand seit 1858 der General von Moltke

Albrecht von Roon, als Sohn eines Rittergutsbesitzers bei Kolberg geboren, war dem Prinzen Wilhelm während des Feldzuges in Baden bekannt geworden und wurde später von ihm beauftragt, einen Plan über die Umgestaltung des Heeres auszuarbeiten. Den glänzendsten Beweis für seine Tüchtigkeit legte Roon 1870 durch die Mobilmachung des Norddeutschen Heeres ab.

Hellmuth von Moltke wurde 1800 als Sohn eines dänischen Offiziers in der mecklenburgischen Stadt Parchim geboren, war zuerst dänischer Offizier, trat dann aber in preußische Dienste. Durch eine vorzügliche Arbeit gewann er das Wohlwollen des Prinzen Wilhelm und ward zum großen Generalstabe kommandiert. Vier Jahre hielt er sich im Morgenlande auf und beteiligte sich an der Neugestaltung des türkischen Heeres. Bald nach seiner Rückkehr wurde er Adjutant des späteren Kaisers Friedrich, den er auf dessen weiten Reisen begleitete. Die Pläne für die Feldzüge des preußischen und deutschen Heeres von 1864, 1866 und 1870 sind Moltkes Werk.



Standbild Wilhelms I. im Krönungsornat vor dem Schlosse zu Königsberg.

Dem Landtage, der die Heeresreform genehmigen und vor allem das für die Einstellung einer größeren Zahl von Rekruten erforderliche Geld bewilligen mußte, wollte der Nutzen der Heeresverbesserung nicht einleuchten; die einen fürchteten eine Überbürdung des Volkes, die andern tadelten die Zurücksetzung der Landwehr, die sich doch 1813 so unsterbliche Verdienste erworben habe. Trotz der klaren und sachlichen Verteidigung Roons bewilligte der Landtag die geforderten Geldmittel nur auf ein Jahr, lehnte aber die übrigen neuen Bestimmungen des Wehrgesetzes ab. Der König war fest entschlossen, die von ihm als notwendig erkannte Heeresreform nicht aufzugeben, und verlieh den neugebildeten Regimentern Fahnen und Standarten. Das Herrenhaus stand auf seiner Seite; das Abgeordnetenhaus aber gewährte die Mittel wieder nur auf ein Jahr. Das Volk war von Aufwieglern bereits so verhetzt, daß der Student Becker, ein geborener Deutsch-Russe, den König während seines Sommeraufenthaltes

in Baden-Baden als einen Feind des Volkes zu ermorden versuchte. Zum Glück wurde der König nur leicht verwundet; er ließ sich dadurch auch nicht erbittern, beschränkte die Volksfreiheit nicht, fand vielmehr Trost in dem Gedanken, daß Gott ihn sichtbarlich beschützt habe, und stellte sich fortan noch entschiedener unter seine Führung. Um sich vor ihm in Demut zu beugen und vor aller Welt zu bekunden, daß er die Krone nur Gott verdanke, ließ er sich am 18. Oktober 1861 zu Königsberg feierlich krönen. Indem er wie einst sein Ahnherr selber die Krone sich aufsetzte, sprach er: „Ich empfange diese Krone von Gottes Hand.“ Dies Wort war nicht nach dem Herzen der Demokraten, die ihre Wühlereien jetzt um so eifriger fortsetzten.



Bismarck.

Bei der Neuwahl zum Abgeordnetenhause erlangte die sogenannte „deutsche Fortschrittspartei“ die Oberhand; wieder wurde die Militärvorlage abgelehnt, aber um so entschiedener bestand der König auf deren Durchführung und berief dazu in Otto von Bismarck den geeigneten Mann (1862).

Otto von Bismarck, am 1. April 1815 auf Schönhausen in der Altmark geboren, entstammt einem alten brandenburgischen Adelsgeschlechte. Er studierte Rechtswissenschaft. Nach bestandenem Examen war er ein Jahr Referendar und arbeitete noch zwei Jahre in der Verwaltung, dann kehrte er auf sein väterliches Gut zurück. In dem Vereinigten Landtage focht er mit seltener Unerschrockenheit,

schneidender Schärfe und unübertrefflicher Schlagfertigkeit den Kampf für Monarchie und Christentum, und ebenso lernte ihn der König in den Revolutionstagen als einen unerschrocknen, königstreuen Mann schätzen. 1851 zum preußischen Gesandten beim Deutschen Bunde ernannt, verteidigte Bismarck acht Jahre lang Preußens Macht und Ehre gegen Österreichs Überhebung; von 1859 bis 1862 war er in gleicher Eigenschaft in Petersburg und darauf noch ein halbes Jahr in Paris. Im September 1862 ward Bismarck zum Ministerpräsidenten berufen; diese einflußreiche Stellung hat er neben der eines Reichskanzlers (seit 1871) bis 1890 bekleidet. Für seine großen Verdienste um Preußen und Deutschland ist er 1865 in den Grafenstand, 1871 in den Fürstenstand und 1890 beim Austritt aus dem Staatsdienst zum Herzog von Lauenburg erhoben worden. Die Dankbarkeit des deutschen Volkes zeigte sich am deutlichsten durch die allgemeine Ehrenfeier seines 70. und seines 80. Geburtstages sowie durch die zahlreichen Huldigungen, welche dem Altreichskanzler in seinem Ruhesitze Friedrichsruh dargebracht wurden. In Friedrichsruh ist er am 30. Juli 1898 gestorben; dort hat er auch nach seinem Wunsche im Schatten des Sachsenwaldes seine letzte Ruhestätte gefunden.

In Preußen war Bismarck als der „bestgehaßte Junker" bekannt, deshalb empfing ihn die Mehrheit des Abgeordnetenhauses mit Mißtrauen. Er trat den Abgeordneten zuerst mit versöhnlichen Worten entgegen und erklärte, er wolle dasselbe wie sie: die ungünstigen Grenzen Preußens und die deutschen Bundesverhältnisse verbessern; „aber," fuhr er fort, „*nicht durch Reden und Mehrheitsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Blut und Eisen.*" Deshalb müßten sie auch die für die Heeresreform erforderlichen Mittel bewilligen. Aber wieder verweigerte das Abgeordnetenhaus diese Mittel, während das Herrenhaus sie genehmigte. Da schloß Bismarck im Auftrage des Königs den Landtag und erklärte, die Regierung werde die notwendigen Ausgaben auch ohne die Genehmigung des Landtages bestreiten, hoffe aber auf nachträgliche Genehmigung. Der König litt schwer unter diesem *Verfassungskonflikt*. „Ich schlafe keine Nacht!" klagte er und war bereit, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken, wenn es zum Wohle des Landes beitragen könne; der Kronprinz aber erklärte, er halte die Heeresreform ebenfalls für unbedingt notwendig. Auch die auswärtigen Verhältnisse trugen noch dazu bei, den Zwist zwischen der Regierung und dem Abgeordnetenhause zu verschärfen. Ende 1862 brach nämlich im russischen Polen ein Aufstand aus; sofort sperrte der König trotz des Widerspruchs der Fortschrittspartei die russisch-deutsche Grenze, verhinderte dadurch das Hinübergreifen des Aufstandes nach Posen und erleichterte Rußland die Unterdrückung desselben, wodurch er sich Kaiser Alexander zu Dank verpflichtete. Von der Unbeliebtheit der preußischen Regierung glaubte der Kaiser von Österreich Nutzen ziehen zu können. Er berief 1863 einen Fürstentag nach Frankfurt a. M. und legte diesem einen Reformplan vor, nach welchem hinfort an Deutschlands Spitze ein Direktorium mit Österreich als Vorsitzenden und Preußen und Bayern als Beisitzern stehen sollte. König Wilhelm erschien trotz wiederholter Einladung nicht, verwarf auch den österreichischen Reformplan und verlangte „eine aus direkter Beteiligung der ganzen Nation hervorgehende Nationalversammlung". Deshalb zerfiel das ganze Vorhaben des Kaisers in sich selber. Bald sollten andere auswärtige Verhältnisse Preußen nicht nur den inneren Frieden wiedergeben, sondern ihm auch Ruhm und Vergrößerung bringen.

2. Der Krieg gegen Dänemark.*)

Im November 1863 starb Friedrich VII., der letzte König aus der männlichen Linie des dänischen Herrscherhauses; ihm folgte nach dem Londoner Protokoll Christian IX., der, durch revolutionäre Drohungen seiner Hauptstadt gedrängt, eine neue Verfassung unterschrieb, nach welcher Schleswig dem dänischen Staate völlig einverleibt werden sollte. Damit überschritt er die ihm durch das Londoner Protokoll gewährte Befugnis und gab selbst den beiden deutschen Großmächten eine Handhabe, gegen ihn vorzugehen; die meisten deutschen Klein- und Mittelstaaten, die das Londoner Protokoll nicht unterschrieben hatten, bestritten ihm überhaupt das Recht der Erbfolge, und der Herzog Friedrich von Augustenburg, ein Sohn des Herzogs Christian, der 1846 gegen den „offenen Brief" Verwahrung eingelegt hatte, machte Erbansprüche auf Schleswig-Holstein geltend. Zwar hatte sein Vater (1852) gegen eine Geldentschädigung für sich und seine Familie auf dieses Erbrecht verzichtet, aber nicht freiwillig, und der Sohn hatte dagegen protestiert. Die Holsteiner jubelten ihm zu, auch in Deutschland verlangte man stürmisch seine Anerkennung. Preußen war entschlossen zu helfen; auch der Kaiser durfte sich schon in Rücksicht auf die öffentliche Meinung Deutschlands dem Kampfe nicht entziehen, außerdem wollte er verhüten, daß Preußen durch denselben Vorteil gewönne, und erklärte sich zum Kriege bereit. Das deutsche Volk forderte, Friedrich von Augustenburg solle als Herzog von Schleswig-Holstein anerkannt werden; Bismarck wollte vor allem ein Eingreifen der europäischen Großmächte verhüten und erklärte, Preußen sei an das Londoner Protokoll gebunden. Was er zu thun gedachte, durfte er nicht sagen; doch erklärte er offen: „Der erste Kanonenschuß zerreißt das Londoner Protokoll." Er setzte es auch durch, daß der Deutsche Bund die Exekution gegen Dänemark nur zu dem Zwecke beschloß, die Einverleibung Schleswigs wieder rückgängig zu machen. Hannoveraner und Sachsen sollten die Vorhut, Preußen und Österreicher den eigentlichen Kern des Heeres bilden.

Die Dänen wichen vor den Hannoveranern und Sachsen hinter die Eider zurück. Nachdem die dänische Regierung noch einmal die Forderung der beiden deutschen Großmächte, die neue Verfassung wieder aufzuheben, abgelehnt hatte, beschlossen diese den Angriff. Das preußische Abgeordnetenhaus lehnte zwar die geforderte Kriegsanleihe ab, aber König Wilhelm ließ sich dadurch nicht irre machen: am 1. Februar überschritten die preußischen Truppen — Brandenburger, Westfalen und Garde — unter dem Prinzen Friedrich Karl und die österreichischen unter dem Feldmarschall-Leutnant v. Gablenz die Eider, den Oberbefehl führte der achtzigjährige Generalfeldmarschall v. Wrangel. Im Hauptquartier befand sich auch Kronprinz Friedrich Wilhelm. Die dänischen Truppen unter dem General de Meza standen hinter dem Danewerk, einer an Stelle des alten Grenzwalles (S. 243) errichteten, etwa zehn Meilen langen Verschanzung, die in Verbindung

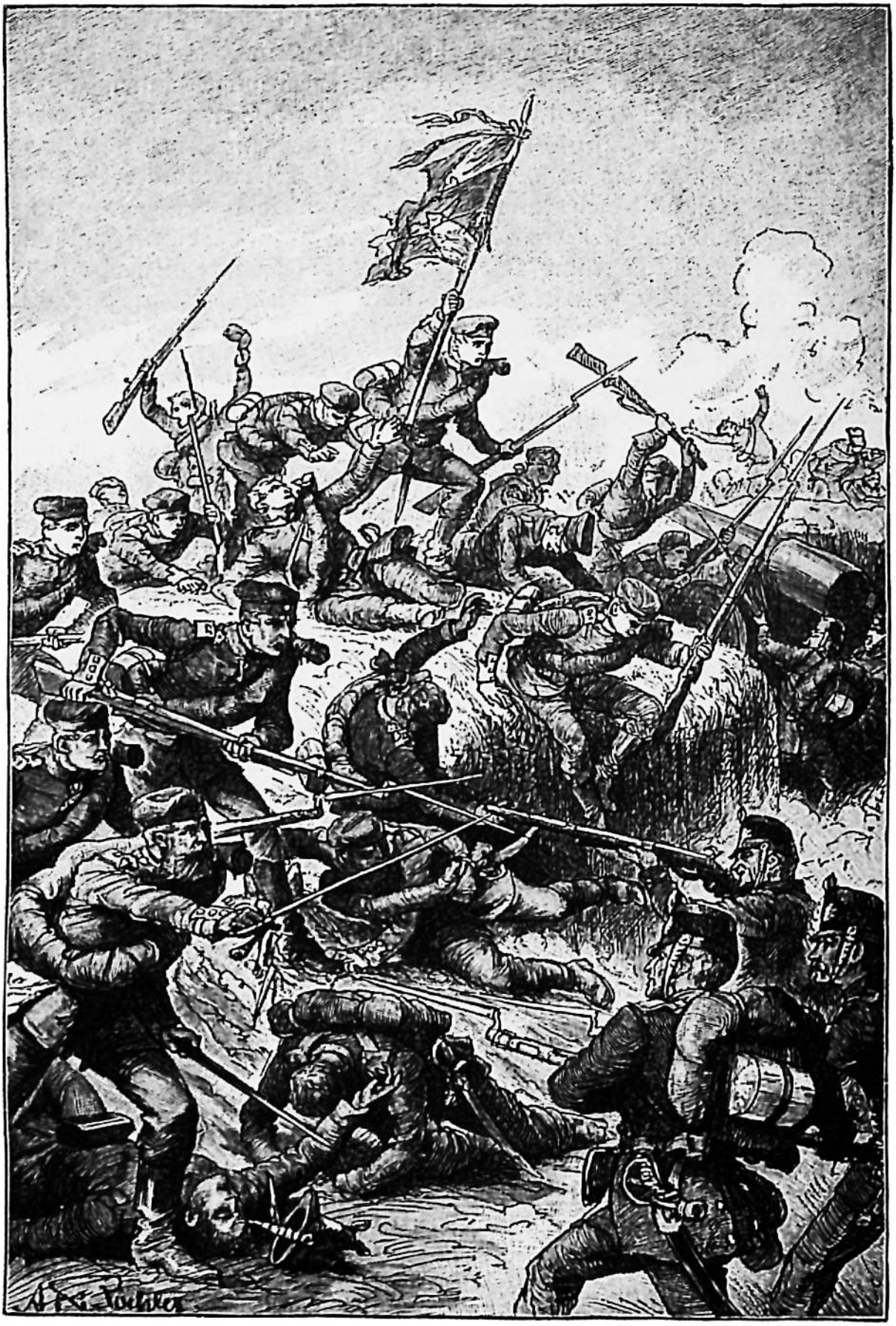
*) Die Kriege von 1864 bis 1871 werden behandelt in der kulturgeschichtlichen Erzählung Oskar Höckers: Im Rock des Königs. 4. Auflage. Mit vielen Abbildungen von A. von Roeßler. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

mit der Schlei und den das südwestliche Schleswig erfüllenden Sümpfen die Halbinsel absperrte. Nach einem erfolglosen Angriff bei Missunde überschritt Prinz Friedrich Karl die Schlei weiter östlich; da räumte der dänische Oberbefehlshaber in der Überzeugung, daß er die weit ausgedehnten Schanzen doch nicht werde halten können, das Danewerk ohne Schwertschlag, um sich über Flensburg auf die Düppeler Schanzen zurückzuziehen. Die Preußen und Österreicher setzten ihm nach, ereilten ihn und lieferten ihm bei Oversee ein siegreiches Gefecht; doch entkamen die Dänen nach Düppel. Auf der Halbinsel Sundewitt westlich von Alsen erhoben sich auf einem natürlichen Höhenrücken zehn durch Natur und Kunst stark befestigte Schanzen; zwei durch starke Brückenköpfe gedeckte Schiffsbrücken führten nach der Insel Alsen hinüber, deren Westseite ebenfalls befestigt war; in den nahen Gewässern kreuzte die dänische Flotte, das Gelände vor den Schanzen war durch Wolfsgruben, Eggen und Fußangeln geschützt. Den Preußen wurde die Aufgabe, die Schanzen zu erobern; nach einer förmlichen Belagerung von fünf Wochen wurde der Sturm beschlossen. Die Mannschaften für die Sturmkolonnen wurden durchs Los bestimmt, doch meldeten sich auch viele Freiwillige. Schon nachts rückten sie in die Laufgräben; früh morgens am 18. April 1864 begann ein stundenlanger Geschützdonner, plötzlich um zehn Uhr verstummte er, und sofort brachen die Stürmenden mit lautem Hurra aus den Laufgräben hervor. Schon nach einer Viertelstunde waren sechs Schanzen erobert. Als vor Schanze 2 die Palliſadenreihe den Stürmenden großen Widerstand leistete, rief der Pionier Klinke: „Nein müßt ihr, Kameraden, ich werde mich opfern!“ Damit wirft er seinen Pulversack nebst einer Sprengpetarde gegen die Pfähle: ein Aufblitzen, ein furchtbarer Krach erfolgt, und der treue Klinke liegt zerrissen am Boden; durch die in der Palliſadenreihe entstandene Lücke aber dringen seine Kameraden ein und erobern die Schanze. Um zwölf Uhr sind alle Schanzen in den Händen der Preußen.



Wrangel.

Dieser Sieg erregte in Berlin großen Jubel; König Wilhelm eilte selber auf das Schlachtfeld, um seinen Kriegern zu danken. Die österreichischen und ein Teil der preußischen Truppen hatten die Festung Fridericia eingeschlossen; nach dem Fall von Düppel räumten die Dänen auch diese und besaßen außer ihren Inseln nur noch Nordjütland. Inzwischen hatten auch die österreichische und die kleine preußische Flotte ehrenvoll gegen die dänische gekämpft. Die Dänen blockierten, ihre Übermacht zur See ausnutzend, unsere



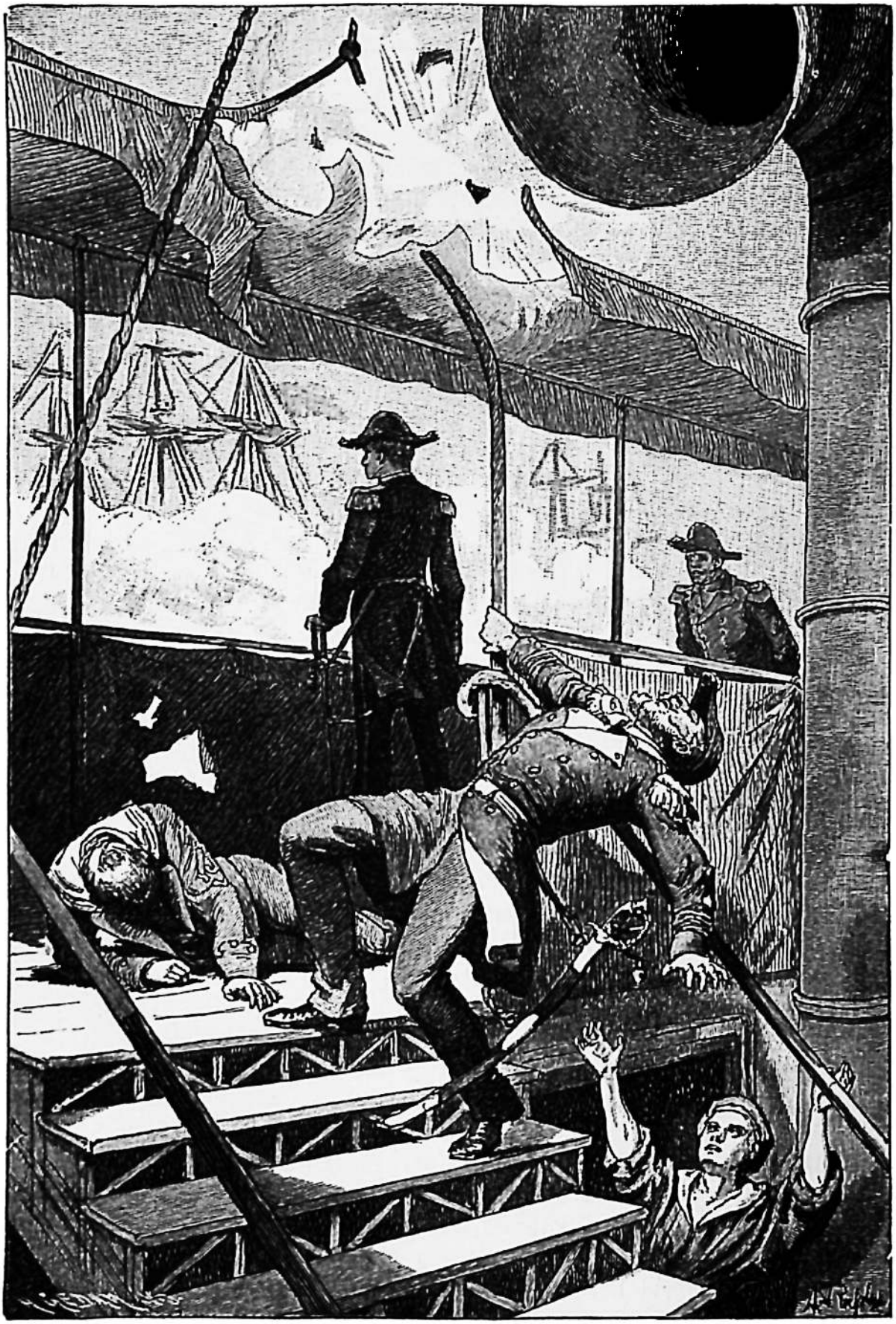
Erstürmung der Düppeler Schanzen.

Ostseehäfen, und wir konnten nicht daran denken, ihnen auf offenem Meer entgegenzutreten. Doch bestand am 17. März Kapitän Jachmann bei Jasmund mit drei Schiffen gegen sechs dänische stundenlang einen ehrenvollen Kampf. Ebenso ruhmvoll focht am 9. Mai der österreichische Kapitän Tegetthof mit seinem Geschwader und einigen preußischen Schiffen bei Helgoland.

Während des Krieges waren lebhafte diplomatische Verhandlungen gepflogen worden, und im Mai trat in London eine Konferenz zur Schlichtung der schleswig-holsteinischen Frage zusammen. Preußen trat dort ganz entschieden für die dauernde Befreiung ein und sagte sich offen von dem Londoner Protokoll los. Dänemark trotzte noch auf seine Seemacht und wollte von Nachgeben nichts wissen; deshalb verlief die Konferenz erfolglos, und der Krieg begann von neuem. Den Oberbefehl über das verbündete Heer führte jetzt Prinz Friedrich Karl. Vor allem kam es darauf an, den Dänen auf seinen Inseln zu fassen. Ein offener Angriff mit der Flotte war unmöglich; deshalb wagten am 29. Juni (ein Uhr morgens) die Preußen unter General Herwarth von Bittenfeld auf 160 Booten bei starkem Nebel und günstigem Winde den Übergang nach Alsen. Schon auf dem Wasser werden sie beschossen; die Preußen antworten mit lautem Hurra, über ihnen sausen und bersten die preußischen und dänischen Granaten. Sobald die kühnen Brandenburger nur Grund fassen können, springen sie ins Wasser, waten ans Ufer und greifen die Dänen in ihren Verschanzungen an; die leeren Boote holen eiligst Verstärkung, und um neun Uhr morgens ist Alsen in den Händen der Preußen. Europa staunte über dieses Wagestück, das deutsche Volk jubelte, die Dänen waren wie vom Schrecken gelähmt: ihre Flotte hatte ihnen nichts genützt. Bald nachher wurde auch die Nordspitze Jütlands besetzt, und sogar ein Teil der dänischen Flotte fiel den Verbündeten in die Hände. Da baten die Dänen um Waffenstillstand, der gewährt wurde. Im Frieden zu Wien (30. Oktober) trat dann Dänemark Schleswig-Holstein nebst Lauenburg und den dazu gehörigen Inseln an den Kaiser von Österreich und den König von Preußen ab, die das Erworbene zunächst unter ihre gemeinsame Verwaltung stellten. Unter dem Jubel des Volkes kehrten die siegreichen Truppen heim. König Wilhelm hatte die Genugthuung, daß die neuen Heereseinrichtungen sich glänzend bewährt hatten.

3. Der deutsche Krieg von 1866.

Jetzt entstand die Frage: „Wem soll Schleswig-Holstein fortan gehören?“ Die Bewohner der beiden Herzogtümer wünschten, unter dem Prinzen von Augustenburg selbständig zu werden, die Mehrzahl des deutschen Volkes, selbst die liberale Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses, auch die deutschen Mittel- und Kleinstaaten forderten die Gewährung dieses Wunsches. Für Österreich hatten die Herzogtümer ihrer Lage wegen geringen Wert; es wollte sie aber nicht oder doch nur gegen eine entsprechende Entschädigung in Schlesien Preußen überlassen; da jedoch sein Angebot vom König Wilhelm entschieden zurückgewiesen wurde, begünstigte es die Ansprüche des Prinzen, der sofort beim Ausbruch des Krieges nach Holstein gekommen war und in Kiel Hof hielt. Preußen war mit der Errichtung des Herzogtums Schleswig-



Seegefecht bei Jasmund.

Holstein ebenfalls einverstanden, nur verlangte es Bürgschaft dafür, daß im Norden nicht ein neuer Mittelstaat entstände, der zu schwach wäre „zu Deutschlands Schutz und Trutz zu Lande und zur See," aber stark genug, im Anschluß etwa an Österreich Preußen empfindlich zu schaden. Seine Forderung lautete deshalb: Rendsburg wird Bundesfestung, die Militärmacht und die Vertretung Schleswig-Holsteins gehen an Preußen über, ebenso werden ihm der Kieler Hafen und der noch zu erbauende Nordostsee-Kanal überlassen, die Herzogtümer treten dem Zollverein bei und stellen ihr Post- und Telegraphenwesen unter preußische Verwaltung. Der Prinz von Augustenburg lehnte im Vertrauen auf Österreich diese Forderungen ab, und der deutsche Bundestag beschloß, der Prinz solle sofort ohne jede Bedingung als Herzog eingesetzt werden, worauf Preußen diesem sein Erbrecht überhaupt bestritt.

Österreich begünstigte fortan den „Herzog" in Kiel ganz offen. König Wilhelm hätte die Angelegenheit gern auf friedlichem Wege geordnet; es schwebte zwischen Preußen und Österreich auch noch der Streit um die Bundesreform, und Bismarck wünschte, zugleich mit der schleswig-holsteinischen Frage die deutsche Frage überhaupt zu lösen. Schon als Gesandter am Deutschen Bunde schrieb er: „Nach der Wiener Politik ist Deutschland zu eng für uns beide; wir pflügen beide denselben streitigen Acker. Ich will nur meine Überzeugung aussprechen, daß wir in nicht zu langer Zeit für unsere Existenz gegen Österreich werden fechten müssen, und daß es nicht in unserer Macht liegt, dem vorzubeugen." Die für diesen Kampf erforderlichen Vorbereitungen waren aber noch nicht beendet; deshalb kam es vorläufig nicht zum Kriege, sondern König Wilhelm schloß mit dem Kaiser von Österreich 1865 den Vertrag zu Gastein, der folgendes festsetzte: Österreich und Preußen behalten, wie bisher, ihre Rechte an der Gesamtheit beider Herzogtümer, aber die Verwaltung derselben soll getrennt, nämlich Holstein von Österreich, Schleswig von Preußen verwaltet werden. Außerdem trat Österreich seinen Anteil an Lauenburg, dessen Landtag sich für den Anschluß an Preußen erklärt hatte, gegen eine Geldentschädigung (von $5^5/_8$ Millionen Mark) an Preußen ab, überließ ihm den Kieler Hafen und gestattete den Bau eines Nordostseekanals. — König Wilhelm belohnte Bismarcks Verdienst um das Zustandekommen dieses Vertrages mit dem Grafentitel.

Aber dieser Vertrag brachte weder den inneren noch den äußeren Frieden. Unter Hinweis auf die hauptsächlich infolge der Heeresreform errungenen Vorteile im Felde bat der König um nachträgliche Genehmigung der dafür verausgabten Gelder und um Bewilligung der noch erforderlichen; aber das Abgeordnetenhaus forderte als Gegenleistung die zweijährige Dienstzeit, und da der König darauf nicht eingehen konnte, lehnte es von neuem alle Forderungen für die Heeresumgestaltung ab. Auch das Verhältnis zu Österreich war nicht besser als früher; „der Friede war nur geflickt und der Riß im Bau verklebt." Während der preußische Statthalter von Manteuffel in Schleswig keine Umtriebe zu Gunsten des Prinzen von Augustenburg duldete, gewährte Österreich ihm und seiner Partei weitgehende Freiheit, und als Bismarck sich darüber beschwerte, erklärte Österreich die Beschwerde für grundlos, und es begann zu rüsten. Preußens Heer war schlagfertig, aber

zur größeren Sicherheit schloß König Wilhelm noch mit Italien, das ebenfalls nach Einigung rang, ein Schutz- und Trutzbündnis. Um die Mehrheit des deutschen Volkes auf Preußens Seite zu ziehen, stellte der König durch seinen Gesandten beim Deutschen Bunde den Antrag, es möge eine aus allgemeiner, unmittelbarer Wahl hervorgehende Versammlung zur Beratung einer Bundesreform einberufen werden. Die übrigen Staaten gingen auf diesen Antrag nicht ein: auch die Mehrheit des deutschen Volkes, selbst die Liberalen, nahmen Stellung gegen Preußen, da sie dessen Antrag nicht als ehrlich gemeint ansahen. Am meisten wandte sich der Haß gegen Bismarck; ein überreizter Student, Cohen, feuerte sogar aus nächster Nähe fünf Kugeln auf ihn ab, ohne ihn indes erheblich zu verletzen. Inzwischen wurde hüben und drüben — auch in den deutschen Mittelstaaten — eifrig gerüstet; Österreich legte die schleswig-holsteinische Sache dem Bunde zur Entscheidung vor und berief die holsteinischen Stände ein. Da erklärte Preußen den Gasteiner Vertrag für gebrochen; Manteuffel rückte in Holstein ein, und Gablenz zog mit den österreichischen Truppen ab. Dadurch wurde der Haß gegen Preußen noch vergrößert. Vergebens legte der preußische Gesandte am 10. Juni dem Bunde die Grundzüge einer neuen Bundesverfassung mit Ausschluß Österreichs vor, wie sie später im Norddeutschen Bunde verwirklicht ist, Österreich stellte dagegen den Antrag auf Bundesexekution gegen Preußen. Am 14. Juni 1866 wurde darüber abgestimmt und mit 9 gegen 6 Stimmen der Krieg gegen Preußen beschlossen. Sofort erklärte der preußische Gesandte, seine Regierung sehe damit den Deutschen Bund für gebrochen an, und verließ den Saal. Preußen schlossen sich nur wenige kleine Staaten (Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig, Weimar, Koburg-Gotha, Altenburg) an, während Bayern, Württemberg, Baden (gezwungen), Sachsen und Hannover auf Österreichs Seite traten.



Vogel von Falckenstein.

Am 15. Juni bot Preußen seinen drei Nachbarstaaten Hannover, Sachsen und Kurhessen noch einmal die Hand zum Frieden; sie sollten ihre Selbständigkeit behalten, wenn sie sich neutral verhalten und den preußischen

Vorschlägen vom 10. Juni zustimmen wollten. Alle drei lehnten ab, und schon am 16. rückten preußische Truppen in jene Staaten ein. Der König von Sachsen führte sein Heer rechtzeitig nach Böhmen, der Kurfürst von Hessen wurde in Kassel gefangen genommen, seine Truppen jedoch entkamen. König Georg V. von Hannover eilte mit den schleunigst zusammengerafften Truppen über Göttingen nach Thüringen, um sich mit den Bayern zu vereinigen; aber bei Langensalza verlegte ihm General v. Flies den Weg. Auf beiden Seiten wurde (27. Juni) mit großer Tapferkeit gestritten, doch mußten die 9000 Preußen sich vor dem doppelt so starken Gegner zurückziehen. In der Nacht aber erhielt das preußische Korps so große Verstärkung, daß den Hannoveranern nichts anderes übrig blieb, als die Waffen zu strecken. Die Truppen wurden nach Ablieferung ihrer Waffen in die Heimat entlassen; König Georg ging mit dem Kronprinzen nach Wien.



Herwarth von Bittenfeld.

Die Österreicher hatten ihre Hauptmacht in Böhmen aufgestellt, im ganzen etwa 240000 Mann, zu denen noch 25000 Sachsen kamen. Den Oberbefehl führte der General-Feldzeugmeister Benedek, Österreichs bester Feldherr. Ein kleines österreichisches Heer unter Erzherzog Albrecht stand in Venetien. König Wilhelm bestimmte nur 48000 Mann unter dem Oberbefehl des Generals Vogel von Falckenstein zum Kampf gegen die mehr als doppelt so starke Armee der Mittelstaaten; die übrigen 255000 Mann sollten den Kampf gegen Österreich aufnehmen und waren in drei Heeren aufgestellt. Die I. Armee (100000 Mann) stand unter Prinz Friedrich Karl in der Lausitz, die II. (116000 Mann) unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Schlesien, die III., die „Elbarmee" (40000 Mann), unter Herwarth v. Bittenfeld an der Nordgrenze Sachsens; alle drei sollten sich bei Gitschin in Böhmen vereinigen. Sachsen ward von der ersten und von der Elbarmee rasch besetzt, und beide drangen dann in Böhmen ein; denn die Österreicher hatten die Gebirgspässe nicht gesperrt, sondern sich an der Iser aufgestellt. Nach kurzen erfolgreichen Gefechten der Elbarmee bei Hühnerwasser sowie der ersten Armee bei Liebenau und Podol vereinigten sich beide Armeen und kämpften dann unter dem Oberbefehle des Prinzen Friedrich Karl siegreich bei Münchengrätz und Gitschin (29. Juni). Sie hatten damit vorläufig ihr Ziel erreicht und konnten nach der großen

Anstrengung und Entbehrung dieser ersten Kriegswoche sich einige Tage erholen. — Die zweite Armee suchte (am 28. Juni) in drei Abteilungen das Gebirge zu überschreiten: der rechte Flügel durch den Paß von Trautenau, das Centrum (die Garde) durch den Paß von Braunau (Eipel), der linke unter General von Steinmetz durch den Paß von Nachod. Die Pässe selber waren unbesetzt, die Österreicher hatten sich vor denselben aufgestellt. Steinmetz warf in einem glänzenden Gefecht bei Nachod die Österreicher zurück, nahm nach blutigem Kampfe Skalitz und drang unter weiteren Kämpfen bis ins Elbthal. Nicht so glücklich focht der rechte Flügel. Er hatte zwar Trautenau



Prinz Friedrich Karl.

genommen, auch den Feind von den die Stadt umragenden Höhen vertrieben; als aber Gablenz mit Verstärkungen zurückkehrte, zogen sich die Preußen sogar bis über die Grenze zurück. Dieser Unfall hätte leicht dem ganzen Heere verderblich werden können; deshalb erhielt die Garde, die ohne Widerstand bis Eipel, eine Meile südlich von Trautenau, gekommen war, den Befehl, Gablenz in die rechte Flanke zu fallen. Es geschah; der Feind wurde bei Soor mit großem Verlust zurückgeschlagen und Trautenau von der Garde wieder besetzt. Jetzt standen alle drei Armeen in Böhmen.

Am 1. Juli traf König Wilhelm, begleitet von Bismarck, Roon und Moltke, bei seiner böhmischen Armee ein, übernahm den Oberbefehl und führte selber seine Truppen schon am dritten Tage in die Entscheidungsschlacht



Der Kronprinz erstürmt die Höhen von Chlum.

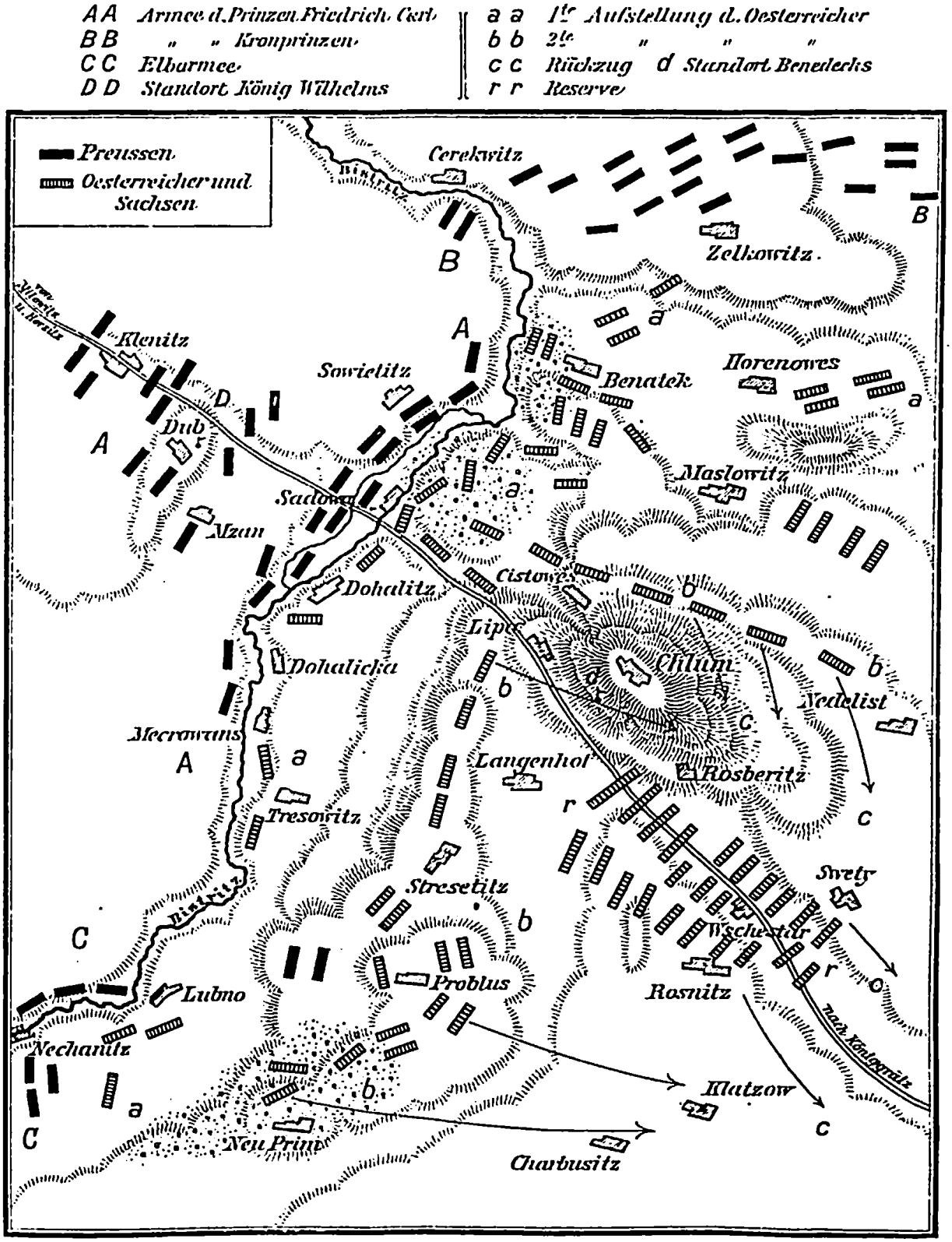
bei Königgrätz. Voller Erwartung schauten die Augen von ganz Europa nach Böhmen, voller Siegeszuversicht blickte das preußische Heer zu seinem greisen Feldherrn empor; niemals hatte ein preußischer Feldherr eine so große, aus allen Volksschichten bestehende und durch Bildung so ausgezeichnete Armee geführt; dazu hatte sich in den bisherigen Schlachten das von dem Schlosser Dreyse in Sömmerda erfundene Zündnadelgewehr der preußischen Truppen der österreichischen Waffe bedeutend überlegen gezeigt. Auch Benedek hatte seine Truppen jetzt auf dem rechten Ufer der oberen Elbe vereinigt; aber ein Sechstel der Gesamtzahl war durch die Kämpfe der letzten Tage bereits aufgerieben, sein Heer an militärischer Durchbildung dem preußischen längst nicht gewachsen. Er verlor daher schon vor der Entscheidungsschlacht den Mut und bat den Kaiser, er möge um jeden Preis Frieden schließen; als dieser darauf nicht einging, beschloß Benedek in der Erwartung, daß er es nur mit dem Prinzen Friedrich Karl zu thun haben werde, die Schlacht zwischen der Elbe und dem ihr gleichlaufenden Bache Bistritz und gestützt auf die beiden Festungen Königgrätz und Josefstadt anzunehmen.

König Wilhelm hatte seinen Truppen für den 3. Juli einen Ruhetag bestimmt; als aber Prinz Friedrich Karl am 2. erfuhr, daß ein großes österreichisches Heer unmittelbar vor seiner Front lag, beschloß er, dasselbe am folgenden Tage anzugreifen, sandte sofort Nachricht an den Kronprinzen, den er um Beistand bat, und schickte General von Voigts-Rhetz noch abends spät zum Könige nach Gitschin, um dessen Genehmigung zu erbitten. Der General ging zunächst zu Moltke, der mit einem „Gott sei Dank!" vom Lager sich erhob und zum Könige eilte. Auch dieser war nach kurzer Besprechung mit Moltke für den Angriff; nur war es bedenklich, ob der Kronprinz, der noch 30 km entfernt stand, rechtzeitig in den Kampf werde eingreifen können. Um 12 Uhr sprengte ein an ihn gesandter Adjutant in die dunkle, regnerische Nacht und die ihm unbekannte Gegend hinaus, schon um 5 Uhr brach die II. Armee auf. Um dieselbe Zeit verließ auch der König sein Hauptquartier, die Truppen der I. und III. Armee waren schon seit drei Stunden auf dem Marsche.

Die Österreicher waren vor ihrer Front durch die Bistritz mit ihren zum Teil sumpfigen Ufern gedeckt und hatten sich auf einem von wellenförmigen Höhen und tiefen Schluchten durchzogenen Gelände, das hin und wieder von kleinen Dörfern und Wäldern bedeckt war, verschanzt; sie waren bis zur Ankunft des Kronprinzen an Zahl dem Gegner fast um das Doppelte überlegen. Um 8 Uhr stieg der König zu Pferde und befahl den Angriff. Er selber leitete die Schlacht von einer dem Orte Sadowa gegenüberliegenden Höhe. Mutig gingen die Preußen gegen die fast uneinnehmbare Stellung vor, überschritten an mehreren Stellen die Bistritz; aber den Feind von den Höhen zu vertreiben, war unmöglich, zumal die gezogenen österreichischen Geschütze die glatten preußischen weit übertrafen. Die Schlacht kam zum Stehen, und nun hatten die Preußen einen schweren Stand, besonders die Division Fransecky (Altmärker und Magdeburger), die den Wald von Benatek viele Stunden lang gegen eine vierfache Übermacht behauptete. Es lag dem Könige alles daran, den Feind so lange festzuhalten, bis der Kronprinz ihn in der Flanke fassen könne; aber auch dies schien kaum möglich. Schon hatten die Truppen sich vielfach verschossen, schon mußte die Reserve aufgeboten werden, und noch immer zeigte sich von der Annäherung der kronprinzlichen Armee keine Spur. Selbst das Hauptquartier ward besorgt; aber Moltke erwiderte auf eine Anfrage des Königs: „Ew. Majestät werden heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug gewinnen." Endlich gegen 11 Uhr durchflog die Reihen der erschöpften Krieger die frohe Kunde: Der Kronprinz kommt! und stärkte sie zu neuem Kampfe.

Die II. Armee hatte größtenteils erst die Elbe überschreiten und einen zwei bis vier Meilen weiten Weg in strömendem Regen zurücklegen müssen. Aber die Mannschaften brannten vor Kampfbegier und marschierten im Gewaltschritt. Da die

beiden österreichischen Korps, welche Benedek zum Schutz gegen den Kronprinzen aufgestellt hatte, von der heldenmütigen Division Fransecky in den Kampf gezogen und



Plan der Schlacht bei Königgrätz.

zum Teil vernichtet waren, so konnte die zweite Armee sofort bis in das Herz des Feindes dringen und den Schlüssel der feindlichen Stellungen, die Höhen von Chlum, erstürmen. Vergebens bemühte sich Benedek, diese wichtige Stellung zurückzuerobern,

bald war sein ganzer rechter Flügel vollständig zertrümmert. Schon überschritten einzelne feindliche Abteilungen die Elbe, deshalb befahl der König allgemeines Vorgehen auch der ersten Armee. Die Schlacht war gewonnen, Benedek kämpfte nur noch für den Rückzug; aber nun zeigte sich, wie gefährlich seine Stellung mit der Elbe im Rücken gewesen war. Hätte der menschenfreundliche König nicht die Verfolgung eingestellt und besonders dem mörderischen Artilleriefeuer auf die zusammengeballten Massen Einhalt gethan, das österreichische Heer wäre vernichtet worden.



Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz.

Der fast siebzigjährige König hatte seit 8 Uhr im Sattel gesessen und sich während des Tages nur einmal aus der Tasche eines Soldaten erquickt. Wiederholt begab er sich trotz Bismarcks eindringlicher Warnung in Gefahr. „Wohin soll ich denn gehen," erwiderte er, „wenn meine braven Truppen im Feuer sind?" Wo er sich den Truppen näherte, um sie anzufeuern oder Verwundete zu trösten, empfing ihn lautes Hurra, Offiziere stürzten herbei, um ihm die Hand zu küssen. Erst um 8 Uhr traf er den Kronprinzen. Welch ein Wiedersehen! Es machte auf alle Anwesenden einen ergreifenden Eindruck, als Vater und Sohn einander umarmten und der Heldengreis dem ruhmgekrönten Sohne den höchsten Kriegsorden Preußens, Pour le mérite, umhängte, den er bis dahin selber getragen hatte. Die Schlacht von Königgrätz („Dem König gerät's"), wie sie der König nannte, oder Sadowa, wie sie das Ausland nennt, ist nach Umfang und Folgen eine der größten Schlachten aller Zeiten.

Dem entsprachen auch die großen Opfer. Der Sieger verlor an Toten und Verwundeten 9000 Mann, der Besiegte aber 44000, unter diesen 20000 Gefangene.

Die Siegesnachricht erregte in Preußen großen Jubel, im Auslande Bestürzung, in Paris besonders Neid. Schon am Tage nach der Schlacht erschien Gablenz beim Könige, um einen Waffenstillstand anzubieten; dann meldete ein Telegramm Napoleons, daß der Kaiser von Österreich ihm Venetien abgetreten habe. Erzherzog Albrecht hatte zwar gegen die Italiener siegreich gefochten; trotzdem hatte der Kaiser sich zu der Abtretung Venetiens an Napoleon entschlossen, um sein gegen Italien kämpfendes Heer zum Schutze Wiens zu verwenden und vielleicht sogar von Napoleon Hilfe zu erlangen. Deshalb galt es für Preußen, rasch zu handeln. Zwar wies König Wilhelm die von Napoleon angebotene Vermittelung nicht zurück, lehnte indes den Waffenstillstand ab und setzte (am 6.) die Verfolgung fort. Der Kronprinz marschierte auf Olmütz, wo Benedek die Trümmer seines Heeres sammelte, die erste Armee und mit ihr der König zog auf Brünn, die Elbarmee auf Wien zu, während die soeben eingetroffene Landwehr Böhmen, auch Prag, besetzt hielt. Benedek wich vor dem Kronprinzen in der Richtung auf Wien zurück, aber Prinz Friedrich Karl verlegte ihm den Weg und drängte ihn nach Ungarn. Schon hatte der linke preußische Flügel einen Teil des österreichischen Heeres bei Preßburg abgeschnitten, um dann die Donau zu überschreiten und Wien im Süden anzugreifen; schon sah das übrige preußische Heer die Hauptstadt vor sich liegen und war jeden Augenblick zum Angriff bereit: da wurde durch Napoleons Vermittelung ein Waffenstillstand auf fünf Tage geschlossen, dem am 26. Juli die vorläufigen Friedensbestimmungen folgten. Österreich verzweifelte an fernerem Widerstande, Napoleon scheute sich, mit seinem unfertigen Heere in den Krieg einzugreifen, und von seinen deutschen Bundesgenossen konnte Österreich keine Hilfe erwarten.



Manteuffel.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze hatte das kleine preußische Heer unter dem Oberbefehl Vogel v. Falckensteins das bayrische Korps und das achte Bundes-Armeekorps (Württemberger, Badenser, Kurhessen, Hessen-Darmstädter, Nassauer und Frankfurter) geschickt auseinandergehalten und — jenes bei Kissingen, dieses bei Aschaffenburg — geschlagen; schon am 16. Juli konnte es Frankfurt besetzen. Dann wurde v. Falckenstein zum Statthalter von Böhmen ernannt, und v. Manteuffel trat an seine Stelle,

der die ihm an Zahl weit überlegenen Gegner, denen die einheitliche Leitung fehlte, trotz ihrer Tapferkeit (23. bis 26. Juli) einzeln schlug (die Badenser bei Hundheim, die Hessen bei Wertheim, die Württemberger bei Tauberbischofsheim) und sie bis Würzburg zurückdrängte. Als nun auch von Osten her über Baireuth ein preußisches Hilfsheer unter dem Großherzog von Mecklenburg den Bayern in den Rücken zu fallen drohte und bereits Nürnberg besetzt hatte, trat (am 1. August) auch hier der Waffenstillstand ein.

Zwar hatte Preußen infolge seiner vorzüglichen Wehrverfassung trotz der Verluste noch ebensoviele Mannschaften unter den Waffen als beim Ausbruch des Krieges; dennoch wünschte der König den Frieden, weil in seinem Heere die Cholera ausgebrochen war. Auch wollte er die Gegner, um sie später desto leichter als Bundesgenossen gewinnen zu können, nicht mehr als durchaus notwendig demütigen und Frankreich nicht zum Kampfe treiben; daher verzichtete er auch gegen den Wunsch des Heeres, aber auf dringendes Anraten Bismarcks auf eine Besetzung Wiens. Als sich aber Napoleon für seine, Preußen sehr lästige Vermittelung eine Entschädigung am Rhein erbat, erwiderte König Wilhelm entschieden: „Keine Scholle deutschen Bodens!“ und als der französische Gesandte Benedetti solche Entschädigung unter Kriegsdrohung zu fordern wagte, erwiderte ihm Bismarck: „Lieber den Krieg!“ Napoleon zog darauf seine Hand zurück, aber „Rache für Sadowa“ war schon damals in Paris beschlossene Sache.

In dem am 23. August geschlossenen **Frieden zu Prag** willigte Österreich in die Auflösung des Deutschen Bundes und in die Bildung eines **norddeutschen Bundes** unter Preußens Führung, verzichtete auf seine Rechte an Schleswig-Holstein zu Gunsten Preußens und zahlte 60 Millionen Mark Kriegskosten, brauchte aber kein deutsches Gebiet abzutreten. **Italien** erhielt trotz seiner Niederlagen Venetien, aber nicht, wie es verlangte, Welsch-Tirol. **Sachsen** blieb durch Österreichs Verwendung in seinem bisherigen Umfange erhalten. Gleiche Milde erfuhren die **süddeutschen Staaten**. Sie brauchten nur geringe Beiträge zu den Kriegskosten zu zahlen; außerdem mußte Hessen-Darmstadt die Landgrafschaft Hessen-Homburg und andere kleine Grenzstriche, ebenso Bayern die Grenzgebiete von Orb und Gersfeld abtreten. Gleichzeitig schlossen Bayern, Württemberg, Baden und Hessen ein zunächst noch geheim gehaltenes **Schutz- und Trutzbündnis** mit Preußen, in welchem sie sich verpflichteten, beim Ausbruch eines Krieges ihre Truppen unter dessen Führung zu stellen. **Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M.** und **Schleswig-Holstein** wurden als drei neue Provinzen mit 5 Millionen fast ganz evangelischen Bewohnern dem preußischen Staate einverleibt; sein Gebiet ist jetzt abgerundet und umfaßt beinahe die ganze norddeutsche Tiefebene sowie die deutsche Ost- und Nordseeküste.

Hannover bildete einen wichtigen Bestandteil des alten Herzogtums Sachsen, das mit dem Sturz Heinrichs des Löwen zerstückelt wurde. Die welfischen Familiengüter wurden 1235 zu einem Herzogtum Braunschweig-Lüneburg erhoben, das sich aber durch vielfache Teilungen schwächte. Herzog Ernst August, der in Kalenberg, Göttingen und Grubenhagen herrschte, erwarb durch Erbschaft das Lüneburgische und bestimmte durch ein Hausgesetz, daß seine Länder, der Kern der jetzigen Provinz Hannover, stets ungeteilt nach dem Recht der Erstgeburt in männlicher Linie ver-

erben sollten. Für die treue Unterstützung des Kaisers im Kampf gegen Türken und Franzosen wurde sein Land 1692 zum Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg erhoben, nach seiner Hauptstadt gewöhnlich Hannover genannt; daneben bestand das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel. Ernst Augusts Gemahlin war eine Großtochter Jakobs I. von England; daher bestieg sein Sohn als Georg I. 1714 den englischen Thron. Seinem Stammlande Hannover gereichte diese Personalunion mit England nicht zum Segen. Es mußte die Wandlungen der englischen Politik mitmachen und die Rache der Feinde Englands erdulden; seine Söhne bluteten im englischen Interesse in allen Erdteilen. Die englischen Könige fühlten sich als Engländer und ließen ihr deutsches „Nebenland" von wenigen bevorzügten Familien verwalten. Doch errichteten sie 1737 in Göttingen eine Universität, vergrößerten das Kurfürstentum 1719 um die bis dahin schwedischen Stifter Bremen und Verden, 1803 um das Bistum Osnabrück, 1814 um Ostfriesland, Meppen, Lingen, Bentheim und Hildesheim und erhoben das so vergrößerte Kurfürstentum zu einem Königreich. Als 1837 der kinderlose König Wilhelm IV. starb, folgte ihm in England die Tochter des nächstälteſten Bruders, Viktoria, in Hannover, wo nur männliche Erbfolge gilt, sein jüngster Bruder Ernst August.

Hessen, früher ein Teil des Herzogtums Franken, kam an den Prinzen Heinrich von Brabant, den Stammvater des hessischen Fürstenhauses. Er erlangte 1292 vom Kaiser die Erhebung Hessens als Landgrafschaft zu einem erblichen Reichsfürstentum und erbaute sich in Kassel eine Residenz. Seine Nachkommen dehnten ihren Besitz über ganz Hessen aus; der tüchtigste von ihnen war Philipp der Großmütige. Er führte die Reformation ein, gründete in Marburg die erste evangelische Universität und war der Urheber und das eifrigste Mitglied des Schmalkaldischen Bundes. Nach seinem Tode wurde das Land geteilt; es bestehen seitdem Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt nebeneinander. Während des Dreißigjährigen Krieges war Hessen Schwedens treuester Bundesgenosse; dafür wurde es von den Kaiserlichen furchtbar verheert. Im Siebenjährigen Kriege stand es auf seiten Preußens. Zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges erlangte Landgraf Friedrich dadurch eine traurige Berühmtheit, daß er den Engländern Tausende seiner Landeskinder gegen hohe Summen zum Kriegführen lieh. 1802 wurde Hessen-Kassel zum Kurfürstentum erhoben und gehörte dann jahrelang zum Königreich Westfalen. Nach den Befreiungskriegen hatte das Land von der Willkürherrschaft seiner Kurfürsten viel zu leiden, so daß es die Einverleibung in Preußen als eine Erlösung ansehen mußte.

Nassau an der unteren Lahn erhielt seinen Namen von einem Schlosse. Durch Erbteilungen der Brüder Walram und Otto spaltete sich das gräfliche Haus in zwei Linien; jenem gehörte Kaiser Adolf an († 1298), diese erwarb durch Heirat große Besitzungen in Luxemburg und in den Niederlanden, in Südfrankreich Oranien. Wilhelm I. von Nassau-Oranien erwarb die Erbstatthalterwürde in den Niederlanden, Wilhelm III. den englischen Thron und Wilhelm IV. den neugeschaffenen Königsthron der Niederlande. Herzog Adolf von Nassau verlor 1866 sein Land an Preußen; er gelangte aber 1890 in Luxemburg zur Regierung, nachdem der Mannesstamm von Nassau-Oranien in den Niederlanden ausgestorben war. Frankfurt, die alte freie deutsche Reichsstadt, in der seit dem Ende des Mittelalters die deutschen Kaiser gewählt und später auch gekrönt wurden, die seit 1815 Sitz des deutschen Bundestages war, wurde mit Hessen und Nassau zu einer Provinz Hessen-Nassau vereinigt.

Auch auf die innere Entwickelung Preußens übten die Erfolge der letzten Wochen vorteilhaften Einfluß aus. Der König und seine großen Ratgeber wurden bei ihrer Rückkehr in Berlin mit begeistertem Jubel empfangen; in immer weitere Kreise drang die Erkenntnis, daß die militärischen Erfolge doch vor allem der vom Könige eingeführten neuen Wehrverfassung und der vorzüglichen Heeresleitung Moltkes, die diplomatischen aber dem Scharfblick und dem eisernen Willen Bismarcks zu danken seien, und bald wurde dieser jüngst noch so verhaßte Mann der Liebling des Volkes. Als dann die Vertreter der siegreichen Armee unter dem Donner der Geschütze und dem Ge-

läute der Glocken durch das Brandenburger Thor einzogen, da kam in dem nicht enden wollenden Jubel „die wahre Stimme des Volkes zum Ausdruck“, der auch die Volksvertreter Rechenschaft tragen mußten. Schon bei den Neuwahlen zum Landtage hatten die Freunde der Regierung die Mehrheit erlangt; als nun der König in hochherziger Weise den Landtag um Indemnität, d. i. um nachträgliche Genehmigung der in den letzten Jahren gemachten Staatsausgaben, bat, da nahm das Abgeordnetenhaus die dargebotene Friedenshand gern an. Ja, es fügte den Namen der verdienten Heerführer, welche durch eine Dotation belohnt werden sollten, aus eigenem Antriebe den Namen des Grafen Bismarck hinzu. Um so freudiger konnte der König jetzt die Aufgabe in Angriff nehmen, die norddeutschen Staaten in einem Bunde zu vereinigen. Diese hatten schon durch besondere Verträge dem Könige von Preußen die Militärhoheit abgetreten, im Februar 1867 wurde nun der aus allgemeinen, direkten Wahlen des Volkes hervorgegangene Reichstag durch eine Thronrede des Königs Wilhelm eröffnet, die dem Wunsche Ausdruck gab: „Möge durch unser gemeinsames Werk der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter der Erfüllung entgegengeführt werden!“ Graf Bismarck drängte immer wieder zur Eile. „Meine Herren,“ rief er den Abgeordneten zu, „arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland sozusagen in den Sattel! Reiten wird es schon können!“ Diesem Wunsche entsprechend wurde denn auch in wenigen Wochen die Verfassung des Norddeutschen Bundes fertig gestellt. Alle 21 Staaten nördlich des Mains, auch Sachsen und der nördlich vom Main gelegene Teil des Großherzogtums Hessen, fast dreißig Millionen Deutsche, waren jetzt unter Preußens Führung vereinigt. Erbliches Oberhaupt des Bundes war der König von Preußen. Er führte den Oberbefehl über die gesamte Wehrkraft des Bundes und konnte in dessen Namen Krieg erklären und Frieden schließen. Die Vertreter der Regierungen bildeten den Bundesrat, der die Gesetze vorzubereiten und zu genehmigen hatte; das Volk hatte Anteil an der Gesetzgebung durch den aus allgemeinen, direkten Wahlen hervorgegangenen Reichstag. Graf Bismarck wurde Bundeskanzler. Die Vertretung nach außen, das Münz- und Zollwesen, Post und Telegraphie, Heimats-, Handels- und Strafrecht war allen Bundesstaaten gemeinsam; die allgemeine Wehrpflicht wurde auf das ganze Bundesgebiet ausgedehnt.

Die meisten europäischen Völker mißgönnten Deutschland diese Erstarkung, am meisten die Franzosen, die es ihrem Kaiser nicht verzeihen konnten, daß er Preußen auf seiner Siegesbahn nicht rechtzeitig gehemmt oder doch wenigstens auch für Frankreich einen Ländergewinn erworben hatte. Ihr Ärger wuchs noch, als um diese Zeit die von König Wilhelm mit den süddeutschen Staaten abgeschlossenen Verträge zu Schutz und Trutz bekannt wurden. Napoleon hatte 1863 ein Heer nach Mexiko gesandt, um dort ein von Frankreich abhängiges Reich zu gründen, und 1864 den Erzherzog Maximilian von Österreich zum Kaiser von Mexiko wählen lassen. Als er aber seine Truppen aus Mexiko zurückzog, wurde Maximilian von den Republikanern besiegt, gefangen genommen und erschossen. Dieser Ausgang verschlimmerte Napoleons Lage noch mehr, und unruhig sah er sich nach einem

Mittel um, sie zu bessern. Ein solches schien ihm Luxemburg zu bieten. Dies Land war 1815 dem Könige von Holland als Entschädigung für den Verlust seiner nassauischen Besitzungen überlassen worden und durch Personalunion mit Holland vereinigt. Als sich nun 1830 infolge der französischen Revolution Belgien von Holland trennte, vereinigte man den wallonischen Teil Luxemburgs mit Belgien, während der deutsche bei Holland verblieb, aber seine eigene Verwaltung hatte und zum Deutschen Bunde sowie zum Zollverein gehörte. Die Stadt Luxemburg war eine deutsche Bundesfestung, in ihr lag eine preußische Besatzung, die auch nach der Auflösung des Bundes nicht abgezogen war. Auf Napoleons Drängen war der König von Holland bereit, das seit alten Zeiten deutsche Land an Frankreich abzutreten, und dieses verlangte die Räumung der angeblich Frankreich bedrohenden Festung. Schon schien der Krieg unvermeidlich zu sein; da gab Preußen, das noch der Ruhe bedurfte, seine Einwilligung dazu, daß die Luxemburger Frage einer europäischen Konferenz vorgelegt werde. Nach deren Entscheidung wurde die Festung Luxemburg von den Preußen geräumt, dann geschleift, das Land verblieb dem holländischen Herrscherhause, wurde für neutral erklärt und unter den Schutz der europäischen Großmächte gestellt (1867), doch blieb es im deutschen Zollverein. Die dadurch gewonnene Friedenszeit benutzte der Norddeutsche Bund, seine einzelnen Glieder enger miteinander zu verbinden. Auch die Verbindung mit Süddeutschland wurde dadurch noch enger geknüpft, daß der Zollverein, dem der Norddeutsche Bund als einheitliches Gebiet beitrat, auf festerer Grundlage mit den süddeutschen Staaten wieder geschlossen wurde, und im Frühjahr 1868 trat in Berlin das erste deutsche Zollparlament zusammen, das auch süddeutsche Abgeordnete umfaßte und somit der Vorbote einer noch innigeren Vereinigung des deutschen Volkes wurde. E. v. Geibel, der schon ungeduldig gefragt hatte:

Wann doch, wann erscheint der Meister,
Der, o Deutschland, dich erbaut?

begrüßte 1867 König Wilhelm in Lübeck mit den Worten:

Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht!

Dieser Wunsch sollte schneller in Erfüllung gehen, als wir zu hoffen wagten: von jetzt an ist die preußische Geschichte zugleich deutsche Geschichte.

4. Der deutsch-französische Krieg von 1870 und 1871.*)

Ursache und Ausbruch desselben.

Die Luxemburger Angelegenheit hatte Napoleon nur eine neue Niederlage gebracht; mit allem Eifer rüstete er jetzt zum Kriege. Nach preußischem

*) Den Lesern, die sich über die Geschichte des preußisch-deutschen Heeres von seinen Anfängen bis auf die neuste Zeit näher unterrichten wollen, sei folgendes

Vorbilde wurde eine Reserve und eine der Landwehr entsprechende Mobilgarde eingerichtet und das ganze Heer mit Chassepotgewehren und den neu erfundenen Mitrailleusen ausgestattet. So glaubten die Franzosen dem deutschen Heere weit überlegen zu sein, und die Presse hetzte zum Kriege. Napoleon schätzte die Macht des Norddeutschen Bundes richtiger und suchte einen Krieg noch zu vermeiden, um so mehr, als er selber körperlich gebrochen war. Deshalb versuchte er, durch innere Reformen das Volk zu befriedigen: er berief ein liberales Ministerium und führte eine parlamentarische Regierung ein; doch das Volk drängte so sehr auf eine Demütigung Preußens und stellte sich zu der eigenen Regierung so feindselig, daß Napoleon nichts weiter übrig blieb als der Versuch, den Frieden im Innern durch einen glücklichen Krieg wiederherzustellen. Er verabredete mit dem Kaiser von Österreich und dem König von Italien ein Kriegsbündnis; nach den ersten Siegen über Preußen sollten die Franzosen in Süddeutschland einfallen und dann gemeinsam mit ihren Bundesgenossen gegen Norden vorbrechen. Die preußische Staatsverwaltung hatte diese Entwickelung in Frankreich mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt und alles aufs sorgfältigste für den erwarteten Krieg vorbereitet, den sie nicht wünschte, aber auch nicht fürchtete. Das Jahre 1870 schien friedlich verlaufen zu wollen. König Wilhelm ging deshalb wie sonst zu seiner Erholung nach Ems, Bismarck weilte auf seinem Landgute Varzin, wo er indes alle politischen Vorgänge mit scharfem Auge verfolgte. Da erscholl plötzlich die Kriegstrompete!

Die Spanier hatten 1868 ihre Königin Isabella vertrieben und unter den Marschällen Serrano und Prim eine Regentschaft eingerichtet; doch diese sowie die Mehrheit des spanischen Volkes wünschte die Wiederherstellung des Königtums. Schon hatten mehrere Prinzen die einst weltbeherrschende Krone Spaniens ausgeschlagen; auch dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen war sie angeboten worden, weil er katholisch, ein Glied des berühmten Hohenzollernhauses und mit dem französischen sowie mit anderen Herrscherhäusern verwandt war. (Sein jüngerer Bruder Karl hatte 1866 hauptsächlich durch Napoleons Einfluß die Krone von Rumänien erlangt.) Dreimal lehnte der Prinz unter Zustimmung des Königs Wilhelm ab, zum viertenmal nahm er sie (Juni 1870) ohne dessen Vorwissen an. Sowie dies bekannt wurde, loderte der Zorn der Franzosen heftig auf; Gramont, der französische Minister des Äußeren, erklärte in der Kammer, Frankreich könne die Besetzung des Thrones Karls V. durch einen „preußischen" Prinzen nicht dulden. Durch den französischen Botschafter in Berlin, Benedetti, stellte er an König Wilhelm in Ems das Ansinnen, er möge dem Prinzen die Annahme der Krone verbieten. Der König erklärte, dazu sei er nicht berechtigt. Als dann der Vater des Prinzen für seinen abwesenden Sohn auf

---

Werk angelegentlich empfohlen: Jederzeit kampfbereit! Geschichtliche und militärische Bilder von der Entwickelung der deutschen Wehrkraft. Der deutschen Jugend, dem deutschen Volke und dem deutschen Heere gewidmet und unter Mitwirkung militärischer Fachmänner geschildert von Oskar Höcker und Arnold Ludwig. Mit vielen Abbildungen und Schlachtplänen, sowie mit einem Anhang von Armeemärschen. 2. Auflage. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

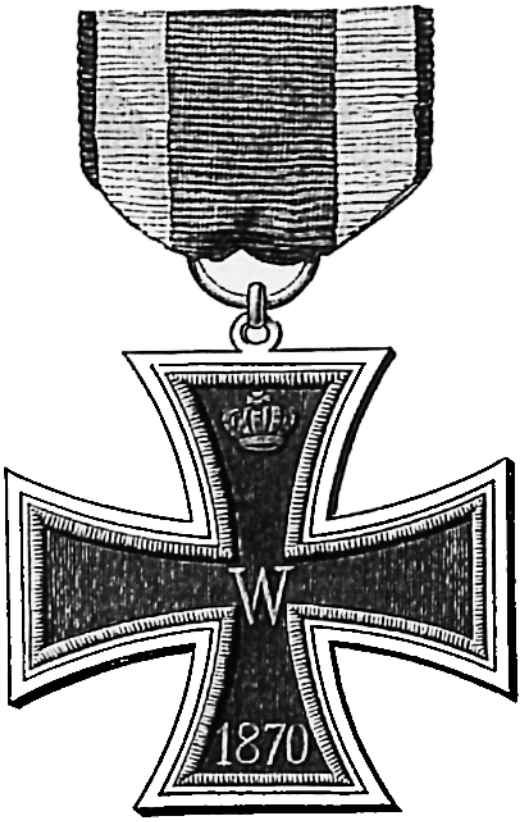
die Krone verzichtete, verlangte Benedetti „auf zuletzt sehr zudringliche Art", König Wilhelm solle an Napoleon ein Entschuldigungsschreiben richten und darin versprechen, daß er dem Prinzen niemals die Erlaubnis zur Annahme der spanischen Krone erteilen werde. Der König lehnte diese Zumutung höflich, aber entschieden ab; als dann Benedetti noch einmal um Gehör bat, ließ der König ihm sagen, er habe in dieser Sache ihm nichts weiter mitzuteilen, doch verabschiedete er sich vor seiner Abreise nach Berlin von dem Botschafter noch einmal auf dem Bahnhofe und fügte hinzu, etwaige weitere Verhandlungen müßten mit dem Auswärtigen Amt in Berlin geführt werden. (14. Juli.)

Bismarck sowie auch Roon und Moltke kehrten jetzt nach Berlin zurück, und Bismarck ließ bekannt machen, wie der König die unberechtigten Forderungen Frankreichs in würdevoller Weise zurückgewiesen habe. Da brach in Paris der Sturm los; Frankreich, so hieß es, sei vor aller Welt beleidigt worden, obwohl Benedetti selber erklärte, daß von Beleidigung keine Rede sein könne. Die französischen Abgeordneten, die Zeitungen, die in den Straßen tobende Menge, alle schrieen nach Krieg. Aber jetzt zögerte die Regierung, den Krieg anzunehmen, den sie selber heraufbeschworen hatte. Während des ganzen 14. Juli beriet das Ministerium unter Vorsitz des Kaisers; erst in der Nacht ward die Einberufung der Reserven und damit der Krieg endgültig beschlossen. Die französische Volksvertretung genehmigte am folgenden Tage die erforderlichen Mittel, ein Widerspruch der Linken unter Thiers' Führung wurde niedergeschrieen; der Kriegsminister erklärte, die Armee sei erzbereit (archiprête), und wenn der Krieg ein ganzes Jahr dauere, brauche man noch nicht mal einen Gamaschenknopf zu kaufen. „Nach Berlin!" war die allgemeine Losung.

Die Nachricht von dem Auftreten des französischen Botschafters in Ems hatte das deutsche Volk zu hellem Zorn entflammt. Als König Wilhelm (am 15. Juli) nach Berlin zurückkehrte, empfingen ihn auf allen Bahnhöfen — auch in den neuen Provinzen, in Kassel und Göttingen — dichtgedrängte Volksmassen mit begeisterndem Zuruf. Um keine Minute zu verlieren, fuhren ihm der Kronprinz, Bismarck, Moltke und Roon bis Brandenburg entgegen; von einem Kriege wollte der König noch nichts wissen, weil er die große Verantwortung dafür nicht glaubte übernehmen zu können und weil er die Unzuverlässigkeit Süddeutschlands fürchtete. Als er aber auf dem Potsdamer Bahnhof in Berlin eine Depesche über die Vorgänge in Paris erhielt, war er rasch entschlossen, und der Kronprinz rief laut: „Krieg! Mobil!" Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dies Wort unter der dichtgedrängten Volksmasse, welche die Plätze und Straßen vom Bahnhof bis zum Schloß füllte. „Das ist ganz wie 1813!" rief der König freudig überrascht, als er unter dem ununterbrochenen Hurra des Volkes zum Schloß fuhr; heute hörte er auch zum erstenmal die „Wacht am Rhein", die bald zu einem deutschen Volksliede wurde. Vor dem Schlosse wollten die Kundgebungen kein Ende nehmen, bis der König zuletzt um Ruhe bitten ließ, weil er noch viel zu arbeiten habe, und schon nach wenigen Minuten war sein Wunsch erfüllt. Noch in derselben Nacht wurde die Mobilmachung beschlossen; sofort trug der Telegraph

die erforderlichen Befehle nach allen Teilen Deutschlands, und alsbald strömten überall Reservisten und Landwehrleute zu ihren Fahnen. Die Kriegspflichtigen aus dem Auslande kamen unaufgefordert; kein Stand, kein Alter wollte zurückbleiben. Auch der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein und der 1866 entthronte Herzog von Nassau boten dem Könige ihre Dienste an. Die vielen Freiwilligen, welche sich stellten, konnten längst nicht alle angenommen werden; bei mehreren Regimentern wurde nachgefragt, ob nicht ein Familienvater aus älteren Jahrgängen seinen Platz einem Freiwilligen abtreten wolle, aber niemand meldete sich.

Am 19. Juli, dem Sterbetage der Königin Luise, suchte und fand König Wilhelm Stärkung in stillem Gebet am Grabe seiner Eltern; an demselben Tage erneuerte er den Orden des Eisernen Kreuzes, den der Vater einst am Geburtstage der Mutter gestiftet. Nach dem Gottesdienste eröffnete er dann den schleunigst berufenen Reichstag des Norddeutschen Bundes, wobei er die Worte sprach:



Das Eiserne Kreuz von 1870.
(Originalgröße.)

„Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Wir werden nach dem Beispiel unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war.“ In demselben Augenblicke traf die französische Kriegserklärung ein. Der Reichstag bewilligte ohne Beratung die geforderte Kriegsanleihe und erklärte in einer Adresse an den König: „Kein Opfer ist dem deutschen Volke zu schwer; aber es wird endlich auf der behaupteten Wahlstatt den von allen Völkern geachteten Boden friedlicher und freier Einigung finden.“

Ähnliche Begeisterung wie im Norden herrschte auch in Süddeutschland. König Ludwig von Bayern stellte seine Truppen sofort unter den Oberbefehl des Königs Wilhelm, und die bayrische Kammer bewilligte die erforderlichen Geldmittel. Diesem schönen Beispiel folgten Württemberg, Baden und Hessen. Bald sollte den Franzosen auch die Hoffnung auf die österreichische und italienische Hilfe genommen werden.

Napoleon, der schon lange vor dem Kriege gerüstet hatte, rechnete darauf, den Deutschen einen Vorsprung von mindestens vierzehn Tagen abzugewinnen; aber er überzeugte sich bald mit Schrecken, daß sein Heer noch nicht fertig war. Oft fehlten die notwendigsten Sachen; viele Regimenter standen fern von ihren Zeugniederlagen oder der Gegend, woher ihre Reserven kommen mußten; andere wußten nicht, wohin sie sollten; für Verpflegung war schlecht gesorgt. Schon war der Kampf eröffnet, aber die französische

Mobilmachung noch nicht beendet. Wie ganz anders ging das in Deutschland! Als Moltke bei seiner Ankunft in Berlin die erste Nachricht von dem drohenden Kriegswetter erfuhr, bezeichnete der große Schweiger sofort mit dem Worte: „Also doch! Nun dann Sektion Frankreich!“ das Fach, in welchem der schon seit Jahren bis ins einzelne ausgearbeitete Kriegsplan ruhte. Aber nicht nur dieser Plan war fertig, sondern auch alle Ausrüstungsgegenstände lagen bereit; jeder Mann wußte, wohin er gehörte, nahm seine Sachen und war kriegsfertig. Jedem Transportzuge war Fahrzeit und Weg genau vorgeschrieben, nirgends entstand eine Stockung; Zug auf Zug rollte nach dem Rheine zu, aus allen Wagen, deren viele von den Soldaten selber mit der Aufschrift „Eilgut nach Paris“ versehen waren, erschollen fröhliche Lieder. Von welchem Geiste unsere Truppen beseelt waren, zeigt auch das Abschiedswort eines bayrischen Reiters: „Liebe Mutter, ehe der Franzose zu euch ins Land kommt, bin ich tot, und mein Rittmeister ist tot, und alle meine Kameraden sind tot.“ Wahrlich „ganz wie 1813!“

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist eins!

Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland? —
Wir fragen's heut nicht mehr.
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurra, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du stolze Zeit!

So jubelte Freiligrath, und mit ihm sang, wie in den Befreiungskriegen, wem Gesang gegeben. Schon Ende Juli standen 300000 deutsche Truppen am Rhein; auf dem Marsche war noch eine Reserve von 200000 Mann; außerdem befanden sich in der Heimat noch 400000 Mann Besatzungs- und Ersatztruppen, so daß Deutschland sofort fast eine Million Krieger ins Feld führen konnte. Moltke hatte sich bei der Ausarbeitung des Feldzugsplanes von dem Gedanken leiten lassen: Ziel ist die Eroberung von Paris; auf dem Wege dorthin müssen unsere Truppen zusammengehalten werden, damit wir den Feind, so oft er sich treffen läßt, möglichst mit überlegener Zahl angreifen können. Den rechten Flügel der deutschen Heeresmacht bildete die erste Armee unter dem General von Steinmetz an der Saar und Mosel; das Centrum bildete die zweite Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl in der Rheinpfalz. Den linken Flügel, die dritte Armee, vorwiegend Süddeutsche, führte Kronprinz Friedrich Wilhelm; er stand ebenfalls in der Rheinpfalz, an der Nordgrenze des Elsaß. Diesen deutschen Heeren standen zwei französische Armeen gegenüber: die Rheinarmee unter dem Marschall Bazaine stand 150000 Mann stark in Lothringen der ersten und zweiten deutschen Armee gegenüber; die Südarmee (100000 Mann) unter dem Marschall Mac Mahon hielt gegen den Kronprinzen das Elsaß besetzt. Beide Armeen stützten sich auf einen starken Festungsgürtel und waren außerdem durch die Ausläufer der Vogesen bis zu den Vorbergen der Ardennen gedeckt. Ein Reserveheer von 50000 Mann unter Canrobert stand bei Châlons a. d. Marne; außerdem sollte eine französische Flotte die deutschen Küsten

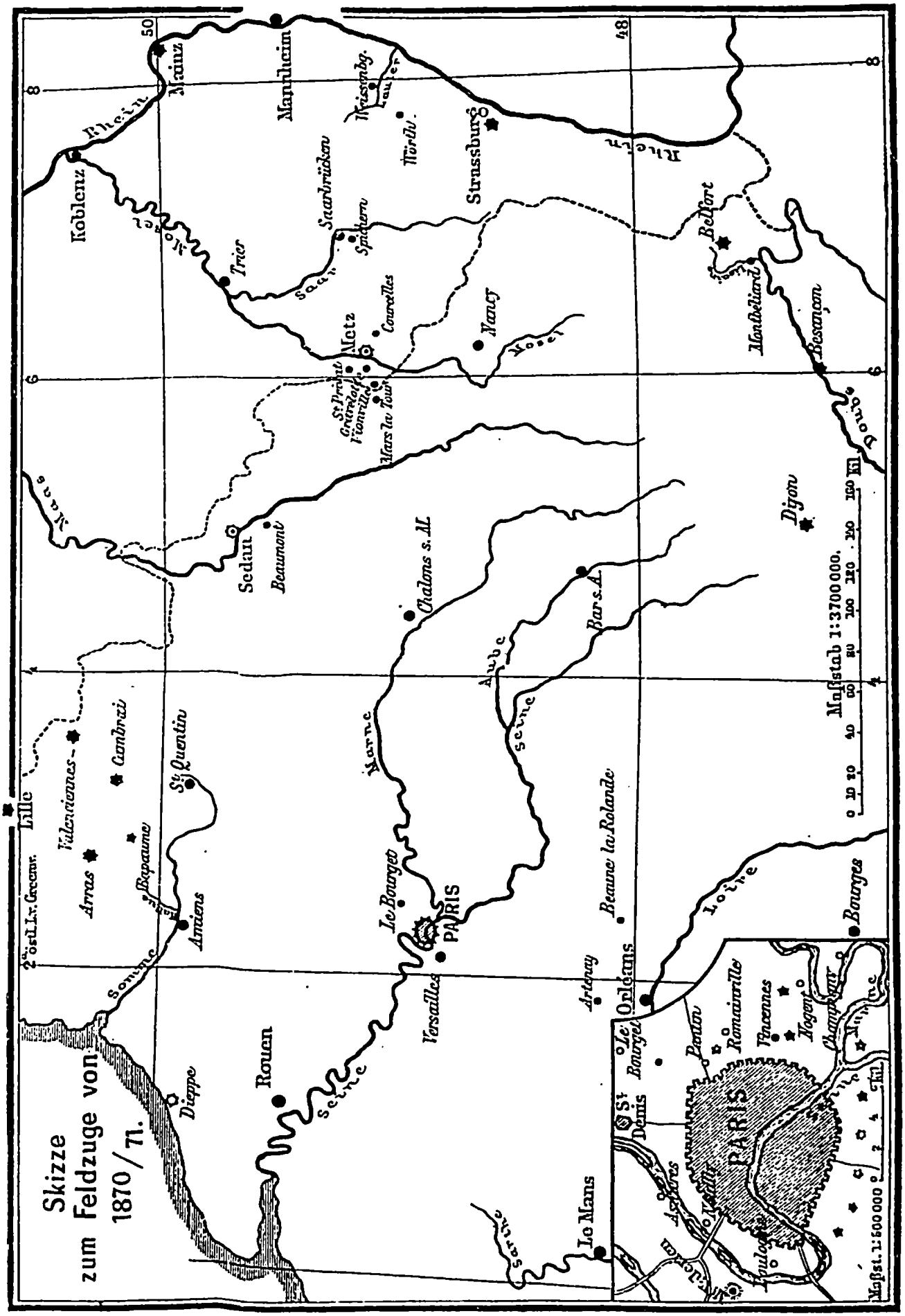
angreifen. Am 31. Juli begab sich König Wilhelm, von Bismarck, Moltke und Roon begleitet, zur Armee und übernahm selber den Oberbefehl über die gesamte deutsche Streitmacht; auch Napoleon erschien bei der Rheinarmee, um sie selber zu führen.

Die Feindseligkeiten begannen damit, daß die Franzosen mit Übermacht die schwache Besatzung von Saarbrücken angriffen. Mit Geschicklichkeit wußte diese den Feind über ihre Stärke zu täuschen; als aber ein ganzes französisches Korps zum Angriff schritt, um Napoleons Begierde nach einem ersten Erfolge zu befriedigen, zog sie sich zurück (2. August). Napoleon selber erschien während des Gefechtes, begleitet von seinem vierzehnjährigen Sohne Louis, der hier die Feuertaufe erhielt und nach des Vaters Bericht solche Kaltblütigkeit bewies, daß die Soldaten vor Freuden Thränen vergossen. Das war die erste Siegesfreude des Kaisers, aber auch die letzte; schon nach vier Tagen verließen die Franzosen den deutschen Boden wieder und haben ihn seitdem nur noch als Gefangene betreten.



Steinmetz.

Am 4. August überschritt der Kronprinz mit der dritten Armee die Lauter und griff die Vorhut Mac Mahons, etwa 6000 Mann unter dem Befehl des Generals Abel Douai, bei Weißenburg an. Trotz der geringen Zahl der Feinde kostete der erbitterte Kampf um die mit Mauern umgebene Stadt und den dahinter liegenden Geißberg auf deutscher Seite blutige Opfer. Aber bald gaben die Franzosen nach großen Verlusten — auch ihr Führer war gefallen — den Kampf auf. Dieser erste deutsche Sieg erregte daheim und beim deutschen Heere die größte Freude; die Waffenbrüderschaft zwischen Nord- und Süddeutschen war mit Blut besiegelt worden. Dieser Sieg hatte auch die Hoffnung der Franzosen auf die Zuaven und Turkos aus Algier zerstört, mit denen sie den Deutschen gedroht hatten. Diese Halbwilden lauerten am liebsten wie die Katzen im sicheren Versteck, oder sie lagen wie tot auf dem Boden, um den ahnungslosen Gegner hinterrücks zu erschießen; selbst an den Verwundeten übten sie teuflische Tücke aus. Aber unsere Soldaten lernten sie bald kennen und wurden leicht mit ihnen fertig; ein Bayer brachte einen der seltenen Burschen lebendig zu seinem Hauptmann mit den Worten: „Da haben's aanen, doch verzeihn's, der schönste ist es nicht!“


Skizze
zum Feldzuge von
1870/71.
Mainz
Mannheim
Koblenz
Trier
Saarbrücken
Spichern
Wörth
Strassburg
Belfort
Montbéliard
Besançon
Metz
Courcelles
Nancy
Mars la Tour
Sedan
Beaumont
Chalons s. M.
Bar s. A.
Dijon
Lille
Valenciennes
Cambrai
Arras
Bapaume
St. Quentin
Amiens
Le Bourget
PARIS
Versailles
Beaune la Rolande
Artenay
Orléans
Bourges
Rouen
Dieppe
Le Mans
Rhein
Mosel
Saar
Mans
Marne
Aube
Seine
Somme
Loire
Doubs
Maßstab 1:3700000.
Maßst. 1:500000
St. Denis
Le Bourget
Pantin
Romainville
Vincennes
Nogent
Champigny
Asnières
Neuilly
Boulogne
Kil.

Jetzt eilte Mac Mahon mit etwa 50000 Mann selber herbei, um dem Kronprinzen die Pässe des Wasgenwaldes zu versperren. Er nahm seine Stellung auf den Höhen westlich von Wörth, vor seiner ganzen Front zog sich eine von der Sauer durchflossene Wiesenniederung hin. Der Kronprinz hatte den Angriff erst für den 7. August in Aussicht genommen; aber seine Vortruppen gingen schon am 6. so ungestüm vor, daß der Kampf ohne große Verluste auf deutscher Seite nicht mehr abgebrochen werden konnte. Die französische Stellung war noch fester als die der Österreicher bei Königgrätz; die Ränder der Höhen fallen steil ab, die mit Mauern umgebenen Gärten, Gehöfte, Hopfen- und Weinanpflanzungen gewährten vortreffliche Deckung. Der Sturm gegen diese Höhen war anfänglich erfolglos; als aber im Norden die Bayern, im Süden die Württemberger, Badenser, Hessen, Nassauer und Thüringer den Feind schon fast überflügelt hatten, gab Mac Mahon den Kampf auf. Sein Heer eilte in größter Unordnung davon, nur mit Mühe gelang es ihm, es wieder zu sammeln; aber 18000 fehlten. Zwar hatte auch das deutsche Heer über 10000 Mann verloren; dafür war aber auch ein großer Sieg errungen und die Armee Mac Mahons kampfunfähig gemacht. Die Franzosen hatten seit 1815 die erste offene Feldschlacht verloren!

Zugleich mit der Siegesbotschaft von Wörth traf noch eine zweite vom selben Tage ein. Die Vorhut der ersten Armee stieß auf ihrem Vormarsch auf das französische Korps Frossard, das auf den Spicherer Höhen bei Saarbrücken eine nach Ansicht der Franzosen uneinnehmbare Stellung inne hatte; besonders schien der bastionsartig vorspringende, steile und kahle Rote Berg unangreifbar zu sein; durch reihenweis übereinanderliegende Schützengräben und Verschanzungen waren die Höhen wie in eine Festung umgewandelt. Dennoch gingen unsere Truppen ohne Zögern zum Angriff vor. Das Gewehr als Stütze benutzend, auf Händen und Füßen kriechend, kletterten sie, meistens ungedeckt, die steilen Höhen empor, nisteten sich dort ein und wichen nicht, so sehr sie auch mit Kugeln überschüttet wurden; doch vermochten sie auch nicht weiter vorzudringen, bis endlich frische Regimenter, die zum Teil soeben den Eisenbahnwagen verlassen hatten, ihnen zu Hilfe eilten. Als es dann sogar gelang, Kanonen auf den Berg zu schaffen, zog sich Frossard zurück.

Die am 4. und 6. August erfochtenen drei Siege hatten den Mut und das Selbstvertrauen des deutschen Heeres gewaltig gehoben und die Franzosen ernüchtert. Schon damals schrieb ein englischer Berichterstatter, ein Zeuge der Schlacht bei Wörth: „Die Franzosen sind verloren! Das sind keine Bataillone, das sind Mauern, die mit unwiderstehlicher Macht vorwärts dringen. Jeder Mann ist ein Held!“ Der Einfall in Süddeutschland sowie die Verbindung mit Österreich und Italien war vorläufig vereitelt. Schon in diesen Tagen kamen die ersten Gefangenen nach Deutschland, aber auch viele Verwundete, und viele tausend Hände regten sich, um Freund und Feind die liebevollste Pflege angedeihen zu lassen. Königin Augusta stellte sich an die Spitze des Vereins zur Pflege kranker und verwundeter Krieger, leitete dessen Sitzungen und besuchte täglich die Lagerstätten der verwundeten Soldaten in Berlin.



Der Kronprinz führt die Bayern zum Siege bei Weißenburg.

Die Schlachten um Metz am 14., 16. und 18. August.

Die Nachricht von den erlittenen Niederlagen hatte in Paris die größte Aufregung hervorgerufen. Alle Bürger zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Jahre wurden sofort der Mobilgarde eingereiht, alle Deutschen aber aus Frankreich ausgewiesen. Sehnlichst wünschte Napoleon eine Schlacht bei Metz, um durch einen Sieg seine Lage zu bessern; aber seine Generale widerrieten, deshalb legte er, krank und müde, den Oberbefehl in Bazaines Hände. Die französischen Heerführer beschlossen nun, den Osten bis auf Metz und Straßburg aufzugeben, ihre sämtlichen Truppen bei Châlons zu vereinigen und unter den Mauern von Paris die Entscheidungsschlacht zu liefern. Deshalb gab Bazaine Befehl zum Abmarsch, um über Verdun Châlons zu erreichen. Es war bereits zu spät, denn bevor er an die Mosel kam, wurde er am 14. von der ersten Armee bei Colombey (Courcelles) so heftig angegriffen, daß ein Teil seines Heeres kehrt machen mußte und er einen vollen Tag verlor. Am 15. nahm er seinen Abmarsch wieder auf, aber vorsichtig und langsam. Napoleon mochte nichts Gutes ahnen, denn er verließ am folgenden Morgen nebst seinem Sohne diese Armee.

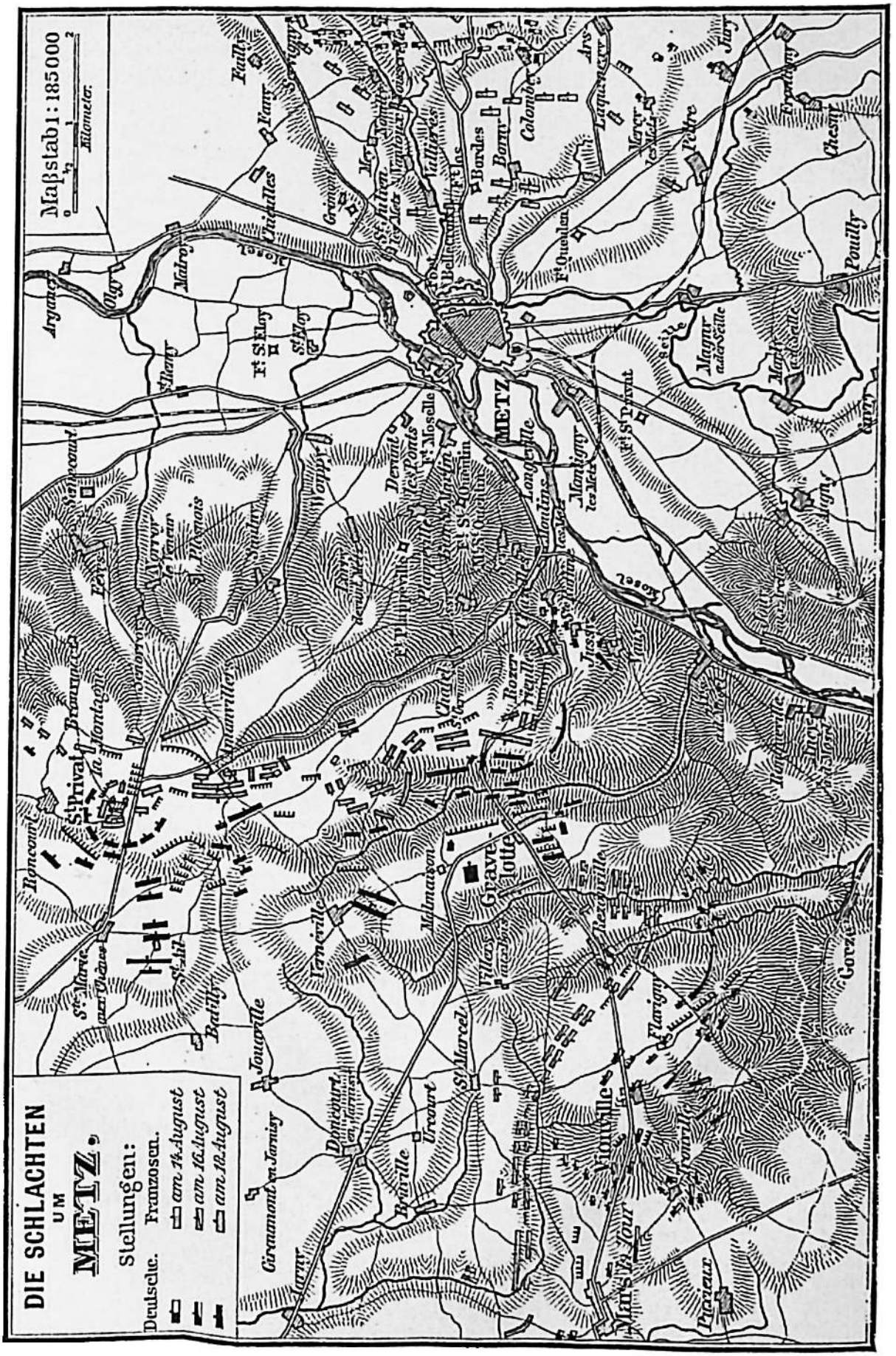
Inzwischen hatte die zweite deutsche Armee in Gewaltmärschen südlich von Metz die Mosel überschritten, um den Franzosen den Weg nach Châlons zu verlegen; schon am Abend des 15. standen die am weitesten vorgeschobenen Truppen westlich von Mars la Tour. Als nun Bazaine am 16. seinen Rückzug fortsetzte, wurde er in seiner linken Flanke von dem brandenburgischen (3.) Armeekorps (von Alvensleben) mit solcher Heftigkeit angegriffen, daß er die gesamte zweite Armee vor sich zu haben wähnte und sein ganzes Heer zum Angriff führte.

Das Schlachtfeld bildet eine wellenförmige Hochebene, die etwa in der Mitte von der Landstraße Metz—Verdun durchschnitten wird. Das deutsche Korps stand in einer nahezu eine Meile langen Linie gegen eine unendliche Übermacht; leicht hätte Bazaine es vernichten können, wenn er entschieden vorgegangen wäre. Aber er richtete sein Augenmerk nur darauf, seine Verbindung mit Metz zu sichern, vielleicht auch darauf, dem deutschen Heere die Verbindung mit der Mosel abzuschneiden; daher hatte unser rechter Flügel einen schweren Stand. Aber die Brandenburger waren nicht zu überwältigen; drei Stunden lang stritten sie gegen eine drei-, ja vierfache Übermacht, bis sie Verstärkung erhielten. Die Entscheidung mußte auf dem linken Flügel bei Bionville und Mars la Tour herbeigeführt werden, den ein französisches Korps unter Aufbietung großer Infanterie- und Kavalleriemassen zu umklammern suchte.

Um eine feindliche Batterie nördlich von Bionville zum Schweigen zu bringen, sandte von Alvensleben Halberstädter Kürassiere und altmärkische Ulanen ab. Wie ein Orkan brausen die tapferen Reiter daher, überreiten das erste Treffen der Infanterie, überwältigen eine Batterie, durchbrechen auch die zweite Linie. Da wirft sich die feindliche Kavallerie mit vierfacher Übermacht über sie; die Tapferen müssen zurück und sich zum zweitenmal eine blutige Gasse bahnen.

„Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben."

Mit Übermacht drängen die Franzosen vor und drohen, den linken Flügel bei Mars la Tour zu umgehen und Bionville zurückzuerobern. Voigts-Rhetz eilt mit


DIE SCHLACHTEN
UM
METZ.
Stellungen:
Deutsche. Franzosen.
am 14. August
am 16. August
am 18. August
Maßstab 1:185000
Kilometer.
METZ
Gravelotte
St. Privat
Mars la Tour
Vionville
St. Marcel
Jouaville
Batilly
Roncourt
Amanvillers
Malmaison
Rozerieulles
Longeville
Montigny
Magny
Pouilly
Chesny
Jussy
Flavigny
Gorze
Moselle

fünf Regimentern Hannoveraner zur Hilfe, und doch scheint der Kampf hoffnungslos zu sein. Schon sammelt der Feind gewaltige Kavalleriemassen, um die halb zertrümmerten Regimenter vollständig zu zermalmen. Da stürmen ihnen mit lautem Hurra 6000 deutsche Reiter entgegen; ein kurzer, heftiger Kampf, dann stürzen die geschlagenen Franzosen davon, ihre eigenen Regimenter mit sich fortreißend: die größte Reiterschlacht dieses Krieges war geschlagen.

Bis zum Abend wogte der Kampf hin und her; da bot Prinz Friedrich Karl, der in jähem Galopp von Pont à Mousson herbeigeeilt war und seit drei Stunden den Kampf persönlich leitete, den letzten Hauch von Mann und Roß auf, um den entscheidenden Schlag zu thun: aber die Truppen vermochten nichts mehr, die Nacht machte endlich dem Kampfe ein Ende. Beide Heere lagerten, einander ganz nahe, mit dem Gewehr im Arm, auf dem Schlachtfelde; erst das Zurückgehen der Franzosen am Morgen gab den Deutschen die Gewißheit des Sieges. 35000 Tote und Verwundete hatte das zwölfstündige Ringen gekostet, fast die Hälfte kam auf die Deutschen; aber die deutsche Heeresleitung hatte ihr Ziel erreicht: Bazaine war abermals um einen Tag aufgehalten und zog sich bis hinter Gravelotte zurück.

Bazaine nahm auch am 18. den Abmarsch nicht wieder auf, obwohl ihm der Weg nach dem Norden noch offen stand. Er hatte seine Stellung westlich von den Metzer Forts St. Quentin und Plappeville auf der stufenartig ansteigenden Hochebene gewählt, deren westlicher Abhang durch übereinanderliegende Schützenreihen und deren Rücken durch Batterien in gedeckter Stellung befestigt war, die das kahle Vorland, über welches die Deutschen anrücken mußten, vollständig bestreichen konnten. Seine Stellung reichte im Süden fast an die Mosel und zog sich über Amanvillers bis über St. Privat hinaus; er hielt sie für unangreifbar und wollte deshalb den Kampf nur verteidigungsweise führen. Die deutsche Heeresleitung hatte am 17. sämtliche Korps der ersten und zweiten Armee bis auf eins, das zur Beobachtung von Metz zurückgelassen war, auf das linke Moselufer gezogen, im ganzen etwa 200000 Krieger, denen 180000 Franzosen in einer fast unangreifbaren Stellung gegenüberstanden. König Wilhelm übernahm selber die Leitung der Schlacht bei Gravelotte, der größten des ganzen Krieges, die auch noch dadurch bemerkenswert ist, daß beide Heere mit umgekehrten Fronten schlugen.

Die Schlacht von Gravelotte spielt sich in drei großen, nebeneinander hergehenden Kämpfen ab. Im Centrum und auf dem rechten Flügel mußten die Deutschen sich damit begnügen, ihre Stellung zu behaupten; denn Bazaine hatte auch heute wieder seinen linken Flügel am besten bedacht. Die Entscheidung mußte im Norden erfolgen. Weil das deutsche Hauptquartier nicht wußte, ob Bazaine seinen Abmarsch nach Norden bereits angetreten habe, so mußte der linke Flügel, preußische Garde und Sachsen, weit nach Norden ausgreifen, um ihn noch zu fassen oder, falls er nicht aufgebrochen war, in seiner rechten Flanke zu umgehen. Bevor dies geschehen war, mußte die Garde, um das Centrum zu entlasten, einen Angriff auf St. Privat wagen. Das festungsähnliche Dorf mit seinen vielen Gartenmauern und steinernen Häusern war ebenso wie die umliegenden Höhen vom Feinde stark besetzt; in allen Gräben, hinter allen Mauern, Zäunen und Hecken lagen die feindlichen Schwärme; vor dem Feuer dieser Tausende weittragender Gewehre, deren Schützen unsichtbar waren, lag ein völlig ungedeckter Abhang. Unter ungeheuern Verlusten — die Gardeschützen z. B. verloren sämtliche Offiziere — drang die Garde bis in die Nähe der feindlichen Stellung vor und behauptete sich dort stundenlang im feindlichen Kugelregen, bis ihr die Sachsen von Norden her zu Hilfe eilten und sie gemeinsam das inzwischen von der deutschen Artillerie zerschossene St. Privat erstürmten. Um dieselbe Zeit waren auf dem rechten Flügel die Pommern eingetroffen. Sie waren seit zwei Uhr morgens auf dem Marsche; aber beim Anblick des Feindes war



Preußische Garden und Sachsen bei St. Privat.

alle Müdigkeit vergessen, mit lautem Hurra drangen sie durch die tiefe Manceschlucht vor und setzten sich jenseits nahe vor der feindlichen Stellung fest, um am folgenden Morgen die blutige Arbeit von neuem zu beginnen.

Der 73jährige Heldenkönig hatte fünfzehn Stunden im Sattel gesessen. Gegen neun Uhr ließ er sich neben einer zerschossenen Gartenmauer hinter Gravelotte auf eine Wagenleiter nieder, die mit dem einen Ende auf einen toten Schimmel, mit dem andern auf eine Dezimalwage gelegt war; neben ihm standen Bismarck und Roon. Da trat Moltke, von den Pommern zurückkehrend, mit der Botschaft heran: „Majestät, wir haben gesiegt, der Feind zieht sich zurück!“ Mit einem bewegten „Gott sei Dank!“ sprang der König auf; Dankesthränen standen ihm in den Augen, als er Bismarck die Siegesbotschaft an die Königin diktierte. Der greise Held wollte das Schlachtfeld nicht verlassen; um aber nicht etwa einen Verwundeten seiner Lagerstatt zu berauben, übernachtete er in einer Bauernstube auf der Bahre eines Krankenwagens, worauf er einige Kissen seines Wagens hatte legen lassen. Mit Mühe erlangte man für ihn etwas Fleisch und einen Schluck Wein in einem Glase ohne Fuß. An Schlaf war kaum zu denken; bis spät in die Nacht trafen die Nachrichten von den einzelnen Truppenteilen ein. Am anderen Morgen hatten die Franzosen die Stellungen geräumt. Der Sieg hatte dem deutschen Heere 20 000 Mann gekostet, unverhältnismäßig hoch war die Zahl der gefallenen Offiziere.



Albert, König von Sachsen.

Die Schlacht von Sedan.

Bazaine hatte sich unter die Forts von Metz zurückgezogen; deshalb wurden sieben Armeekorps — die erste Armee und Teile der zweiten — unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl dazu bestimmt, die noch nie bezwungene Riesenfestung samt dem eingeschlossenen Heere zu belagern. Aus den übrigen Truppen der zweiten Armee ward eine neue, die vierte oder Maasarmee, gebildet und unter den Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen gestellt; sie sollte in Verbindung mit der dritten Armee Mac Mahon verfolgen. Man vermutete ihn auf dem Marsche nach Paris, und Kronprinz Friedrich Wilhelm war ihm bereits bis Nancy gefolgt; da brachte die vorauseilende Kavallerie die Nachricht, daß das Lager bei Châlons, wo man starken Widerstand erwartet hatte, verlassen sei. Die von ihrem Gemahl zur Regentin eingesetzte Kaiserin Eugenie hatte über Paris den Belagerungszustand verhängt und die Regierung dem Grafen Palikao übertragen; beide verlangten, Mac Mahon solle die Armee nicht nach Paris führen. Deshalb entschloß sich dieser gegen seine bessere Einsicht, auf Drängen Napoleons, der zu ihm gekommen war, sein Heer nach Norden und dann

an der belgischen Grenze entlang nach Metz zu führen, um Bazaine zu entsetzen und vereint mit ihm sich gegen die Deutschen zu wenden.



Plan der Schlacht bei Sedan.

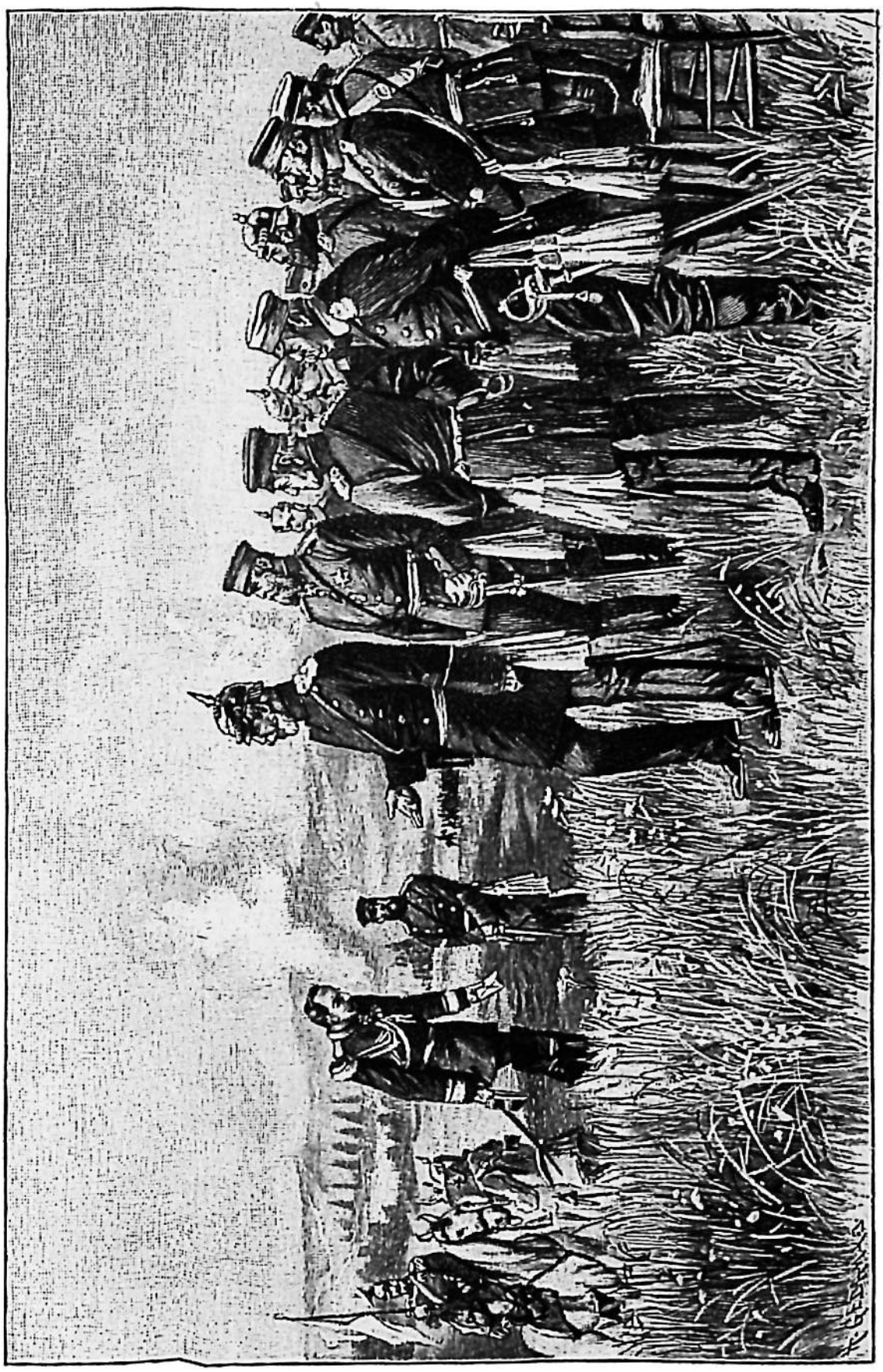
König Wilhelm begab sich jetzt mit dem Hauptquartier zu der dritten Armee; sobald man dort sichere Nachricht über Mac Mahons Absicht erlangte,

begann die große Rechtsschwenkung der dritten und vierten Armee. In einem Bogen über Reims marschierte die französische Armee, auf kürzerem Wege, etwa der Maas folgend, eilten die deutschen Truppen nach Norden. Schon am 29. August erreichte die vierte Armee den Feind; sobald auch die Spitzen der dritten Armee zur Stelle waren, beschloß das Hauptquartier den Angriff. Durch die Schlacht bei Beaumont warf der Kronprinz von Sachsen den Feind über die Maas, die er dann auch selber überschritt, und verlegte ihm dadurch den Weitermarsch nach Metz, während die dritte Armee auf dem linken Maasufer ihm den Rückweg nach Paris abschnitt. Der kranke Kaiser Napoleon sandte seinen Sohn fort, er selber wollte das Schicksal der Armee teilen. Es blieb dieser nur noch die Möglichkeit, nach Nordwesten oder auf belgisches Gebiet zu entkommen; ihr auch diese zu nehmen, war die Aufgabe der Schlacht bei Sedan (1. September).

Die an der Maas gelegene kleine Festung Sedan mit ihren veralteten Werken hatte geringe Bedeutung, da sie von den umliegenden Höhen vollständig beherrscht wurde. Mac Mahon wollte sie auch nur benutzen, um seine abgehetzten Leute mit Nahrung und Schießbedarf zu versehen. Das französische Heer stand auf dem kleinen Dreieck eng zusammengepreßt, dessen Seiten durch die Maas, durch den bei Bazeilles mündenden Givonnebach und durch das Bächlein gebildet wird, das an Illy und Floing vorüberfließt. König Wilhelm hielt auf der Höhe von Frenois und leitete selber die Schlacht; unter ihm befehligte bei Daigny im Osten der Kronprinz von Sachsen, im Westen bei Donchery der Kronprinz von Preußen, der aber den General v. d. Tann mit dem 1. bayrischen Korps zur Verstärkung der Maasarmee abtrat. Den Oberbefehl übernahm, da Mac Mahon bald nach Beginn der Schlacht verwundet wurde, Wimpffen, der alles daran setzte, sich einen Weg nach Metz zu erzwingen. Die Bayern drangen noch im Dunkeln in Bazeilles ein, fanden hier aber einen so erbitterten Widerstand, daß sie ihr ganzes 1. Korps aufbieten mußten und dennoch erst nach siebenstündigem Kampfe das Dorf eroberten, das sie vollständig zerstörten. Nördlich von ihnen drang die Garde siegreich vor und besetzte die Übergänge über die Givonneschlucht.

Am leichtesten war der Durchbruch der Franzosen im Westen zu verhindern; deshalb behielt Kronprinz Friedrich Wilhelm dort nur wenige Truppen und sandte das 5. und 11. Korps ab, um den Feind von Norden her zu fassen. Schritt für Schritt drangen die Deutschen über Floing und Illy vor; bald reichten die Garde und Teile des 11. Korps einander die Hand, und damit war der eiserne Ring um Sedan geschlossen. General Wimpffen raffte alle noch kampffähigen Scharen zusammen und stürmte gegen die Bayern, die vor der Übermacht zurückwichen. Schon glaubte Wimpffen den Sieg in Händen zu haben; aber sofort erhielten die hartbedrängten Bayern Verstärkung, und die deutschen Geschütze richteten unter den Franzosen, selbst als diese sich nach Sedan geflüchtet hatten, solche Verheerungen an, daß auch Wimpffen an jedem weiteren Widerstande verzweifelte und die weiße Fahne aufziehen ließ. Alsbald erklang wie einst bei Leuthen bei den Siegern „Nun danket alle Gott". Napoleon sandte durch seinen Adjutanten, Grafen Reille, folgenden Brief an König Wilhelm: „Da es mir nicht vergönnt gewesen ist, in der Mitte meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät niederzulegen." König Wilhelm erwiderte brieflich, er nehme den Degen an, müsse aber verlangen, daß die Armee zuvor die Waffen strecke.

Da General Wimpffen sich weigerte, die Kapitulation der Armee zu bewilligen, kündigte Moltke ihm an, daß am folgenden Morgen um neun Uhr die Beschießung der Festung ihren Anfang nehmen werde. Napoleon hoffte, durch persönliche Unterhandlung mit König Wilhelm mildere Bedingungen zu erlangen; weil er sich überdies unter seinen eigenen Truppen nicht sicher fühlte, verließ er in der Morgendämmerung in geringer Begleitung die Stadt und begab sich nach Donchery, wo Bismarck wohnte. Sobald dieser von der Annäherung des Kaisers benachrichtigt war, eilte er ihm ent-



Graf Reille übergiebt dem König das Schreiben Napoleons.

gegen; Napoleon verließ seinen Wagen, und beide setzten sich vor einem am Wege stehenden Weberhäuschen nieder. Bismarck lehnte es ab, über die Kapitulation, und Napoleon, über den Frieden zu verhandeln; der inzwischen benachrichtigte König aber wollte den Kaiser vor Abschluß der Kapitulation nicht sprechen. So blieb Wimpffen nichts weiter übrig, als darein zu willigen, daß seine ganze Armee in Kriegsgefangenschaft geriet und nur die Offiziere auf Ehrenwort entlassen wurden. Um ein Uhr traf König Wilhelm auf dem Schlosse Bellevue mit Napoleon zusammen. Er war tief ergriffen, als er den noch vor kurzem so mächtigen Kaiser ganz gebrochen und als seinen Gefangenen vor sich sah. Zum Wohnsitze bestimmte er ihm das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel; eine deutsche Ehrenwache begleitete den Gefangenen bis an die belgische Grenze, dort erfuhr er schon die Nachricht von dem Ausbruch der Revolution in Paris.

Am Nachmittag besuchte der greise König seine Truppen. „Kinder," sprach er, „ich danke euch für eure Tapferkeit. Aber der Krieg ist noch nicht aus: ich führe euch nach Paris!" Endloser Jubel war die Antwort und begleitete den geliebten Feldherrn auf seinem fünfstündigen Ritt von Lager zu Lager. Bei der Abendtafel ergriff der dankbare König das Glas mit den Worten: „Wir müssen auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht!" Seiner Gemahlin hatte der König schon am 1. September den glücklichen Ausgang der Schlacht, am 2. den Abschluß der Kapitulation gemeldet und demutsvoll hinzugefügt: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!" Am folgenden Tage schrieb er der Königin: „Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen! Ich beuge mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen und in Demut Gottes Führung und seine Gnade zu preisen. Was ich alles empfand, nachdem ich vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen habe, kann ich nicht beschreiben." Die Verluste der Deutschen betrugen etwa 9000 Mann, die der Franzosen das Doppelte; außerdem verloren diese während der Schlacht und durch die Waffenstreckung 104000 Mann an Gefangenen und die gesamte Ausrüstung der Armee.

Kämpfe gegen die französische Republik.

Die Nachricht von der Kapitulation von Sedan erweckte im deutschen Volke Jubel und Dankbarkeit gegen Gott, bei den Franzosen Enttäuschung und Erbitterung. Statt aber die Ursache ihrer Niederlage in der Überlegenheit des Gegners zu suchen, schrieen sie über Verrat, und die Führer der Linken benutzten die Verstimmung gegen die Regierung, um mit Hilfe des neuerungssüchtigen Volkes am 4. September die Republik zu erklären, die ja 1792 das Land gerettet hatte. An die Spitze der neuen Regierung traten General Trochu, sowie die beiden Advokaten Jules Favre und Gambetta; bald darauf ward in Tours eine Nebenregierung eingerichtet. Die Kaiserin Eugenie war entflohen und fand mit ihrem Sohne in England gastliche Aufnahme. Die neue Regierung knüpfte zwar gleich Verhandlungen mit König Wilhelm an; als aber Bismarck, um Deutschland in Zukunft vor ähnlichen Überfällen Frankreichs zu sichern, die Abtretung des Elsaß sowie des deutsch redenden Teils von Lothringen verlangte, erwiderte Jules Favre: „Keinen Schritt Landes, keinen Stein unserer Festungen!"

Die deutsche Heeresleitung hatte das vorausgesehen und sofort nach Unterzeichnung der Kapitulation von Sedan der dritten und vierten Armee den Befehl zum Vormarsch auf Paris erteilt; schon am 15. begann die Einschließung

der Riesenstadt, bald darauf war auch sie, ebenso wie Straßburg und Metz, mit eisernem Gürtel umschlossen. Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte gleich nach dem Siege bei Wörth die badische Division, die später noch durch preußische Garde-Landwehr und Reserve verstärkt wurde, unter dem Oberbefehl des Generals von Werder zur Belagerung von Straßburg zurückgelassen. Dieser versuchte zunächst, die Stadt durch ein Bombardement rasch zur Übergabe zu zwingen; da dies aber den gehofften Erfolg nicht hatte und unersetzlichen Schaden anrichtete, schritt er zu einer regelrechten Belagerung, der die Festung nur etwa vier Wochen widerstand. Am 30. September zogen die Sieger unter den Klängen der „Wacht am Rhein" in die alte deutsche, aber dem Reiche so lange entfremdet gewesene Stadt ein; an demselben Tage hatten die Franzosen sie 1681 in Besitz genommen.

Länger verzögerte sich die Übergabe der Festung Metz. Sie wurde durch mehrere, auf den sie umragenden Höhen erst in den letzten Jahren angelegte Forts geschützt, die bei Straßburg fehlten. Da General Steinmetz als Generalgouverneur nach Posen versetzt war, führte Prinz Friedrich Karl den Oberbefehl über die 160000 Mann starke Armee, welche die Festung samt der Armee Bazaines in einer 30 km langen Linie umschloß, um sie nicht durch Kampf, sondern durch den Hunger zur Übergabe zu zwingen. Aber unsägliche Beschwerden hatten die Belagerer auszustehen. Viele kamen wochenlang nicht aus den Kleidern. Ohne Schutz lagen sie in Bretter- oder Laubhütten auf den Leichenfeldern von Gravelotte und Vionville und kamen in große Gefahr, als der Regen die Erde von den großen Grabhügeln abschwemmte und die Lagerstätten in wahre Moräste verwandelte. Die Kleider leisteten dem Unwetter nicht genügenden Widerstand; oft fehlte es an Nahrung und Feuer. Bald wurden die Reihen durch Ruhr und Typhus in bedenklicher Weise gelichtet; und doch durfte der beschwerliche und gefährliche Wachtdienst keinen Augenblick versäumt werden. Schon am 31. August und 1. September suchte Bazaine nach Norden durchzubrechen; später wiederholte er den Versuch, ward aber jedesmal zurückgeworfen. Leicht hätte er auf einen Punkt eine bedeutende Übermacht zusammenziehen können, aber es fehlte ihm der rechte Wagemut; endlich wurde der Hunger unerträglich; Metz kapitulierte am 27. Oktober mit 170000 Mann, 3 Marschällen, 6000 Offizieren und unermeßlichem Kriegsmaterial. Die Gefangenen wurden nach Deutschland befördert, auch die Offiziere, weil einige der bei Sedan gefangen genommenen Offiziere ihr Ehrenwort gebrochen hatten. Bazaine ging zu Napoleon nach Kassel. In der Freude über die Eroberung von Metz erhob König Wilhelm General von Moltke in den Grafenstand und ernannte den Kronprinzen sowie den Prinzen Friedrich Karl zu Feldmarschällen; dieselbe Auszeichnung erfuhr später auch der Kronprinz Albert von Sachsen. Den Truppen aber rief der höchste Kriegsherr zu: „Ihr habt alle Tugenden bewährt, die den Soldaten besonders zieren: den höchsten Mut im Gefecht, Gehorsam, Ausdauer, Selbstverleugnung bei Krankheit und Entbehrung. Was auch die Zukunft bringen möge, ich sehe dem ruhig entgegen; denn ich weiß, daß mit solchen Truppen der Sieg nicht fehlen kann."

Zur See waren die Franzosen uns weit überlegen; dennoch hat ihre Flotte nichts ausgerichtet. Gleich beim Beginn des Krieges lief ein großes Panzergeschwader von Cherbourg aus, und bald darauf folgte ihm ein zweites; aber ihre Absicht, die auf einer Übungsfahrt im Ozean befindliche deutsche Flotte wegzunehmen, wurde durch den Prinzen Adalbert von Preußen (S. 247) vereitelt, der sie rechtzeitig nach Wilhelmshaven zurückführte. Auch ihre zweite Aufgabe, eine Landung an der deutschen Küste zu wagen, löste die französische Flotte nicht: es fehlte ihr an Seekarten und genügender Besatzung, dazu erhielten die Befehlshaber aus Paris fortwährend einander widersprechende

Weisungen. Deutscherseits waren alle Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die Seezeichen waren entfernt, alle Feuer der Leuchttürme gelöscht, die Lotsen nach dem Binnenlande gebracht und die gefährdeten Punkte stark befestigt. Der Befehlshaber der Küstenlande, General Vogel von Falckenstein, bildete aus Kriegern und Bürgern eine Wacht am Meer, die aber kaum einen Franzosen gesehen hat. Eine von der französischen Ostseeflotte beabsichtigte Beschießung Kolbergs unterblieb; auch die Nordseeflotte beschränkte sich auf die Blockade der Flußmündungen. Die deutsche Seemannschaft brannte vor Verlangen, sich mit den Franzosen zu messen, und wenn sie auch einen ernsthaften Kampf nicht wagen durfte, so neckte sie den Feind doch, wo sie nur konnte. Kapitän Weickhmann schreckte mit der Korvette Nymphe die französische Flotte bei Neufahrwasser am 22. August aus ihrer trägen Ruhe; ebenso holte er aus dem Schutz der Strandbatterien an der normännischen Küste drei mit Vorräten beladene französische Schiffe. Den ehrenvollsten Kampf führte im November der Kapitänleutnant Knorr, der mit dem Kanonenboot Meteor einen französischen Aviso auf der Reede von Havanna zum Kampf herausforderte und nach zweistündigem Gefecht zur Rückkehr in den Hafen zwang. Auch dadurch haben die Franzosen uns nur wenig geschadet, daß sie deutsche Handelsschiffe abfingen; im ganzen haben sie etwa vierzig aufgebracht. Im September kehrte die französische Flotte heim; ihre Bemannung fand dann im Landkriege, besonders bei der Verteidigung von Paris, Verwendung.

Paris war vollständig eingeschlossen, aber die eigentliche Belagerung dieser durch Natur und Kunst geschützten Riesenstadt hatte man noch nicht beginnen können. Die Seine nimmt kurz vor ihrem Eintritt in die Stadt die vielfach gewundene Marne auf, und nach ihrem Austritt aus derselben bildet sie große Schlangenwindungen, wodurch sie vor der Stadt drei parallele Wasserläufe zieht. Dazu war diese seit 1840 befestigt worden. Eine durch Basteien verstärkte Umwallung umschloß den Stadtkörper, in weiterem Kreise lagen 16 Forts, von denen das auf dem Mont Valerien das stärkste war. Die Stadt war mit Lebensmitteln, Geschützen und anderem Verteidigungsgerät sehr reichlich versehen und wurde von einer der Einschließungsarmee an Zahl mehr als doppelt überlegenen Besatzung verteidigt. König Wilhelm hatte sein Hauptquartier nach Versailles verlegt; er wohnte in dem einfachen Gebäude der Präfektur, während das Schloß zu einem Lazarett eingerichtet war: in den mit Bildern aus der Ruhmesgeschichte Frankreichs geschmückten Sälen lagen jetzt deutsche Soldaten. Von Versailles aus wurden von nun ab sämtliche Bewegungen der deutschen Heere geleitet. Die in einer 90 km langen, daher sehr dünnen Linie aufgestellten Belagerungstruppen hatten sich nicht nur gegen die Ausfälle der Besatzung, sondern auch gegen Angriffe im Rücken zu verteidigen; dazu fehlte es ihnen bis Weihnachten an grobem Geschütz. Anfänglich war die Verbindung mit der Heimat gestört, die Schienen waren aufgerissen, Lokomotiven und Wagen nach dem Westen entführt, so daß die Truppen Mangel litten, später trafen die Sendungen in reichlicher Fülle ein. Die deutsche Post löste überhaupt während des ganzen Krieges ihre Aufgabe in unübertrefflicher Weise. Soweit die Truppen vordrangen, stellten besondere Feldabteilungen sofort die telegraphische

Verbindung mit den übrigen Truppenteilen und mit der Heimat her. Die damals von dem Generalpostmeister Stephan zuerst eingeführten Postkarten wurden den Soldaten zu unentgeltlicher Benutzung in reichem Maße ausgeteilt. Während des ganzen Feldzuges hat die deutsche Feldpost über hundert Millionen Briefe und zweieinhalb Millionen Pakete befördert.

Gambetta hatte im Luftballon Paris verlassen und sich zu der Nebenregierung nach Tours begeben, um die Landesverteidigung in die Hand zu nehmen. Schon seit Errichtung der Republik hatten sich freiwillige Scharen von Franktireurs gebildet, die unsere Armee fortwährend in Unruhe erhielten, ihr die Verbindungen abschnitten, die Posten aus dem Hinterhalt erschossen, einzelne Abteilungen und die Post überfielen. Jetzt erließ Gambetta ein Aufgebot der Massen, um einen Volkskrieg zu entflammen; englische und amerikanische Kaufleute lieferten die erforderlichen Waffen, und bald schienen die Armeen überall wie aus dem Boden herauszuwachsen. In kurzer Zeit standen 600 000 Mann unter den Waffen; alle hatten dieselbe Aufgabe, Paris zu entsetzen. Da die Pariser durch Luftballon, Brieftauben und unterirdische Leitungen mit den Provinzen noch fortwährend in Verbindung standen, so waren sie sofort von jedem Erfolge jener Entsatzarmeen unterrichtet, wodurch sie nur zu weiterem Widerstande und zu Ausfällen ermutigt wurden. Eins der ersten Ausfallsgefechte fand um Le Bourget statt. Dies unter dem Feuer der Forts nördlich von Paris liegende Dorf war von einer Kompanie der preußischen Garde besetzt; plötzlich wurde sie (28. Oktober) im Morgengrauen durch Mobilgarde und Franktireurs überfallen und aus dem Dorfe gedrängt. Darob herrschte in Paris großer Jubel, aber zwei Tage später eroberte die Garde in stundenlangem, erbittertem Häuserkampf das Dorf zurück.



v. d. Tann.

Als sich bei Orleans bedeutende feindliche Streitkräfte sammelten, wurde General von der Tann mit dem durch Infanterie und Kavallerie verstärkten 1. bayrischen Korps dorthin abgesandt. Er traf auf ein an Zahl ihm weit überlegenes, aber fast nur aus jungen Leuten bestehendes Korps, das nach einigen Gefechten sich zurückzog, so daß er Orleans (11. Oktober) besetzen

konnte. Auch im Norden stand eine Armee unter Bourbaki, die mit einer Westarmee Fühlung hatte; im Südosten hatte der Italiener Garibaldi aus italienischen und französischen Freischaren ein Korps gebildet, um aus Begeisterung für die Republik die Sache der Freiheit zu verteidigen. Gegen ihn wandte sich Werder, der ihn bis über Dijon hinaustrieb, während er gleichzeitig Belfort belagerte. Gegen die übrigen feindlichen Heere stand der deutschen Heeresverwaltung aber kaum ein nennenswertes Korps zur Verfügung. Da fiel zum Glück Metz. Schon vorher hatten die einzelnen dadurch frei werdenden Korps Anweisung erhalten, wohin sie sich wenden sollten: General v. Manteuffel sollte mit der ersten Armee das Belagerungsheer im Norden schützen; ein Korps blieb zur Besetzung von Metz und zur Bewachung der Gefangenen zurück; Prinz Friedrich Karl zog mit drei Korps nach Südwesten. Es war die höchste Zeit!

Die größte Gefahr drohte von der Loire-Armee. General v. d. Tann vermochte sich nicht länger zu halten; nach einem siebenstündigen Kampfe gegen eine vierfache Übermacht bei Coulmiers zog er sich geordnet zurück. Zu seiner Unterstützung erschien zuerst der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg, dann Prinz Friedrich Karl, der die schon auf dem Marsche nach Norden befindliche Loire-Armee aufhielt und bei Beaune la Rolande (28. November) besiegte. Dann drängte er sie am 3. und 4. Dezember in mehreren Gefechten, die man unter dem Namen Schlacht bei Orleans zusammenfaßt, bis Orleans zurück; die Stadt kapitulierte und wurde wieder von den Deutschen besetzt. Die Loire-Armee war zersprengt; ein Teil derselben zog sich nach Westen zurück, der andere fand später im Südosten Verwendung. Deutsche schwärmten bereits auf dem linken Loireufer, und die Regierung in Tours verlegte der Sicherheit wegen ihren Sitz nach Bordeaux.

Auch im Norden waren die deutschen Waffen siegreich. Nachdem Manteuffel den Feind bei Amiens nach heftigem Kampfe geworfen hatte, konnte er seine Truppen an die Küsten des Kanals und südlich bis über die Seine hinaus schweifen lassen. Eine zweite Armee traf er hinter der Hallue, einem von Norden nach Süden zur Somme fließenden Bach, wo sie sich in den am Bache liegenden Dörfern und auf dem östlichen, das westliche überragenden Ufer verschanzt hatte. Trotz dieser günstigen Stellung und der Übermacht des Feindes wurde dieser (23. Dezember) dennoch vertrieben.

In diesen Tagen begann auch die Beschießung der Pariser Festungswerke; deshalb verdoppelten die Franzosen ihre Anstrengungen, der bedrängten Stadt Hilfe zu bringen, solange es noch möglich war: im Norden, Westen und Süden bildeten sich neue Heere. Am meisten war die Westarmee unter Chanzy zu fürchten; deshalb brach Prinz Friedrich Karl gegen sie auf, der Großherzog von Mecklenburg schloß sich ihm an. Der Marsch stellte an die Truppen die höchsten Anforderungen. Der eisigen Winterkälte der letzten Tage folgte Regen und Schnee; als dann wieder Frost eintrat, vermochten die Fußgänger auf dem glatten Boden kaum vorwärts zu kommen, und die Reiter mußten ihre Pferde am Zügel führen. Auch die Verpflegung der Truppen war ungenügend; trotzdem trieben sie den an Zahl doppelt überlegenen Feind in den Kämpfen vor Le Mans (10.—12. Januar) von Dorf zu Dorf, von Gehöft

zu Gehöft. Chanzy verzweifelte an fernerem Widerstande und führte seine zersprengten Reste nach Nordwesten. Der Großherzog wandte sich zur Unterstützung der ersten Armee nach Rouen, während andere deutsche Truppen Tours besetzten. Fast gleichzeitig mit der Westarmee wurde auch die Nordarmee der Franzosen unschädlich gemacht, die sich unter Faidherbe wieder gesammelt hatte. Am 19. Januar warf General v. Goeben, der jetzt an Manteuffels Stelle den Oberbefehl führte (S. 304), sie bei St. Quentin zurück. Damit waren alle Versuche, Paris zu entsetzen, gescheitert.

Immer gleichzeitig mit den wichtigsten Kämpfen der Entsatzarmeen machte die Pariser Besatzung Durchbruchsversuche, die aber alle mißlangen. Um die Jahreswende waren endlich so viele schwere Geschütze und genügende Geschosse zur Stelle, daß eine ernstliche Beschießung der Stadt beginnen konnte. Die schweren Geschütze richteten in den Forts große Verheerungen an; einige warfen ihre Granaten auch nach Paris selber hinein, weniger um Schaden anzurichten, als um zu schrecken. Zuletzt entsank den Parisern aller Mut. Immer beißender wurde der Hunger. Nicht allein Pferde, sondern auch Hunde, Katzen, Ratten und die Tiere des zoologischen Gartens wurden verzehrt. Da es an Steinkohlen fehlte, ging bald das Leuchtgas aus, und die Straßen waren abends fast dunkel, was um so unangenehmer war, da die Stadt eine große Zahl der verwegensten Gesellen barg, die schon zweimal einen Aufstand versucht hatten, um zur Herrschaft zu gelangen. Am 23. Januar erschien Jules Favre in Versailles, um über den Frieden zu verhandeln; schon nach drei Tagen wurden die Feindseligkeiten eingestellt und am 28. Januar ein dreiwöchiger Waffenstillstand unter folgenden Bedingungen geschlossen: Die feindlichen Forts werden der deutschen Armee ausgeliefert; die Besatzungstruppen werden entwaffnet und bleiben in Paris als Kriegsgefangene; die Stadt zahlt 200 Millionen Frank Kriegssteuer, darf sich aber während des Waffenstillstandes mit Lebensmitteln versehen. Während des Waffenstillstandes tritt eine aus freien Wahlen hervorgegangene Nationalversammlung zusammen, die über Krieg und Frieden entscheiden soll.



Goeben.

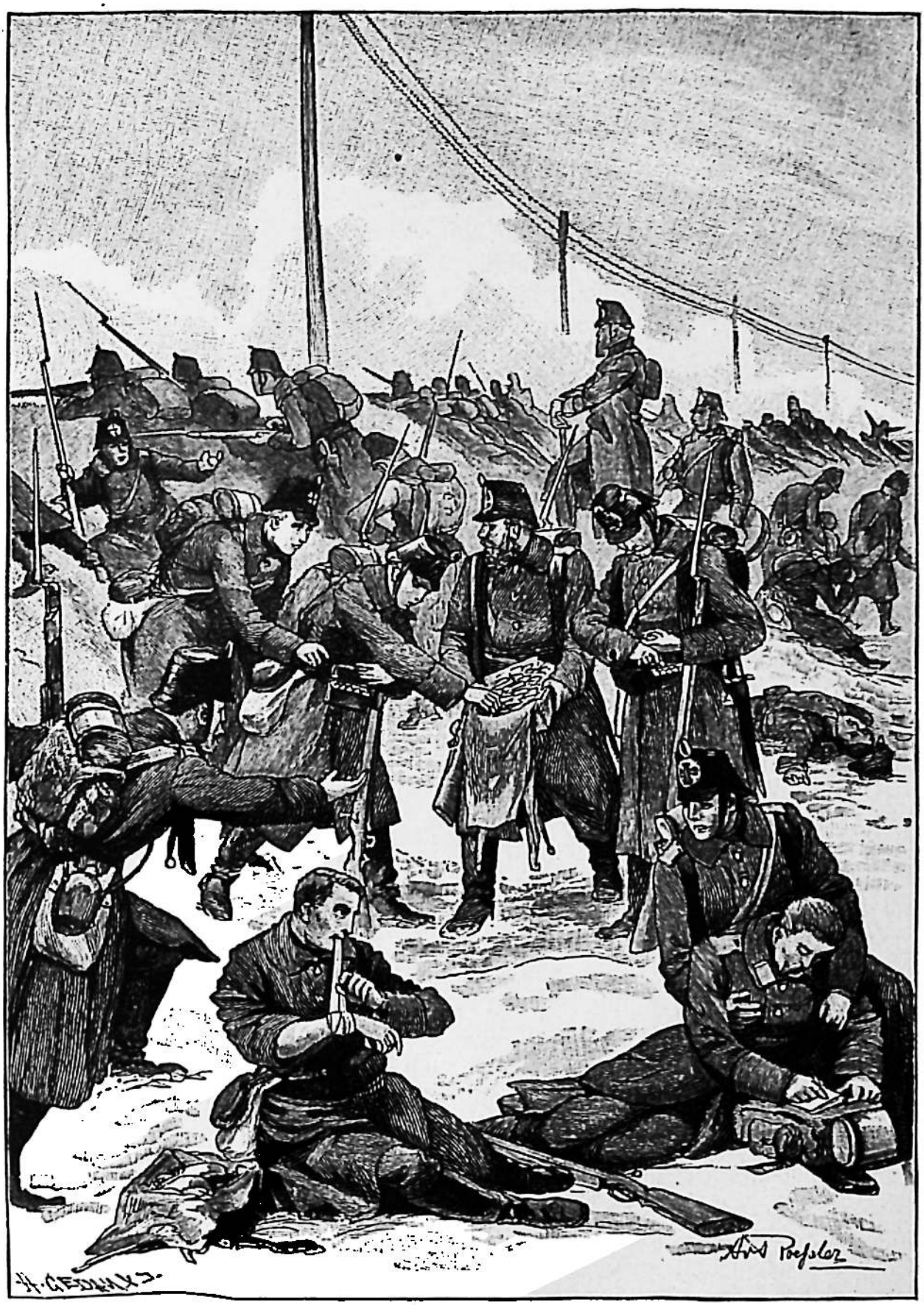
Der südöstliche Kriegsschauplatz war von dem Waffenstillstande

ausgeschlossen. Bis Mitte Dezember hatte Werder seine Stellung in Dijon (S. 302) behauptet, dann aber aufgeben müssen, weil Bourbaki ihn im Rücken bedrohte. Diesem war die Aufgabe gestellt, mit dem größeren Teile der zersprengten Loire-Armee Belfort zu befreien, die deutschen Heere vom Rheine abzuschneiden und, wenn möglich, Süddeutschland mit Raub und Brand heimzusuchen. Als sich Ende Dezember bei Belfort große Heeresmassen sammelten, zog sich Werder dorthin zurück. Bald merkte er, daß er eine bedeutende Übermacht vor sich hatte, und beschloß, den Angriff in fester Stellung abzuwarten. Er wählte dazu das östliche Ufer des nach Süden fließenden Baches Lisaine, der bei Montbéliard sich in die Allaine ergießt; nur einige Kilometer entfernt lag in seinem Rücken Belfort, von dessen Belagerungstruppen und -geschützen er alles irgend Entbehrliche heranzog. Drei Tage lang, 15. bis 17. Januar, rangen hier 45000 Deutsche, unter ihnen viele Landwehrleute, gegen 150000 Franzosen! Selbst die Nacht brachte nicht einmal Ruhe, da die meisten deutschen Truppen sie trotz der Kälte in ihren dünnen, zerrissenen Kleidern im Freien zubringen mußten, größtenteils ohne genügende Nahrung. Aber niemand murrte, jeder wußte, was von seiner Wachsamkeit abhing, wußte auch, daß vom Norden schon deutsche Brüder zur Hilfe herbeieilten. Auch Bourbaki hatte dies erfahren und zog sich auf Besançon zurück. König Wilhelm aber telegraphierte dem General Werder: „Ihre heldenmütige dreitägige, siegreiche Verteidigung Ihrer Position, eine belagerte Festung im Rücken, ist eine der größten Waffenthaten aller Zeiten."



Werder.

Das deutsche Hauptquartier hatte die im Südosten drohende Gefahr rechtzeitig erkannt und bereits am 6. Januar Manteuffel mit der Bildung einer Südarmee beauftragt. Schon unterwegs traf ihn die Kunde von Werders Siege an der Lisaine, und sofort beschloß er, Bourbaki den Rückzug abzuschneiden. Gegen Garibaldi, der Dijon besetzt hielt, sandte er nur ein Bataillon, während er selber nach dem Süden eilte, um Bourbaki das Doubsthal zu sperren. In den Kämpfen vor Dijon fiel den Franzosen die einzige deutsche Fahne in die Hände, die sie unter einem Haufen Leichen fanden. Bourbaki verzweifelte an fernerem Widerstande. Da sein Heer zu weiterem Kampfe unfähig war, rettete es sich auf Schweizer Gebiet, wo es entwaffnet wurde. Alle Bande der Zucht waren gelöst; die französischen Offiziere mußten es den Schweizern überlassen, die Ordnung wieder herzustellen. — Jetzt wurde der Waffenstillstand auch auf den südöstlichen Kriegsschauplatz ausgedehnt,



Unsere brave Landwehr.

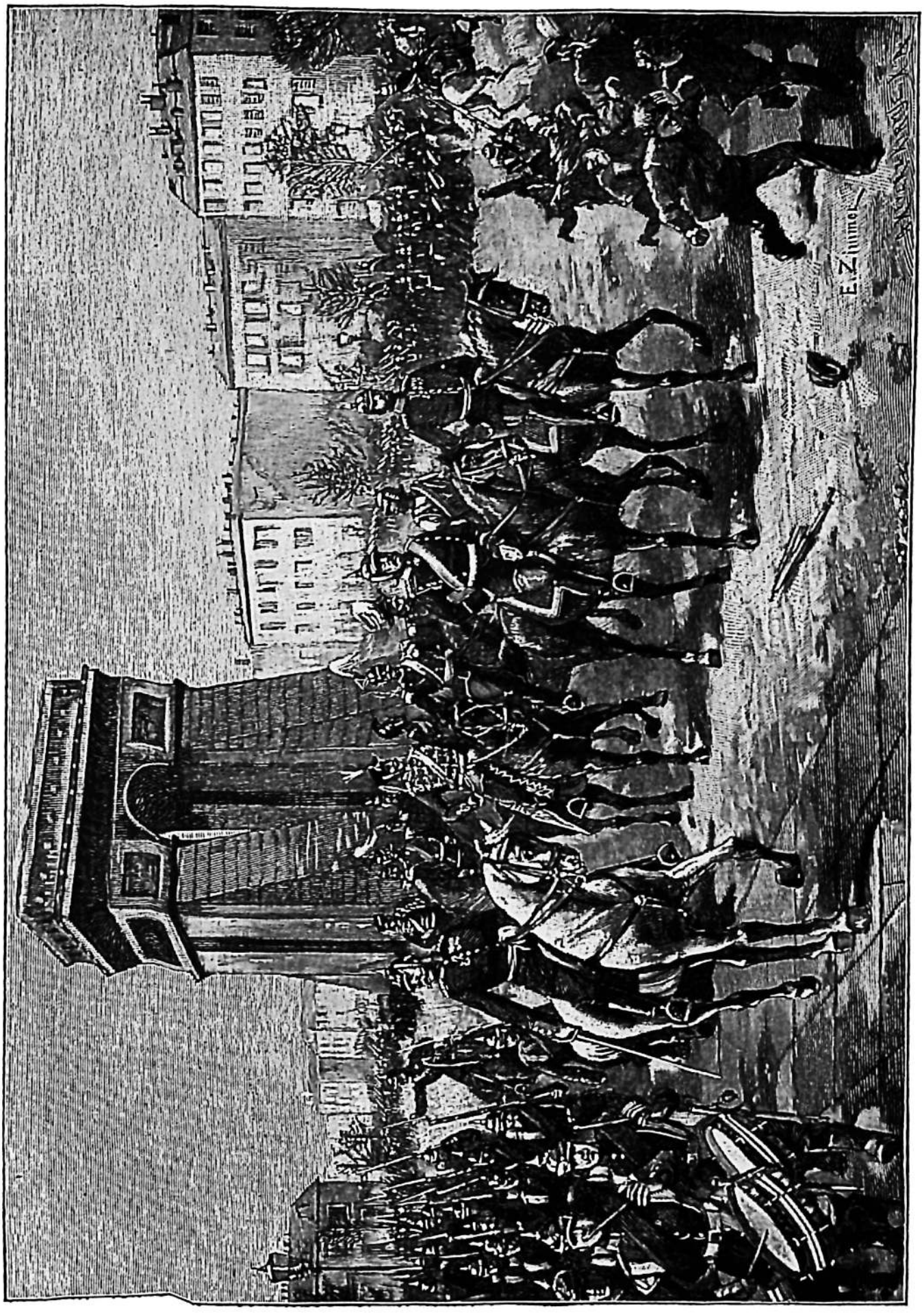
und die französische Regierung befahl dem tapferen Verteidiger von Belfort, die Festung, die ihrem Fall nahe war, zu räumen. Am 18. Februar wurde sie von den Deutschen besetzt.

Friede.

Damit war der Kampf zu Ende. Als am 12. Februar die aus freien Wahlen hervorgegangene Nationalversammlung in Bordeaux zusammentrat, wünschte die Mehrheit derselben den Frieden. Gambetta war schon vorher zurückgetreten, und der an die Spitze der Staatsleitung berufene Thiers bemühte sich, den Abschluß des Friedens unter den von König Wilhelm gestellten Bedingungen möglichst zu beschleunigen. Der König bestand bei Festsetzung der Friedensbestimmungen darauf, daß bis zu 30000 Mann deutscher Truppen einen bestimmt abgegrenzten Teil der Stadt Paris besetzen sollten. Am 1. März rückten sie ein. Auch der Kaiser, der Kronprinz, Bismarck, Moltke und viele andere hohe Offiziere besuchten die Stadt; am Abend des 2. durchhallte ein von sämtlichen Musikkorps ausgeführter großartiger Zapfenstreich die Stadt. Da am selben Tage die Nachricht von der Unterzeichnung des Friedens eintraf, verließen die deutschen Truppen am folgenden Morgen die Stadt wieder, wobei sie unter dem Triumphbogen durchzogen.

Schon am 1. März war der vorläufige Friede unterzeichnet worden. In demselben trat Frankreich das Elsaß, doch ohne Belfort, ferner den deutschredenden Teil von Lothringen mit Metz an Deutschland ab und verpflichtete sich, binnen drei Jahren fünf Milliarden Frank Kriegsentschädigung zu zahlen. Bis zur völligen Abtragung dieser Summe (September 1873) blieb eine Besatzungsarmee unter Manteuffels Oberbefehl in Frankreich zurück. Dieser vorläufige Friede wurde durch den endgültigen Friedensschluß zu Frankfurt a. M. am 10. Mai 1871 bestätigt.

Kaiser Wilhelm war nach einem herzlich dankenden Abschiedsworte an die Armee sowie an die Vereine zur Pflege der Krieger über Metz bereits nach Deutschland zurückgekehrt. In Saarbrücken überreichte ihm die dankbare Rheinprovinz einen goldenen Lorbeerkranz; seine Reise nach Berlin, wo er kurz vor seinem Geburtstage eintraf, glich einem Triumphzuge. Der greise Held hatte die Anstrengungen des Krieges gut überstanden und trotz aller Unruhe und vielseitiger Beschäftigung noch Zeit gefunden, seiner Gemahlin nicht nur durch Telegramme, sondern auch durch regelmäßig, fast täglich abgesandte Briefe Nachricht zu geben. Bald kehrten auch die siegreichen Truppen heim, überall mit Jubel empfangen und mit Kränzen überschüttet; am lautesten aber war der Jubel, als am 16. Juni die Garde und Vertreter des gesamten übrigen deutschen Heeres durch das Brandenburger Thor in Berlin einzogen. Voran ritten die ruhmgekrönten Feldherren; dann kamen Bismarck, Moltke, der an diesem Tage zum Feldmarschall erhoben wurde, und Roon, darauf der Kaiser, dem der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl, Prinz Wilhelm und mehrere deutsche Fürsten folgten. Auf dem Pariser Platze nahm der Kaiser von Ehrenjungfrauen einen Lorbeerkranz mit den Worten entgegen: „Ich nehme den Dank an, nicht für mich, sondern für die Armee.“

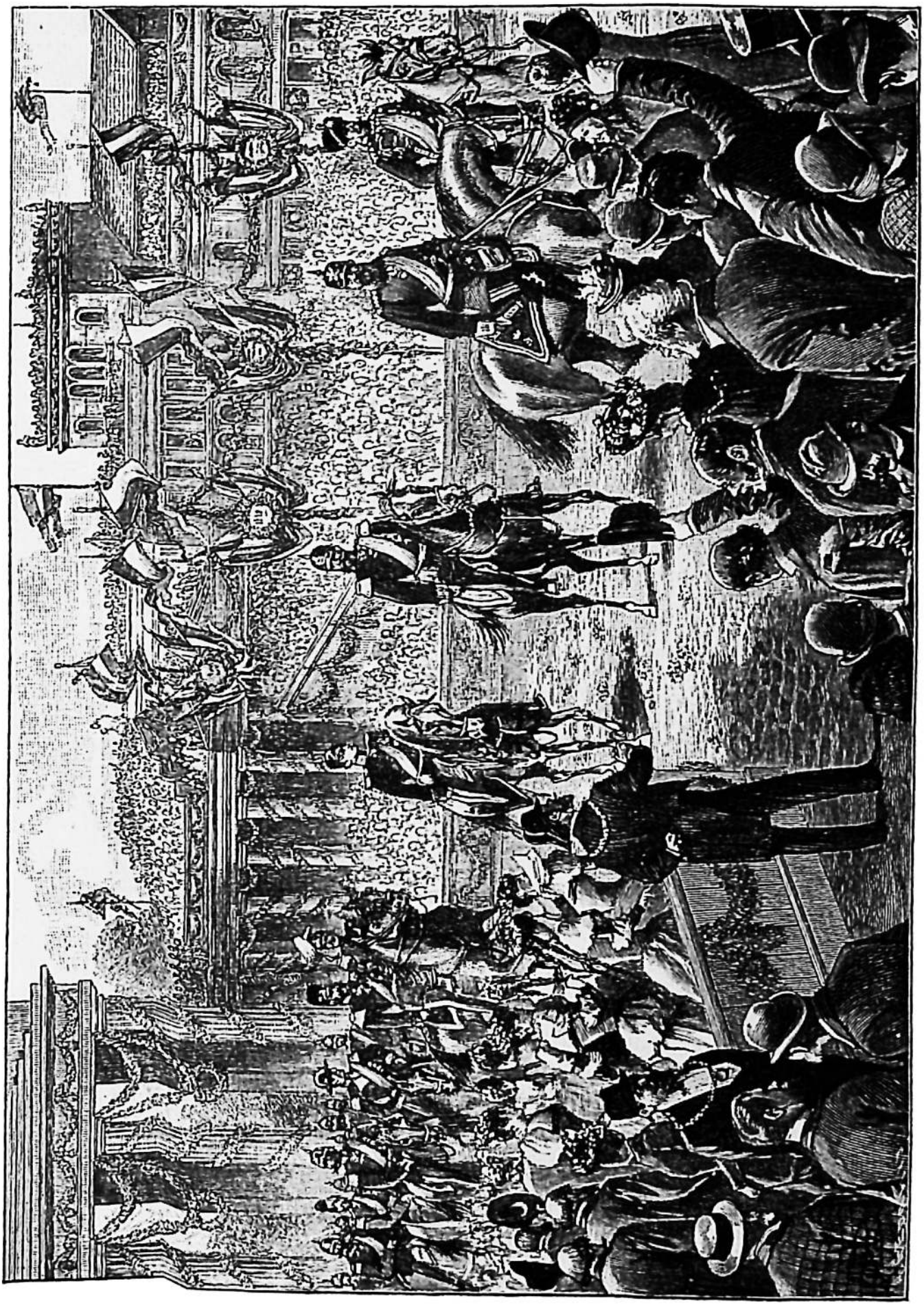


Einzug der deutschen Truppen in Paris am 1. März 1871.

Doch wie mancher deutsche Krieger kehrte nicht zurück! Über 40000 derselben waren während des Feldzuges vom Tode dahingerafft. Aber sie haben nicht umsonst geblutet! Die deutschen Truppen haben während des ganzen Krieges 600 siegreiche Treffen, Gefechte und Schlachten geliefert, 26 Festungen erobert und 400000 Feinde zu Gefangenen gemacht, nicht mitgerechnet die Pariser Besatzung und die Truppen, welche über die belgische und die schweizerische Grenze flüchteten. Mit Entsetzen erkannte Frankreich, mit Staunen die Welt, wie schier unerschöpflich die deutsche Wehrkraft sei. Trotz aller Verluste standen am Schluß des Krieges 800000 Mann auf französischem Boden, und über 200000 warteten in Deutschland nur des Befehls zum Abmarsch. Auch das deutsche Volk selber hatte erst wieder erkannt, wie stark es ist, wenn es zusammenhält, und deshalb erwachte jetzt wieder mächtig in ihm der lang gehegte Wunsch nach einer Einigung der deutschen Stämme unter einem Kaiser.

Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums.

Schon bei Beginn des Krieges hatte König Wilhelm die Überzeugung ausgesprochen, „daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit sprießen werde"; jeder neue, gemeinsam erfochtene Sieg verstärkte diese Hoffnung. Aber die preußische Regierung mied jeden Schein einer Nötigung, es den Süddeutschen überlassend, ihre Aufnahme in den Norddeutschen Bund nachzusuchen. Der Großherzog von Baden war stets für die Einigung Deutschlands warm eingetreten; schon am 3. September beantragte er die Aufnahme seines Staates in den Norddeutschen Bund. Etwas später erklärte sich auch Hessen dazu bereit. Bayern und Württemberg forderten als Bedingung für ihren Eintritt eine größere Selbständigkeit, als den übrigen Bundesstaaten gewährt worden war, besonders in militärischer Hinsicht. Bismarck kam ihnen möglichst weit entgegen, im November traten die vier süddeutschen Staaten ein. Der so erweiterte Norddeutsche Bund erhielt zunächst den Namen „Deutscher Bund"; aber dieser hatte beim Volke einen schlechten Klang. Die Volksstimme verlangte schon längst einen Kaiser; Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen glühte für diesen Gedanken, und Bismarck hatte schon beim Eintritt Bayerns in den Norddeutschen Bund (23. November) mit den Vertretern Bayerns eine Einigung über die Wiederherstellung der Kaiserwürde erzielt. Dann bat König Ludwig von Bayern im Einverständnis mit den übrigen deutschen Fürsten König Wilhelm, er möge die Würde eines Deutschen Kaisers annehmen. Auch der Norddeutsche Reichstag trug durch eine Abordnung dem Könige dieselbe Bitte vor; ihr Sprecher war der Präsident Simson, der einst auch Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone angeboten hatte. Der König entschloß sich nur schwer dazu, er hätte lieber auch fernerhin nur den Titel eines Königs von Preußen geführt; aber in dem einmütigen Wunsche des deutschen Volkes sah König Wilhelm einen Ruf Gottes, dem er sich nicht entziehen dürfe. Er erklärte sich deshalb in einem Rundschreiben an die deutschen Fürsten und freien Städte zur Annahme der Würde bereit und ließ am 18. Januar, dem für Preußens Geschichte so denkwürdigen Tage, in dem



Einzug der Sieger in Berlin am 16. Juni 1871.

Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles, wo schon so mancher für Deutschland verderbliche Plan geschmiedet worden war, das neue deutsche Kaisertum verkündigen.

Der König hatte sich jeden Prunk und jedes Lob seiner Verdienste verbeten; auch einen Thron wies er zurück. Vor einem einfachen, mit einer roten Decke bekleideten und mit dem Eisernen Kreuz geschmückten Feldaltar sprach Divisionspfarrer Rogge ein von Choralgesängen eingeleitetes und geschlossenes Gebet. Dann trat der König auf eine Erhöhung; rechts von ihm stand der Kronprinz, zu beiden Seiten dreißig Fürsten und Prinzen, hinter ihnen 56 Fahnen und 5—600 Offiziere des Belagerungsheeres. Mit lauter Stimme verkündete er seinen Entschluß, die Kaiserwürde anzunehmen, und forderte den Grafen Bismarck auf, die Ansprache „An das deutsche Volk" zu verlesen, in der er sagte: „Wir bekunden hiermit, daß wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, dem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Wir hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Uns aber und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung." Kaum war das letzte Wort verklungen, so rief der Großherzog von Baden: „Se. Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" und alle stimmten begeistert ein. Wie zum Schwur erhoben Fürsten und Offiziere die Rechte, Säbel entfuhren der Scheide, und ein brausendes Hoch durchhallte den Saal Ludwigs XIV. Der Kronprinz verneigte sich vor seinem kaiserlichen Vater, der ihn herzlich umarmte; aus der Ferne donnerten die Belagerungsgeschütze ihren Gruß; die sieggewohnten Fahnen umrauschten den kaiserlichen Feldherrn.

Am 21. März 1871 trat in Berlin der erste aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene Deutsche Reichstag zusammen; an demselben Tage wurde Graf Bismarck in den Fürstenstand und zum Reichskanzler erhoben. In der Eröffnungsrede gab Kaiser Wilhelm nochmals seinem „demütigen Dank gegen Gott Ausdruck für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit denen seine Gnade die treue Eintracht der deutschen Bundesgenossen, den Heldenmut und die Mannszucht unserer Heere und die opferfreudige Hingebung des deutschen Volkes gesegnet hat", und schloß mit den Worten: „Möge dem deutschen Reichskriege, den wir soeben siegreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen." Die Aufgabe des ersten Reichstages bestand darin, die Wunden, welche der Krieg geschlagen, nach Möglichkeit zu heilen, den um



Die Verkündigung der Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums im Schlosse zu Versailles am 18. Januar 1871.

die glücklichen Erfolge verdienten Männern den Dank des deutschen Volkes zu bethätigen und die Verfassung des Deutschen Reiches zu beraten. Die bedürftigen Reserve- und Landwehrmänner wurden freigebig unterstützt; die hervorragend verdienten Feldherren und Staatsmänner erhielten eine Dotation, und zur dauernden Unterstützung der Invaliden wurde ein Reichsinvalidenfonds errichtet. Da man bei Beratung der Verfassung die Einrichtungen des Norddeutschen Bundes zur Grundlage wählte, so konnte die Verfassung des Deutschen Reichs schon nach drei Wochen veröffentlicht werden.

Einiges aus der Reichsverfassung.

Der König von Preußen ist zugleich Deutscher Kaiser; als solcher hat er das Recht und die Pflicht, das Reich völkerrechtlich zu vertreten, den Bundesrat und den Reichstag zu berufen, zu eröffnen und zu schließen, die Reichsbeamten zu berufen und zu entlassen sowie den Oberbefehl über das Heer und die Marine zu führen. Im Bundesrat, der aus den Vertretern der einzelnen Regierungen besteht, besitzt Preußen von den 58 Stimmen 17; den Vorsitz führt der vom Kaiser zu ernennende Bundeskanzler. Der Reichstag besteht aus 397 Abgeordneten, welche vom Volke in geheimer, direkter Wahl gewählt werden. Zum Zustandekommen eines Reichsgesetzes ist nur die Zustimmung des Reichstages und des Bundesrats erforderlich; der Kaiser unterschreibt die Reichsgesetze, läßt sie veröffentlichen und wacht über deren Ausführung. Manche wichtigen Sachen, welche Preußen bis 1866 selbständig ordnete, sind jetzt auf das Reich übertragen, z. B. die Beurkundung des Personenstandes (Standesämter), Zoll- und Handelsgesetzgebung, Ordnung der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse, Vertretung im Auslande, Heer und Marine, Post- und Telegraphenwesen, die Gesetzgebung über das bürgerliche Recht, Strafrecht und das Gerichtsverfahren. Die Unterhaltung und Verwaltung der Gerichte ist Sache der Einzelstaaten; das Reichsgericht in Leipzig, das höchste Gericht Deutschlands, wird vom Reiche unterhalten.

5. Kaiser Wilhelm der Große.

Auswärtige Verhältnisse.

„Das neue Deutschland wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein.“ Dies Wort Kaiser Wilhelms ist zur Wahrheit geworden. Alexander II. von Rußland, dessen Neutralität Preußen 1866 und Deutschland 1870 wertvolle Dienste geleistet hatte, blieb auch nach dem Kriege noch Deutschlands Freund. Die offene, versöhnliche Politik Deutschlands vermochte sogar in maßgebenden Kreisen Österreichs den Wunsch nach einem engen Anschluß an das Deutsche Reich zu erwecken. Schon im Herbst 1872 konnte Kaiser Wilhelm die Kaiser Alexander und Franz Joseph in Berlin als seine Gäste begrüßen; durch das Dreikaiserbündnis schien der Friede Europas für Jahrzehnte gesichert zu sein. Nur Frankreich stand ihm feindselig gegenüber. Vorläufig hatte es zwar genug mit sich selber zu thun und war auch ohne Bundesgenossen, doch bald änderte sich das.

Um zu verhindern, daß in den Krieg, den Rußland 1877 siegreich gegen die Türkei führte, auch andere Mächte verwickelt würden, lud die deutsche Reichsregierung die beteiligten Mächte zu einem Kongreß in Berlin ein, wo im Juli 1878 Friede geschlossen wurde. Rußland erhielt zwar große Besitzungen in Asien sowie am Pruth und an der Donau, auch hatte es den

angeblichen Zweck des Krieges, Befreiung der russischen Stammes- und Glaubensgenossen von türkischer Herrschaft, erreicht, aber nicht den eigentlichen Zweck: die ausschlaggebende Stellung am Bosporus. Die Schuld dieses Mißerfolges schob es Deutschland zu und näherte sich Frankreich; das Deutsche Reich mußte also fürchten, seine Waffen gleichzeitig gegen Osten und Westen kehren zu müssen. Deshalb vermittelte Fürst Bismarck 1879 mit Österreich ein Schutzbündnis gegen Rußland. Kaiser Wilhelm fiel es schwer, gegen seinen Neffen sich wappnen zu müssen; als dieser daher (1881) durch Meuchelmord fiel, versuchte er, den jungen Kaiser Alexander III. († 1894) zu einem neuen Dreikaiserbündnis zu bewegen, aber vergebens. Schon glaubten die Franzosen, die so lange ersehnte Rache an Deutschland endlich ausführen zu können, und rüsteten in fieberhafter Aufregung. Doch auch die deutsche Reichsregierung war nicht müßig; sie hatte schon 1883 durch die Aufnahme Italiens den bisherigen Zweibund in einen Dreibund erweitert.

Aber der Kaiser wollte die Sicherheit Deutschlands nicht von der Treue oder Stärke der Bundesgenossen abhängig machen, sondern jedem Gegner durch die eigene Kriegsmacht gewachsen sein und suchte deshalb diese nach Kräften zu verstärken. Bei der Beratung der Vorlage im Reichstage zeigte Bismarck, wie oft der Kaiser schon den Krieg vermieden habe, daß Deutschland sein Heer nur zum Schutze des Friedens verstärken wolle, nicht aus Furcht; denn, so rief er unseren kriegslustigen Nachbarn zu: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt.“ Die Vorlage wurde mit erdrückender Mehrheit bewilligt, und die Feinde im Osten und Westen legten die bereits erhobenen Waffen wieder nieder. Mit größter Gewissenhaftigkeit überwachte die deutsche Militärverwaltung auch die Einübung und Ausrüstung des Heeres; selbst der neunzigjährige Kaiser besuchte noch die Manöver. Auch die Kriegsflotte erfreute sich der gleichen Fürsorge; Kiel und Wilhelmshaven wurden zu Reichskriegshäfen erhoben, die Zahl der Schiffe von Jahr zu Jahr vermehrt. Beim Tode des Kaisers zählte sie außer der Torpedoflottille etwa siebzig Kriegsschiffe mit einer sehr seetüchtigen Bemannung. Sie hat die Aufgabe, die heimischen Küsten und den deutschen Handel im Auslande zu schützen. Das ist in nachdrücklicher Weise geschehen, so daß der deutsche Kaufmann nicht mehr jeder Willkür der Fremden ausgesetzt ist. 1872 nahm Kapitän Batsch der Republik Haiti zwei Schiffe weg, weil ein deutscher Kaufmann dort nicht zu seinem Rechte kommen konnte; 1873 schützte Werner die Deutschen in Spanien während eines Aufruhrs; 1878 bestrafte Wickede die Republik Nicaragua, weil der deutsche Konsul dort unwürdig behandelt worden war. Mit gleichem Nachdruck und Erfolge sind später deutsche Kapitäne in Liberia, Samoa, Chile, Brasilien, China und Marokko aufgetreten. Nun endlich konnte man auch den Gedanken des Großen Kurfürsten wieder aufnehmen, überseeische Kolonien zu gründen, um dem Fleiße und dem Thatendrange unseres Volkes neue Arbeitsfelder zu eröffnen. Seit 1882 wurden in Südwestafrika, ferner nicht weit von der ersten preußischen Kolonie (S. 69), in Togo sowie am Kamerunfluß deutsche Kolonien angelegt. Nicht lange danach stellte das Reich noch andere Gebiete unter seinen Schutz, wo deutsche Kaufleute bereits Land erworben

oder Handelsunternehmungen begonnen hatten: in Ostafrika und Neuguinea.

Trotz des lebhaften Wunsches Kaiser Wilhelms, Frieden zu halten und Frieden zu stiften, blieb ihm der Kampf mit dem Papste nicht erspart. Diesem waren die Siege des überwiegend evangelischen Preußens und Deutschlands über zwei katholische Großmächte nicht angenehm; dazu hatte Preußens Bundesgenosse von 1866 dem Papste den Kirchenstaat genommen und 1870 sogar Rom besetzt. Papst Pius IX., deutsche Bischöfe und preußische Abgeordnete baten König Wilhelm um Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes; aber der Kaiser mußte es ablehnen, in die inneren Verhältnisse Italiens sich einzumischen. Der Gegensatz zwischen dem Papste und dem evangelischen Kaiserreich wurde noch verstärkt durch das 1870 auf dem Konzil zu Rom verkündigte Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes in Sachen des Glaubens und der Moral. Vergebens hatten deutsche Bischöfe vor der Annahme dieses Glaubenssatzes gewarnt, zuletzt unterwarfen auch sie sich; aber viele deutsche Katholiken verwarfen jenes Dogma und bildeten als Altkatholiken eine besondere kirchliche Gemeinschaft. Der preußische Staat verhielt sich demgegenüber streng unparteiisch: er schützte die neue Kirchengemeinschaft wie die ältere und ließ die Staatsbeamten, welche das Unfehlbarkeitsdogma nicht anerkennen wollten, in ihrem Amte. Darob entbrannte der Kampf. Unter Billigung des Papstes schloß die „ultramontane" Partei im Reichstage ein Bündnis mit allen, welche dem Reiche und Preußen feindlich waren: mit Polen, Dänen, Welfen, Elsaß-Lothringern; deshalb griff auch der Staat zu schärferen Waffen. Unter dem Kultusminister Dr. Falk wurden (1872—1875) mehrere Gesetze erlassen, welche tief in das Leben der katholischen Kirche eingriffen, allerdings — obgleich unbeabsichtigt — auch die evangelische trafen. Die Redefreiheit der Geistlichen auf der Kanzel wurde eingeschränkt, das Aufsichtsrecht über die Volksschulen ihnen genommen; die Mitglieder der Orden wurden von dem Lehrfache, die Jesuiten aus Deutschland ausgeschlossen, den widerspenstigen katholischen Geistlichen die Staatszuschüsse entzogen; viele, selbst der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Trier, wanderten ins Gefängnis, die Gemeinden verwaisten. Der Kaiser bedauerte diesen für beide Teile gleich verderblichen Streit lebhaft; sobald daher (1878) in Leo XIII. ein milder gesinnter Mann den päpstlichen Stuhl bestieg, schloß die Regierung des Reichs und Preußens mit ihm nach und nach einen für Staat und Kirche annehmbaren Frieden. Der Staat erlangte das wichtige Zugeständnis, daß die Pfarreien und Bistümer nicht ohne seine Zustimmung besetzt werden können; auch blieb ihm die Schulaufsicht gewahrt. Die Jesuiten durften nicht zurückkehren, neue Orden dürfen sich nur mit staatlicher Genehmigung hier niederlassen.

Die soziale Gesetzgebung.

Während Staat und Kirche einander befehdeten, wuchs ihre gemeinsame Feindin, die Sozialdemokratie, die in den gewerblichen Verhältnissen Deutschlands einen kräftigen Nährboden fand. Der Handarbeit, die mit dem Großbetrieb schon genug zu kämpfen hatte, erwuchs ein neuer Feind in der

1869 eingeführten vollständigen Gewerbefreiheit. Viele selbständige, aber unfähige Meister überschwemmten mit schlechten Waren den Markt und drückten die Preise herab; große Magazine drängten sich zwischen Handwerker und Käufer. Infolge der deutschen Siege hatte sich der deutsche Außenhandel sowie das heimische Gewerbe sehr gehoben. Fabriken über Fabriken entstanden; selbst einfache Bürger, kleine Beamte, Handwerker und Landleute wollten ohne Mühe reich werden und gaben vertrauensselig ihr kleines Kapital gewissenlosen Gründern hin. Aber nur etwa zwei Jahre währte diese „Gründerzeit"; dann traten infolge der Überfüllung des Warenmarktes Stockungen ein; viele Fabriken mußten den Betrieb einschränken oder einstellen. Während die eigentlichen Gründer sich mit reichem Gewinn rechtzeitig zurückgezogen hatten, verloren die Teilhaber ihr Vermögen, die Arbeiter ihren Verdienst. Die Zahl der Unzufriedenen war also groß; viele derselben warfen sich der Sozialdemokratie in die Arme, die ihren Ursprung auf zwei Männer jüdischer Abkunft, auf Lassalle und Marx, zurückführt und ihren Anhängern den Himmel auf Erden verspricht. Alles, was einen Nutzen gewährt, wie Grundeigentum, Maschinen, Häuser und Vieh, soll dem Staate, d. i. der Gesamtheit aller Bewohner, gehören; die Arbeit soll vom Staate geregelt werden, alle sollen gleichen Gewinnanteil und gleiche Erziehung erhalten. Religion ist Privatsache, die Ehe wird abgeschafft; auch ein Vaterland soll der Bürger dieses Staates nicht mehr kennen. Die Führer der Sozialdemokraten suchten durch die Presse und in Vereinen das Volk aufzureizen und fanden leider williges Gehör; daß der von ihnen verheißene Zukunftsstaat unmöglich ist, daran dachten wenige. Die Verhetzung des Volkes ging so weit, daß zwei verkommene Menschen auf den hochbetagten Kaiser schossen. Um die Quelle dieses Übels zu verstopfen, begann die Reichsregierung eine Sozialpolitik zum Wohl der Arbeiter, wie sie die Welt bis dahin noch nicht gekannt hatte.

Zwar war auch bisher schon manches geschehen, die äußere Lage der Arbeiter zu erleichtern: die allgemeine Schulpflicht hatte ihren Bildungsstand gehoben, die Reichsverfassung sie den übrigen Ständen politisch gleichgestellt, durch Einrichtung von Spar-, Vorschuß-, Konsum- und Knappschaftsvereinen, durch Errichtung von vielen tausend Arbeiterhäusern hatte sich ihre äußere Lage gebessert; dennoch hatten sie manchen gerechten Grund zur Klage. Niemand schützte sie vor der Not, in welche sie durch Arbeitsmangel, Krankheit, Unfall oder Alter gerieten; die Arbeitsräume waren nicht immer gesund, Frauen und Kinder litten oft unter zu harter Arbeit. Die großartige Umwälzung auf gewerblichem Gebiete war so rasch vor sich gegangen, daß solche Übelstände sich nicht verhüten ließen; doch hatte die Reichsregierung sie längst erkannt. Schon hatte sie (1878) Fabrikinspektoren eingesetzt, welche darüber zu wachen haben, daß die zum Wohl der Arbeiter erlassenen Vorschriften gewissenhaft erfüllt werden; die neu errichteten Einigungsämter sollten Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern schlichten; auch wurde die Frauen-, Kinder- und Sonntagsarbeit beschränkt. Als das deutsche Volk aus Freude über die Wiedergenesung des Kaisers 1740000 Mark gesammelt hatte — die einzelne Gabe durfte nicht über eine Mark betragen —,

bestimmte der Kaiser diese Summe unter dem Namen „Kaiser Wilhelms-Spende" zu einer Altersversorgung für Arbeiter. Doch dies genügte ihm noch nicht; er wollte alle Arbeiter gegen Not durch Erkrankung und Unfälle schützen und ihnen eine Versorgung im Alter gewähren. „Wir halten es für Unsere kaiserliche Pflicht," so sprach er in der Botschaft, mit welcher er am 17. November 1881 den Reichstag eröffnen ließ, „dem Reichstage diese Aufgabe ans Herz zu legen, und würden mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauerhafte Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen." Mit dieser Botschaft hat sich Kaiser Wilhelm ein Denkmal für ewige Zeiten gesetzt. Von dem größten Segen für die wirtschaftlich Schwachen sind die infolge dieser Botschaft vom Reiche eingerichteten Kassen der Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung.

Nach dem Krankenversicherungsgesetz können sich alle gegen Lohn beschäftigten Personen für Krankheitsfälle bis zu dreizehn Wochen freie ärztliche Behandlung und ein Krankengeld sichern. Die Kosten dieser Versicherung werden durch Beiträge gedeckt, die zu $^2/_3$ von dem Versicherungspflichtigen, zu $^1/_3$ von dem Arbeitgeber getragen werden. Die Gesamtsumme der von deutschen Krankenkassen gezahlten Gelder beträgt schon jetzt jährlich mehr als 100 Millionen Mark.

Nach dem Unfallversicherungsgesetz müssen die Arbeiter in Fabriken, in Land- und Forstwirtschaft, im Betriebe der Post und Telegraphie, der Marine- und Heeresverwaltung, des Transportgewerbes, die Bauarbeiter und Seeleute, ebenso die Betriebsbeamten, soweit sie nicht über 2000 Mark Jahreseinnahme beziehen, durch ihre Arbeitgeber gegen Betriebsunfälle versichert werden. Die Versicherungspflichtigen zahlen keine Beiträge, erhalten aber bei einem ihnen bei der Arbeit zugestoßenen Unfall in den ersten dreizehn Wochen aus der Krankenversicherung Heilungskosten und Krankengeld, von da ab aus der Unfallversicherung eine Unfallrente bis zu $^2/_3$ des bisherigen Arbeitsverdienstes. Im Todesfalle bekommen die Hinterbliebenen Ersatz der Beerdigungskosten, Witwen und Kinder eine Unfallrente. Die von der Unfallversicherung gezahlten Entschädigungen betragen jährlich über 50 Millionen Mark.

Das Gesetz über die Invaliditäts- und Altersversicherung sichert den dauernd Erwerbsunfähigen (Invaliden) und den alten Arbeitern eine Rente. Die dazu erforderlichen Mittel werden von den Arbeitern, den Arbeitgebern und dem Deutschen Reiche aufgebracht. Der Versicherte erwirbt einen Anspruch auf Invalidenrente nach fünf, auf Altersrente nach dreißig Beitragsjahren. Die Höhe der Rente ist abhängig von der Lohnklasse und von der Versicherungsdauer; sie reicht hin, den Versicherten vor völliger Verarmung zu schützen, überhebt ihn aber nicht der Notwendigkeit eigener Ersparnisse. Das Reich zahlt zu jeder Rente jährlich 50 Mark. Die für Invaliditäts- und Altersrente zu zahlende Summe wächst von Jahr zu Jahr; 1896 betrug sie schon etwa 50 Millionen Mark. Welche Riesenaufgabe das Deutsche Reich sich damit gestellt hatte, zeigte sich erst deutlich, nachdem diese Kassen in Wirksamkeit getreten waren. Im ersten Jahrzehnt (1884—1894) sind, obgleich die Alters- und Invaliditätsversicherung erst für vier Jahre in Betracht kommt, für Arbeiterversicherung rund eine Milliarde Mark verausgabt, etwa die Hälfte dieser Summe ist nicht von Arbeitern beigetragen worden.

Der Ausbau der deutschen Reichseinheit war inzwischen nicht versäumt worden, bildeten doch auch die neuen Versicherungsgesetze ein ganz Deutschland umschließendes Band! Schon in den ersten Jahren wurden für das Reich einheitliche Maße, Münzen und Gewichte eingeführt, die Post-

und Telegraphenverwaltung wurde vom Reiche übernommen, und besonders durch den deutschen Generalpostmeister Dr. Stephan wurde der Weltpostverein ins Leben gerufen. Um das Reich hinsichtlich seiner Einnahmen von den Einzelstaaten unabhängig zu machen, wurden ihm die Einnahmen aus den Zöllen überwiesen. Ganz Deutschland bildet jetzt ein Zollgebiet. Noch wichtiger war die Herbeiführung einer einheitlichen Rechtspflege in Deutschland. Ein Reichsstrafgesetzbuch trat sofort nach Errichtung des Reichs, eine einheitliche Gerichtsverfassung 1879 in Kraft; auch wurde in mehr als zwanzigjähriger Arbeit ein deutsches Bürgerliches Gesetzbuch fertig gestellt.

Kaiser Wilhelms Friedensarbeit für Preußen.

Des Kaisers Fürsorge für das Reich kam ja auch Preußen zu gute; aber um dieses hat er sich auch noch besondere Verdienste erworben. Von jeher haben Preußens Könige der Landwirtschaft ihre landesväterliche Fürsorge zugewandt; in dieser Zeit der sozialen Gärung mußte dem Könige noch ganz besonders daran gelegen sein, im Lande einen leistungsfähigen Stand der Bauern und Gutsbesitzer zu erhalten. Von Reichs wegen wurde durch Getreidezölle die Einfuhr ausländischer landwirtschaftlicher Erzeugnisse erschwert; der preußische Staat half durch Förderung des landwirtschaftlichen Kreditwesens, Unterstützung landwirtschaftlicher Vereine, Errichtung und Hebung landwirtschaftlicher Schulen und durch Erleichterung der Ablösung von Grundlasten. Auch das Verkehrswesen erfreute sich der sorgfältigsten Fürsorge. Der Postverkehr erreichte durch Einführung des billigen Portos für Briefe, Pakete, Drucksachen, Warenproben, durch Anstellung von Landbriefträgern, durch Errichtung von Postanstalten und Anbringung von Briefkasten selbst auf den Dörfern, der Telegraphenverkehr durch Ermäßigung der Gebühren und Einrichtung von Fernsprechanstalten einen riesigen Umfang. Während die Regierung den Ausbau des Landstraßennetzes den einzelnen Kreisen überließ, führte sie eine Verstaatlichung der Eisenbahnen durch und förderte mit Eifer den Kanalbau. Bisher waren die meisten deutschen Eisenbahnen Eigentum von Privatleuten, die nur für ihr Interesse sorgten. Fürst Bismarck erstrebte den Ankauf sämtlicher deutschen Eisenbahnen durch das Reich; da er hiermit auf den Widerstand der Bundesfürsten stieß, suchte er wenigstens die Eisenbahnen Preußens zu verstaatlichen. Der Landtag stimmte zu, zum großen Segen für das ganze Land. Nur unbedeutende Bahnen, die der Staat nicht ankaufen wollte, und viele der in neuerer Zeit erbauten Kleinbahnen sind jetzt noch im Privatbesitz. Zur Förderung der Binnenschiffahrt und zur Bodenentwässerung wurden mehrere Kanäle angelegt. So wurde der Main von Frankfurt abwärts kanalisiert, Emden und Wilhelmshaven durch den Ems-Jadekanal verbunden, ebenso eine Wasserverbindung zwischen Rhein und Ems sowie zwischen der Oberspree und der Oder, vor allem aber der Nordostseekanal (1887) in Angriff genommen, der auch für unsere Küstenverteidigung von Bedeutung werden sollte. Das Aufblühen von Handel und Gewerbe hatte zur Folge, daß (1878) von dem Handelsministerium ein besonderes (9.) Ministerium der öffentlichen Arbeiten abgezweigt

wurde, dem auch die Verwaltung der Staatseisenbahnen obliegt. Um die Staatsregierung zu entlasten und dem Volke eine größere Teilnahme an der Verwaltung zu gewähren, dehnte König Wilhelm die von seinem Vater begonnene Selbstverwaltung noch weiter aus, indem er (1872) die Kreis- und (seit 1875) die Provinzialordnung einführte.

Die Landesverwaltung wird teils von Staatsbehörden, teils von Organen der Selbstverwaltung ausgeübt. An der Spitze der Staatsverwaltung steht das Staatsministerium; es zerfällt in neun einzelne Ministerien:

1. Das Ministerium des Innern; ihm ist die eigentliche Landesverwaltung anvertraut, soweit sie nicht, wie die Schulverwaltung, anderen Ministerien übertragen ist.
2. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ist mit dem Auswärtigen Amt des Deutschen Reiches verschmolzen; Preußen unterhält für sich nur noch Gesandte bei den Bundesstaaten und beim päpstlichen Stuhle, außerdem einige Konsularbeamte, so in Hamburg und Bremen.
3. Das Kriegsministerium regelt die Einstellung, Bekleidung, Bewaffnung sämtlicher Truppen des deutschen Reichsheeres, ausgenommen die bayrischen, württembergischen und sächsischen.
4. Das Finanzministerium verwaltet die sämtlichen Einnahmen und Ausgaben des Staates. Die Einnahmen ergeben sich hauptsächlich aus den Staatseisenbahnen, Domänen, Forsten, Bergwerken und Steuern. (S. 340.)
5. Das Justizministerium überwacht die Ausbildung, Prüfung und Führung der richterlichen Personen, sorgt für deren Anstellung und Besoldung sowie für die Unterhaltung der Gerichtsgebäude. Im ganzen Deutschen Reiche gilt dasselbe Straf- und Privatrecht und besteht dieselbe Gerichtsverfassung. Für Übertretungen und leichtere Vergehen sowie für Klagen um Gegenstände bis 300 Mark ist das Amtsgericht zuständig, das auch die Grundbuch- und Vormundschaftssachen verwaltet. Ein Amtsrichter und zwei Laien (Schöffen) bilden das Schöffengericht. Klagen um größere Wertgegenstände sowie schwerere Vergehen und alle Verbrechen gehören vor das Landgericht, Hoch- und Landesverrat vor das Reichsgericht in Leipzig. Drei Landrichter und zwölf Geschworene (Laien) bilden das Schwurgericht. Außerdem wirken Laien bei der Rechtspflege noch mit als Schiedsrichter sowie als Mitglieder der Gewerbe- und Handelsgerichte. (Diese fünf Ministerien bestehen seit 1808.)
6. Das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten überwacht die äußeren Angelegenheiten der Landeskirche (S. 322), führt die Oberaufsicht über sämtliche Bildungsanstalten des Landes, ausgenommen die militärischen, gewerblichen und Seemannsschulen, und ergreift alle Maßregeln, welche von Staats wegen für die Gesundheit der Bürger erforderlich sind. Die Hochschulen stehen unmittelbar unter dem Ministerium, die übrigen unter Provinzialbehörden. (Errichtet 1817.)
7. Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten (1848).
8. Ministerium für Handel und Gewerbe; ihm ist auch das Berg-, Hütten- und Salinenwesen unterstellt (1848).
9. Das Ministerium für öffentliche Arbeiten verwaltet das Eisenbahn- und das Bauwesen (Hoch-, Wasser- und Straßenbau); unter dem Ministerium bestehen 20 Eisenbahndirektionen (1878).

Zur Unterstützung der zuletzt genannten Behörden dienen der Volkswirtschaftsrat, der Eisenbahnrat, die Landwirtschafts-, Handels- und Handwerkerkammern, alle aus Laien gebildet.

Die Verwaltung der Provinz liegt teils den Staatsbehörden ob, teils ist sie Sache der Selbstverwaltung und durch Provinzial-, Kreis-, Städte- und Gemeindeordnungen geregelt. Der oberste Civilbeamte der Provinz ist der Oberpräsident. Ihm sind alle Behörden unterstellt, ausgenommen die Gerichte, die Post- und Eisenbahndirektionen und die Militärverwaltung; das ihm untergeordnete

Provinzialschulkollegium führt die Aufsicht über das höhere Schulwesen der Provinz. Von den Kreistagen (s. u.!) gewählte Abgeordnete treten meistens alle zwei Jahre zu einem Provinziallandtage zusammen, der über Angelegenheiten der Provinz berät und beschließt. Dem von ihm gewählten Landesdirektor liegt die Verwaltung der laufenden Geschäfte ob; ihm steht der Provinzialrat (Oberpräsident, ein sonstiger Beamter und fünf vom Provinzialausschuß gewählte andere Einwohner der Provinz) zur Seite.

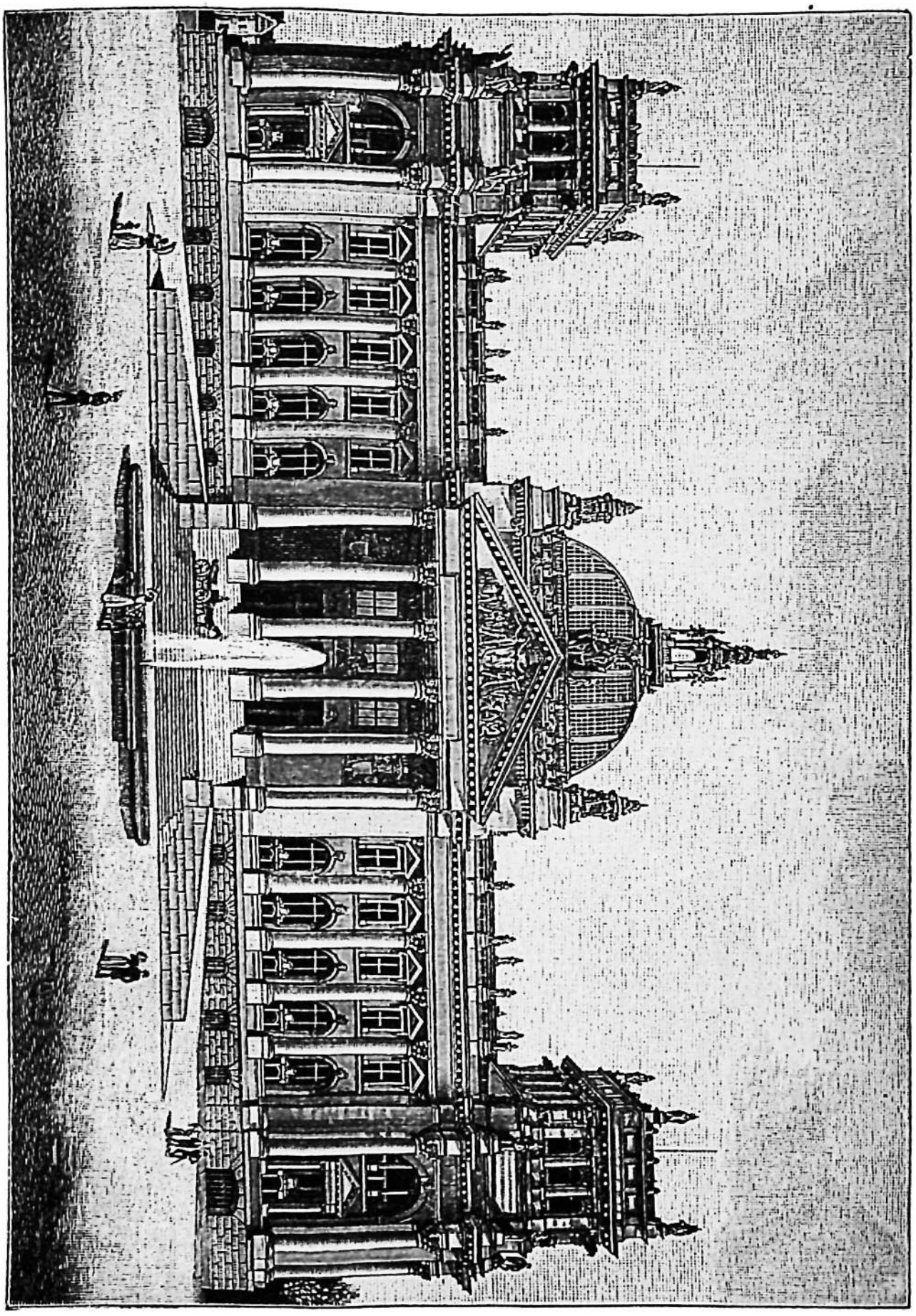
Der Regierungsbezirk wird von der Königlichen Regierung verwaltet, an deren Spitze der Regierungspräsident steht. Sie bearbeitet sämtliche Zweige der inneren Verwaltung, soweit diese nicht besonderen Behörden (Gerichten, Konsistorien, Post- und Eisenbahnbehörden) übertragen sind. Dem Regierungspräsidenten steht der Bezirksausschuß (Präsident und zwei weitere Mitglieder der Regierung sowie vier vom Provinzialausschuß ernannte Einwohner des Bezirks) zur Seite.

Der Regierungsbezirk zerfällt in Land- und Stadtkreise. Den Landkreis verwaltet als königlicher Beamter der Landrat; neben ihm stehen als königliche Kreisbeamte der Kreisphysikus, -tierarzt, -bau- und -schulinspektor, als Organe der Selbstverwaltung der von den Einwohnern des Kreises gewählte Kreistag und der Kreisausschuß (Landrat und sechs Kreistagsmitglieder). Die großen Städte bilden einen Stadtkreis; die im Landkreise vom Landrat, Kreistag und Kreisausschuß versehenen Geschäfte werden im Stadtkreise von dem [Ober-]Bürgermeister, den städtischen Behörden und dem Stadtausschuß wahrgenommen.

Die Stadt- und Landgemeinden verwalten sich selbst unter Aufsicht der Königlichen Regierung und des Landrats. Die Bürger wählen als ihre Vertreter Bürgervorsteher (Stadtverordnete), diese wählen den Magistrat, der aus dem Bürgermeister, einem Beigeordneten (Syndikus) und den Senatoren (Ratsherren) besteht und die eigentliche städtische Verwaltungsbehörde ist. Die Landgemeinde wird von dem Ortsvorsteher (Schulzen) und den Beigeordneten (Schöffen) verwaltet, die von den Einwohnern gewählt werden.

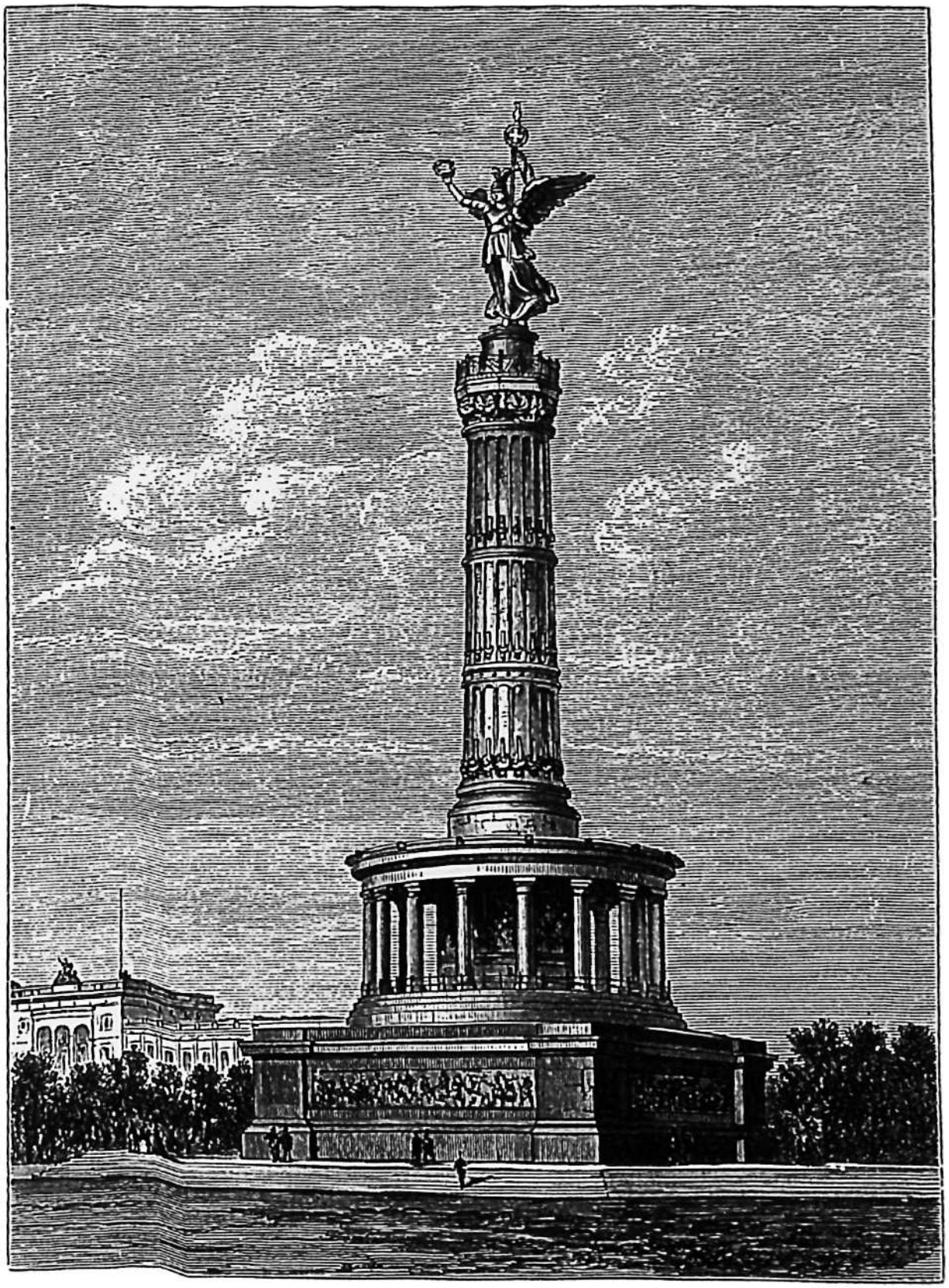
Auch Kunst und Wissenschaft, Schule und Kirche erfreuten sich unter der Regierung König Wilhelms sorgfältiger Pflege. In Berlin, das sich unter ihm zu einer der schönsten Weltstädte entwickelte, entstand das großartige Reichspost- und das Reichstagsgebäude, die Nationalgalerie, die Siegessäule, das Denkmal des Freiherrn vom Stein. Das Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten zu Berlin wurde beim Einzuge der siegreichen Truppen (1871) enthüllt; ebenso errichtete Kaiser Wilhelm seinem Bruder Friedrich Wilhelm IV. ein Denkmal vor der Nationalgalerie, seiner Mutter ein Marmorstandbild dem des Vaters gegenüber im Tiergarten und ebenso dem Könige Friedrich Wilhelm I. im Lustgarten zu Potsdam. 1875 enthüllte Kaiser Wilhelm das mit seiner Unterstützung endlich vollendete Hermannsdenkmal bei Detmold, und am Geburtstage seines Bruders (15. Oktober, S. 238) 1880 legte er unter großartiger Feier den Schlußstein zum Kölner Dom. Wenige Jahre später (1883) konnte er das Nationaldenkmal auf dem Niederwald einweihen. Reichen Gewinn für Kunst und Wissenschaft zugleich ergaben die mit Unterstützung des Kaisers veranstalteten Ausgrabungen in Olympia und Pergamum; diese sowie die von Schliemann auf der Stätte des alten Troja ausgegrabenen und dem Deutschen Reiche geschenkten Altertümer bilden jetzt einen wertvollen Bestand der Berliner Museen.

Das höhere Schulwesen wurde durch die Errichtung von Realgymnasien weiterentwickelt; aber viel mehr geschah für das Volksschulwesen. Nach dem Schulaufsichtsgesetze von 1872 „steht die Aufsicht über alle



Das Reichstagsgebäude in Berlin.

öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten dem Staate zu. Demgemäß handeln alle mit dieser Aufsicht betrauten Behörden und Beamten



Die Siegessäule in Berlin.

im Auftrage des Staates". Durch die von dem Unterrichtsminister Dr. Falk erlassenen Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 wurden

der Volksschule höhere Ziele gesteckt, die Zahl der in einer Schule zulässigen Kinder beschränkt und infolgedessen viele neue Schulen erbaut. Um die erforderliche Anzahl Lehrer zu gewinnen, wurden Präparandenanstalten und 50 neue Seminare eingerichtet. Die Anforderungen an die Ausbildung der Lehrer wurden durch die „Prüfungsordnung für Volksschullehrer, Lehrer an Mittelschulen und Rektoren" erhöht, dadurch diesen aber auch weitere Bahnen geöffnet. Die äußere Lage der Volksschullehrer wurde gehoben durch Gewährung von Dienstalterszulagen aus Staatsmitteln (seit 1873) und durch Erlaß eines Pensionsgesetzes (1885).

Kaiser Wilhelm war ein frommer Christ; deshalb lag es ihm auch am Herzen, „daß dem Volke nicht die Religion verloren gehe". Dazu sollte auch die Schule helfen. „Auf der Religion und den Schulen ruht die Zukunft des Volkes," sprach er einst, und: „Die religiöse Erziehung muß noch viel tiefer und ernster aufgefaßt werden." Als oberster Bischof der evangelischen Kirche Preußens suchte er der zunehmenden religiösen und kirchlichen Gleichgültigkeit dadurch zu steuern, daß er durch Erlaß einer neuen Kirchengemeinde- und Synodalordnung auch weitere Kreise der Gemeinde zur Mithilfe aufrief.

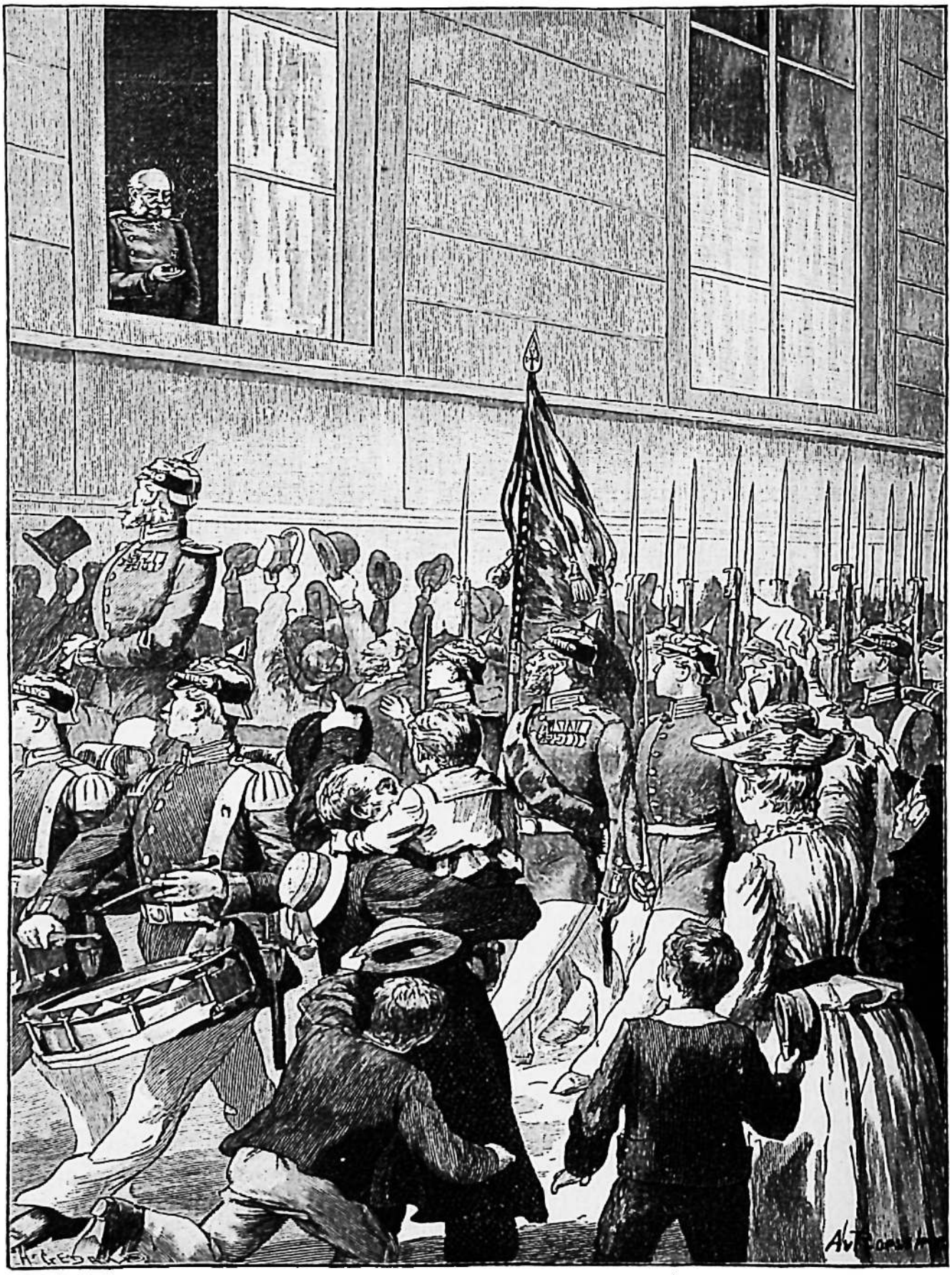
Die meisten Evangelischen der neun alten Provinzen, Lutheraner und Reformierte, im ganzen fast 15 Millionen, gehören der evangelischen (unierten) Landeskirche an. Ihre oberste Kirchenbehörde ist der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin, der unmittelbar dem Könige unterstellt ist. Unter dem Oberkirchenrat steht in jeder der neun älteren Provinzen mit dem Sitz in der Provinzialhauptstadt ein Konsistorium, das die Aufsicht über das gesamte kirchliche Leben der Provinz führt. Diese Aufgabe liegt besonders den obersten geistlichen Mitgliedern des Konsistoriums, den Generalsuperintendenten, ob. Der Konsistorialbezirk gliedert sich wieder in Diöcesen, Superintendenturen, Propsteien oder Inspektionen, deren jede von einem Superintendenten (Propst) verwaltet wird und in mehrere Pfarreien oder Kirchspiele zerfällt. Durch die Kirchengemeinde- und Synodalordnung wird neben den Kirchenbehörden auch den Kirchengemeinden Einfluß auf die Kirchenverwaltung eingeräumt. In jedem Kirchspiel werden aus den Gemeindegliedern Kirchenälteste gewählt, die den Geistlichen bei der Verwaltung der äußeren kirchlichen Angelegenheiten, in der Almosenpflege und Kirchenzucht unterstützen und unter seinem Vorsitz den Kirchenrat oder Kirchenvorstand bilden. Alle Geistlichen einer Diöcese und die doppelte Anzahl von den Gemeinden gewählter Laien treten — in der Regel jährlich — unter dem Vorsitz des Superintendenten zu einer Kreissynode zusammen, um über Vorlagen der Kirchenbehörden oder über eigene kirchliche Angelegenheiten zu beraten. Von den Kreissynoden gewählte Abgeordnete versammeln sich auf Berufung des Konsistoriums gewöhnlich alle drei Jahre mit den vom Könige ernannten Mitgliedern zu einer Provinzialsynode. In der Regel alle sechs Jahre wird auf den Ruf des Königs die Landes- oder Generalsynode für die neun älteren Provinzen in Berlin abgehalten. Zu ihr gehören dreißig vom Könige ernannte Mitglieder, die Generalsuperintendenten, sechs Vertreter der Universitäten und 150 von den Provinzialsynoden gewählte Abgeordnete. Die Synoden haben das Recht, Steuern für kirchliche Zwecke zu erheben; Kirchengesetze bedürfen der Zustimmung der Generalsynode und neben der Unterschrift des Königs der Gegenzeichnung des Präsidenten des Oberkirchenrats. Für die Zeit der Vertagung wählt jede Synode einen Ausschuß, der ihre laufenden Geschäfte erledigt. Die evangelischen Kirchen der drei neuen Provinzen sind der unierten Landeskirche nicht angeschlossen, stehen also nicht unter dem Oberkirchenrat, sondern unter dem Kultusministerium; im übrigen sind aber die Kirchenbehörden, sowie die Gemeindevertretung durch eine Kirchenvorstands- und Synodalordnung ähnlich eingerichtet wie in den alten Provinzen.

An der Spitze der katholischen Kirche steht der Papst; ihr Gebiet ist in Erzbistümer und Bistümer geteilt. In Preußen bestehen zwei Erzbistümer und zehn Bistümer, nämlich: das Erzbistum Posen-Gnesen mit dem Bistum Kulm, das Erzbistum Köln mit den Bistümern Trier, Münster und Paderborn, die Bistümer Fulda und Limburg; die Bistümer Breslau, das auch einen Teil von Österreichisch-Schlesien umfaßt, Ermland, Hildesheim und Osnabrück sind unmittelbar dem Papste unterstellt. Die katholische Kirche hat keine Synodalordnung und gewährt den Laien nur Einfluß auf die Vermögensverwaltung der Kirchspiele durch gewählte Vertreter.

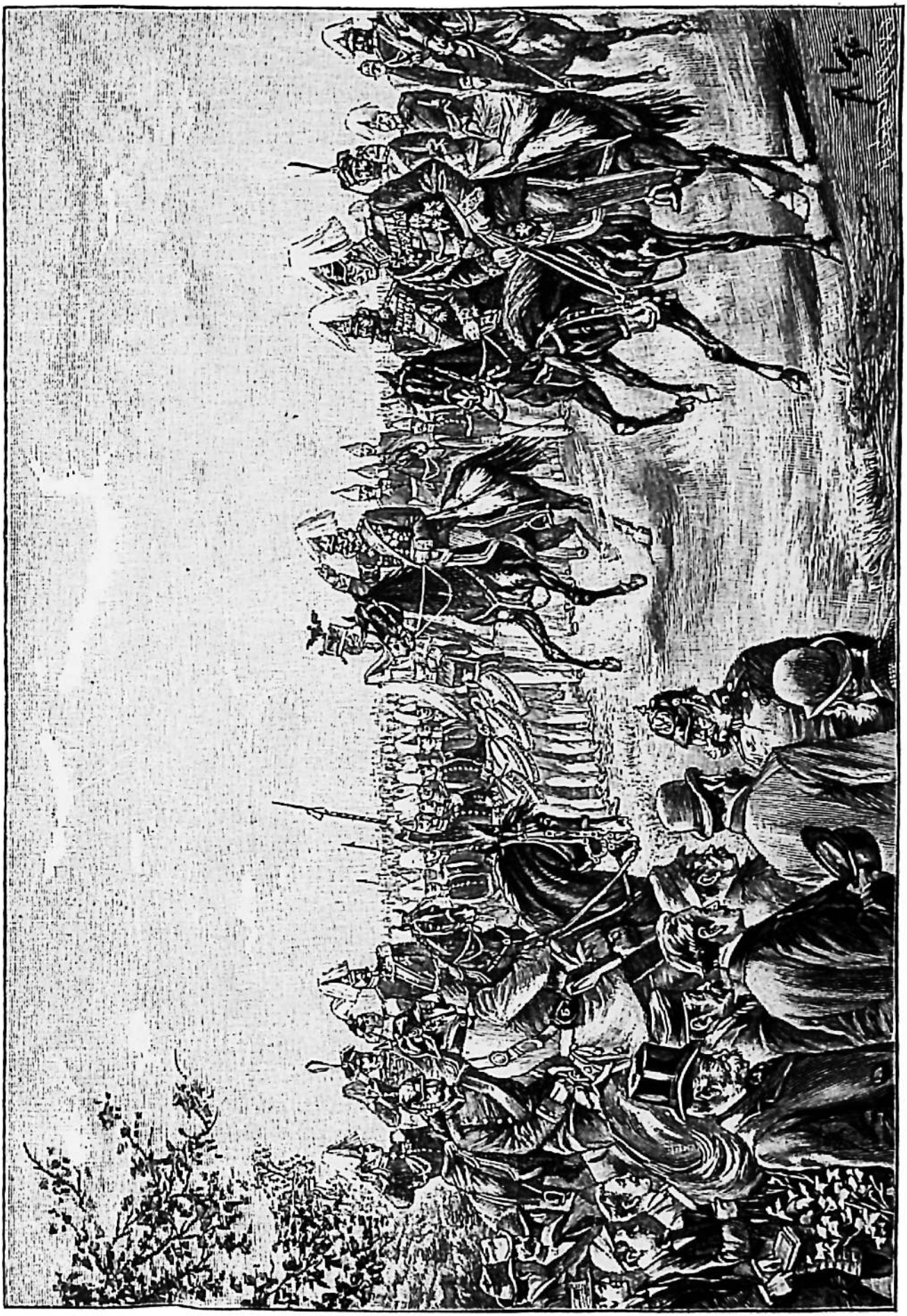
Kaiser Wilhelms Lebensabend und Heimgang.

Es war ein großer Segen für das deutsche Volk, daß Kaiser Wilhelm bis in das hohe Greisenalter in voller körperlicher und geistiger Frische an der Befestigung seines Lebenswerkes arbeiten konnte. Stundenlang saß der Neunzigjährige noch täglich am Arbeitstisch, oder er nahm Vorträge entgegen und empfing Besuche. Wie er im Kriege selber seine Heere führte, so war er auch in Wahrheit die Seele seiner Regierung; selbst von den kleinsten Sachen, die in seinem Namen geschahen, nahm er Kenntnis. Trotzdem mochte er in seiner großen Gewissenhaftigkeit und Ordnungsliebe nichts aufschieben; daher blieben ihm zur Erholung täglich nur wenige Stunden. Im Sommer weilte er gern einige Wochen im Bade Ems oder Gastein oder auch auf der Insel Mainau im Bodensee; am liebsten aber war er in Babelsberg. Wie ein schlichter Landedelmann schritt er da schon am frühen Morgen durch Hof und Ställe, fütterte eigenhändig seine Hühner und machte, auf einen einfachen, von ihm selber geschnittenen Haselstock sich stützend, einen Spaziergang durch den Park. In Berlin bewohnte er nicht das große Residenzschloß, sondern ein kleineres neben dem Denkmal Friedrichs des Großen. Sobald mittags die Wache vorüberzog, trat er ans Fenster, und sofort entblößten sich alle Häupter des zahlreich versammelten Volkes zu ehrfurchtsvollem Gruße. Weder Arbeit noch Unpäßlichkeit vermochten den Kaiser davon zurückzuhalten, weil er wußte, daß viele schon lange warteten, selbst weite Reisen gemacht hatten, um ihn zu sehen. Im Spätsommer musterte der Kaiser mit scharfem Kennerblick seine Truppen. Als der Leibarzt ihn einst des schlechten Wetters wegen vor dem Besuch des Paradefeldes warnte, weil sonst das Schlimmste zu befürchten sei, antwortete er: „Dann sterbe ich wenigstens im Dienst. Ein König von Preußen, der nicht mehr zu seinen Soldaten gehen und die Verpflichtungen seines Amts erfüllen kann, der ist kein König mehr und müßte die Regierung niederlegen."

Allem Prunke abhold, trug der Kaiser fast stets die einfache Offiziersuniform, im schmucklosen Schlafzimmer ruhte er auf eisernem Feldbett; auch seine Mahlzeiten waren höchst einfach. Aber obwohl er für sich selber so sparsam war, hatte er doch stets eine offene Hand, wenn es galt, Notleidende zu unterstützen, und hierbei stand ihm seine Gemahlin, die Kaiserin Augusta, treu zur Seite, die sich durch Stiftung oder Unterstützung zahlreicher Vereine oder Anstalten für Krankenpflege, Volkswohl und Bildung ein dauerndes Denkmal in dem Herzen des deutschen Volkes errichtet hat. Mit der Einfachheit des Kaisers paarte sich Bescheidenheit, Dankbarkeit und Güte. Er



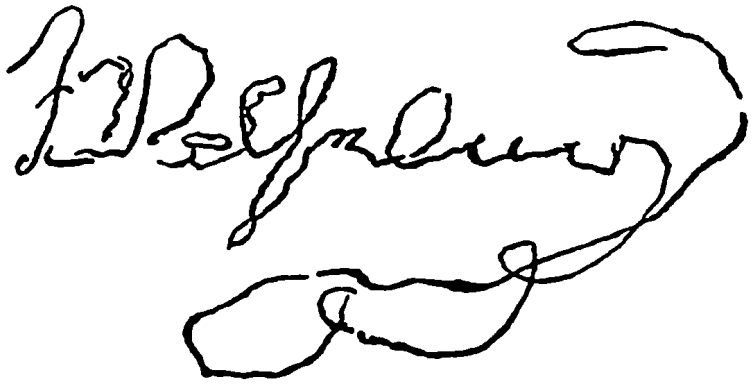
Kaiser Wilhelm am hiſtoriſchen Eckfenſter.



Parade unter Wilhelm dem Großen.

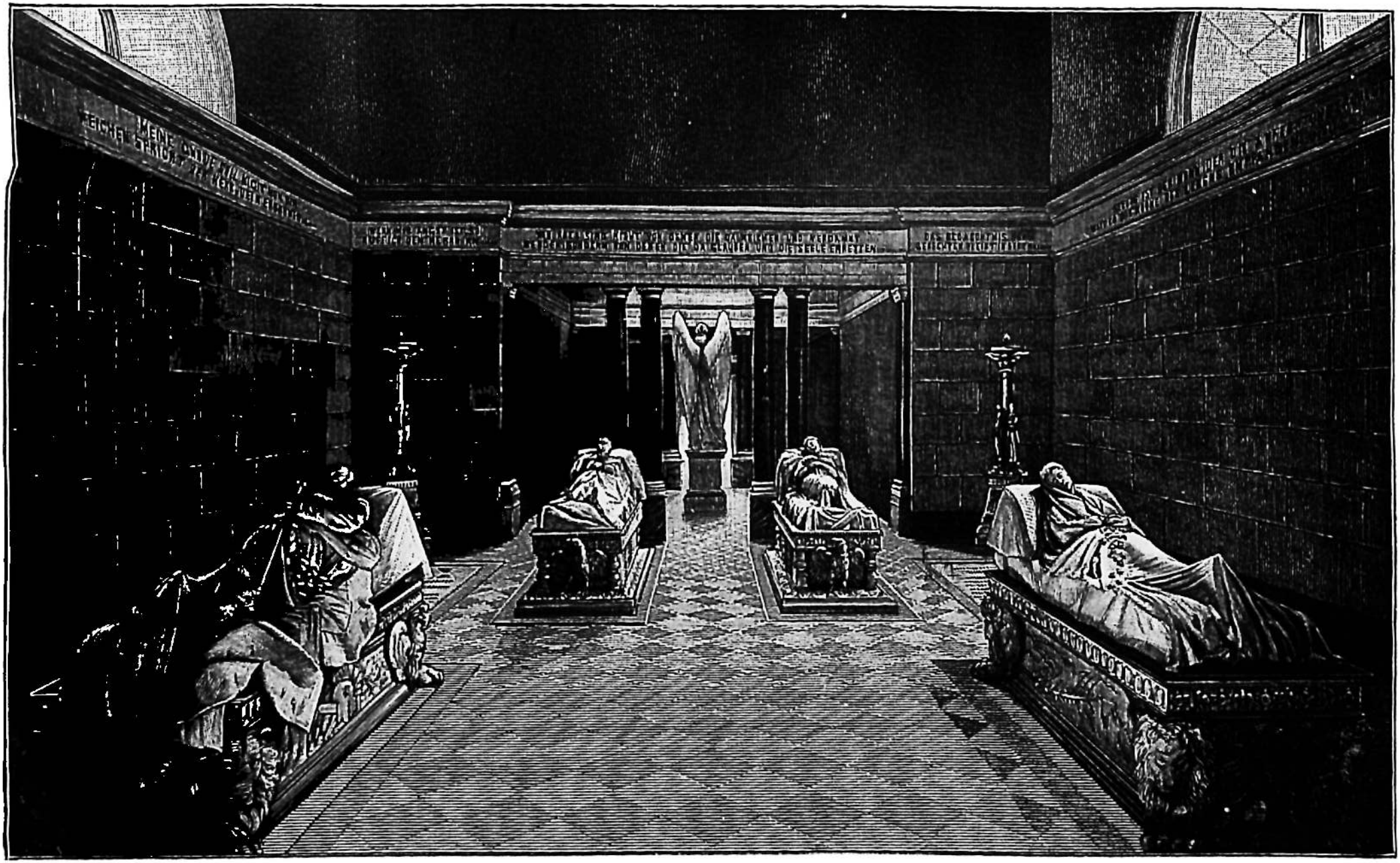
selber sah sich nur als Gottes Werkzeug an, von eigenem Verdienst ist nie die Rede; wie dankbar rühmt er dagegen die Verdienste seiner großen Gehilfen! Trotz seiner Milde fehlte es ihm nicht an der Festigkeit des Willens. Nie lieh er Günstlingen sein Ohr, seine bewährten Diener aber schützte er in ihren Ämtern gegen jeden Angriff.

Reich gesegnet war der Kaiser auch in seiner Familie. Er konnte das Fest der goldenen Hochzeit feiern, sein Sohn und Thronfolger, Kronprinz Friedrich Wilhelm, war von blühenden Kindern umgeben. Eine große Freude war es dem Kaiser, als sein ältester Enkel, Prinz Wilhelm, sich am 27. Februar 1881 mit der Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein vermählte, und als diesem Fürstenpaare am 6. Mai 1882 der erste Sohn geboren wurde, da brach der kaiserliche Urgroßvater in die Worte aus: „Hurra, vier Könige!“ Den neunzigsten Geburtstag des allbeliebten Herrschers feierte auch der geringste Arbeiter. Doch bald nach diesem Tage erkrankte der Kronprinz an einem unheilbaren Halsleiden. Alle Kunst der Ärzte, auch das



Letzte Unterschrift Kaiser Wilhelms.

milde Klima des Südens vermochte nicht zu helfen. Dazu starb plötzlich ein hoffnungsvoller Enkel des Kaisers, Prinz Ludwig von Baden. Diese Schläge waren zu hart für den Greis. Seine Lebenskräfte begannen zu versiegen; eine leichte Erkältung warf ihn aufs Krankenlager, das er selber als sein Sterbebett bezeichnete. Wie ein gewissenhafter Hausvater und frommer Christ bereitete er sich auf den Tod vor, sprach mit dem Fürsten Bismarck über die politische Lage Europas, erteilte seinem Enkel weise Ratschläge, und als seine Tochter ihn fragte, ob er denn nicht müde werde, erwiderte er: „Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein.“ Noch am Tage vor seinem Tode unterschrieb er eine Verordnung über den Schluß des Reichstages. Fürst Bismarck bat ihn, er möge nur den Anfangsbuchstaben seines Namens schreiben; der gewissenhafte Herrscher unterschrieb aber, wenn auch mit äußerster Kraftanstrengung, seinen vollen Namen. Es war seine letzte Unterschrift. Der Oberhofprediger D. Kögel tröstete den Sterbenden mit passenden Bibelsprüchen; als die Frau Großherzogin Luise von Baden nach Verlesung von Luk. 2, 29 ihn fragte: „Vater, hast Du es auch verstanden?“ erwiderte er: „Ja“, wiederholte die Worte: „meine Augen haben deinen Heiland gesehen“ und fügte hinzu: „Er hat mir in seinem Namen geholfen.“ Die Kaiserin saß



Das Mausoleum zu Charlottenburg.

Im Hintergrunde die Grabdenkmäler König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, im Vordergrunde die Kaiser Wilhelms des Großen und der Kaiserin Augusta.

am Bett, die Hand des sterbenden Gemahls umfassend; Prinz Wilhelm beobachtete kniend die immer schwächer werdenden Atemzüge des geliebten Großvaters. Am Morgen des 9. März 1888 entschlummerte der große Kaiser ohne Todeskampf unter dem Gebet des Hofpredigers. Die Todesnachricht verbreitete sich rasch über den ganzen Erdenball. Jeder wußte, daß der bedeutendste, berühmteste und mächtigste Herrscher der Erde geschieden sei, und besorgt fragte sich wohl mancher: Was nun? Ganz Deutschland glich einem Trauerhause. Tausende eilten nach Berlin, um die im Dome aufgebahrte Leiche des geliebten Herrschers noch einmal zu sehen. Die Beisetzung erfolgte unter Teilnahme von Königen, Prinzen und Fürsten, von Abgeordneten sämtlicher Staaten der Erde; aus allen deutschen Gauen waren die alten Krieger herbeigeeilt. Im Anblick der Siegessäule empfing die Garde die irdischen Überreste ihres großen Kriegsherrn, der sie so oft zum Siege geführt, und geleitete sie nach Charlottenburg. An der Seite der geliebten Eltern fand des Deutschen Reiches erster, großer Kaiser seine Ruhestätte.

Kaiser Wilhelm I. gehört zu den größten Männern aller Zeiten. Er hat Preußen zur ersten Macht Deutschlands erhoben, das deutsche Volk geeinigt, ihm seit Jahrhunderten entfremdete Brüder zurückgebracht, das Deutsche Reich an die Spitze der europäischen Staaten gestellt und in einer Zeit, wo die republikanischen Neigungen auch in Deutschland weit verbreitet waren, durch seine großen Verdienste und besonders durch seine hohen persönlichen Eigenschaften die Monarchie auf die Liebe und Verehrung des Volkes neu gegründet. Im Kriege stets siegreich, war er doch ein Vater seines Volkes und hat durch seine Fürsorge für die niederen Stände den Staaten ganz neue Bahnen gewiesen. Mit Recht heißt er deshalb **Wilhelm der Große.**

Fürst Bismarck schloß seine dem Reichstage das Ableben des Kaisers verkündende Anzeige mit den Worten: „Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allem die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein!“

Die Kaiserin Augusta folgte ihrem Gemahl schon am 7. Januar 1890; auch sie ruht im Mausoleum zu Charlottenburg.

2. Die innere Festigung durch Kaiser Friedrich III. und Kaiser Wilhelm II.

1. Kaiser Friedrich III., vom 9. März bis 15. Juni 1888.

Nach Wilhelms des Großen Tode ruhte das Scepter Preußens und des Deutschen Reiches in der bereits todesmatten Hand Kaiser Friedrichs III. Wie ganz anders hatte sich ihm das Leben gestaltet, als er hoffen durfte, als das deutsche Volk wünschte!

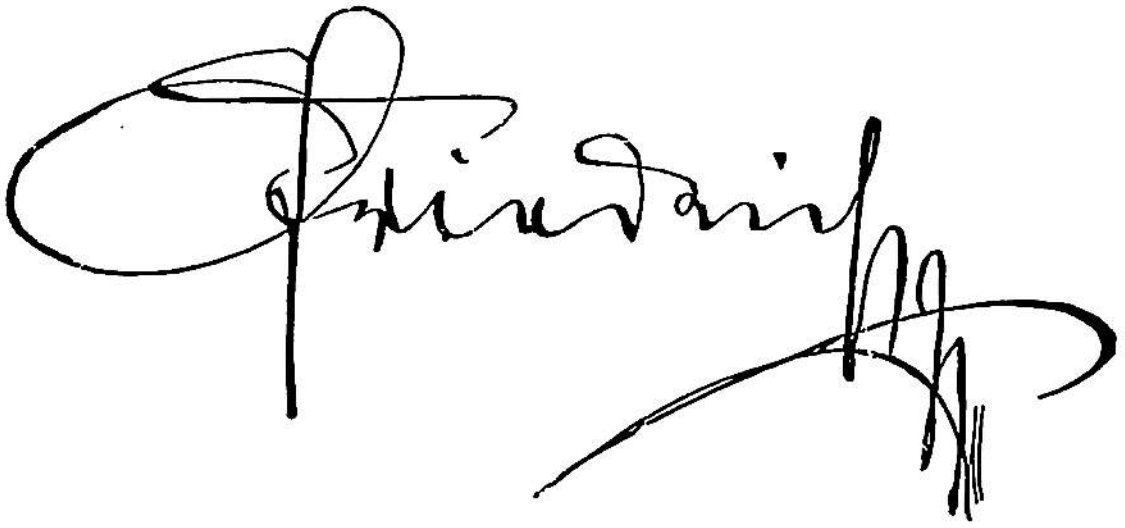
Als eine gute Vorbedeutung sah es das preußische Volk an, daß Prinz Friedrich Wilhelm am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, am 18. Oktober 1831, geboren wurde.*) Mit trefflichen Gaben des Körpers und Geistes ausgerüstet, entwickelte er sich zu einem blühenden Knaben und Jüngling; seine Mutter, eine Schülerin Goethes, und treffliche Lehrer, wie Ernst Curtius, erweckten in ihm Vorliebe für Kunst und Wissenschaft; das Vorbild des Vaters, die militärische Erziehung und das Bewußtsein der ihm bevorstehenden Aufgabe machten ihn auch zu einem tüchtigen Soldaten. Nach dreijährigem Besuch der Universität Bonn widmete er sich dem Militärdienste und ließ sich durch erfahrene Staatsmänner in die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung einführen; größere Reisen durch Deutschland, England und Italien erweiterten seinen Blick. Er vermählte sich 1858 mit der Kronprinzessin Viktoria von England, und am 27. Januar 1859 wurde dem jungen Fürstenpaare das erste Kind geboren, Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm II.

Mit der Thronbesteigung seines Vaters (1861) wurde Friedrich Wilhelm Kronprinz von Preußen, und er trat dadurch dem preußischen Volke noch näher. Seine herrliche Heldengestalt, seine bezaubernde Freundlichkeit, sein offenes, treuherziges Wesen gewannen ihm bald aller Herzen. Schon im Feldzuge gegen Dänemark (1864) bewies er seine militärische Tüchtigkeit, Furchtlosigkeit und die Gabe, durch Humor und Leutseligkeit die Soldaten zu begeistern. Im Kriege gegen Österreich (1866) heftete er Sieg auf Sieg an die preußischen Fahnen; seine Armee brachte die Entscheidung in der Schlacht bei Königgrätz. 1869 folgte der Kronprinz einer Einladung zur Eröffnung des Suezkanals. Er reiste über Griechenland, Konstantinopel, Kleinasien nach Jerusalem; von Suez aus besuchte er Ägypten und kehrte dann über Paris heim. Wegen seines leutseligen Wesens erhielt er beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges (1870) den Oberbefehl über die süddeutschen Truppen und erwarb sich mit ihnen unsterbliche Verdienste durch die Siege bei Weißenburg, Wörth, Sedan und vor Paris; auch trat er mit Eifer für die Errichtung des Kaiserreichs ein. Mit der Würde eines Feldmarschalls geschmückt, kehrte er aus dem Kriege zurück.

Als Kronprinz hatte er trotz seines Alters auf die Staatsleitung nur geringen Einfluß; er widmete daher seine Zeit, welche ihm der Militärdienst noch übrig ließ, vorzugsweise der Förderung von Kunst und Wissenschaft, wobei ihn seine kunstverständige Gemahlin unterstützte. Doch hat er sich auch politisch um das Deutsche Reich große Verdienste erworben. Als Armeeinspekteur hatte er alljährlich die süddeutschen Truppen zu besichtigen, von Jahr zu Jahr stieg der ihn begrüßende Jubel, und bald war „Unser Fritz“ im Süden ebenso beliebt wie in Norddeutschland. Im Auftrage des Reiches

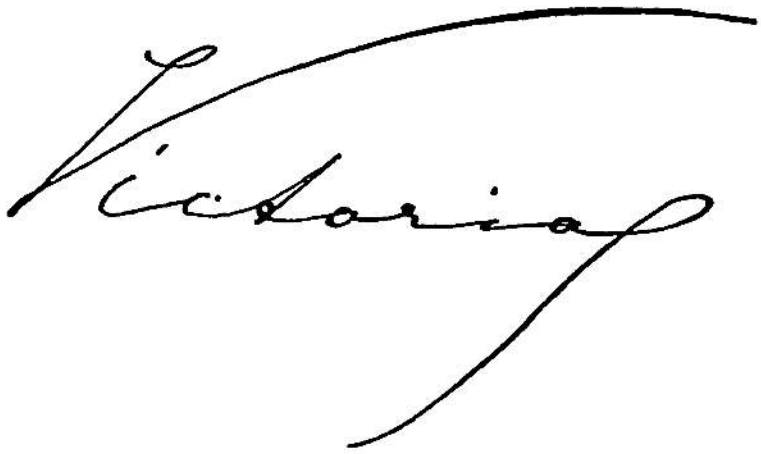
*) Eine empfehlenswerte ausführliche Lebensbeschreibung erschien im Verlage von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig aus der Feder des Hofpredigers D. theol. B. Rogge unter dem Titel: Friedrich der Dritte, Deutscher Kaiser und König von Preußen. Mit dem Bildnis des Kaisers und vielen anderen Abbildungen. 4. Auflage.





machte er wiederholt größere Reisen an fremde Fürstenhöfe, so an den spanischen, italienischen und den päpstlichen Hof, und vertrat 1878 seinen schwer verwundeten Vater mehrere Monate in der Regierung. Auch in seinem





Familienleben war der Kronprinz glücklich: eine stattliche Schar blühender Kinder und Enkel umgab ihn. So konnte Preußen und Deutschland also voll Vertrauen einem Thronwechsel entgegensehen. Da erkannten die Ärzte

im Frühjahr 1887, daß der Kronprinz an Halskrebs leide! Vergebens wurden alle Heilmittel angewandt, vergebens versuchte der hohe Kranke Heilung in Ems, in den schottischen Bergen, in Tirol und endlich in San Remo; bald versagte ihm die Stimme gänzlich. Wie lange hatte er sich gewissenhaft auf seinen hohen Beruf vorbereitet, jetzt, da ihm die Doppelkrone zufiel, stand er bereits mit einem Fuße im Grabe!

Sofort nach Empfang der Nachricht vom Hinscheiden seines teuern Vaters eilte Kaiser Friedrich III., wie er sich jetzt nannte, von dem sonnigen Süden nach dem noch winterlichen Norden. Wohl selten hat ein Volk mit mehr Liebe und Vertrauen zu seinem neuen Herrscher emporgeschaut, als das deutsche zu Kaiser Friedrich. Das Vertrauen wurde noch vergrößert durch dessen erste öffentliche Ansprache, in welcher es heißt: „Ich bringe Meinem getreuen Volke mein rückhaltloses Vertrauen entgegen. Mein ganzes Bestreben wird sein, das Werk in dem Sinne fortzuführen, in dem es begründet wurde, Deutschland zu einem Hort des Friedens zu machen, und Ich gelobe, ein gerechter und in Freud' und Leid ein treuer König zu sein. Unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Großthaten, werde Ich zufrieden sein, wenn dereinst von Meiner Regierung gesagt werden kann, sie sei Meinem Volke wohlthätig, Meinem Lande nützlich und dem Reiche ein Segen gewesen. Gott wolle Mir seinen Segen und Kraft zu diesem Werke geben, dem fortan Mein Leben geweiht ist."

Aber seine kurze Regierungszeit war nur ein ununterbrochenes, jedoch geduldig ertragenes Leiden. „Furchtlos und beharrlich!" diesem seinem Wahlspruche ist Kaiser Friedrich treu geblieben, sowohl im Gewühl der Schlacht, als auch auf seinem Schmerzenslager. Als Prinz Heinrich traurig an dem Lager seines Vaters stand, schrieb dieser ihm auf einen Zettel: „Lerne leiden, ohne zu klagen; das ist das Einzige, was ich Dich lehren kann!" Gern erquickte er sich an dem ihm wie aus der Seele gesprochenen Liede G. v. Willichs:

Wenn der Herr ein Kreuze schickt,
Laßt es uns geduldig tragen!
Betend zu ihm aufgeblickt,
Wird den Trost er nicht versagen,
Denn es komme, wie er will,
In dem Herren bin ich still.

Beim Erwachen des Frühlings schienen sich die Kräfte des Kaisers wieder zu beleben. Eine große Freude bereitete Kronprinz Wilhelm seinem sterbenden Vater dadurch, daß er noch einmal einige Garderegimenter an ihm vorüberführte. Der hohe Kranke konnte auch noch zweimal Berlin aufsuchen, bei der Vermählung des Prinzen Heinrich wenigstens der kirchlichen Trauung beiwohnen und sogar nach seinem Lieblingssitze, dem Neuen Palais bei Potsdam, übersiedeln. Aber bald darauf trat eine Verschlimmerung ein, und am 15. Juni hatte der königliche Dulder ausgerungen. Am 18. Juni, dem Jahrestag von Fehrbellin und Belle-Alliance, wurde die irdische Hülle des Heimgegangenen, der seinem Volke ein Friedensfürst zu werden gehofft hatte, in der Friedenskirche zu Potsdam, in der auch die

beiden ihm vorausgegangenen Söhne Sigismund und Waldemar ihre Ruhestätte gefunden haben, feierlich beigesetzt.

„Nur wenige Monate," so sprach Kaiser Wilhelm II. zu dem versammelten Landtage, „hat das Scepter in Meines dahingeschiedenen Vaters Hand geruht, aber lange genug, um zu erkennen, welchen Herrscher das Vaterland in ihm verloren hat. Die Hoheit Seiner Erscheinung, der Adel Seiner Gesinnung, Sein ruhmvoller Anteil an den großen Geschicken des Vaterlandes und der Heldenmut christlicher Ergebung, mit dem Er gegen die Todeskrankheit kämpfte, haben Ihm im Herzen Seines Volkes ein unvergängliches Denkmal gesetzt."

2. Kaiser Wilhelm II., seit 15. Juni 1888.

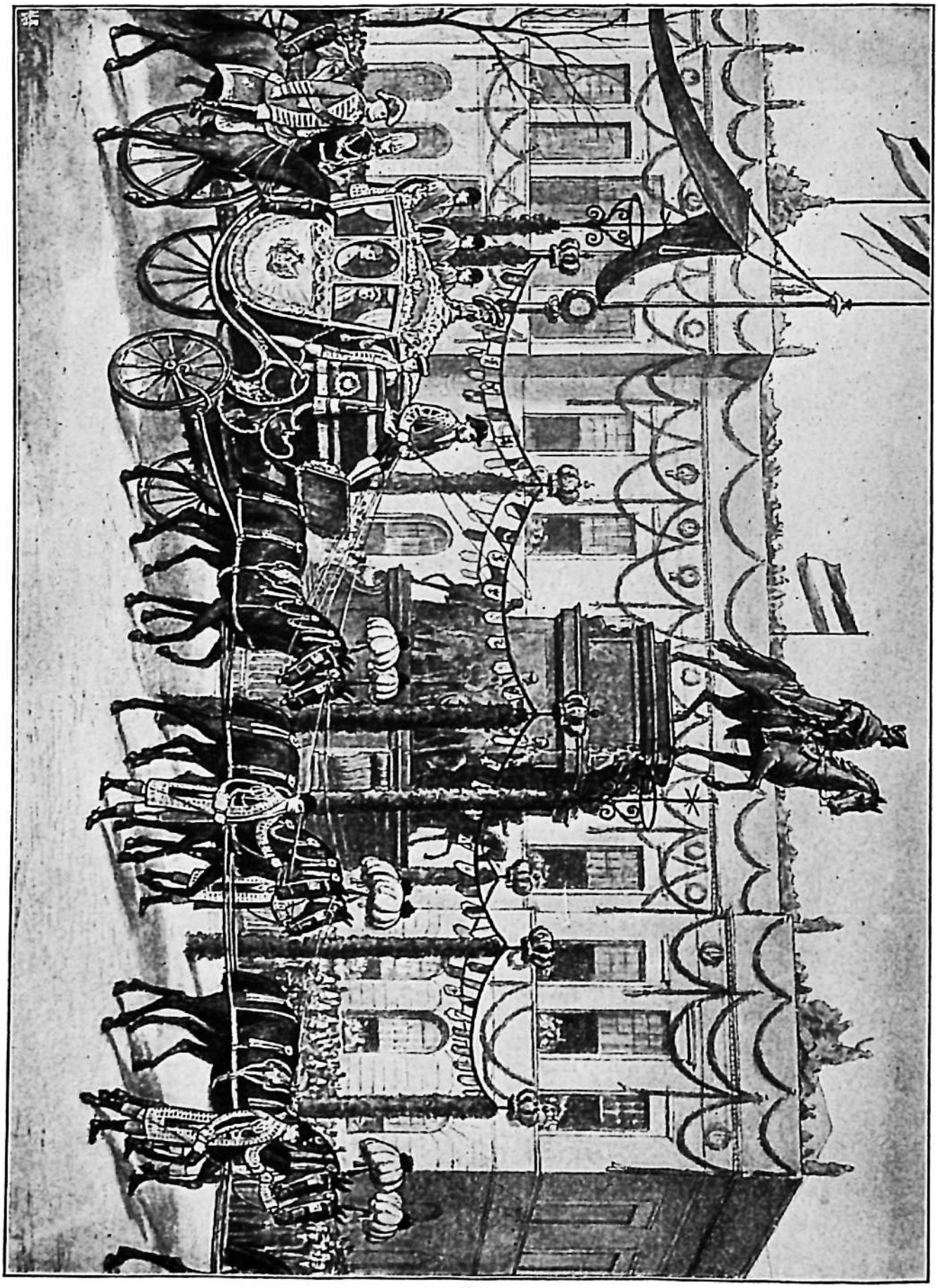
Wilhelm II. wurde am 27. Januar 1859 als der älteste Sohn Kaiser Friedrichs III. geboren. Die Jugend des Prinzen fiel in die ruhmreiche Regierungszeit seines erhabenen Großvaters, in die Zeit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Von dem gewöhnlichen Wege fürstlicher Erziehung abweichend, sandte Kronprinz Friedrich Wilhelm seine beiden Söhne, die Prinzen Wilhelm und Heinrich, nach Kassel, wo Prinz Wilhelm über zwei Jahre das Gymnasium besuchte und mit Auszeichnung die Abgangsprüfung bestand. Hierauf hörte derselbe auch noch zwei Jahre lang Vorlesungen auf der Universität Bonn und gab sich dann der militärischen Ausbildung hin. Obwohl mit Leib und Seele Soldat, versäumte der Prinz doch nicht, sich auch mit den andern Zweigen des hohen Amtes, das seiner wartete, bekannt zu machen; er ließ sich von gelehrten und in der Staatsverwaltung erfahrenen Männern Vorträge halten und nahm längere Zeit an den Arbeiten verschiedener Verwaltungsbehörden teil. So gereift, konnte der Prinz wiederholt seinen Großvater und später seinen erkrankten Vater vertreten und ihnen einen Teil ihrer Arbeiten abnehmen. Am 27. Februar 1881 vermählte sich Prinz Wilhelm mit Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Augustenburg, der Tochter des Herzogs Friedrich von Augustenburg (S. 264). Sie ist am 22. Oktober 1858 auf dem Gute Dolzig in der Niederlausitz geboren; als sie sechs Jahre alt war, siedelten die Eltern nach dem Schlosse Primkenau in Schlesien über. Der Vater kümmerte sich auf das genaueste um die Erziehung seiner Kinder, die er bei ihrer Konfirmation nach edler deutscher Fürstenart mit Wort und Hand segnete, indem er sie auf den Familienspruch hinwies: „Ohn' Gottes Gunst all' Thun umsunst." Prinzessin Auguste Viktoria blühte zu einer echtdeutschen Jungfrau auf; ihre liebste Beschäftigung war, Armen und Kranken Hilfe und Trost zu spenden. Gleich bei der Verlobung auf Schloß Babelsberg und bei der Vermählungsfeier in Berlin gewann sie die Liebe des Volkes. Aus echt deutschem Stamme entsprossen, ist sie eine wahrhaft deutsche Hausfrau geworden; als Kaiserin unterstützt sie ihren hohen Gemahl, die Not der unteren Stände zu mildern, namentlich durch eine thatkräftige Förderung der inneren Mission. Am 6. Mai 1882 wurde dem fürstlichen Ehepaar ein Sohn geboren, der nach dem Urgroßvater Wilhelm genannt wurde.







Augusta Victoria

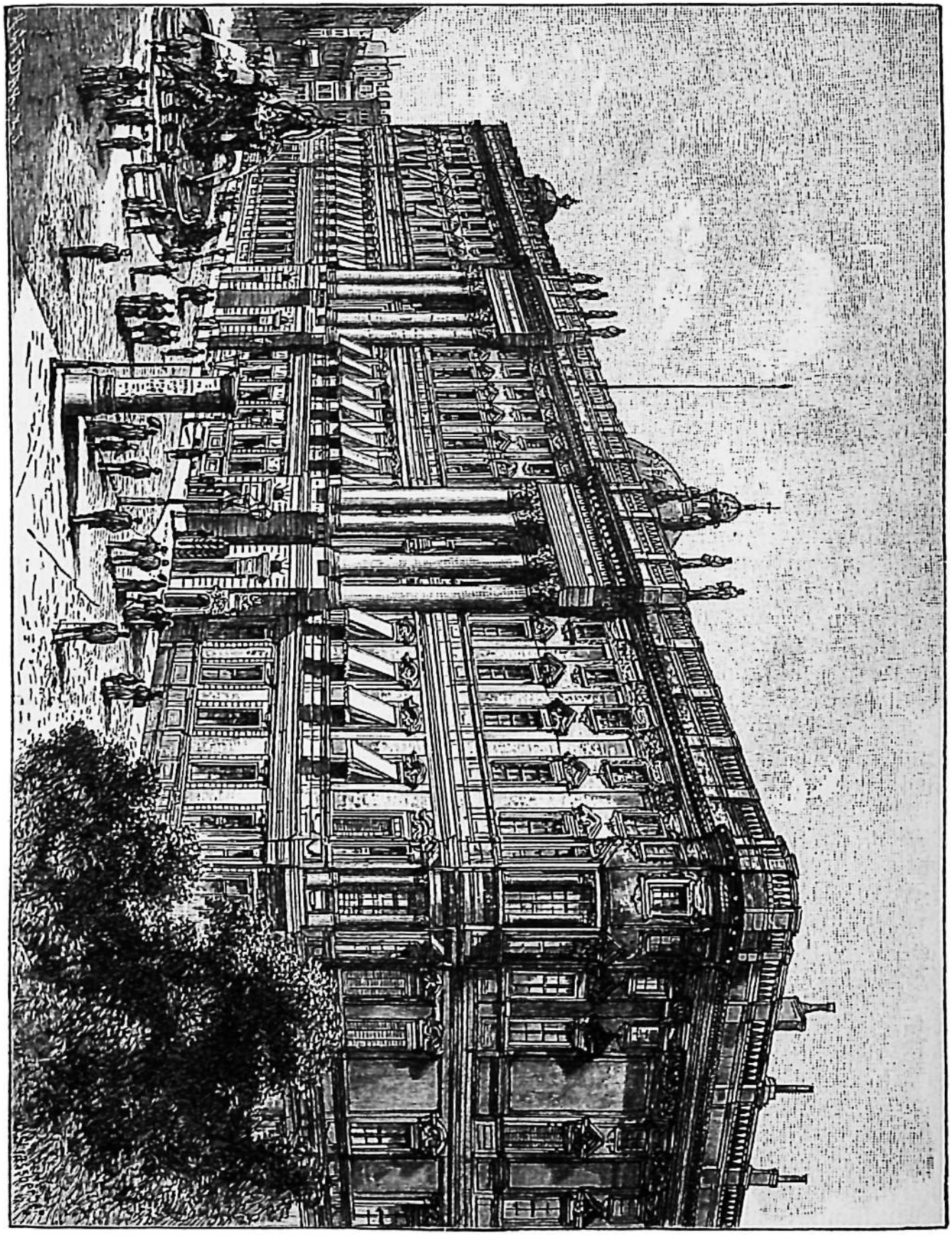


Einzug der Prinzessin Auguste Viktoria in Berlin am 27. Februar 1881.
(Nach einer Photographie von H. Schmiedell & Co., Berlin.)

Bei seinem Regierungsantritt gelobte Kaiser Wilhelm II.: „In der auswärtigen Politik bin Ich entschlossen, Frieden zu halten mit jedermann, soviel an Mir liegt ... In bewegter Zeit habe Ich die Pflichten Meines königlichen Amtes übernommen, aber Ich trete an die Mir nach Gottes Fügung gestellte Aufgabe mit der Zuversicht des Pflichtgefühls heran und halte Mir dabei das Wort des großen Friedrich gegenwärtig, daß in Preußen der König des Staates erster Diener ist.“ Zur Eröffnung des deutschen Reichstages erschienen in Berlin fast sämtliche deutsche Fürsten und zeigten dadurch der Welt, daß die Einheit des Deutschen Reiches trotz des zweimaligen Thronwechsels nicht im mindesten erschüttert sei. Ausgerüstet mit hohen Gaben des Geistes sowie mit einem kräftigen, abgehärteten Körper, gesegnet durch ein äußerst glückliches Familienleben — sechs Söhne und eine Tochter sind die Freude unseres Kaiserpaares — und getragen von der Liebe und Verehrung seines Volkes, hat der Kaiser durch Gottes Gnade seine schweren Pflichten zu erfüllen vermocht. Um vor allem gute Beziehungen zu Rußland zu pflegen, fuhr der junge Kaiser gleich im ersten Jahre mit einem glänzenden Geschwader nach Petersburg: es war die erste Fahrt eines deutschen Kaisers auf deutscher Marine! Ebenso besuchte er die Höfe von Stockholm, Kopenhagen, Wien, Rom, London und Konstantinopel, um überall die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

In den ersten Jahren stand ihm noch Fürst Bismarck als bewährter Ratgeber zur Seite; aber der schaffensfreudige, willenskräftige Kaiser fühlte sich durch den fast unbeschränkten Einfluß des großen Kanzlers in seiner Bewegungsfreiheit beengt; da er auch in wichtigen Punkten, z. B. über die Fortführung der sozialen Gesetzgebung, mit dem Fürsten nicht übereinstimmte, entließ er ihn 1890 unter Erhebung zum Herzog von Lauenburg. Grollend zog sich Bismarck nach Friedrichsruh zurück, hochgeehrt vom deutschen Volke. Zur großen Freude aller Vaterlandsfreunde kam 1894 eine Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten zustande. Bismarck starb 1898. Unter seinem Nachfolger, dem Grafen Caprivi, wurde das Verhältnis des Deutschen Reiches zu Rußland immer schlechter, so daß sich Alexander III. mehr und mehr den Franzosen näherte und sein Sohn und Nachfolger, Nikolaus II. (seit 1894), mit ihnen ein förmliches Bündnis schloß. Der Dreibund (S. 313) besteht noch heute; auch gelang es unserm Kaiser, besonders durch seine Palästinareise, ein freundschaftliches Verhältnis zu der Türkei herzustellen. England sieht mit Neid auf den emporstrebenden deutschen Nebenbuhler zur See, und schon wiederholt, am lebhaftesten während des Burenkrieges, hat sich eine unfreundliche Stimmung gegen den Bruderstamm offenbart; doch hat die deutsche Regierung auch hier den Frieden stets zu wahren gewußt. 1890 trat England die Insel Helgoland gegen eine ihm in Ostafrika gewährte Entschädigung an das Deutsche Reich ab; sie wurde der Provinz Schleswig-Holstein hinzugefügt.

Das deutsche Heer wurde 1893 abermals vergrößert, seine Friedensstärke auf fast 600000 Mann erhöht. Jeder wehrtüchtige Deutsche ist wehrpflichtig; die Dienstpflicht beginnt mit dem zwanzigsten Lebensjahre. Die Eingestellten dienen sieben Jahre beim stehenden Heer, und zwar die

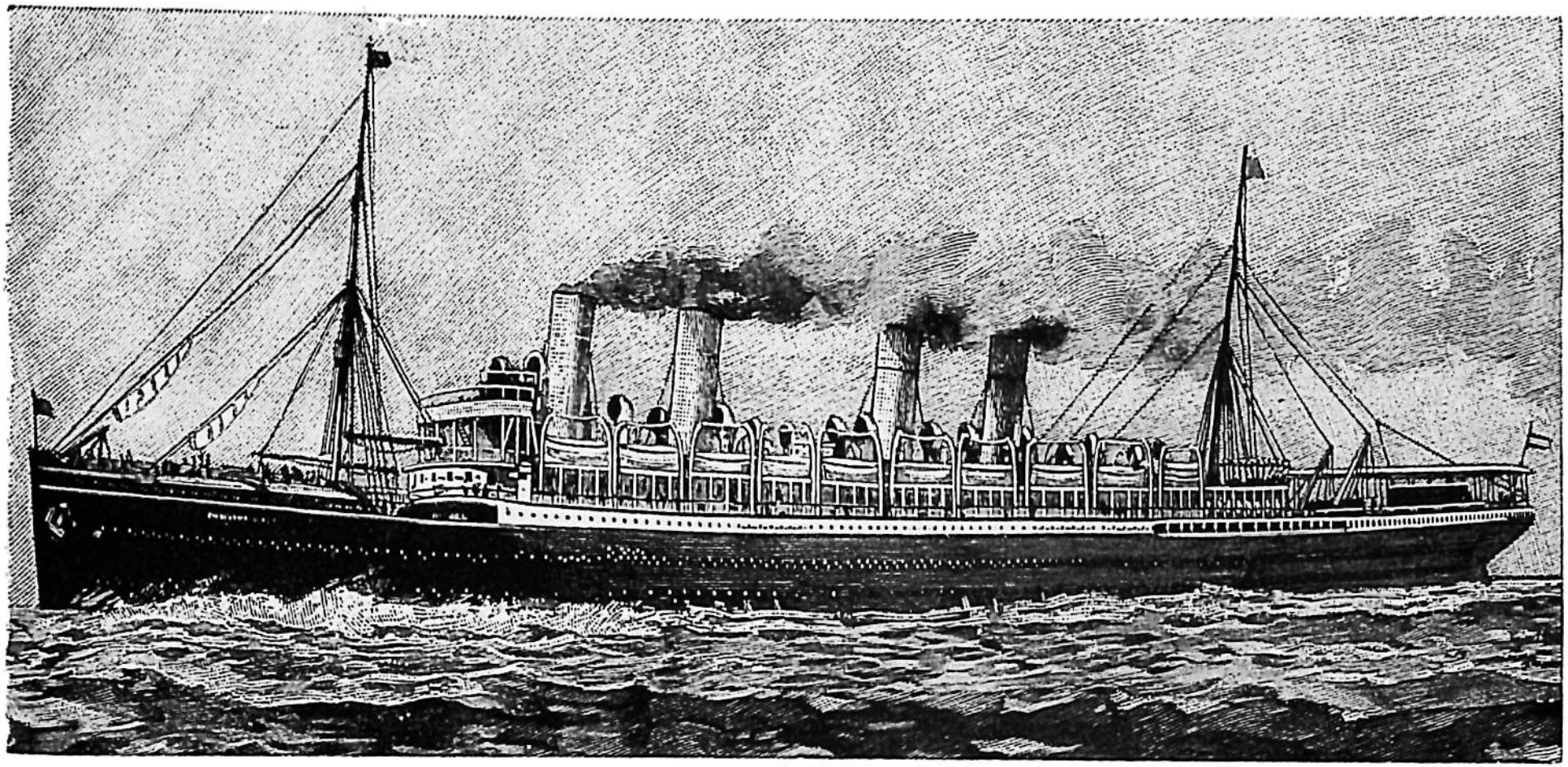


Das Königliche Schloß, die Wohnung Kaiser Wilhelms II.

Kavalleristen und reitenden Feldartilleristen drei Jahre, die übrigen zwei Jahre (die Einjährig-Freiwilligen ein Jahr) bei der Fahne, die übrige Zeit in der Reserve. Dann treten alle zur Landwehr über und bleiben in der Landwehr ersten Aufgebots fünf Jahre (die Kavalleristen und reitenden Artilleristen drei Jahre), die übrige Zeit bis zum vollendeten neununddreißigsten Lebensjahre in der Landwehr zweiten Aufgebots. Die Seesoldaten und Matrosen dienen drei Jahre aktiv, vier Jahre in der Reserve, fünf Jahre in der Seewehr ersten und bis zum neununddreißigsten Lebensjahre in der Seewehr zweiten Aufgebots. Der Landsturm umfaßt alle Wehrpflichtigen vom siebzehnten bis fünfundvierzigsten Lebensjahre, welche nicht dem Landheer oder der Marine angehören. Das Deutsche Heer wird in dreiundzwanzig Armeekorps geteilt. Preußen stellt: das Gardekorps, das erste (Ostpreußen), zweite (Pommern), dritte (Brandenburg), vierte (Sachsen), fünfte (Posen), sechste (Schlesien), siebente (Westfalen), achte (Rheinland), neunte (Schleswig-Holstein), zehnte (Hannover), elfte und achtzehnte (Hessen-Nassau) und siebzehnte (Westpreußen). Sachsen stellt das zwölfte und neunzehnte, Württemberg das dreizehnte, Baden das vierzehnte, Elsaß-Lothringen das fünfzehnte und sechzehnte, Bayern das erste, zweite und dritte bayrische Korps. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit wacht der Kaiser darüber, daß das deutsche Heer in bezug auf Ausrüstung, Ausbildung und Zucht von keinem Heere der Welt übertroffen wird, daß alle verwendbaren Erfindungen, wie Schnellfeuergeschütze, rauchloses Pulver, Fahrräder, Luftballon, Brieftauben, Scheinwerfer, Motore, Telegraphie ohne Draht, dem Heere zugute kommen.

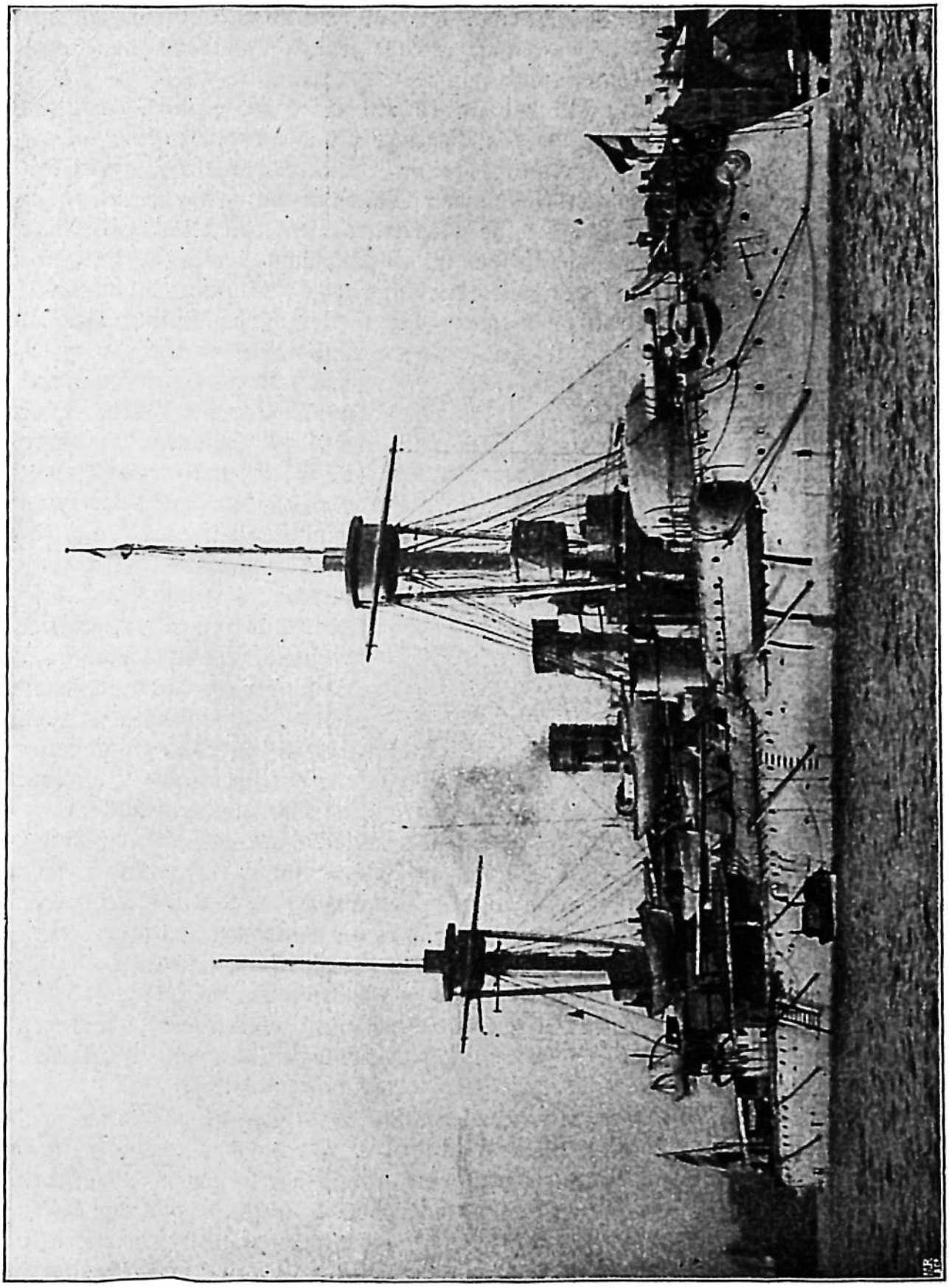
Eine noch weit größere Förderung hat die Marine*) durch den Kaiser erfahren. Er ist ein großer Freund des Wassers, eine Seefahrt ist ihm die liebste Erholung; noch niemals hat ein deutscher Fürst so viel Verständnis für den Segen einer tüchtigen Kriegs- und Handelsflotte bewiesen wie unser Kaiser. Getreu seinem Worte: „Der Dreizack gehört in unsere Faust“ sucht er das Interesse für die Marine in immer weitere Kreise zu tragen durch Teilnahme an Segelwettfahrten, Gewährung von Preisen für Sieger im Rudern; er wohnt dem Stapellauf unserer Kriegsschiffe sowie der großen Handelsschiffe gewöhnlich bei und weilt gern und häufig in Kiel und Wilhelmshaven, in Hamburg und Bremen; nie läßt er eine hervorragende That unserer Seeleute unbelohnt. Als unsere junge Flotte in einem Orkan vor Samoa drei Schiffe, Adler, Eber und Olga, verlor, rief der Kaiser den dabei umgekommenen Seeleuten ins Grab nach: „Auch sie starben den Tod für Kaiser und Reich! Nicht ertrunken sind unsere Kameraden, sondern gefallen, ihre Pflicht bis zum letzten Augenblick erfüllend.“ Welcher Geist aber auch in unserer Marine lebt, zeigt der Untergang des Kanonenbootes „Iltis“ an

*) Von der Entwickelung der deutschen Flotte handelt: Unsere deutsche Flotte von der Flagge des großen Brandenburgers bis zur Schwarz-Weiß-Roten. Kriegs- und kulturgeschichtliche Bilder von Oskar Höcker. Mit vielen Abbildungen von A. v. Rößler. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. In 2 selbständigen Bänden. I. Der Schiffsjunge des Großen Kurfürsten. Eine Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. 3. Auflage. II. Der Seekadett von Helgoland. Eine Erzählung aus unseren Tagen. 3. Auflage.



„Kaiser Wilhelm der Große",

Doppelschrauben-Schnellpostdampfer des Norddeutschen Lloyd in Bremen, zurzeit einer der schnellsten Dampfer der Erde, ist 1897 für die Schnellfahrt zwischen Bremerhaven und Newyork in Dienst gestellt. Die Länge des Schiffs über Deck beträgt 648 Fuß, seine Breite 66 Fuß, seine Tiefe vom Hauptdeck bis zum Kiel 43 Fuß. Sein Inhalt beläuft sich auf nahezu 14000 Reg.-Tons, die Wasserverdrängung stellt sich auf 20000 Tonnen. Das Schiff besitzt einen Doppelboden und ist durch 16 Querschotte und ein Längsschott im Maschinenraum in 18 wasserdichte Abteilungen zerlegt. Die innere Einrichtung ist glänzend; die Beleuchtung erfolgt durch etwa 2000 elektrische Glühlampen. Das Schiff gewährt Raum für 400 Passagiere I. Klasse, 350 Passagiere II. Klasse und 800 Personen im Zwischendeck. Die Besatzung zählt 450 Köpfe. 24 Rettungsböte stehen zum sofortigen Gebrauch fertig. Die beiden Maschinen entwickeln 28000 Pferdekräfte, der Kohlenverbrauch beträgt etwa 500 Tonnen in 24 Stunden, die Fahrtdauer des Schiffes von Bremerhaven stellt sich auf 6 bis 7 Tage, die eigentliche Ozeanfahrt auf etwas über 5 Tage. „Kaiser Wilhelm der Große" ist auf der Werft des Vulkan in Stettin gebaut.



S. M. Schiff „Wörth"; Panzer I. Klasse. (Nach einer Photographie von R. Reinard in Kiel.)

„Wörth".

1892 in Dienst gestellt, 108 m lang, 20 m breit, 7,5 m Tiefgang, Gewicht 10033 t; hat 570 Mann Besatzung, 6 Kanonen von 28 cm, 6 Schnellladekanonen von 10,5 cm, 8 desgl. von 8,8 cm Kaliber, 20 Mitrailleusen und 6 Torpedolanziereinrichtungen, 2 Schrauben, 10224 Pferdekräfte und eine Fahrgeschwindigkeit von 16 Knoten oder Seemeilen zu je 1852 m in 1 Stunde. Es faßt 800 t Kohlen; seine Stahlpanzer sind im Gürtel 400, im Geschützturm 300 mm stark.

der chinesischen Küste: mit einem Hoch auf Kaiser und Reich sank die Besatzung in die Fluten!*) Dem Schutz unserer Küsten dient auch der 1895 eröffnete Kaiser-Wilhelm-Kanal.

Die Kolonialpolitik hat der Kaiser mit Eifer fortgeführt. Als die arabischen Sklavenhändler in Ostafrika, denen durch die deutsche Kolonialverwaltung das Handwerk gelegt wurde, einen Aufstand erregten, sandte das Deutsche Reich den bewährten Afrikakenner Wißmann mit einer Schutztruppe dorthin; englische und deutsche Schiffe blockierten die Küste, und mit Hilfe der Besatzung deutscher Kriegsschiffe gelang es Wißmann 1889/90, den Aufstand zu unterdrücken. Bei der Niederwerfung eines Aufstandes in Südwestafrika geriet der gefährlichste Gegner, der Hottentottenhäuptling Hendrik Witboi, in deutsche Gefangenschaft und wurde scheinbar ein Freund der Deutschen. Aber bei einem Aufstande der Herero (1903) fiel auch er wieder ab; Hunderte deutscher Krieger und Kolonisten sind der Hinterlist und Grausamkeit der Eingeborenen sowie der Unwirtlichkeit des Landes zum Opfer gefallen; aber noch immer ist der schwer zu fassende Feind nicht überwunden. In den übrigen Kolonien herrschen im ganzen geordnete Zustände. Die Schutztruppen sorgen für Sicherheit, deutsche Postämter und selbst kurze Eisenbahnstrecken dienen dem Verkehr im Lande, während die vom Reich unterstützten Dampferfahrten des Bremer Lloyd den Verkehr mit dem Mutterlande vermitteln. Schon viele Millionen deutschen Kapitals sind in den Kolonien zur Anlage von Faktoreien und Plantagen verwandt.



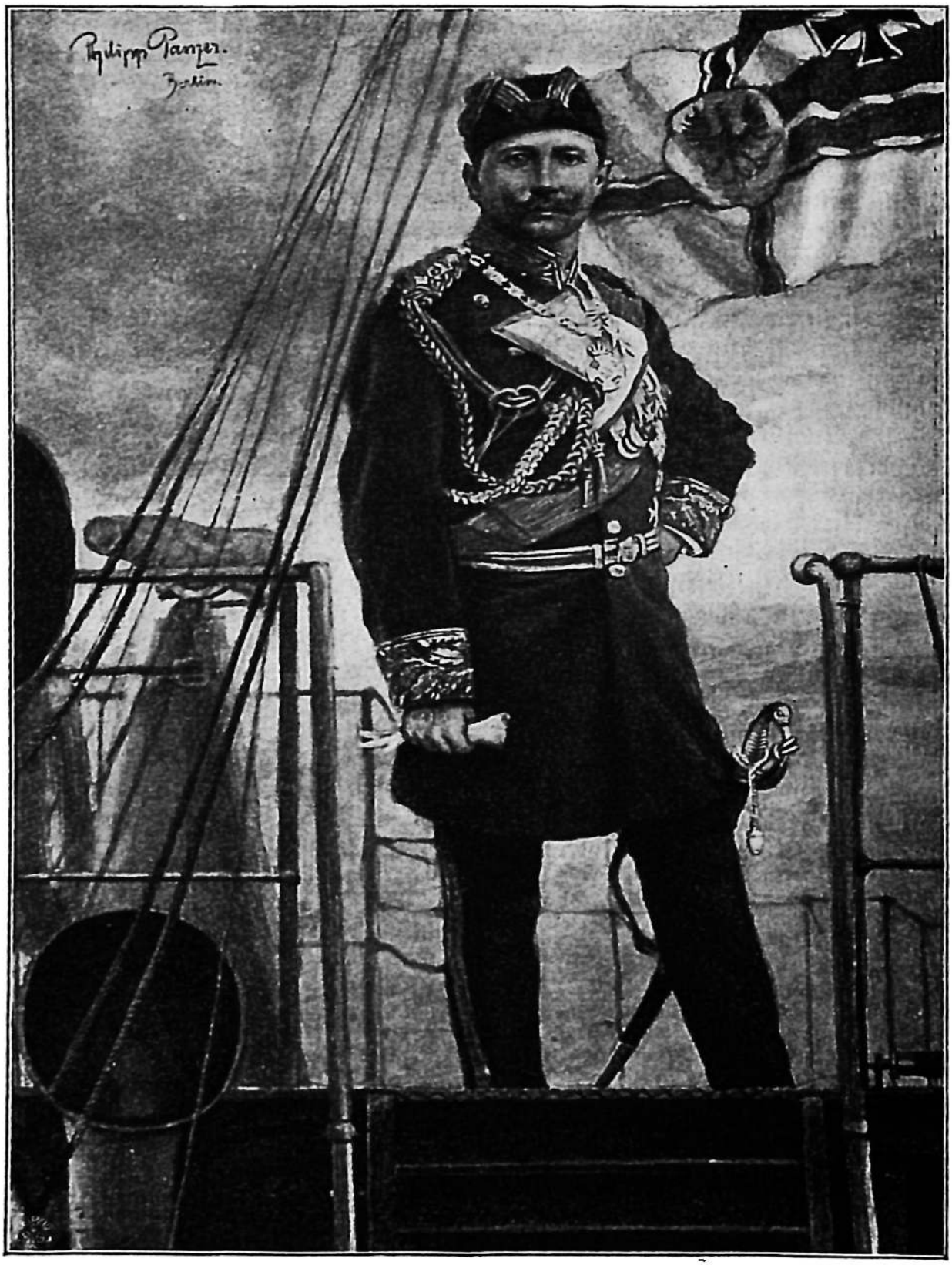
Prinz Heinrich.

Als 1897 in Süd-Schantung zwei deutsche Missionare ermordet wurden, ließ der Kaiser zur Sühnung dieser Bluttat ein Geschwader in die Kiautschou-Bai einlaufen und sandte gleich darauf seinen einzigen Bruder, den Prinzen Heinrich, mit einem zweiten Geschwader dorthin. Schon vor dessen Landung hatte China dem Deutschen Reiche die Bucht von Kiautschou nebst dem sie umgrenzenden kohlenreichen Gebiete von etwa 500 qkm auf 99 Jahre

*) Vgl. hierzu: Der Freiwillige des „Iltis". Erzählung für die reifere Jugend von Karl Tanera. Mit vielen Abbildungen von E. Zimmer. 3. Auflage. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

verpachtet. Dadurch ist der deutschen Flotte ein trefflicher Stützpunkt, dem deutschen Handel ein bequemer Ein- und Ausfuhrhafen für China erworben. Das feste Zugreifen des Kaisers und der zweijährige Aufenthalt des Prinzen Heinrich in Ostasien hat das Ansehen der Deutschen dort mächtig gehoben. Von dem einst unermeßlichen, jetzt fast ganz geschwundenen spanischen Kolonialbesitz erwarb das Deutsche Reich durch Kauf 1899 die im Großen Ozean gelegenen Inselgruppen der Karolinen, Marianen und Palau-Inseln. In demselben Jahre wurde der Samoavertrag geschlossen. Die Samoainseln wurden bisher vom Deutschen Reiche, von England und Nordamerika gemeinsam verwaltet, was zu vielen Unzuträglichkeiten führte. Deshalb einigten sich die drei Staaten dahin: die beiden größten Samoainseln, Upolu und Savaii, mit ihren Nebeninseln werden als unbeschränktes Eigentum an Deutschland, die kleine Insel Tutuila an Nordamerika abgetreten; Deutschland verzichtet auf seine Ansprüche an die Mehrzahl der Salomonsinseln zugunsten Englands.

Die Chinesen, die bis ins 19. Jahrhundert ihr Land vor den ihnen verhaßten Fremden abgesperrt hatten und erst mit Waffengewalt gezwungen worden waren, den fremden Kaufleuten, Missionaren und Gesandten den Zutritt zu gestatten, waren durch die von Deutschland empfangene Strafe nur noch mehr erbittert, und im Juni 1900 erregte die weitverzweigte Partei der Boxer im geheimen Einverständnis mit der Regierung einen gefährlichen Aufstand, dem Tausende von Ausländern, allein mehrere hundert christliche Missionare zum Opfer fielen. In Peking wurde der deutsche Gesandte Freiherr von Ketteler hinterlistig ermordet; die übrigen Mitglieder der ausländischen Gesandtschaften verteidigten sich mit Unterstützung einer geringen Abteilung Marinetruppen monatelang nicht nur gegen die Aufständischen, sondern sogar gegen kaiserliche Truppen. Die Großmächte Deutschland, Rußland, England, Frankreich, Nordamerika und Japan sandten sofort Verstärkungen nach China; fast die gesamte deutsche Flotte eilte auf Befehl des Kaisers nach Ostasien. Aus Freiwilligen, die sich auf den Ruf des Kaisers in überreicher Zahl meldeten, wurde ein ostasiatisches Landheer gebildet und in größter Eile ausgerüstet. Gleich beim Ausbruch der Feindseligkeiten eroberten die an der chinesischen Küste anwesenden fremdländischen Kriegsschiffe gemeinsam die an der Peihomündung liegenden Forts, wobei das deutsche Kriegsschiff „Iltis" schwere Verluste erlitt, aber auch unvergänglichen Ruhm erwarb. Dann brach die Besatzung der Schiffe auf, um die Gesandten zu befreien. Als der Marsch unter den fortwährenden Angriffen der Chinesen stockte, rief der Führer des Zuges, der englische Admiral Seymour: „Germans to the front!" und stellte damit die Deutschen an die Spitze des Zuges. Da es den inzwischen eingetroffenen Landtruppen der Großmächte an einheitlichem Oberbefehl mangelte, ernannte Kaiser Wilhelm General Grafen von Waldersee zum Feldmarschall und sandte ihn nach China; unter seinen Oberbefehl stellten auch die übrigen Mächte ihre Truppen. Zum erstenmal, seitdem es eine Geschichte gibt, standen somit Truppen von sieben Nationen und aus drei Erdteilen unter einem Kommando. Die Chinesen baten bald um Frieden und leisteten die geforderte Sühne.



Kaiser Wilhelm II. in Admiralsuniform.

Deutsche Gelehrte hatten sich um die Erforschung des noch unkultivierten Marokko*) große Verdienste erworben, und der deutsche Kaufmann fand dort einen von Jahr zu Jahr zunehmenden Absatz für seine Waren; die Franzosen aber suchten dies Land von sich abhängig zu machen wie Algier und hatten dazu schon Englands Zustimmung erlangt, während sie das Deutsche Reich gar nicht beachteten. Hiergegen protestierte die deutsche Reichsregierung, Kaiser Wilhelm besuchte auf einer Mittelmeerreise den Sultan von Marokko und setzte es durch, daß auf einer Konferenz in Algeciras bei Gibraltar von den Großmächten die Selbständigkeit Marokkos anerkannt und die Handelsfreiheit dort allen Völkern gewährleistet wurde. — Die deutsche Politik leitete nach Caprivis Entlassung seit 1894 Fürst Hohenlohe und seit 1900 Graf Bülow, den der Kaiser 1905 in den Fürstenstand erhoben hat.

Unter dem Schutze des Reiches hat sich der deutsche Handel und Verkehr in ungeahnter Weise gehoben. Deutschland ist mit einem dichten Netz von Eisenbahnen, Telegraphen- und Telephonleitungen überzogen und hat 1900 sein erstes überseeisches Kabel erhalten, das uns mit Nordamerika verbindet. Den riesig anwachsenden Güterverkehr vermögen die Eisenbahnen kaum noch zu bewältigen, weshalb der Kaiser eifrig für den Ausbau eines deutschen Kanalnetzes eintritt. Der von Preußen erbaute Dortmund-Ems-Kanal sowie der von Preußen und Lübeck gemeinsam angelegte Elbe-Trave-Kanal sind bereits dem Verkehr übergeben, und 1905 ist der Bau des Kanals Rhein-Weser-Hannover sowie des Seefahrtskanals Berlin-Stettin beschlossen worden. Der Anteil der deutschen Handelsflotte an dem überseeischen Güterverkehr ist in den letzten Jahren stärker gewachsen als der Englands und Frankreichs. Hamburg ist die größte Handelsstadt des europäischen Festlandes, und wie Krupp in Essen das größte Industriewerk der Erde besitzt, so ist die Hamburg-Amerika-Linie die größte Reedereigesellschaft der Welt. Der fast ebenso bedeutende Norddeutsche Lloyd in Bremen mit seinen weltberühmten Personendampfern unterhält regelmäßige Fahrten nach Ostafrika, Ostasien, Australien und den benachbarten Inseln.

Die Bestrebungen Kaiser Wilhelms des Großen zum Wohle der Arbeiter hat der Enkel eifrig fortgesetzt. Das Gesetz über die Invaliditäts- und Altersversicherung wurde 1889 vollendet und trat am 1. Januar 1891 in Kraft. Auf Einladung des Kaisers sandten fast alle europäischen Staaten 1890 Abgeordnete zu einer Arbeiterschutzkonferenz nach Berlin, in welcher über Maßregeln zum Wohle der Arbeiter beraten wurde. Das Ergebnis dieser Beratung kam den deutschen Arbeitern in einer Ergänzung zur Gewerbeordnung durch Verordnungen über Sonntagsruhe, Arbeit in Bergwerken, Kinder- und Frauenarbeit zu statten. Eine wesentliche Erleichterung ist den unbemittelten Ständen in Preußen durch die von dem Finanzminister Miquel

*) Vgl. hierzu: Im Banne des Scherifen. Eine Erzählung aus Marokko für die deutsche Jugend von Alfred Funke. Mit 8 Abbildungen von Johs. Gehrts. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

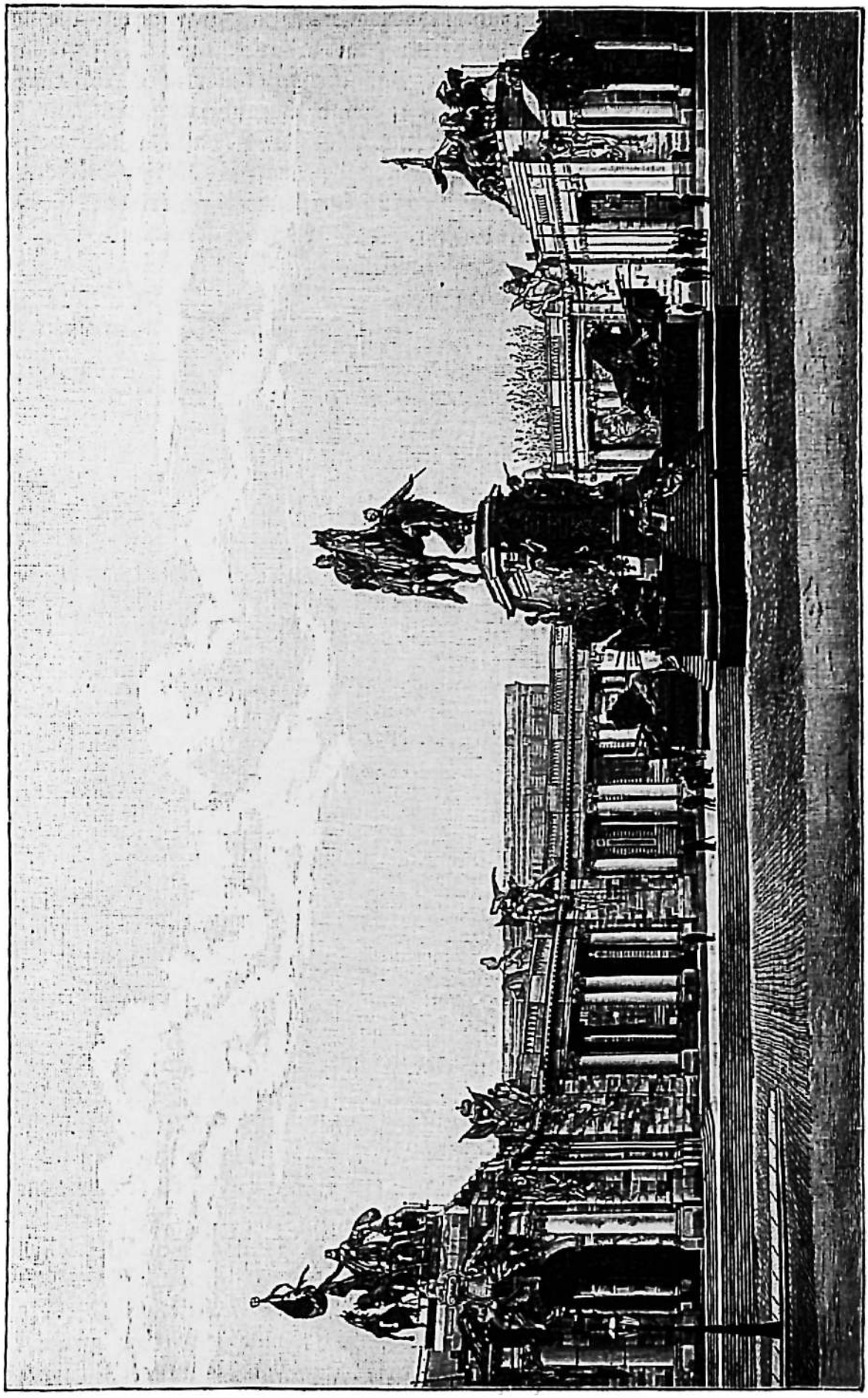
Das Weihnachten 1906 erschienene Buch enthält eine ausführliche, für die Jugend berechnete Schilderung der ersten deutschen Handelsexpedition nach Marokko unter Dr. Fannasch und endigt mit dem Besuche unsers Kaisers in Tanger.

durchgeführte Steuerreform gewährt worden. Preußen erhebt an indirekten Steuern nur die Stempel- und die Lotteriesteuer, an direkten die Einkommen- und die Ergänzungssteuer, während die Grund-, Gebäude- und Betriebssteuer den Gemeinden überlassen ist. Die Einkommensteuer wird von dem reinen Einkommen gezahlt, doch sind die Einkommen bis 900 Mark steuerfrei. Die Steuer beträgt $^2/_3$—4 Prozent (von 900 Mark 6 Mark, von 100000 Mark aber 4000 Mark). Wer über 6000 Mark Vermögen besitzt, muß von jedem Tausend 0,50 Mark Ergänzungssteuer zahlen.

Im Jahre 1895 wurde das neue Reichsgerichtsgebäude in Leipzig durch den Kaiser seiner Bestimmung übergeben und das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch vollendet, das im folgenden Jahre die Genehmigung des Bundesrats und des Reichstages erhielt und am 1. Januar 1900 in Kraft getreten ist; seit diesem Tage hatte das deutsche Volk zum erstenmal ein einheitliches Recht.

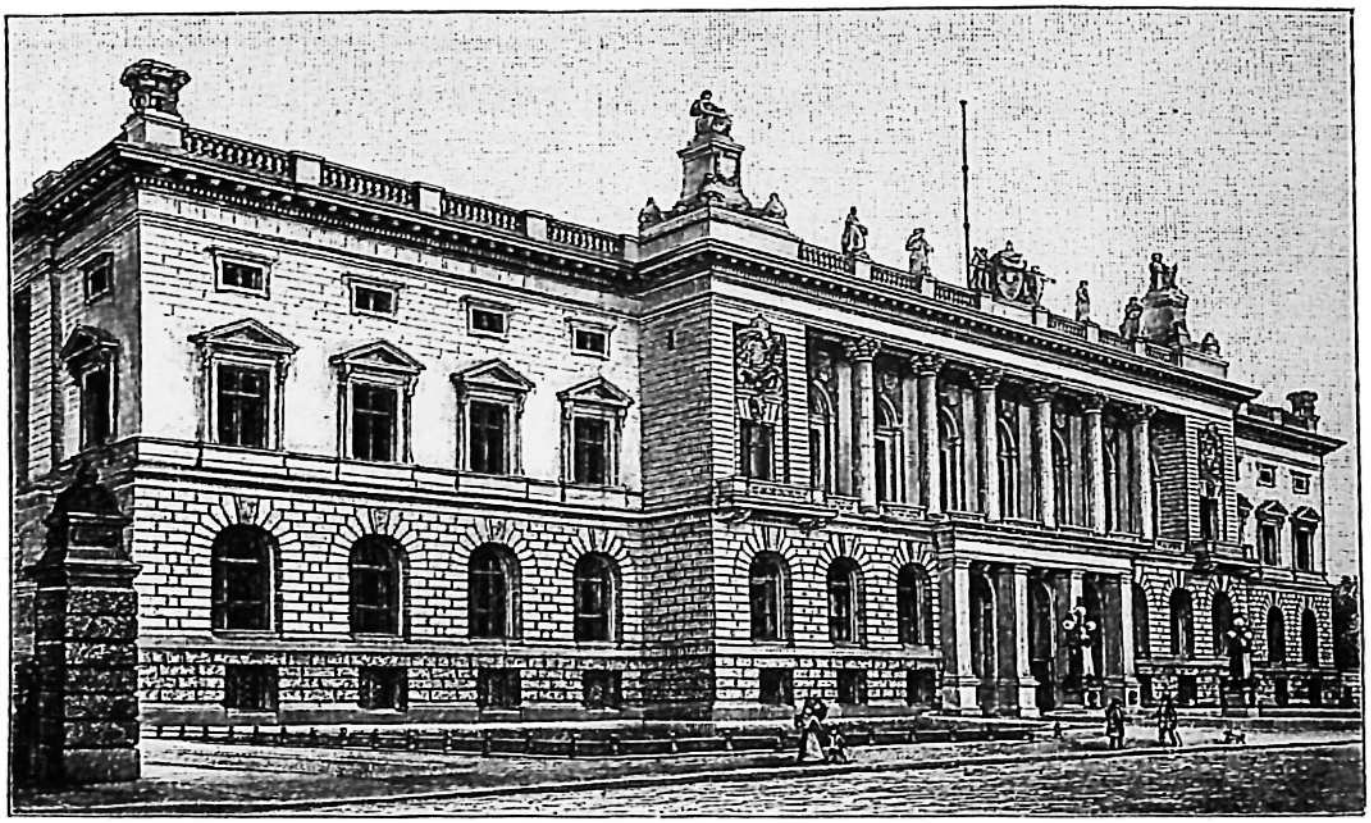
Auch für Schule, Wissenschaft, Kunst und Kirche ist unter der Regierung Wilhelms II. viel geschehen. Seit 1896 wird der Unterricht in den öffentlichen Volksschulen unentgeltlich erteilt. Den Lehrerseminaren verlieh der König das Recht, ihren abgehenden Zöglingen das Reifezeugnis für den Einjährig-Freiwilligendienst auszustellen, und der Lehrerbildung wurden weit höhere Ziele gesteckt. Den Volksschullehrern wurde 1897 ein festes Einkommen gewährt, das seitdem vielfach erhöht worden ist, und 1899 wurde auch die Fürsorge für die Lehrerwitwen und -Waisen gesetzlich geregelt. 1906 endlich wurde das Gesetz über die Volksschulunterhaltung und die Lehrerberufung erlassen. Gestützt auf eigene Erfahrungen beschloß der Kaiser, den Unterricht der höheren Schulen umzugestalten. Größere Berücksichtigung der Charakterbildung, der Gesundheit und der körperlichen Entwicklung der Schüler, kräftigere Betonung des deutschen Unterrichts sowie der deutschen, namentlich der neuen und neuesten Geschichte, das etwa waren die Wünsche, die der Kaiser einer 1890 berufenen Konferenz von Vertrauensmännern aus den verschiedensten Volkskreisen vorlegte. Die Vorschläge wurden von der Konferenz gebilligt und kamen in den neuen Lehrplänen den höheren Schulen zugute. Die hohe Bedeutung der fürs praktische Leben so wichtigen Unterrichtsfächer, wie Mathematik, Naturwissenschaft, Technik und lebende Sprachen, hat der Kaiser dadurch anerkannt, daß er die technischen Hochschulen den Universitäten, die Oberrealschulen den Gymnasien gleichgestellt hat. Sein Verdienst ist es auch, daß die Jugend jetzt auf körperliche Übungen, auf Turnen, Rudern und Bewegungsspiele im Freien, weit größeres Gewicht legt als früher.

Zur Pflege der Wissenschaften hat der Kaiser die Ausgrabungen in Troas und bei Magnesia in Kleinasien, ferner die Erforschung der ägyptischen und der römischen Geschichte sowie den Wiederaufbau des in dem römischen Grenzwall (limes) bei Homburg liegenden Römerkastells, der Saalburg, durch Beiträge gefördert. Die Kunst hat in Kaiser Wilhelm einen begeisterten Verehrer und einen freigebigen Förderer. In hochherziger Weise hat er eine ganze Straße — die Siegesallee im Tiergarten — mit 32 Marmorbildern der Landesherren von Albrecht dem Bären bis zu Kaiser Wilhelm dem Großen



Das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms des Großen vor dem Königlichen Schlosse.

schmücken und für den in Pergamum in Kleinasien ausgegrabenen berühmten Zeusaltar in Berlin ein besonderes Museum erbauen lassen. Fortwährend sind Maler und Bildhauer mit der Ausführung kaiserlicher Aufträge beschäftigt. Wie viele Denkmäler sind auf seine Veranlassung und mit seiner Unterstützung geschaffen worden! Am 22. März 1897 wurde das von dem deutschen Volke in Berlin errichtete Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm den Großen feierlich enthüllt. Von den neugeschaffenen großartigen Gebäuden seien nur das Reichstagsgebäude und das Abgeordnetenhaus in Berlin erwähnt.



Das neue Abgeordnetenhaus zu Berlin.

Der Kaiser ist ein frommer evangelischer Christ. „Auf dem gläubigen Festhalten an der evangelischen Wahrheit", so bekannte er öffentlich bei der Einweihung der wiederhergestellten Schloßkirche in Wittenberg, „ruht unsere Hoffnung im Leben und im Sterben." Aber auch die anderen Bekenntnisse erfreuen sich des kaiserlichen Schutzes. Für den evangelischen Kirchenbau und die innere Mission hat das Kaiserpaar Großes geleistet. Das deutsche Volk erlebte in den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung. Berlin, das 1860 etwa 500000 Bewohner zählte, war nach etwa zwanzig Jahren eine Millionenstadt; einzelne Kirchengemeinden zählten 100000 Seelen. Die Folge war eine große kirchliche und sittliche Verwahrlosung. Da griff zunächst die innere Mission ein, und es bildete sich unter dem Vorsitz unserer Kaiserin ein „Evangelisch-Kirchlicher



Die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin.

Hilfsverein", der sich die Bekämpfung der religiös-sittlichen Notstände zur Aufgabe stellte. Zur Erbauung der Gnadenkirche, die dem Andenken der Kaiserin Augusta geweiht ist, schenkte der Kaiser 400 000 Mark. Mehrere Kirchen, wie die prächtige Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, hat der Hilfsverein selbständig erbaut, den Bau vieler anderen hat er durch Beiträge erleichtert. In Berlin entstanden in den ersten sechzehn Jahren der Thätigkeit des Vereins 58 neue Kirchen, und 16 waren noch im Bau begriffen: ein Beispiel ohnegleichen! Unserm Kaiser war es vergönnt, einen Lieblingsgedanken seines kaiserlichen Vaters und Großvaters, die Errichtung einer protestantischen Kirche in Jerusalem, zu verwirklichen. Am 31. Oktober 1893 ließ er den Grundstein legen. Als der Bau vollendet war, unternahm er in Begleitung seiner hohen Gemahlin und eines großen Gefolges im Herbst



Kronprinz Wilhelm.



Kronprinzessin Cecilie.

1898 eine Reise nach Palästina. Am 31. Oktober fand die erhebende Einweihung der „Erlöserkirche" statt. Auch die Absicht seines Vaters, in Berlin eine neue Dom- und Schloßkirche zu errichten, konnte Kaiser Wilhelm verwirklichen. In elf Jahren wurde der gewaltige Bau an der Stelle des früheren, von Friedrich dem Großen aufgeführten Domes vollendet. Den Hauptteil des prächtigen Gotteshauses bildet die Predigtkirche, die 3500 Personen zu fassen vermag. Hieran schließt sich südlich eine kleine Tauf- und Trauungskirche, nördlich eine Denkmalskirche, wo die Grabdenkmäler berühmter Herrscher und sonstiger verdienter Männer Platz finden werden. Unter der Denkmals- und der Predigtkirche dehnt sich ein Gruftgewölbe aus, das die im früheren Dome aufbewahrten Särge der Mitglieder des Hohenzollernschen Herrscherhauses aufgenommen hat.

Das echt christliche Familienleben des Kaisers ist ein Muster für alle Stände. Aber nur sehr wenige Ehepaare können sich auch solches Familienglückes freuen; alle Kinder, die Gott ihm geschenkt hat, haben sich aufs

trefflichste entwickelt. In großer Rüstigkeit hat der Kaiser am 27. Februar 1906 die silberne Hochzeit feiern dürfen, und zwar unter so glücklichen Um-



Der neue Dom zu Berlin.

ständen wie bisher noch kein König von Preußen. Unserm Kaiserpaar wurde dieses Fest noch verschönt durch die an demselben Tage vollzogene Vermählung

seines zweitältesten Sohnes, des Prinzen Eitel Friedrich, mit der Herzogin Sophie Charlotte, der ältesten Tochter des Großherzogs von Oldenburg. Das deutsche Volk nahm an diesem Doppelfeste freudigen Anteil und wollte gern seine Glückwünsche durch Hochzeitsgeschenke unterstützen; aber der Kaiser bat vorher, man möge die beabsichtigten Gaben milden Stiftungen zuwenden. So wurde dieser Tag Tausenden zum Segen, indem einzelne Personen und Gemeinden fast acht Millionen Mark für wohlthätige Zwecke stifteten. Kronprinz Wilhelm hatte sich schon am 6. Juni 1905 vermählt, und zwar mit der Herzogin Cecilie von Mecklenburg, der jüngsten Schwester des regierenden Großherzogs Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin, einer Tochter aus jenem Fürstenhause, das Preußen einst die unvergeßliche Königin Luise geschenkt hat. Am 4. Juli 1906 wurde dem jungen Paar ein Prinz geboren, der ebenfalls Wilhelm genannt ist.

Zu jedem Opfer bereit, geht das deutsche Volk unter Führung seines Kaisers getrost der Zukunft entgegen. Wir aber rufen ihm mit dem Dichter zu:

Geleit' dich Gott, du deutscher Kaiser,
Auf deiner Fahrt durchs Lebensmeer!
Ob wilde Stürme furchtbar rauschen,
Ob Feinde heimlich Schwüre tauschen,
Du hast im Volk dein treustes Heer!
Im Friedenskleid mit Schwert und Speer
Alldeutschland steht zu deiner Seiten,
Für dich zu leben, dich zu streiten;
Wir alle sind des Reiches Wehr:
Geleit' dich Gott, du deutscher Kaiser!

Allmähliche Vergrößerung des brandenburgisch-preußischen Staates.

		□M.
Friedrich I.	Die Altmark, Mittelmark, Prignitz, ein Teil der Uckermark	400
Friedrich II. Eisenzahn.	Die Neumark, Kottbus und Wernigerode	620
Albrecht Achilles.	Krossen, Züllichau und Sommerfeld	650
Johann Sigismund.	Kleve, Mark, Ravensberg sowie Preußen	1470
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst	Hinterpommern, Magdeburg, Halberstadt, Minden, Kammin und Schwiebus	2000
Friedrich III. (I.)	Mörs, Lingen, Tecklenburg, (Neufchatel*)	2050
Friedrich Wilhelm I.	Geldern, Vorpommern	2200
Friedrich II. der Große.	Schlesien, (Ostfriesland*), Westpreußen, Ermeland .	3500
Friedrich Wilhelm II.	(Ansbach-Baireuth, Neu-Ostpreußen*), Posen . .	5550
Friedrich Wilhelm III.	Das Eichsfeld, Mühlhausen, Nordhausen, Erfurt, Hildesheim, Paderborn und Münster, Quedlinburg, Schwedisch-Pommern, Sachsen, Lausitz, Köln, Aachen, Jülich, Berg, Trier	5096
Friedrich Wilhelm IV.	Hohenzollern, Jadegebiet	5104
Wilhelm I. der Große.	Lauenburg, Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M., Schleswig-Holstein, Orb und Gersfeld, Homburg, Meisenheim u. s. w.	6412
Wilhelm II.	Helgoland.	

*) Wieder abgetreten.

Die brandenburgisch-preußischen Regenten aus dem Hause Hohenzollern.

a. Die hohenzollernschen Kurfürsten. 1415—1701.

1415—1440 Friedrich I.
1440—1470 Friedrich II. Eisenzahn.
1470—1486 Albrecht Achilles.
1486—1499 Johann Cicero.
1499—1535 Joachim I. Nestor.
1535—1571 Joachim II. Hektor und Johann von Küstrin.
1571—1598 Johann Georg.
1598—1608 Joachim Friedrich.
1608—1619 Johann Sigismund.
1619—1640 Georg Wilhelm.
1640—1688 Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.
1688—1701 Friedrich III. als Kurfürst.

b. Die hohenzollernschen Könige. Seit 1701.

1701—1713 Friedrich I. als König.
1713—1740 Friedrich Wilhelm I.
1740—1786 Friedrich II. der Große.
1786—1797 Friedrich Wilhelm II.
1797—1840 Friedrich Wilhelm III.
1840—1861 Friedrich Wilhelm IV.
1861—1888 Wilhelm I. der Große, Kaiser seit 1871.
1888 Friedrich III.
Seit 1888 Wilhelm II.

Stammtafel des hohenzollernschen Hauses.

1. Friedrich I. 1415—1440.

Johann der Alchimist. 2. Friedrich II. der Eiserne † 1471. 3. Albrecht Achilles † 1486. Friedrich der Jüngere.

4. Johann Cicero † 1499. — Friedrich der Ältere v. Ansbach. — Barbara, verm. m. Heinrich v. Glogau.

5. Joachim I. Nestor † 1535. Gem. Elisabeth v. Dänemark. — Kardinal Albrecht, Erzbischof v. Magdeburg u. Mainz. — Kasimir v. Kulmbach. — Georg d. Fromme v. Jägerndorf u. Ansbach. — Albrecht I. v. Preußen, Hochmeister 1511, † 1568.

6. Joachim II. Hektor † 1571. — Johann v. Küstrin. — Albrecht Alcibiades. — Georg Friedrich † 1603. — Albrecht II. Friedrich † 1618. Gem. Maria Leonora v. Kleve † 1608.

7. Johann Georg † 1598. — Friedrich † 1552, Sigismund † 1566 Erzbischöfe v. Magdeburg. — Anna Gem. Joh. Sigismund v. Brandenburg. — Leonora Gem. Joach. Friedrich v. Brandenburg. — Magdalena Gem. Kurf. Joh. Georg v. Sachsen.

8. Joachim Friedrich † 1608. Gem. Leonore v. Preußen. — Christian Markgraf v. Baireuth. — Joachim Ernst Markgraf v. Ansbach.

9. Johann Sigismund † 1619. Gem. Anna v. Preußen.

10. Georg Wilhelm † 1640. Gem. Elisabeth Charlotte v. d. Pfalz. — Maria Eleonora. Gem. König Gustav Adolf v. Schweden.

11. Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst. Geb. 16. 2. 1620, † 9. 5. 1688.
1. Gem. Luise Henriette v. Oranien. 2. Gem. Dorothea v. Schleswig-Holstein.

Karl Emil † 1674. — 1. (12.) Friedrich I. Geb. 11. 7. 1657, † 25. 2. 1713. 2. Gem. Sophie Charlotte v. Hannover. — Ludwig † 1687. — Philipp, Albrecht, Karl u. Ludwig, Markgrafen zu Schwedt.

2. (13.) Friedrich Wilhelm I. Geb. 15. 8. 1688, † 31. 5. 1740.
Gem. Sophia Dorothea v. Hannover-England † 28. 6. 1757.

Wilhelmine † 14. 10. 1758.

3. (14.) **Friedrich II. der Große.** Geb. 24. 1. 1712, † 17. 8. 1786. Gem. Elisabeth v. Braunschweig.

Luise Ulrike. Gem. König Adolf Friedrich v. Schweden.

August Wilhelm † 1758.

Heinrich † 1802.

August Ferdinand † 1813.

Louis Ferdinand † 10. 10. 1806 bei Saalfeld.

4. (15.) **Friedrich Wilhelm II.** Geb. 25. 9. 1744, † 16. 11. 1797. 2. Gem. Friederike Luise v. Hessen-Darmstadt.

Wilhelmine. Gem. Wilhelm V. v. Oranien.

5. (16.) **Friedrich Wilhelm III.** Geb. 3. 8. 1770, † 7. 6. 1840. Gem. Luise v. Mecklenburg-Strelitz. Geb. 10. 3. 1776, † 19. 7. 1810.

Wilhelm † 1851.

Adalbert, Admiral † 1873.

6. (17.) **Friedrich Wilhelm IV.** Geb. 15. 10. 1795, † 2. 1. 1861. Gem. Elisabeth v. Bayern.

7. (18.) **Wilhelm I. der Große.** Geb. 22. 3. 1797, † 9. 3. 1888. Gem. Augusta v. Weimar † 1890.

Charlotte. Gem. Nikolaus I. v. Rußland.

Karl † 1883.

Friedrich Karl † 15. 6. 1885.

Friedrich Leopold.

Albrecht † 1872.

Albrecht, Regent von Braunschweig, † 1906.

Friedrich Heinrich, Joachim Albrecht, Friedrich Wilhelm.

8. (19.) **Friedrich III.** Geb. 18. 10. 1831, † 15. 6. 1888. Gem. Viktoria v. England. Geb. 21. 11. 1840, † 5. 8. 1901.

Luise, geb. 3. 12. 1838. Gem. Großherzog von Baden.

9. (20.) **Wilhelm II.** Geb. 27. Jan. 1859. Gem. Auguste Viktoria v. Schleswig-Holstein. Geb. 22. Okt. 1858.

Charlotte. Gem. Erbprinz Bernhard v. Sachsen-Meiningen.

Sigismund. Geb. 1864. † 18. 6. 1866.

Viktoria. Gem. Prinz Adolf v. Schaumburg-Lippe.

Waldemar. Geb. 1868. † 1879.

Sophia. Gem. Kronpr. Konstantin v. Griechenland.

Margarethe. Gem. Prinz Friedr. Karl v. Hessen.

Heinrich. Geb. 14. 8. 1862. Gem. Irene v. Hessen.

1. Waldemar. Geb. 1889.

2. Sigismund. Geb. 1896.

3. Heinrich. Geb. 1900. † 26. 2. 1904.

Kronprinz Wilhelm. Geb. 6. Mai 1882. Gem. Herzogin Cecilie v. Mecklenburg-Schwerin.

Wilhelm. Geb. 4. 7. 1906.

Eitel Friedrich. Geb. 7. Juli 1883. Gem. Charlotte v. Oldenburg.

Adalbert. Geb. 14. Juli 1884.

August Wilhelm. Geb. 29. Januar 1887.

Oskar. Geb. 27. Juli 1888.

Joachim. Geb. 17. Dez. 1890.

Luise Viktoria. Geb. 13. Sept. 1892.

Verzeichnis der Abbildungen und Karten.

Seite

Marmorstandbild Albrechts des Bären an der Siegesallee zu Berlin 5
Klosterkirche zu Lehnin 7
Kloster Chorin 9
Roland in Stendal 11
Burg Hohenzollern nach der Wiederherstellung 15
Kurfürst Friedrich I. 16
Die Burg zu Nürnberg am Beginn des 15. Jahrhunderts 17
Belagerung einer Quitzowschen Burg 19
Die Mark beim Regierungsantritt Kurfürst Friedrichs I. (Kartenskizze) 20
Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Mark Brandenburg, Konstanz 1417 21
Albrecht Achilles 24
Joachim I. Nestor 27
Joachim II. empfängt das heilige Abendmahl. Relief 31
Schloß Köpenick zur Zeit des Kurfürsten Joachim II. 33
Hermann von Salza 37
Das Hochschloß der Marienburg von Südosten 39
Denkmal Albrechts von Brandenburg am Schlosse zu Königsberg 42
Johann Sigismund 43
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst 50
Kurfürstin Luise Henriette 51
Ansicht von Berlin-Kölln zur Zeit des Großen Kurfürsten 55
Derfflinger 57
Soldaten des Großen Kurfürsten 59
Oliva bei Danzig 61
Der Große Kurfürst in der Schlacht bei Fehrbellin 65
Der Große Kurfürst überschreitet das Kurische Haff 67
Kriegsschiffe des Großen Kurfürsten 69
Großfriedrichsburg und Umgebung 70
Der Große Kurfürst nimmt die Huldigung der Afrikaner entgegen 71
Paul Gerhardt 73
Empfang der Hugenotten durch den Großen Kurfürsten 74
König Friedrich I. 78
Seine Gemahlin Sophie Charlotte 79
Gottfried Wilhelm Leibniz 80
Enthüllung des Denkmals des Großen Kurfürsten 81
Das Zeughaus zu Berlin 82
„Unter den Linden" zu Berlin im Jahre 1691 (vom Lustgarten aus gesehen) . 82
August Hermann Francke 83
Insignien des Schwarzen Adlerordens 84
Friedrich I. setzt sich im Schlosse zu Königsberg die Krone auf 85
Typen aus dem Heere Friedrichs I. 87
Friedrich Wilhelm I. 90
Musterung unter Friedrich Wilhelm I. 92
König Friedrich Wilhelm I. begrüßt die vertriebenen Salzburger 97
Einnahme von Rügen 104
Das Mühlenthor in Stargard 105
Friedrich Wilhelm I. im Tabakskollegium 107
Friedrich der Große 111
Das Rathaus in Breslau 112
Silberne Medaille zur Erinnerung an die Schlacht bei Hohenfriedberg 116
Nach der Schlacht bei Hohenfriedberg 117
Fürst Leopold von Anhalt-Dessau 118
Typen aus dem Heere Friedrichs des Großen 120. 121

Seite
Schwerin 123
Seydlitz 125
Winterfeldt 127
Friedrich der Große in Lissa. „Bon soir, messieurs!“ 129
Herzog Ferdinand von Braunschweig 130
Prinz Heinrich von Preußen 131
Keith 132
Zieten 137
Lustschloß Sanssouci bei Potsdam 141
Das Neue Palais bei Potsdam 143
Truppenbesichtigung unter Friedrich dem Großen 147
Friedrichs des Großen Tafelrunde in Sanssouci 149
Der alte Fritz in Sanssouci 151
Friedrich Wilhelm II. 157
Das Brandenburger Thor zu Berlin 159
Königin Luise 164
Friedrich Wilhelm III. 164
Einzug der Prinzessin Luise in Berlin 165
Königin Luise auf der Flucht nach Memel 173
Nettelbeck, der Verteidiger Kolbergs 175
Schill 176
Zusammenkunft der Königin Luise mit Napoleon 177
Stein 180
Scharnhorst 183
Arndt 184
Jahn 184
Erschießung der Schillschen Offiziere bei Wesel 189
Hardenberg 190
Grabdenkmal der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg 191
York 195
Ansprache des Generals York auf dem Landtage zu Königsberg 197
Typen aus dem preußischen Heere des Befreiungskrieges 198/199
Das Eiserne Kreuz 200
Breslau, den 13. Februar 1813 201
Theodor Körner 203
Gneisenau 208
Blücher 208
Plan der Völkerschlacht bei Leipzig 213
Die Königsberger Landwehr unter Major Friccius erstürmt das Grimmaische Thor 215
Der Marschall Vorwärts überschreitet den Rhein am 1. Januar 1814 217
Einzug der Verbündeten in Paris am 31. März 1814 220
Ausfahrt des ersten preußischen Eisenbahnzuges aus dem Potsdamer Bahnhof zu Berlin 229
Das Schauspielhaus in Berlin 234
Das Alte Museum in Berlin 235
Friedrich Wilhelm IV. 237
Prinz Adalbert 247
Die Weichselbrücke bei Dirschau 248
Der Dom zu Cöln 250
Reiterstandbild Friedrichs des Großen in Berlin von Rauch 251
A. v. Humboldt und W. v. Humboldt 252
Die Friedenskirche bei Potsdam 253
Wilhelm I. 256
Augusta 257
Schloß Babelsberg 258
Roon 259
Moltke 260
Standbild Wilhelms I. im Krönungsornat vor dem Schlosse zu Königsberg . . 261

Seite

Bismarck 262
Wrangel 265
Erstürmung der Düppeler Schanzen 266
Seegefecht bei Jasmund 268
Vogel von Falckenstein 270
Herwarth von Bittenfeld 271
Prinz Friedrich Karl 272
Der Kronprinz erstürmt die Höhen von Chlum 273
Plan der Schlacht bei Königgrätz 275
Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz 276
Manteuffel 277
Das Eiserne Kreuz von 1870 284
Steinmetz 286
Skizze zum Feldzuge von 1870/71 287
Der Kronprinz führt die Bayern zum Siege bei Weißenburg 289
Die Schlachten um Metz (Kartenskizze) 291
Preußische Garden und Sachsen bei St. Privat 293
Albert, König von Sachsen 294
Plan der Schlacht bei Sedan 295
Graf Reille übergiebt dem König das Schreiben Napoleons 297
v. d. Tann 301
Goeben 303
Werder 304
Unsere brave Landwehr in den Kämpfen an der Lisaine 305
Einzug der deutschen Truppen in Paris am 1. März 1871 307
Einzug der Sieger in Berlin am 16. Juni 1871 309
Die Verkündigung der Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums im Schlosse zu Versailles am 18. Januar 1871 311
Das Reichstagsgebäude in Berlin 320
Die Siegessäule in Berlin 321
Kaiser Wilhelm am historischen Eckfenster 324
Parade unter Wilhelm dem Großen 325
Letzte Unterschrift Kaiser Wilhelms 326
Das Mausoleum zu Charlottenburg 327
Kaiser Friedrich III. 330
Seine Gemahlin Viktoria 331
Wilhelm II. 334
Auguste Viktoria 335
Einzug der Prinzessin Auguste Viktoria in Berlin am 27. Februar 1881 . . . 336
Das Königliche Schloß, die Wohnung Kaiser Wilhelms II. 338
„Kaiser Wilhelm der Große", Doppelschrauben-Schnellpostdampfer des Norddeutschen Lloyd in Bremen 340
S. M. Schiff „Wörth"; Panzer I. Klasse 341
Prinz Heinrich 342
Kaiser Wilhelm II. in Admiralsuniform 344
Das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms des Großen vor dem Königlichen Schlosse 347
Das neue Abgeordnetenhaus zu Berlin 348
Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin 349
Kronprinz Wilhelm 350
Kronprinzessin Cecilie 350
Der neue Dom zu Berlin 351

Farbige Karten.

Das Reich der Askanier.
Die Mark unter Friedrich I.
Brandenburg unter dem Großen Kurfürsten.
Preußen unter Friedrich dem Großen.
Preußen unter Friedrich Wilhelm II.
Preußen nach dem Frieden von Tilsit.
Preußen nach dem Jahre 1866.

Register.

Abgeordnetenhaus 246. 348.
Accise 25. 57. 94. 146. 227.
Adalbert v. Preußen, Admiral Prinz 247. 299.
Adel 18. 27. 61. 95. 140. 142. 181.
Adlerorden, Schwarzer 84, Roter 162.
Afrikanische Handelsgesellschaft 69.
Akademie der Künste 80, der Wissenschaft 80.
Albert, Kronprinz von Sachsen 294.
Albrecht Achilles 24 ff.
Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg 29.
Albrecht, Hochmeister 29. 41.
Albrecht II. Friedrich von Preußen 42.
Albrecht der Bär 4 ff.
Alexander I. Kaiser 195 ff.
Alexander II. Kaiser 312.
Alexander III. Kaiser 313.
Allgemeine Bestimmungen über Volksschulwesen 321.
Allianz, Heilige 230.
Alsen, Eroberung der Insel 265. 267.
Altenstein, Minister 190.
Altenzaun, 1806 Gefecht bei 195.
Altersversicherung der Arbeiter 316. 345.
Altkatholiken 314.
Altlutheraner 234.
Amiens, Kämpfe bei 302.
Ansbach, Baireuth, von den Hohenzollern erworben 16. 26. 34; zu Preußen 162, zu Bayern 169. 210.
Arbeiterschutzkonferenz 345.
Arcis a. d. Aube, 1814 Schlacht bei 218.
Arndt, E. M. 184. 194. 203.
Arnold, Prozeß des Müllers 148.
Aschaffenburg, 1866 Gefecht bei 277.
Aspern, 1809 Schlacht bei 186.
Auerstädt, 1806 Schlacht bei 171.
Auerswald, General 242.
Aufruf Friedrich Wilhelms III. 200. 202.
August II. von Sachsen 84, III. 114. 119.
August Wilhelm von Preußen, Prinz 124.
Augusta, Königin-Kaiserin 257. 288. 328.
Auguste Viktoria, Königin-Kaiserin 326. 333. 335.
Austerlitz, 1805 Schlacht bei 168.

Babelsberg, Schloß 257. 258.
Baden (1866) 270. Aufnahme in den Norddeutschen Bund 308.
Ballenstedt, Grafen von 4.
Bank, Königliche 145.
Bar a. d. Aube, 1814 Gefecht bei 218. 255.
Barfus, General 68.
Bartenstein, 1807 Vertrag zu 176.
Basel, 1795 Friede zu 162.
Bauern, Lage der 28. 144. 181. 192.
Bauernlegen 96.
Bautzen, 1813 Schlacht bei 205.
Bazaine, Marschall 285.
Beaumont, 1870 Schlacht bei 296.
Beaune la Rolande, 1870 Schlacht bei 302.
Bede 10.
Belbog, wendischer Gott 1.
Belehnung Friedrichs I. von Brandenburg 20. 21.
Belfort, Belagerung von 302.
Belle-Alliance, 1815 Schlacht bei 223.
Belling, General 138.
Benedek, General-Feldzeugmeister 271.
Benedetti, Gesandter 278. 282.
Bennigsen, General 176.
Beresina, 1812 Übergang über die 194.
Berg, Herzogtum s. Jülich.
Bergen, 1759 Schlacht bei 132.
Berlin erwirbt Stadtrecht 8, Blutbann und Münzrecht 14, unter dem Interdikt 12, Verhältnis zu den Quitzows 14, huldigt Friedrich I. 18, wird Residenzstadt 23. Die ersten Gymnasien in Berlin 56, Entstehung der Dorotheenstadt 75, Stiftung der Akademien der Künste und der Wissenschaften, Entstehung der Friedrichstadt, des Schlosses 80, Änderung der städtischen Verwaltung 98, 1760 vom Feinde be-

setzt 135, 1806 die Franzosen in B. 172, Universität 191, erste Eisenbahn in 229, 1848 Aufstand in 240, Reichstag 310. 320.
Bernadotte 206—209. 214.
Bernau, Propst von 11.
Bernhard, Markgraf 3.
Bernhard von Askanien 7.
Beuthen, Ergebung von 18.
Biersteuer 28.
Billing, Hermann 3.
Bismarck, Fürst Otto v. 242. 262. 269. 310. 337.
Bittenfeld s. Herwarth v. Bittenfeld.
Blücher 171. 204. 207. 236.
Bogislaw X., Herzog von Pommern 104.
Borsig 249.
Bourbaki, General 302. 304.
Boyen, General 183. 194.
Brandenburg, die Mark 1. Umfang 20.
Brandenburg, Stadt und Bistum 2. 3. 6.
Brandenburg, Minister Graf 245.
Brandenburger Thor 158. 159.
Braunau, Paß von 272.
Bremen, Bistum 1719 zu Hannover 103.
Brennaburg 2.
Breslau, Emporkommen 113. Einzug Friedrichs II. 113, Friede zu 114, Residenz Friedrich Wilhelms III. 200.
Brienne, 1814 Schlacht bei 216.
Bromberger Kanal 144.
Brühl, Minister 118.
Buch, Johann v. 8.
Buchenhagen 104.
Bülow, Fürst Reichskanzler 345.
Bülow, General 207. 208.
Bundeskanzler 280.
Bundesrat 280. 312.
Bundestag in Frankfurt a. M. 226. 240. 245. 246. 270.
Bunzelwitz, Lager bei 137.
Burenkrieg 337.
Bürgerliches Gesetzbuch 317. 346.
Burkersdorf, 1762 Schlacht bei 139.
Burkhartinge, Ahnherren der Zollern 16.
Burschenschaft, deutsche 231.

Canrobert, General 285.
Canstein, Freiherr v. 83.
Caprivi, Reichskanzler 337. 345.
Carmer, Justizminister 150.
Cassano, 1705 Schlacht bei 87.
Cecilie, Kronprinzessin 352.
Censuredikt 158.
Charité in Berlin 102.
Charlottenburg, Lustschloß in 80. 136. Mausoleum in 190. 327.
Chatillon, Friedenskongreß zu 218.
Chausseebau in Preußen 158. 228. 317.
China, Krieg mit 343.
Chlum, Erstürmung der Höhen v. 273. 275.
Chodowiecki, Kupferstecher 158.
Chorin, Kloster 8. 9.
Chotusitz, 1742 Schlacht bei 114.
Christian IX. von Dänemark 264.
Clausewitz, General 183. 194.
Cocceji, Justizminister 100. 148.
Code Napoléon 179.
Codex Fridericianus 148.
Colombey, 1870 Schlacht bei 290.
Coulmiers, 1870 Schlacht bei 302.
Courbière 176.
Courcelles, 1870 Schlacht bei 290.
Cumberland, Herzog von 125.
Czaslau, 1742 Schlacht bei 114.
Czernybog, wendischer Gott 1.

Daleminzier, Wenden 3.
Dampfmaschine 145. 228.
Dampfschiffahrt 229. 339 ff.
Danckelmann, Eberhard v. 76. 78. 90.
Danzig, Ordensstadt 38, polnisch 41, preußisch 163, Freistadt 178, wieder preußisch 225.
Daun, österreichischer Feldmarschall 123. 131. 136.
Davoust in Hamburg 204. 206.
Demagogenverfolgung 231.
Dennewitz, 1813 Schlacht bei 210.
Derfflinger 56 ff.
Dijon, 1871 Kämpfe bei 304.
Dispositio Achillea 26.
Distelmeyer, Kanzler 34.
Dom in Berlin 350.
Domänen 54. 95. 96. 182. 227.
Dörnberg, Oberst 187.
Dorothea, Kurfürstin 75 ff.
Dortmund, 1609 Vertrag zu 44.
Dortmund-Ems-Kanal 345.
Dragonaden 73.
Dreibund: Deutsches Reich, Österreich, Italien 313.
Dreikaiserbündnis 312.
Dreikönigsbund 245.
Dresden im 7jährigen Kriege 122. 134; 1745 Friede zu 118; 1813 Schlacht bei 209.
Drömling 142.
Duisburg, Gründung der Universität 56.
Düppeler Schanzen 244. 265.

Einwanderung in Preußen 6. 38. 53. 73. 96. 154. 234.
Eisenbahnen 229. 249. 317.
Eisernes Kreuz 200. 284.
Eitel Fritz, Prinz 352.

Elbe-Trave-Kanal 345.
Elbing 38.
Elisabeth, Gemahlin Friedrichs I. 18.
Elisabeth, Gemahlin Joachims I. 29.
Elisabeth, Gemahlin Friedrichs des Großen 109. 155.
Elisabeth, Gemahlin Friedrich Wilhelms IV. 237.
Elisabeth, Kaiserin von Rußland 119.
Elsaß, Wiedergewinnung des 306.
Emden, vom Großen Kurfürsten besetzt 72, Freihafen, Heringsfischerei 145.
Ems-Jade-Kanal 317.
Ephraimiten 132.
Erbfolgekrieg, Bayrischer 154, Polnischer 106, Spanischer 84. 103.
Erbunterthänigkeit, Aufhebung der 181.
Erfurt, 1806 kapituliert 171, Fürstenkongreß zu 186.
Erlöserkirche 350.
Estrées, Marschall d' 125.
Eugen von Savoyen, Prinz 77. 86.
Exekution gegen Preußen 122. 270, gegen Dänemark 264.
Eylau, 1807 Schlacht bei Preußisch- 174.

Falckenstein s. Vogel v. Falckenstein.
Falk, Kultusminister 314.
Favre, Jules 298.
Fehrbellin, 1675 Schlacht bei 64.
Felbiger, Abt 150.
Ferdinand von Braunschweig 128. 132. 139.
Fermor, russischer General 130.
Festlandssperre 172. 192.
Fichte, Professor 184.
Finckenstein, Minister Graf 142.
Finerbruch 142.
Fink, General (Finkenfang) 134.
Finowkanal 144.
Fliedner, Pastor 254.
Flotte, die erste brandenburgische 69.
Flotte, die deutsche 243. 313. 339.
Folter abgeschafft 111.
Fontainebleau, Vertrag zu 139.
Fouqué, General 134.
Francke, August Hermann 83.
Frankfurt a. O., Universität 26. 28.
Frankfurt a. M., Bundestag zu 226, Nationalversammlung zu 240, 1866 erobert 277, zu Preußen 279, Friede zu 306.
Franktireurs 301.
Fransecky, General 274.
Franz I. v. Lothringen, Kaiser 113. 116. 118.
Franz II., Kaiser 160. 169.
Franz von Braunschweig, Prinz 132.
Freiberg, 1762 Schlacht bei 139.
Freikorps Lützows 200. 206.
Friccius, Major 214. 215.
Fridericia 265.
Friedland, 1807 Schlacht bei 178.
Friedrich I. (VI.), Kurfürst 17 ff., König 76 ff.
Friedrich II., Kurfürst 22 ff., König 108 ff.
Friedrich III., Burggraf 16, Kurfürst 76 ff., König und Kaiser 257. 264. 271. 328.
Friedrich III., Kaiser von Deutschland 24.
Friedrich IV., Burggraf 16.
Friedrich, Herzog von Liegnitz 32.
Friedrich VII., König von Dänemark 244.
Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg 278. 302.
Friedrich Karl von Preußen, Prinz 245. 264 ff., 271. 285. 294. 302.
Friedrich von Augustenburg 264. 267 ff., 284. 333.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst 48 ff.
Friedrich Wilhelm I., König 89 ff.
Friedrich Wilhelm II., König 157 ff.
Friedrich Wilhelm III., König 163 ff.
Friedrich Wilhelm IV., König 237 ff.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz 257 ff., 271.
Friedrich Wilhelm von Braunschweig, Herzog 188. 221. 222.
Friedrich-Wilhelms-Kanal 56.
Friesack, Eroberung des Schlosses 18.
Froben, Emanuel v. 66.
Frohse, 1278 Schlacht bei 8.
Fürstenberg, Wilhelm v. 77.
Fürstenbund, deutscher 155.

Gablenz, österreichischer General 264.
Gadebusch, 1813 Gefecht bei 209.
Gambetta 298. 301.
Garibaldi 302.
Gaslicht 230.
Gastein, 1865 Vertrag zu 269.
Gemeinheitsteilung 144. 230.
Generaldirektorium 93.
Generallandschulreglement 150.
Georg I., König 84. II. 119. 136. III. 136. 137. V. 271.
Georg der Fromme von Ansbach 29.
Georg Friedrich von Ansbach 34.
Georg Wilhelm, Kurfürst 45 ff.
Gera, Hausvertrag zu 34.
Gerhardt, Paul 72. 73.
Gerichte, einheitliche 317.
Germain, 1679 Friede zu St. 68.
Gernrode 3.
Gero, Markgraf 3.
Gesetzbuch, Bürgerliches 317. 346.
Gesindeordnung 192.
Gewerbefreiheit 192. 315.
Geyern, Grafschaft 88.

Gilgekanal 145.
Gitschin, 1866 Schlacht bei 271.
Glatz zu Preußen 114.
Gneisenau, Feldmarschall 171. 183. 194. 207. 208. 223. 232.
Goeben, General 303.
Goldne Bulle 13.
Golzow, Eroberung des Schlosses 18.
Gottschalk, Obotritenfürst 4.
Gotzkowsky 136.
Gransee, 1316 Schlacht bei 10.
Graudenz, Verteidigung von 176.
Gravelotte, 1870 Schlacht bei 292.
Greiffenberg 156.
Grete, Faule 18.
Grimm, Gebrüder 185. 249.
Grimnitz, 1529 Vertrag zu 29.
Gröben, Major v. d. 69.
Grolman, General 183.
Großbeeren, 1813 Schlacht bei 208.
Großfriedrichsburg 72.
Großgörschen, 1813 Schlacht bei 205.
Großjägerndorf, 1757 Schlacht bei 124.
Grumbkow 103.
Gustav Adolf von Schweden 46.

Hadik überfällt Berlin 124.
Hagelberg, 1813 Gefecht bei 209.
Halberstadt zu Preußen 52.
Halle a. S., Entstehung 2, Universität zu 83. 233. Waisenhaus zu 83.
Hallue, 1870 Schlacht an der 302.
Hambacher Fest 232.
Hannover, Ältere Geschichte v. 278 ff., Königreich 225. Hannover zu Preußen 278.
Hansa 11.
Hardenberg, Staatskanzler 180. 190 ff.
Hastenbeck, 1757 Gefecht bei 125.
Haugwitz, Minister 160. 166. 168 ff. 174.
Hausgesetz des Albrecht Achilles 26.
Havanna, 1870 Seegefecht bei 300.
Havelberg, Bistum 3. 6.
Hecker, Prediger 150.
Hedwig von Polen 30.
Heer, das preußisch-deutsche 51. 56. 59. 87. 91 ff. 112. 120. 121. 146. 166. 183. 198. 199. 337.
Heilige Allianz 230.
Heilsberg, 1807 Gefecht bei 178.
Heilsbronn, Kloster 22. 26.
Heinrich I., König 2.
Heinrich von Preußen, Prinz, Bruder Friedrichs des Großen 131. 139. 155.
Heinrich von Preußen, Prinz, Bruder Kaiser Wilhelms II. 342.
Heinrich von Landsberg 10.
Helgoland zu Deutschland 337.
Hennigs v. Treffenfeld 66.
Herero, Aufstand der 342.
Herrenhaus 246.
Herrenhausen, Vertrag zu 105.
Hertzberg, Minister 160.
Herwarth v. Bittenfeld 271.
Hessen 279.
Heveller, die 2.
Hieronymus Bonaparte 179. 211. 214.
Hildburghausen, Prinz von 126.
Hinterpommern, Erwerbung von 52.
Hochkirch, 1758 Überfall von 131.
Höchstedt, 1704 Schlacht bei 87.
Hofer, Andreas 188.
Hohenfriedberg, 1745 Schlacht bei 116.
Hohenlohe, General Fürst v. 170. 172.
Hohenlohe, Reichskanzler Fürst v. 345.
Hohenzollern, Haus der 16 ff.
Hohenzollern, Land, zu Preußen 249.
Hohenzollern, Wiederaufbau der Burg 252.
Hohenzollern, Prinz Leopold u. Karl v. 282.
Holstein s. Schleswig-Holstein.
Homburg, Prinz v. 64.
Hubertusburger Friede 139.
Hugenotten, Aufnahme der 73.
Hühnerwasser, 1866 Gefecht bei 271.
Humboldt, Wilhelm v. 191. 221. 252. Alexander v. 252.

Jachmann, Admiral 267.
Jaczo von Köpenick 5.
Jägerndorf 29. 34. 68. 114.
Jagiello, König von Polen 40.
Jagow, Bischof Matthias v. 30.
Jahn, Turnvater 184.
Jasmund, 1864 Seegefecht bei 267.
Idstedt, 1850 Gefecht bei 244.
Jena, 1806 Schlacht bei 169 ff.
Jesuiten 152. 158.
Iltis, Untergang des 339. 343.
Indemnität, Gewährung von 280.
Ingersleben, General 172. 174.
Invaliditätsversicherung 316. 345.
Joachim I., Kurfürst 27 ff. II. 30 ff.
Joachim Friedrich, Kurfürst 34.
Johann I., Markgraf 8.
Johann I., Reichsverweser Erzherzog 240.
Johann von Küstrin 30.
Johann Cicero, Kurfürst 26.
Johann Georg, Kurfürst 34.
Johann Kasimir von Polen 57.
Johann Sigismund, Kurfürst 43.
Johann Sobieski von Polen 68.
Johannisburger Kanal 144.
Johanniter in der Mark 6.
Joseph I., Kaiser 113. II., Kaiser 139. 153. 154 ff. 160.

Jost von Mähren 14.
Jülich und Berg, Ältere Geschichte von 43, zu Pfalz-Neuburg 44, zu Pfalz-Sulzbach 105. 106, zu Preußen 225.
Julin, Stadt 2, Bistum 104.
Julirevolution 231.

Kabel 229, erstes deutsches 345.
Kaffeemonopol 146. 157.
Kaiserkrone, Erwerbung der 242. 308 ff.
Kaiserslautern, Schlachten bei 162.
Kaisertum, Wiederaufrichtung in Versailles 308.
Kaiser-Wilhelm-Kanal 342.
Kaiser-Wilhelm-Spende 316.
Kalckreuth, General v. 178.
Kalckstein, Oberst v. 62.
Kalisch, 1813 Vertrag zu 200.
Kammergericht 28.
Kammin, Bistum 52.
Kanalbau unter dem Großen Kurfürsten 56, unter Friedrich dem Großen 144, unter Friedrich Wilhelm II. 158, unter Wilhelm I. 317, unter Wilhelm II. 345.
Kantonsystem 91.
Karl der Große 2.
Karl IV. von Böhmen 12. 13. 16.
Karl V. 32. VI. 105. 113.
Karl VII. Albert von Bayern 113. 115.
Karl X. Gustav 57. XII. 103 ff.
Karl Emil, Kronprinz 63.
Karl Theodor von der Pfalz 154.
Karl, Erzherzog von Österreich 186.
Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig 161. 170. 174.
Karl von Lothringen 114. 123. 127. 128.
Karl, Markgraf von Schwedt 115.
Karlsbader Beschlüsse 231.
Karolinen, Inselgruppe der 343.
Kartoffelbau eingeführt 54. 142.
Katharina, Kaiserin von Rußland 139. 162.
Katholisch-Hennersdorf, Schlacht bei 116.
Katte, Leutnant 109.
Katzbach, 1813 Schlacht an der 209.
Kaub, Rheinübergang bei 216.
Kaunitz, Fürst 118.
Kay, 1759 Gefecht bei 133.
Keith, Leutnant 109. Feldmarschall 132.
Kesselsdorf, 1745 Schlacht bei 118.
Kettler, Landmeister 42.
Kiautschou 342.
Kieler Hafen von Preußen beansprucht 269.
Kirche in Preußen 5. 30. 44. 72. 96. 102. 152. 234. 253. 322. 348. 350.
Kirchenordnung Joachims II. 31.
Kissingen, 1866 Gefecht bei 277.
Kitzen, 1813 Überfall bei 206.
Kleist, Ewald v. 133. Heinrich v. 186. General v. 207.
Kohlhase 33.
Kolberg 132. 135. 137. 176.
Kolin, 1757 Schlacht bei 124.
Kölln a. d. Spree 8. 14. 23.
Kölner Dom 238. 319.
Kolonien, deutsche 313. 342 ff., brandenburgische 72, französische in Berlin 73.
Königgrätz, 1866 Schlacht bei 273 ff.
Königsberg 38, Universität 42, Vertrag 58.
Konzil zu Konstanz 18, 1870 zu Rom 314.
Körner 200. 203. 209.
Kosciusko 163.
Kraffohlkanal 145.
Krakau, 1525 Vertrag zu 42.
Krankenversicherung 316.
Kraut, Kaufmann 99.
Krefeld, 1758 Schlacht bei 130.
Kremmer Damm, Gefecht am 18.
Krönung Friedrichs III. (I.) 84 ff., Wilhelms I. 262.
Kronvertrag von 1700: 84.
Krossen, 1482 zu Brandenburg 26.
Krupps Fabrik 249. 345.
Kulm, 1813 Schlacht bei 210.
Kunersdorf 133. 134.
Kunst, Förderung der 80. 152. 158. 233. 252. 319. 346.
Küstrin, 1758 Zerstörung durch die Russen 130, von Franzosen besetzt 172, Erbauung der Festung 30.

Labiau, 1656 Vertrag zu 60.
Lacy, österreichischer General 135. 136.
Lagerhaus in Berlin 99.
Landeskirche, evangelische 233.
Landesverwaltung 35. 93. 182. 227. 318.
Landrat 93.
Landrecht, das preußische 150. 158.
Landschaften, Gründung der 142.
Landschaftspolder 142.
Landeshut, 1760 Gefecht bei 134.
Landsturm 202. 339.
Landtag 246, Vereinigter 239.
Landwehr 200. 202. 208. 304. 305. 339.
Langensalza, 1866 Schlacht bei 271.
Langeron, russischer General 207.
Laon, 1814 Schlacht bei 218.
La Rothière, 1814 Schlacht bei 218.
Lassalle 315.
Lauenburg, Erwerbung von 269.
Lausitz, die Mark 3.
Le Bourget, Ausfall bei 301.
Lebus zu Brandenburg 8.
Lehnin, Kloster 7.
Leibniz 80.

Leipzig, 1813 Schlacht bei 211 ff.
Le Mans, 1871 Schlacht bei 302.
Lenzen, 929 Schlacht bei 3.
Leopold II., Kaiser 160.
Leopold von Hohenzollern, Erbprinz 282.
Leopold von Anhalt-Dessau 87. 91. 103. 105, Erbprinz 113.
Lestocq, General 174. 178.
Leubus, Kloster 112.
Leuthen, 1757 Schlacht bei 127.
Lewald, Feldmarschall 124.
Licenzen 192.
Lichnowski, Fürst 242.
Liebenau, Gefecht bei 271.
Liebesgespräche 72.
Liegnitz, 1675 Aussterben des Herzogshauses 68.
Liegnitz, 1760 Schlacht bei 135.
Ligny, 1815 Schlacht bei 222.
Lingen, Erwerbung v. 88, zu Hannover 225.
Lisaine, 1871 Schlacht an der 304.
Lobositz, 1756 Schlacht bei 122.
Londoner Protokoll 244.
Lothar, Kaiser 4.
Lothringen zu Deutschland 306.
Loudon, General 130. 133. 135. 137.
Louis Bonaparte 192.
Louis Ferdinand 170.
Ludwig der Ältere, Markgraf 12.
Ludwig II. der Römer 13.
Ludwig IV., Kaiser 11.
Ludwig XIV. 62. 77.
Ludwig XVI. 161.
Ludwig XVIII. 221. 224.
Luise Henriette 52. 54.
Luise, Königin 164. 173. 177. 178. 190.
Lützowsches Freikorps 200. 203. 206.
Luxemburg, 1867 Streit um 281.

Maaßen, Minister 228.
Mac Mahon 285. 288. 294. 296.
Magdeburg, Ursprung der Stadt 2, Erzbistum 3, Einverleibung von Stadt und Bistum 52, Kapitulation der Stadt 172.
Malplaquet, Schlacht bei 88.
Mansfeld, Söldnerführer 46.
Manteuffel, General 277. 302. 304.
Maria Theresia 105. 113 ff.
Marianen, Inselgruppe der 343.
Marienburg 39.
Marine s. Flotte.
Markaner 138.
Marokko 345.
Mars la Tour, 1870 Schlacht bei 290.
Maße, einheitliche 316.
Matthias v. Jagow 30.
Maxen, Finkenfang bei 134.
Meißen, die Mark 3.
Merveldt, österreichischer General 211.
Metternich, Fürst 207.
Metz, 1870 Schlachten um 290 ff., Belagerung 299, zu Deutschland 306.
Minden, Einverleibung des Bistums 52, 1759 Schlacht bei 133.
Ministerium 35. 182. 234. 249. 317. 318.
Miquel, Minister v. 345.
Mission, innere 254. 333.
Mitbelehnung in Preußen 32.
Möckern, 1813 Gefecht bei 204, Schlacht bei 212.
Möllendorf, General 162.
Mollwitz, 1741 Schlacht bei 113.
Moltke, Feldmarschall v. 260. 306.
Monopol 57. 146. 157.
Moritz von Anhalt-Dessau 128. 132.
Moskau, Brand von 194.
Motz, Minister 228.
Moys, 1757 Gefecht bei 126.
Mühlberg, 1547 Schlacht bei 32.
Münchengrätz, 1866 Gefecht bei 271.
Münster, Friede zu 52.
Münzen, einheitliche 316.

Nachod, 1866 Gefecht bei 272.
Nantes, Edikt von 73.
Napoleon I. Bonaparte 167—225; III. 239. 277. 278. 281 ff. 286. 296.
Nassau, Einverleibung von 279.
Nationalversammlung, französische 306.
Nationalversammlung, deutsche 240. 242.
Nationalversammlung, preußische 241.
Nehring, Baumeister 80.
Neipperg, österreichischer Feldmarschall 113.
Nettelbeck 175. 176.
Netzebruch trocken gelegt 142.
Neuenburg, Verzichtleistung auf 249.
Neufahrwasser, 1870 Seegefecht bei 300.
Neues Palais 140. 143.
Neumark, die, zu Brandenburg 8, verpfändet 14, zurückgekauft 23, an Johann 30, wieder erworben 33.
Ney, französischer General 205. 210. 221.
Nikolaus I., Kaiser von Rußland 245. II. 337.
Nollendorf, 1813 Schlacht bei 210.
Norddeutscher Bund 278. 280.
Nordhausen zu Preußen 88.
Nordischer Krieg 84. 103.
Nordmark 3. 4.
Nordostseekanal 317.
Nordseeküste zu Frankreich 193.
Normann, württembergischer General 212.
Nostiz, Blüchers Adjutant 222.

Nürnberg, Burggrafschaft von, den Hohenzollern übergeben 16.
Nymwegen, Friede zu 66.

Oberappellationsgericht 80.
Obergeldern zu Preußen 103.
Oberkirchenrat, Evangelischer 254.
Oberrechnungskammer Preußens 94.
Oberschulkollegium 158.
Obotriten 1.
Oderbruch trocken gelegt 142.
Oliva, 1660 Friede zu 61.
Olmütz, Belagerung von 130, Tag von 246.
Oranien, Heinrich von 52. Wilhelm III. von 75. 77.
Oranienburg 54.
Orleans, Schlacht bei 302.
Osnabrück, Friedensverhandlungen zu 52.
Ostfriesland, Anwartschaft auf 68. 76, vom Großen Kurfürsten besetzt 72, einverleibt 115, an Hannover abgetreten 225.
Ostpreußen, Ordensland 36 ff., polnisches Lehen 41, zu Brandenburg 45, souverän 61.
Otto I. und II., Kaiser 3.
Otto I., Markgraf 7, II. und III.: 8, IV.: 8.
Otto der Faule 13, von Bamberg 4. 103.
Oudenarde, Schlacht bei 88.
Oudinot, französischer General 208.

Palauinseln erworben 343.
Paris, Belagerung von 298. 300. 303, Einzug in 219. 224, erster Friede zu 219, zweiter 224, Vertrag zu 181.
Pestalozzi 184. 232.
Peter der Große 103.
Peter III. von Rußland 138. 139.
Petersberg bei Halle zu Preußen 88.
Piast 112.
Pillnitz, 1792 Vertrag zu 160.
Pirna, Lager bei 122.
Pitt, englischer Minister 128.
Plaue, Eroberung der Burg 18.
Plauescher Kanal 144.
Podol, 1866 Gefecht bei 271.
Polen, verliert Pommerellen 9, erste Teilung 153, zweite und dritte 163.
Polen, die, verwüsten die Mark 11, Gegner des Deutschen Ordens 40 ff., der Schweden und des Großen Kurfürsten 57 ff., des Deutschtums in Schlesien 112, 1733 Erbfolgekrieg 106.
Pommerellen zu Brandenburg 9.
Pommern, Bekehrung 4, ältere Geschichte 103, zu Preußen 52. 68. 103. 226.
Pompadour, Marquise v. 119.
Poniatowski 153.
Postwesen 56. 99. 317.
Potsdam 99.
Potsdamer Edikt 73.
Prag, 1757 Schlacht bei 123, Friedenskongreß 207, Friede zu 278.
Pragmatische Sanktion 105. 113.
Präparandenanstalten 322.
Prenzlau, Vertrag zu 25, Kapitulation von 172.
Preußen, Mitbelehnung 32, Ordensland 36 ff., Teilung 41.
Preußisch-Eylau, 1807 Schlacht bei 174.
Pribislaw, Wendenfürst 4.
Prignitz zu Brandenburg 4.
Prittwitz, Rittmeister v. 133.
Privat, Schlacht bei St. 292. 293.
Probstheida, Schlacht bei 212.
Provinzialschulkollegien, 1825 errichtet 236.
Provinzialstände 231.
Pufendorf, Samuel v. 56. 80.
Putlitz, Gans zu 15.

Quatrebras, Gefecht bei 222.
Quedlinburg, Erwerbung von 88.
Quentin, 1871 Schlacht bei St. 303.
Quitzow, Hans und Dietrich v. 14 ff. 18.

Radegast, wendischer Gott 1.
Ranke, Geschichtsschreiber 233. 252.
Rathenow, Überfall von 64.
Raubritterwesen 14. 27.
Rauch, Bildhauer 190. 233.
Raule 63. 69.
Realschule, erste 150.
Rechtspflege 6. 14. 18. 27. 28. 80. 100. 148. 182. 317.
Redarier 3.
Reformation, Einführung der 30.
Regie 146. 157.
Regulative, das Volksschulwesen betr. 249.
Reichenbach, 1813 Vertrag zu 206.
Reichsdeputationshauptschluß 167.
Reichsgerichtsgebäude 346.
Reichsstrafgesetzbuch 317.
Reichstag, deutscher 310. Norddeutscher 280. 284.
Reichsverweser 240.
Religionsedikt 158. 166.
Revolution in Berlin 240, in Frankreich 160. 231. 239.
Rheinbund 169. 188. 214.
Rheinsberg, Schloß 109. 155.
Rhein-Weser-Hannover-Kanal 345.
Ried, Vertrag zu 210.
Ritter, Geograph Karl 233. 249.
Rochow, Eberhard v. 152.
Roon, Kriegsminister v. 260 ff.

Roßbach, 1757 Schlacht bei 126.
Roth, Königsberger Schöppenmeister 61.
Rousseau 158.
Rügen, Eroberung von 103. 104.
Ruppin, 1524 einverleibt 29.
Ruppiner Kanal 158.
Rußland, 1812 Zug nach 192.
Ryswick, 1697 Friede zu 77.

Saarbrücken, 1870 Gefecht bei 286.
Sachsen, Besetzung von 122. 271, Teilung von 225.
Sachsenspiegel 10.
Sadowa, Schlacht bei 274 ff.
Säkularisation 167. 191.
Salza, Hermann von 36.
Salzburger, Aufnahme der 96.
Samoa 343.
Sanssouci, Schloß 140.
Schadow, Bildhauer 158.
Scharnhorst, General 171. 174. 182. 194. 205.
Schenkendorf, Max v. 203.
Schiefe Schlachtordnung 127.
Schildhorn, Sage vom 5.
Schill, Major v. 176. 187.
Schinkel, Baumeister 233.
Schleiermacher 184.
Schlesien, ältere Geschichte 112, Kriege um 113—140, Einverleibung von 114.
Schleswig-Holstein 243. 244 ff., Einverleibung von 278.
Schliemann 319.
Schloßgesessene 6.
Schlüter, Andreas 80.
Schmalkaldischer Bund 32.
Schmettau, Graf 134.
Schnapphähne 14. 27.
Schönbrunn, 1805 Vertrag zu 169.
Schöning, General 68.
Schulpflicht 101. 232.
Schulreform 346.
Schulwesen 31. 101. 150. 249. 319. 321.
Schwanenorden 24.
Schwarzenberg, Fürst 207. 214.
Schwarzer Adlerorden 84.
Schwarzer Tod 12.
Schwedt, Markgrafen von 76; 1713 Vertrag zu 103.
Schweidnitz 126. 130. 137. 139.
Schwerin, Oberst 116, Feldmarschall 123.
Schwiebus, Kreis 68.
Seckendorf, österreich. Gesandter 103. 105.
Sedan, 1870 Schlacht bei 296.
Seehandlungsgesellschaft 145.
Selbstverwaltung 182. 318.
Seminare 101. 150. 232. 322.
Semnonen 1.
Seydlitz 125. 131.
Sigismund, Kaiser 13. 17. 22.
Skalitz, 1866 Gefecht bei 272.
Slawen 1.
Soltikow, russischer General 133.
Sommerfeld zu Brandenburg 26.
Soor, 1745 Schlacht bei 116, 1866 Gefecht bei 272.
Sophie Dorothea, Königin 90, Sophie Charlotte, Kurfürstin 76. 80.
Sorben 1.
Soubise 125.
Sozialdemokraten 314 ff.
Sozialpolitik 315.
Spanier, Aufstand der 185.
Spanischer Erbfolgekrieg 84. 86.
Sparr, Otto v. 56.
Spener, Phil. Jak. 83.
Spicherer Höhen 288.
Staatsrat 227.
Staatsverwaltung 35. 61. 90 ff. 182. 227. 234. 249. 317. 318.
Städteordnung Joachims I. 28.
Städtische Verwaltung 98. 182.
Stände, Entstehung der 10, preußische 61, brandenburgische 46. 57.
Standesvorzüge, Aufhebung der 181.
Stargard zu Brandenburg 8.
Starhemberg, Rüdiger v. 68.
Stein, Freiherr v. 170. 180. 194. 200. 236.
Steinmetz, General 272. 285.
Stephan, Generalpostmeister 301. 317.
Sternberg, Land, zu Brandenburg 8.
Stettin 2, vom Großen Kurfürsten erobert 66, zu Preußen 103.
Steuern 10. 26. 56. 227. 346.
Stralsund 66.
Straßburg geraubt 68, zurückerobert 299.
Striegau, 1745 Schlacht bei 116.
Suarez 150.
Suezkanal eröffnet 329.
Sulingen, Kapitulation von 168.
Swantewit 1.
Swinekanal, Swinemünde 144.
Sybel, Geschichtsschreiber 233. 249.
Synodalordnung 322.

Tabakskollegium 106.
Tabaksmonopol 146. 157.
Talleyrand 168.
Tangermünde 13.
Tann, General v. d. 301.
Tauberbischofsheim, 1866 Gefecht bei 278.
Tauentzien, General 207. 208. 210.
Tauroggen, 1812 Vertrag zu 196.
Tecklenburg zu Preußen 88.

Telegraph und Telephon 229. 249. 317.
Templerorden in Brandenburg 6.
Teschen, Friede zu 154.
Testament des Großen Kurfürsten 75. 76.
Tettenborn, russischer General 204.
Thaer 230.
Thiers 306.
Thomasius 83.
Thorn zu Polen 41, zu Preußen 163, Blutbad zu 103.
Thurneysser 34.
Tilsit, Friede zu 178.
Tiroler, Aufstand der 188.
Torgau, 1760 Schlacht bei 136.
Tottleben, russischer General 135.
Trakehnen, Landesgestüt 91.
Trautenau, 1866 Gefecht bei 272.
Treffenfeld, Hennigs v. 66.
Treitschke, Geschichtsschreiber 233.
Triglaf 1.
Trochu 298.
Tschernitschew 138. 139.
Tugendbund 185.
Turin, Schlacht bei 88.

Uckermark zu Brandenburg 8.
Unfallversicherung 316.
Uniform 56, 91.
Union, kirchliche 233.
Union, staatliche 245.
Universität zu Berlin 191. Bonn 233. Duisburg 56. Frankfurt 26. 28. Greifswald 26. Halle 83. 233. Königsberg 42. Göttingen 279. Wittenberg 233.
Utrecht, 1713 Friede zu 103.

Valmy, 1792 Kanonade bei 161.
Vandamme 204.
Verden, Bistum, 1719 zu Hannover 103.
Vereinigter Landtag 239.
Verfassung, preußische 192. 230. 238. 256, deutsche 312.
Verfassungskonflikt 263.
Versailles, Kaiserproklamation in 308. 311.
Verwaltung s. Staatsverwaltung.
Viktoria, Kaiserin Friedrich 329.
Vineta 2.
Vionville, 1870 Schlacht bei 290.
Vischer, Peter 27.
Vogel v. Falckenstein 271. 277. 300.
Volksvertretung 192 (s. Verfassung).
Voltaire 109. 158.
Vorpommern zu Brandenburg 103. 226.
Vossem, Friede zu 63.

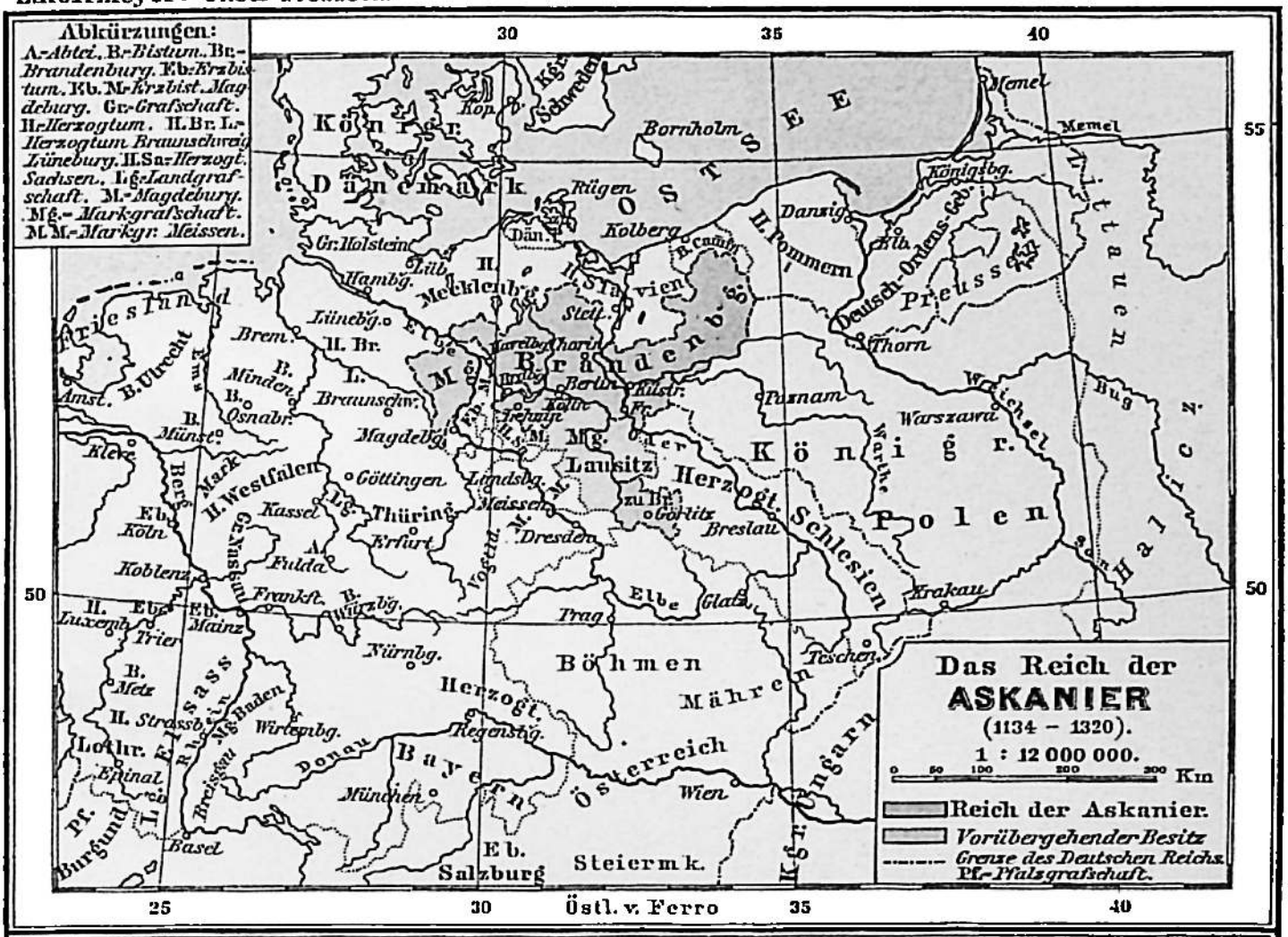
Wachau, 1813 Schlacht bei 211.
Wackenitz, Oberst v. 131.
Waffenstillstand 1813: 205.
Waghäusel, Gefecht bei 245.
Wagram, 1809 Schlacht bei 188.
Wahlstatt, Fürst Blücher von 209.
Waldemar, der Große 9, der falsche 12.
Waldenser 75. 234.
Waldersee, Feldmarschall Graf 343.
Warkotsch 137.
Warschau, Schlacht bei 58, Eroberung von 163, zu Preußen 163, zu Rußland 225.
Wartenberg und Wartensleben 89.
Wartenburg, 1813 Übergang bei 211.
Warthebruch trocken gelegt 142.
Waterloo, 1815 Schlacht bei 223.
Wavre, Blücher in 223.
Wedel, General 133.
Wedell, Leutnant 188.
Weh, das dreifache 89.
Wehlau, Vertrag zu 60.
Wehrpflicht, allgemeine 91. 146. 183. 227. 337.
Weißenburg, 1870 Schlacht bei 286.
Weißenburger Linien 162.
Wellington 221 ff.
Weltausstellung, die erste 249.
Weltpostverein 317.
Wenden 1 ff. 4 ff.
Wenzel 13.
Werder, General 299. 304.
Wesel, Opfer zu 187.
Westfalen, Königreich 179, zu Preußen 225.
Westfälischer Friede 52.
Westpreußen an Polen 41, zu Preußen 153.
Wichern 254.
Wien, Belagerung von 68, Friede zu 267, Kongreß zu 221. 225.
Wilhelm I., der Große 218. 255 ff. 328. II. 333 ff.
Wilhelm, Kronprinz von Preußen 333. 352.
Wilhelm III. von Oranien 75. 88.
Wilhelm, Prinzessin 203.
Wilhelmshaven 247.
Wilsnack, das Blut von 15. 29.
Wilzen 1.
Wimpffen, französischer General 296.
Winterfeldt, General 126.
Wissenschaft, Förderung der 56. 80. 152. 233. 249. 319. 346.
Wittgenstein, Fürst 207.
Wittstock, 1636 Schlacht bei 47.
Wolin 2.
Wöllner, Minister 158.
Wörth, 1870 Schlacht bei 288.
Wrangel, preußischer Feldmarschall 242. 244. 265.
Wrangel, schwedischer General 64.
Wusterhausen, Vertrag von 105.

Xanten, Vertrag zu 45.

York, General 195. 196. 207. 209. 211.

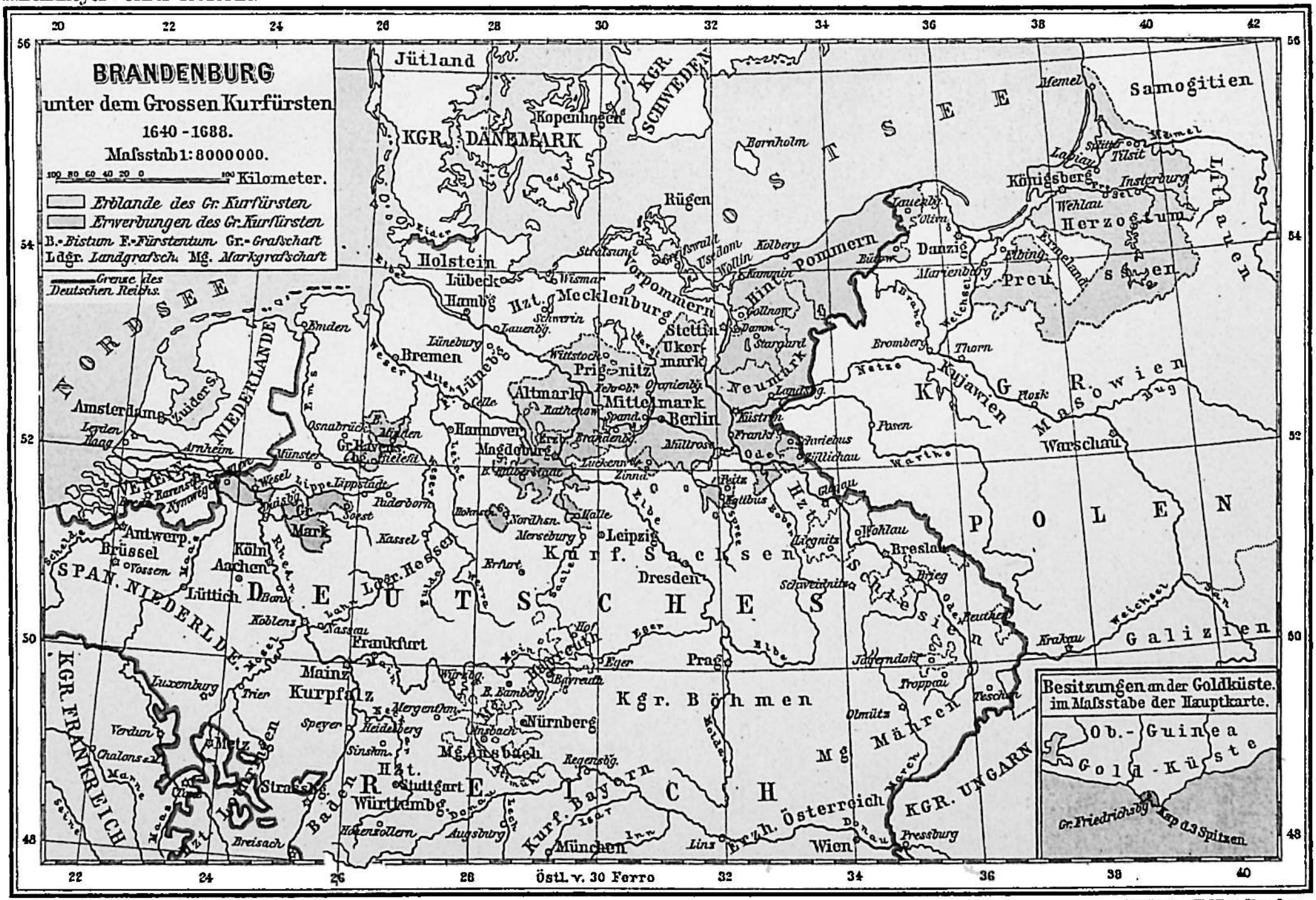
Zeven, 1757 Übereinkunft im Kloster 125.
Zieten 115. 135 ff. 155. 156.
Zinzendorf, Graf v. 83.
Zölle 317.
Zollern, Graf v. 16.
Zollparlament 281.
Zollverein, der deutsche 228. 247. 281.
Zorndorf, 1758 Schlacht bei 130.
Zossen zu Brandenburg 26.
Züllichau zu Brandenburg 26.
Zum grauen Kloster, Gymnasium 56.
Zündnadelgewehr 274.

Druck von Karl Marquart in Leipzig.



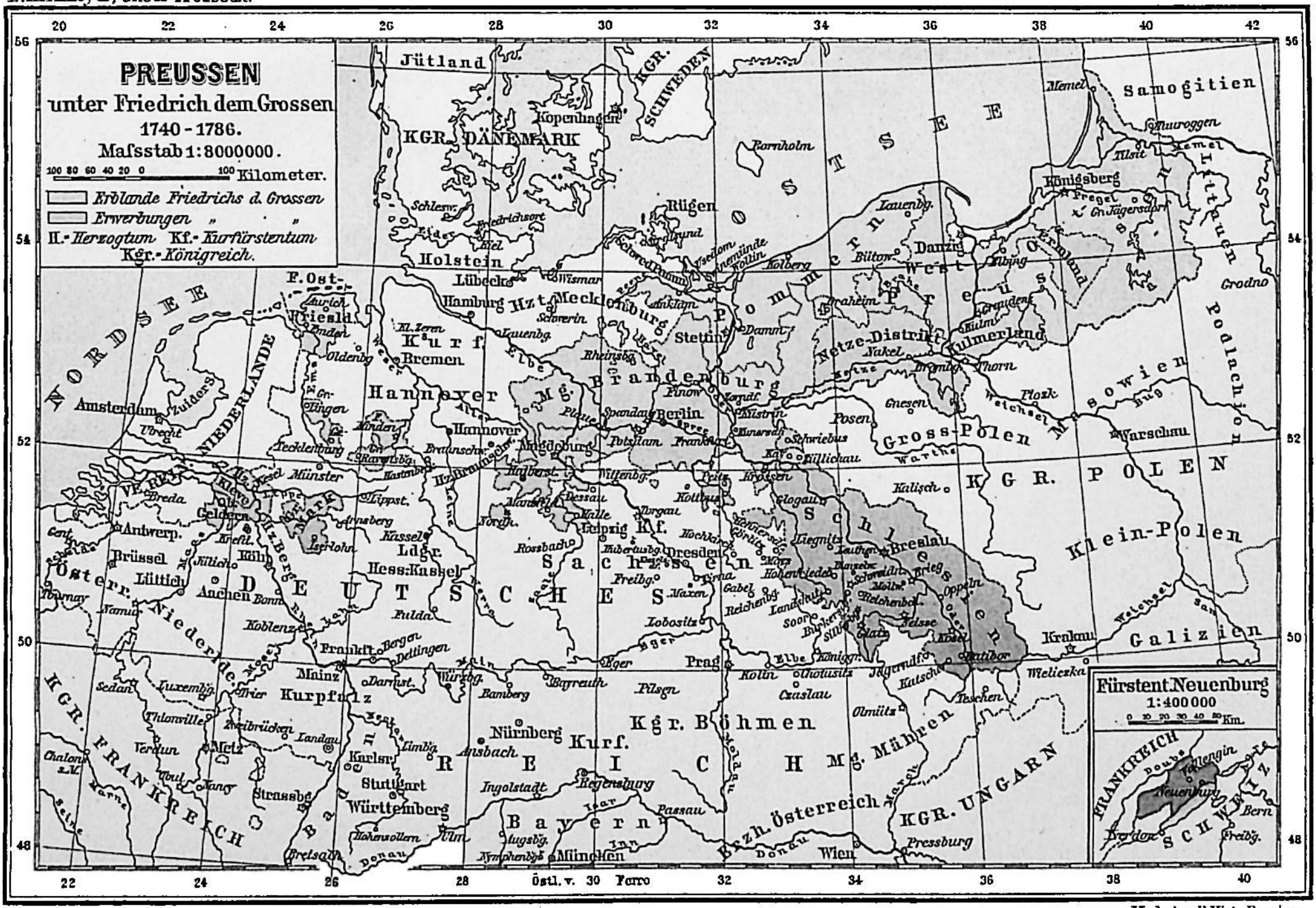


Geogr. Inst. v. G. Sternkopf, Halle a. S. Verlag v. F. Hirt, Breslau.



Geogr. Inst. v. G. Sternkopf Halle a. S.

Verlag v. E. Hirt, Breslau.


PREUSSEN
unter Friedrich dem Grossen
1740 - 1786.
Maßstab 1:8000000.
100 80 60 40 20 0 100 Kilometer.
Erblande Friedrichs d. Grossen
Erwerbungen „ „ „
H. = Herzogtum Kf. = Kurfürstentum
Kgr. = Königreich.
Fürstent. Neuenburg
1:400000
0 10 20 30 40 50 Km.
Jütland
KGR. DÄNEMARK
KGR. SCHWEDEN
Kopenhagen
Bornholm
Rügen
Holstein
Lübeck
Hamburg
Hzt. Mecklenburg
Schwerin
Wismar
Rostock
Stettin
Pommern
Westpreussen
Ostpreussen
Danzig
Königsberg
Memel
Samogitien
Litauen
Kurland
Grodno
Podlachien
Masowien
Warschau
Netze-Distrikt
Kulmerland
Thorn
Gnesen
Posen
Gross-Polen
Kalisch
KGR. POLEN
Klein-Polen
Galizien
Krakau
Breslau
Schlesien
Liegnitz
Glogau
Kottbus
Frankfurt
Berlin
Potsdam
Brandenburg
Kurf. Sachsen
Dresden
Leipzig
Kf. Hannover
Hannover
Magdeburg
Bremen
Kurf. Hessen-Kassel
Ldgr. Hess.-Kassel
Braunschw.
Hz. Braunschw.
Oldenbg.
Münster
Hz. Arenberg
Kurköln
Kurtrier
Kurpfalz
Mainz
Nürnberg
Kurf. Bayern
Ansbach
Bayreuth
Würzbg.
Bamberg
Ingolstadt
Regensburg
Passau
Augsbg.
München
Ulm
Stuttgart
Württemberg
Hohenzollern
Kgr. Böhmen
Prag
Pilsen
Budweis
Mg. Mähren
Brünn
Olmütz
Teschen
Brzh. Österreich
Wien
Pressburg
KGR. UNGARN
Österr. Niederlande
Amsterdam
Antwerp.
Brüssel
Lüttich
Aachen
Trier
Metz
Verdun
Luxemburg
Sedan
Strassbg.
Landau
Zweibrücken
Karlsr.
Koblenz
Frankf.
Fulda
Kassel
Münster
Lippst.
Minden
Hannover
Braunschw.
Magdeburg
Halberst.
Dessau
Halle
Leipzig
Dresden
Freiberg
Zittau
Görlitz
Lobositz
Aussig
Teplitz
Saaz
Eger
Pilsen
Budweis
Linz
Passau
Salzburg
Innsbruck
Bern
Genf
Lyon
Paris
Reims
Metz
Nancy
Toul
Chalons
Verdun
Thionville
Luxemburg
Sedan
Trier
Kurpfalz
Mainz
Darmst.
Würzbg.
Bamberg
Bayreuth
Nürnberg
Ansbach
Ingolstadt
Regensburg
Passau
Augsbg.
München
Ulm
Stuttgart
Württemberg
Hohenzollern
Donau
Rhein
Elbe
Oder
Weichsel
Warthe
Netze
Bug
Narew
Pregel
Memel
Nemunas
Düna
Ostsee
Nordsee
Ost-Friesl.
Emden
Oldenbg.
Bremen
Hannover
Amsterdam
Zuidersee
Niederlande
Utrecht
Arnsberg
Kassel
Köln
Bonn
Koblenz
Frankf.





Geogr. Inst. v. G. Sternkopf, Halle a. S. Verlag v. Ellert, Breslau.



Geogr. Inst. v. G. Sternkopf, Halle a. S.

Verlag v. F. Hirt, Breslau.